This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE
MEDICAL LIBRARY
Seidel Collection
HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

LANE
MEDICAL
LIBRARY
SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
1885
Seidel
Collection
HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

Persien.

Das Land und seine Bewohner.

Erster Theil.

Persien.

Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen

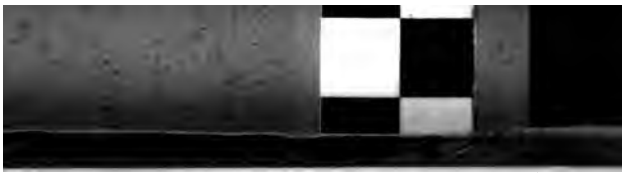
von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.



61-718

Vorwort.

In vorliegendem Werk versuchte ich, ein Bild von dem Charakter, von den Sitten und der Lebensweise eines der interessantesten Völker der Erde zu entwerfen, eines Volks, dessen Ruhm zwar in den Thaten ferner Vergangenheit liegt, das aber noch nicht gealtert, vielmehr berufen scheint, in der Welt- und Culturgeschichte der Zukunft eine nicht unwichtige Rolle zu spielen.

Ich schilderte mit besonderer Ausführlichkeit das Leben am Hofe des Schah von Persien, weil die Sitten und Moden des ganzen Volks im wesentlichen sich nach ihm richten, während andererseits die Dynastie, obwol aus türkisch-tatarischem Stamm hervorgegangen, dem Einfluß des persischen Elements sich nicht verschließen konnte.

Nächstdem gab ich Andeutungen und Regeln für das diätetische Verhalten der Ankömmlinge und Reisenden aus Europa; denn ich hatte gesehen, wie die meisten aus Unkenntniß derselben erkrankten und nach kurzer Zeit den Krankheiten erlagen, welche sie bei einiger Vorsicht hätten vermeiden können.

61418

Vorwort.

In vorliegendem Werk versuchte ich, ein Bild von dem Charakter, von den Sitten und der Lebensweise eines der interessantesten Völker der Erde zu entwerfen, eines Volks, dessen Ruhm zwar in den Thaten ferner Vergangenheit liegt, das aber noch nicht gealtert, vielmehr berufen scheint, in der Welt- und Culturgeschichte der Zukunft eine nicht unwichtige Rolle zu spielen.

Ich schilderte mit besonderer Ausführlichkeit das Leben am Hofe des Schah von Persien, weil die Sitten und Moden des ganzen Volks im wesentlichen sich nach ihm richten, während andererseits die Dynastie, obwol aus türkisch-tatarischem Stamm hervorgegangen, dem Einfluß des persischen Elements sich nicht verschließen konnte.

Nächstdem gab ich Andeutungen und Regeln für das diätetische Verhalten der Ankömmlinge und Reisenden aus Europa; denn ich hatte gesehen, wie die meisten aus Unkenntniß derselben erkrankten und nach kurzer Zeit den Krankheiten erlagen, welche sie bei einiger Vorsicht hätten vermeiden können.

Ich spreche dabei aus Erfahrung; die anfängliche Vernachlässigung hygienischer Maßregeln brachte mich selbst an den Rand des Grabes, und nur durch Zufall entging ich dem nahen Tode. Viele wurden durch meinen Rath gerettet, andere befolgten ihn nicht: sie fanden den Tod, den ich ihnen vorhergesagt. Man kann wol behaupten, daß der Europäer im Orient sein Pferd naturgemäßer behandele, als seinen eigenen Körper; er sündigt in und außer den Mauern und pflegt dann die unausbleiblichen traurigen Folgen dem ungewohnten Klima allein zuzuschreiben.

Leicht mag der Tourist ein anziehendes Gemälde von dem Lande, welches er durchstreift, entwerfen. Ihm ist alles neu, die Eindrücke sind frisch und jugendlich; manchen leitet auch ein richtiger Instinct, der auf den ersten Blick das Wahre herausfindet. So waren auch die Briefe, welche ich kurz nach meiner Ankunft in Persien an die Freunde in der Heimat schrieb, voll lebhafter Anschauungen. Mit der Zeit jedoch merkte ich, daß die Schlüsse, zu denen ich mich anfangs berechtigt glaubte, bedeutender Modificationen bedurften. Als ich im Jahre 1851 ins Land kam, fand ich großes Gefallen an der iranischen Gesellschaft, an den schönen Wendungen und Feinheiten des Gesprächs; das artige Benehmen der Gebildeten sagte mir ungemein zu. Später mußte ich leider wahrnehmen, daß viel Falschheit, Lug und Trug hinter den geschmeidigen Formen sich verberge; ich fing an das Volk zu verachten. Wieder einige Jahre später wurde ich in meinem Urtheil irre; ich konnte nicht unter-

ſcheiden, ob die guten oder die ſchlechten Eigenſchaften überwiegen, ob letztere in der Organiſation des iraniſchen Typus begründet, oder auf Rechnung des langen despotiſchen Drucks, dem das Volk unterworfen, zu ſtellen ſeien.

In meinem Buch habe ich mich bemüht, die Verhältniſſe frei von aller Voreingenommenheit möglichſt objectiv darzuſtellen. Ein neunjähriger Aufenthalt im Lande, die Kenntniß der perſiſchen Sprache und der einſchlagenden Literatur, die ich mir daſelbſt angeeignet, meine Stellung als Lehrer an der mediciniſchen Schule zu Teheran und ſpäter als Leibarzt des Schah, vielfache Reiſen in die verſchiedenen Städte und Provinzen, ſetzten mich in die Lage, die Hauptſtadt ſowol wie alle Gegenden des weitgeſtreckten Reichs, ſeine nach Abſtammung, Sprache und Religion vielgeſtalteten Bewohner, die politiſchen, ethiſchen und Culturzuſtände, ſoweit es dem Fremden möglich iſt, kennen zu lernen. Es verſteht ſich außerdem von ſelbſt, daß über den weiblichen Theil der Bevölkerung, ſowie über das Familienleben im Orient überhaupt, nur der Arzt einen auf eigener Anſchauung fußenden Bericht zu geben im Stande iſt.

Ich vermied bei der Abfaſſung, fremde Quellen zu benutzen; ich wollte, daß das Buch mir gehöre, daß ich allein für ſeine Vorzüge und ſeine Fehler einzuſtehen hätte:

> Beſſer ſteht mein eigen Wams, geflickt,
> Als erborgtes, reich mit Gold geſtickt. (Saadi.)

Ich darf daher wegen mancher Lücken um Nachſicht bitten; jeder, der die Verhältniſſe kennt, wird einräumen,

wie schwer es dem Europäer wird, ins orientalische Leben, besonders in das der Familie einzudringen oder von den Landesbewohnern zuverlässige Auskunft darüber zu erlangen.

Was die Orthographie der persischen Worte betrifft, so suchte ich sie der deutschen Aussprache möglichst anzupassen. Den eigenthümlichen Laut des langen a, welches ungefähr dem a im englischen Wort all entspricht, bezeichnete ich durch ā; das kurze a, dem deutschen ä sich nähernd, durch æ, so in pædær, der Vater; für das arabische Khaf bediente ich mich des k̲; den Unterschied des Ain und Ghain aber glaubte ich um so eher unberücksichtigt lassen zu dürfen, als es selbst dem Perser selten gelingt, diese den Arabern eigenthümlichen Laute richtig wiederzugeben.

Schließlich fühle ich mich verpflichtet, meinem Gefährten und Freunde Dr. J. C. Häntzsche, welcher Leid und Freud in Persien mit mir getheilt, für einige von ihm erhaltene werthvolle Notizen an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

Wien, im Februar 1865.

Dr. J. E. Polak.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Vorwort v

Zur Einleitung XIII

I. **Volkszahl, Abstammung und Stände.** Schätzung der Seelenzahl. Bestandtheile der Bevölkerung. Perser und Meder (Körperbildung, Charakter der Fuzul, Freimaurerei, Gruß und Titel, Schimpfworte und Flüche, Betheuerungen). Turko-Tataren. Kurden. Armener. Juden (Charakter und Beschäftigung, das Estherdenkmal in Ecbatana, Echtheit des Buches Esther). Gebern. Turkomanen. Afghanen und Beludschen. Zigeuner. Die Colonie der Europäer. Prinzen. Prinzen früherer Dynastien. Chane. Ehrentitel. Schreiber. Seiide. Lutis. Derwische. Soldaten (die Wehrkraft, Offiziere, Artillerie, Angriff, Scalpe, Schlußbemerkung) 1

II. **Wohnhäuser, Städte, Gärten, Sommersitze und Zeltlager.** Ausdehnung der Wohnungen. Rascher Verfall. Baumaterial. Bauleute. Innere Einrichtung. Ventilation. Heizung. Aborte. Höfe. Frauengemächer. Die Stadt Teheran (Lage, Befestigung, Stadtviertel, Gassen, Beleuchtung, Reinigung, Bazare und Karavanserais, Bäder, Moscheen und Madrasses, Amphitheater, Plätze, Miethswohnungen, Hunde, Fliegen, Mücken, Zecken, Skorpione und Solpugen). Die Citadelle von Teheran. Physiognomie anderer Städte (Ispahan. Die beweglichen Minarets). Gärten. Sommersitze. Zeltlager 49

III. **Speisen und deren Zubereitung. Mahlzeiten.** Nationalgerichte: Tschillaw. Pillaw und Asch. Brot. Fleisch, Wild, Geflügel.

Seite

Fische. Speisegesetze. Milch, Käse. Sauere Conserven und Scherbets. Süßigkeiten. Früchte. Gemüse. Getränke. Eis und Eisgruben. Gewürze. Küche und Küchengeräthe. Tafelgeschirr. Die Mahlzeit. Gastereien und Trinkgelage. Die königliche Tafel. Volksverpflegung. Billigkeit und Theuerung der Lebensmittel 106

IV. **Kleidung, Schmuck und Waffen.** System der Bekleidung in Bezug auf die Gesundheit. Die Kopfbedeckung. Das Hemd. Das Taschentuch. Das Wams. Der Rock. Der Gürtel. Der Leibrock. Der Ueberwurf. Die Beinkleider. Fußbekleidung. Handschuhe. Hoftracht der Magistratspersonen. Hauskleidung des Schah. Allgemeine Regeln für die Bekleidung. Pelze. Der Shawlstoff. Kleidung verschiedener Stämme. Schmucksachen (Uhr, Rosenkranz, Petschafte, Ringe, Edelsteine und Perlen). Waffen. Kleidung und Schmuck der Frauen . . 138

V. **Ruhe und Bewegung. Jagd. Gymnastik.** Sitzen und Stehen. Schlafen und Wachen. Kneten. Schlafstelle. Wo soll der Europäer schlafen? Gehen und Laufen. Reiten. Reisen. Reiterspiele. Jagd (die Falkenjagd, königliche Jagden, Jagdabenteuer, Verschenken des Wildes, Kamelkampf, die jagdbaren wilden Thiere). Gymnastik (Heilgymnastik, Turnanstalten, die verschiedenen Uebungen, Saadi's Erzählung, Schwimmen, Fechten, Schießen). Schlußbetrachtung 163

VI. **Das Familien- und Geschlechtsleben.** Ernährung und Pflege der Kinder. Beschneidung. Vornamen. Unterricht im Anstand. Frühes Heirathen. Ehen unter Verwandten. Die Menstruation. Die Brüste. Leichtigkeit des Heirathens. Die Akdi und die Sighe. Polygamie und Monogamie. Der Trauungsact. Das Hochzeitsfest. Die Jungfrauschaft. Scheidungsgründe. Häufigkeit der Empfängniß. Sterblichkeit der Kinder. Abortus. Verhalten während der Schwangerschaft. Die Entbindung. Körperbeschaffenheit und Charakter der Perserinnen. Aberglaube. Der Harem (der Arzt, Beschäftigung und Behandlung der Frauen). Das patriarchalische System. Der Harem des Schah (Prinz Muzzäfer eddin und sein Bruder Kasem Chan. Trauriges Los der königlichen Frauen). Aberrationen des Geschlechtslebens 194

VII. **Diener, Sklaven und Eunuchen.** Große Zahl der Diener. Ihr Lohn und indirectes Einkommen. Patriarchalisches Ver-

Seite

hältniß zum Herrn. Strafen. Unbrauchbarkeit europäischer Diener im Orient. Kategorien der Dienerschaft. Milde Behandlung. Schwarze und weiße Sklaven. Verwendung und schonende Behandlung derselben. Frühzeitiges Absterben der Schwarzen. Ihre Sprache und Bildungsfähigkeit. Preise der Sklaven. Eunuchen (schwarze und weiße, Freie und Sklaven, künstliche und natürliche). Körperbeschaffenheit und Charakter der Eunuchen. Geschichte des Eunuchen-Chefs Baschir Chan. Der Eunuch Cosruw Chan. Abnahme der Zahl und des Einflusses der Eunuchen 238

VIII. **Bildung, Wissenschaften und Künste.** Bildungserfordernisse. Sprache. Schrift. Dialekte. Aussprache. Die Schreibschrift. Kalligraphie. Schreibmaterial. Elementarschulen und weiterer Unterricht. Einfluß der Nationaldichter. Die neuern Poeten. Poeta laureatus. Gassenpoesie. Chronogramme. Erdkunde. Geschichte und Geschichtschreibung. Buchdruck und Lithographie. Manuscripte. Bibliotheken. Officielle Zeitung. Macht der Presse. Stil und Form der Briefe. Die Munschi. Arithmetik. Alchemie. Astrologie. Zeitrechnung und Kalender. Philosophie. Studien in den Madrasses. Abnahme der Bildung. Schrift der Armener, Chaldäer und Juden. Malerei. Die Bildergalerie des Schah. Gesang, Musik und Tanz. . . 262

IX. **Versuche zur Einführung der europäischen Civilisation.** Instructoren der Armee. Engländer und Franzosen. Reformbestrebungen des Emir Nizam. Berufung der Oesterreicher. Unsere Reise. Ankunft in Teheran und ungünstige Auspicien. Sturz und Tod des Emir. Gründung der Militärschule und der Lehranstalt für Medicin. Meine Lehrthätigkeit. Die Polyklinik. Meine Lehrbücher der Anatomie und der Chirurgie. Operationen. Mein Plan zu einem Spital. Die Ausführung. Meine Sanitätsinstruction für Offiziere. Persische Studirende der Medicin in Paris. Leprosenhäuser. Der Geniehauptmann Zatti. Der Mineur Czarnotta. Baron Gumoëns. Colonel Matrazzo. Der Artilleriehauptmann Krziz. Der Cavallerieoffizier Remiro. Unser Abschied. Gespräch mit dem Schah. Französische Mission unter Commandant Brognart. 294

X. **Religion und Gesetz.** Sunniten und Schiiten. Die Priesterschaft. Die Mulas als Richter. Ihre Verderbniß. Die Scheriet und das Urf. Strafen. Tortur. Gebet. Der

Seite

Muezzin. Wallfahrten. Almosen und Bettler. Fasten. Feste und Feiertage. Die Passionsspiele. Verbote. Hazardspiel. Schachspiel. Wucher. Aberglaube. Sekten (die Scheichi; die Ali Allah; die Babis) 320

XI. **Bäder und Begräbnißstätten.** Oeffentliche Bäder. Der Dalak (Badediener). Das Färben der Haare. Badeprocedur. Die Frauenbäder. Vorzüge und Nachtheile des persischen Bades. Tod und Beerdigung. Friedhöfe. Transport der Leichen nach den heiligen Orten 355

XII. **Der Nauruz (Das Neujahrsfest).** Zeitrechnung. Vorbereitungen zum Feste. Investitur der Gouverneure. Derwische. Salam für die Priester und Würdenträger. Aelteste Gebräuche. Neujahrscour beim Großvezier. Gratulationscour der Gesandten. Oeffentliche Audienz. Das Volksfest. Der Frauensalam. Besuche. Pferderennen. Der letzte Festtag 367

Zur Einleitung.

Das gegenwärtige Persien ist zwar nicht so groß, daß der Schah mit dem jungen Cyrus sagen könnte: „Das Reich meiner Väter dehnt sich gegen Süden bis in jene Gegenden aus, welche die Hitze unbewohnbar macht, und gegen Norden bis an die zu Eis erstarrten Länder; was dazwischen liegt, ist den Satrapen, den Freunden meines Bruders, unterworfen.“ Doch rühmen sich die Perser, daß ihr Reich alle Klimate in sich vereinige, vom heißen tropischen bis zum eiskalten des Nordens, welche Behauptung in dem Satz: „Irân hæftæklim dâred“ (Iran hat sieben Klimate) ihren Ausdruck findet.

Da die Hochebenen ringsum mit hohen Gebirgen umgeben sind, ist die Möglichkeit geboten, in wenigen Stunden aus dem heißen Dattellande auf Höhen zu gelangen, in deren Klüften sich ewiger Schnee birgt, und in Bergthäler, die nur während der vier Sommermonate von Nomaden besucht werden können. Seine Wüsten theilt Persien mit Afrika, seine Tiefländer am Kaspischen Meer gleichen hinsichtlich ihrer Zeugungskraft und Fülle der Vegetation dem reichen Boden Indiens; einzelne reizende Thäler wetteifern an Schönheit mit dem vielgepriesenen Kaschmir, während Arabistan und Laar an Arabien erinnern und auch nur unter arabischen Colonisten gedeihen können. Dank diesen Bodenverhältnissen, vereinigt Persien in seinen Grenzen, oder könnte es wenigstens vereinigen, alle Producte des Südens und Nordens von der Palme und Banane bis zu den unter

ewigem Eis fortwuchernden Gräsern. Arm an Wald, wie das Land jetzt ist, erzeugt es doch in den Provinzen um den Kaspischen See Akazien, Eichen, Buchen, Junipern u. s. w. von seltener Mächtigkeit, welche ausgedehnte Werften mit Bauholz versorgen könnten; ebenso harrt sein unermeßlicher Reichthum an Kohlen-, Eisen- und Kupferlagern nur der Ausbeute, um eine mächtige Industrie, wozu auch die Betriebsamkeit und der Kunstfleiß des iranischen Arbeiters einladet, zu Tage zu fördern. Ein französischer Diplomat fand sich durch diese Wahrnehmungen sogar zu der Bemerkung veranlaßt: wenn einst die Industrie in Persien sich zur Blüte entfaltete, würde nicht nur die Einfuhr aus Europa auf Null sinken, sondern es wäre dann bei den billigen Arbeitslöhnen auch nicht unmöglich, daß persische Producte auf den europäischen Märkten mit Erfolg concurrirten.

Im allgemeinen mangelt es dem Lande zwar an Wasser, weil die hohen Gebirge jeden Niederschlag zurückhalten; allein durch Zertheilen der Bäche, durch Anlage von Kanälen und Leitungen wissen die Bewohner hinlängliche Mengen zur Bewässerung herbeizuschaffen, und so fehlt in den Ebenen, obgleich dort oft acht Monate hindurch kein Regen fällt, nicht Wasser, sondern nur genügender Schutz, um die Leitungen vor Eingriffen der Machthaber sicherzustellen.

Nicht minder mannichfaltig als seine Gegenden sind auch die Bewohner Persiens, vom Iraner reinsten Bluts bis zum Turkomanen der moguliſchen Rasse; die Bewohner des Tafellandes unterscheiden sich sehr wesentlich von denen am Kaspischen See und von den Kindern des Gebirges, die bei einem Wechsel des Aufenthalts sich im eigenen Lande erst acclimatisiren müssen.

Die Auseinandersetzung dieser verschiedenen Verhältnisse bildet den Vorwurf unsers Buchs.

I.

Volkszahl, Abſtammung und Stände.

Schätzung der Seelenzahl. Beſtandtheile der Bevölkerung. Perſer und Meder (Körperbildung, Charakter der Fuzul, Freimaurerei, Gruß und Titel, Schimpfworte und Flüche, Betheuerungen). Turko-Tataren. Kurden. Armener. Juden (Charakter und Beſchäftigung, das Eſtherdenkmal in Ecbatana, Echtheit des Buches Eſther). Gebern. Turkomanen. Afghanen und Beludſchen. Zigeuner. Die Colonie der Europäer. Prinzen. Prinzen früherer Dynaſtien. Chane. Ehrentitel. Schreiber. Seiide. Lutis. Derwiſche. Soldaten (die Wehrkraft, Offiziere, Artillerie, Angriff, Scalpe, Schlußbemerkung).

A. Volkszahl.

Die Größe der Bevölkerung Perſiens läßt ſich äußerſt ſchwer beſtimmen, da keine Geburts- und Sterbeliſten geführt werden, auch niemals eine Volkszählung vorgenommen wurde. Wollte man nach der Zahl der Familien und Häuſer, welche ſich allenfalls ausmitteln ließe, auf die der Bevölkerung ſchließen, ſo würde man, namentlich in den Städten, leicht auf bedeutende Irrthümer gerathen, weil eine Familie mit Dienerſchaft, Sklaven und Clienten, die entweder gekauft oder ſonſt der Familie einverleibt wurden, oft auf 80—100 Perſonen anwächſt. Dieſes Verhältniß gilt jedoch

nur von der seßhaften Bevölkerung, bei welcher Polygamie vorherrschend ist. Fragt man z. B. verschiedene Perser über die Einwohnerzahl der Stadt Teheran, so wird man als Antwort eine beiläufige Zahl erhalten, welche zwischen 60000 bis 500000 variirt. Trotzdem wäre es in den größern Städten bei einiger Sorgfalt möglich, die annähernd richtige Zahl festzustellen. Es muß nämlich für den kalæmter (Polizeihauptmann) die Anzahl der Gestorbenen, welche von den murdaschurs (Todtenbeschauern und Wäschern) besichtigt wurden, verzeichnet werden. Derselbe kennt ferner aus der Menge der Consumtion, nach den Erträgnissen der Accise, ziemlich genau die fluctuirende Bevölkerung. Auf alle meine Fragen aber konnte ich von diesem Manne über die Bevölkerung der Hauptstadt nichts erfahren; er hielt immer mit der Antwort zurück, oder sprach vag und ausweichend „schæ'r bessiār ābād est" (die Stadt ist sehr bevölkert). Religiöses Vorurtheil, die Furcht vor dem bösen Auge, scheint, wie zu Zeiten des Königs David, der Grund dieser Zurückhaltung zu sein, welche sich auch der im Jahre 1859 vom Schah angeordneten Volkszählung hartnäckig entgegensetzte. Dieses Vorurtheil erstreckt sich beim Perser ebenso auf die Angabe seines Alters; auf die Frage darüber, antwortet er unbestimmt: „schon 30 oder 40 Jahre vorüber", oder „pire-merd em" (ich bin ein Greis), weil er das wahre Alter entweder nicht angeben will oder wegen Mangel an Aufzeichnung nicht angeben kann.

Anders verhält sich die Sache mit den Nomaden (il, tschāder-neschin). Ihr Chef, der Ilchani, kennt genau, wieviel Zelte sein Stamm enthält; ihm liegt daran, dessen Stärke, Seelenzahl und Viehstand zu kennen, die Abnahme zu verhindern und den Zuwachs zu fördern. Da sie bestimmte, unveränderliche Weideplätze innehaben, sich höchst selten mit andern Stämmen mischen und meist in Monogamie

leben, so kann durch Zählung der Zelte die mittlere Bevölkerung leicht bestimmt werden. Die umfassendsten Aufklärungen über diese Stämme befinden sich in dem Buche der Lady Sheil, besonders in den Noten des Colonel Sheil, welche als Appendix beigefügt sind.

Rechnet man den Flächenraum des jetzigen Reichs Iran, ohne die bestrittenen Nebenländer, auf circa 22000 Quadratmeilen, bedenkt man die ungeheuern Strecken wüsten Landes, welche entweder ihrer Bodenbeschaffenheit wegen keine Cultur zulassen oder, obzwar sie culturfähig sind, aus Mangel an Arbeitskräften brach und unbebaut liegen; berücksichtigt man die Entvölkerung der einst so großen Städte wie Ispahan, Ray, Kaswin, Schiraz, Sultanieh, Hamadan, Meschhed, ferner daß die Ortschaften zerstreut und oasenförmig in Ebenen und Thälern gelegen, daß ganze Provinzen, so der östliche Theil des Reichs, durch Einfälle der Turkomanen, Afghanen und Beludschen beinahe verwüstet sind und ihre Bevölkerung in die Sklaverei geschleppt wurde, daß selbst in der Nähe der Hauptstadt Teheran große Strecken brachen Bodens sich vorfinden, weshalb die Nomaden sie zum Durchzug benutzen, so kann die Bevölkerung nicht sehr hoch angeschlagen werden, und die Annahme von durchschnittlich 400—450 Seelen auf die Quadratmeile dürfte nicht als zu gering erscheinen, welches eine beiläufige Bevölkerung von 9—10 Millionen ergäbe.

Der Reisende könnte zwar durch den Anblick der vielen leeren Strecken und zerstörten Dörfer in den entgegengesetzten Irrthum verfallen und die Bevölkerung gar zu niedrig anschlagen. Stellt man aber dem entgegen die schönen, fruchtbaren Bergthäler, den ergiebigen Boden, welcher bei natürlicher oder künstlicher Bewässerung einen sehr reichen und fast sichern Ertrag gewährt, die vielen Früchte und Gemüse, die Producte, welche die Heerden sowol zur Nahrung als

auch zur Kleidung liefern, erwägt man, daß allein die Nord- und Westprovinzen an 150000 Mann guter Truppen stellen können, ohne daß der Anbau durch den Abgang von Arbeitskräften gänzlich unterbrochen würde, so kann man eine gar zu geringe Seelenzahl nicht annehmen.

B. Abstammung.

Der Abstammung nach ist die Bevölkerung folgendermaßen zusammengesetzt:

1) Ureinwohner, die Perser und Meder.*) Als Prototyp der erstern gilt die kleine Zahl der Gebern in Yezd und Kirman, ihnen am nächsten im Typus stehen die Luren, Legs und die Einwohner von Kirman, Yezd und Schiraz; als Prototyp der Meder, doch durch die Sumpfluft ziemlich modificirt, sind die Einwohner am Kaspischen Meere anzusehen, die Mazanderaner (Topyren) um Balafrusch (Taberistan) und Gilan'er. Beide Urvölker finden sich auch häufig zerstreut, in Turkistan und Afghanistan unter dem Namen der Tädschik, in Indien als Parsis.

2) Türkisch-tatarische Stämme wohnen vorzüglich in Azerbeidschan bis gegen die Mitte Irans, doch sind auch große Stämme und Zweige in den verschiedenen Gegenden des Landes vertheilt, so um Hamadan (Ecbatana), Schiraz u. s. w. Sie datiren von den Einbrüchen des Dschengis-Chan und Teymur leng (Tamerlan). Auch in den russischen Besitzungen von Transkaukasien sind die Turko-Tataren überwiegend.

---

*) Der Name Perser (farsi) hat sich wohl erhalten, jener der Meder aber ist jetzt im Lande gänzlich unbekannt, weil sie durch Irruption türkischer Stämme fast ganz verdrängt wurden. Doch versteht man gewöhnlich unter Farsi nur den Einwohner der südlichen Provinz Fars, denn der Perser nennt sich Irani und sein Land Iran.

3) Mischlinge aus den häufigen Kreuzungen der Ureinwohner mit den Turko-Tataren. Und zwar erhielt sich in den Städten mehr der persische, auf dem Lande mehr der türkische Typus, weil die Gewerbtreibenden stets den Iranern angehören.

4) Kurden. Sie blieben meist in ihren Stammsitzen im Elwendgebirge; einzelne Zweige wurden zwar auch in andere ferne Provinzen versetzt, so nach Chorassan u. s. w., sie hielten jedoch überall fest an Namen, Sprache und Sitte ihrer Stammesgenossen.

5) Araber, bestehend aus einzelnen zersprengten eingewanderten Stämmen, die zum großen Theil zu Zeiten der Eroberung durch die Moslems im Lande zurückblieben; sie behielten zum Theil ihre Sprache bei, zum Theil nahmen sie das Persische an. Ihr Hauptsitz ist am Persischen Meerbusen.

6) Armener und Kaukasier, welche theils freiwillig ins Land zogen, theils mit Gewalt dorthin versetzt wurden; selbst zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden nach der Eroberung von Tiflis durch Aga Muhamed Chan noch viele Familien nach Nähawend und Käkawend versetzt und zur Annahme des Islams gezwungen.

7) Abkömmlinge aus den Kreuzungen der Ureinwohner mit Armenern und Kaukasiern, besonders von mütterlicher Seite. Die Perser besitzen nämlich eine besondere Vorliebe für blendendweiße Hautfarbe und nahmen sich häufig Weiber aus diesen Stämmen, sei es durch Güte oder mit Gewalt, daher in den angesehenen Familien viel armenisches Blut zurückblieb. Die hellblaue oder meergrüne Farbe der Iris spricht oft deutlich für solche Vermischung, manchmal gelingt es auch durch Nachfrage sie festzustellen.

8) Nestorianer oder Chaldäer. Sie nähern sich dem Araber-Judentypus und wohnen um den Urumiehsee, auch zerstreut in Kurdistan.

9) Juden.

10) Wenige Afghanen und Beludschen.

11) Turkomanen, rein moguliſcher Raſſe. Sie wurden meiſt als Gefangene und Geiſeln ins Land gebracht, wo ſie dann blieben.

12) Abkömmlinge aus Kreuzungen mit den Mogulen, in den nordöſtlichen Grenzprovinzen vorkommend, ſo in Chorajſan.

13) Zigeunerſtämme.

14) Zengebarer und Abyſſinier, als Sklaven eingeführt.

15) Eine ſehr kleine Zahl von Berbern, aus der Nähe von Kabul. Sie bewohnen in Teheran ein eigenes Viertel, das Berbernquartier genannt.

16) Nachkömmlinge von Ruſſen und Polen, welche in frühern Zeiten deſertirten, ſich zum Islam bekehrten und ſich im Lande anſiedelten.

17) Die kleine Colonie der Europäer, welche ſich zeitweilig im Lande aufhalten.

18) Früher war eine große Anzahl Hindu (Banianen), meiſt Kaufleute, im Lande, jetzt beſchränkt ſich ihre Zahl nur auf wenige Derwiſche.

Der Ureinwohner (Perſer und Meder)

iſt von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie ſo weiß wie der Europäer oder der unter ihm lebende Armener; die Iris iſt hellbraun (ſelten ſchwarz), das Haar ſchlicht (nie kraus) und dunkelkaſtanienbraun, der Bart ſehr entwickelt und dicht, der Schädel ſchön oval, die Stirne nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet; die Augen ſind groß mit gewölbter Hornhaut und langem obern Lid, das oft einen großen Theil der Cornea bedeckt, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Naſe zuſammengewachſen, die Wangen wenig

fleischig ohne Incarnat, die Lippen dünnanliegend, das Kinn schmal, der Hals nie lang, der Kehlkopf wenig hervorragend, der Brustkorb breit und entwickelt, die Hüften und das Becken der Frauen weit, die Knochen dünn, die Extremitäten gut entwickelt, um die Gelenke zart, die Hände und Füße von besonderer Schönheit, der Haarboden sehr dicht, der Körper stark behaart. Er setzt unter keinen Verhältnissen des Lebens viel Fett an, während man andererseits exquisite Magerkeit ebenso selten findet. Ich sah im ganzen nur drei fette Perser, doch auch nicht in dem Maße beleibt, daß ihnen das Reiten sehr beschwerlich gefallen wäre. Seine Statur ist über der mittlern Infanteriegröße; auffallend hohe und schlanke, andererseits sehr kleine Individuen finden sich selten. Meinen Landsleuten, den Herren Offizieren, war dieses Verhältniß so auffallend, daß sie mich oft darauf aufmerksam machten. Seine Gesichtszüge sind ernst, doch weder so scharf noch andererseits so schlaff oder carrikirt wie die mancher Europäer; denn der Perser läßt sich nicht durch heftige Gemüthsaffecte erregen, vielmehr ist es ihm Sache des Studiums und der Gewohnheit, sich wenigstens äußerlich zu beherrschen, daher vermeidet er Geberdenspiel und Gesticulationen, die ihm am Europäer vor allem auffällig sind. Im ganzen bietet er in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus und unterscheidet sich dadurch unverkennbar von den mit ihm zusammenwohnenden Nationalitäten, besonders von den Tataren, Armenern und Juden; auch in seinem Wesen findet sich nichts von alledem, was den Südländer und den Semiten zu charakterisiren pflegt.

Unter den höhern Klassen, ferner unter den Beamten und Schriftgelehrten, den sogenannten mirza, mustäfi (Secretäre), muharrer (Stilisten), munschi (Correctoren), sowie unter den zahlreichen Luxusdienern, begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in dem Roman „Hadschi

Baba" von Morrier unübertrefflich geschildert ist. Der Perser hat einen eigenen Namen für sie geschaffen, er nennt sie fuzul, und ihr Benehmen, ihr ganzes Thun und Lassen fuzuli. Der Fuzul ist ein Mensch, der sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen, überall aber auf seine Weise Profit (mædächel) zu machen und fremdes Gut an sich zu ziehen, nach persischem Ausdruck „zu essen" versteht. Er ist vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet sie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, ist er voll Anmaßung gegen den Untern, den er seine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt. Er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; er sucht auf alle Weise denjenigen niederzudrücken, der ihm einst nützlich war, denn er will nicht dankbar sein; er kann es nicht ertragen, eine Verpflichtung gegen jemand zu haben. Er weiß einige Gedichte, Verse und Epigramme zu citiren, und hat stets eine geeignete Bemerkung in Bereitschaft. Er schickt sich in alle Lagen des Lebens und ist zu allem brauchbar, zum Minister wie zum Pferdeknecht. Er betheuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: „Gau churdem!" (Ich aß Koth!) In Ispahan besonders gibt es Fuzuls von reinstem Wasser, daher Morrier weislich den Helden seines Romans dort erziehen läßt. Ein Muster von Fuzul war der vorige Großvezier, Mirza Aga Chan, selbst für die Perser ein Phänomen, man nannte ihn fuzul ibne fuzul (Fuzul Sohn des Fuzul). Er gelangte unter Mehmed Schah in den Staatsdienst; der damalige Minister, Hadschi Agassi, gegen den er intriguirte, äußerte sich über ihn: „Wenn der Diw von Demawend*) auf die Ebene Teherans herabsieht

*) Der Berg Demawend dominirt bekanntlich die Ebene von Rages

und daselbst den Aga Chan bemerkt, so zieht er sich beschei-den zurück, denn er erkennt, daß er einen Meister gefunden." Der europäische Reisende kommt meist mit Leuten dieser Kategorie in Berührung, er ist daher leicht geneigt, die Caricatur Morrier's für Wahrheit zu nehmen und das Charakterbild einer gewissen Menschenklasse irrthümlicherweise auf den Kern der Nation zu übertragen.

Der Perser ist im allgemeinen habgierig, er liebt, viel Geld zu erwerben, ohne die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle zu prüfen, doch gibt er es ebenso leicht wieder aus, um Luxus zu entfalten. In gewisser Beziehung geizig, kennt er doch in Sachen der Liebe keine Sparsamkeit. Er klammert sich fest an seine Familie, an seinen Stamm, jedes Glück oder Unglück, jede Erhöhung oder Erniederung als soli-darisch betrachtend. Verrath in der Familie ist fast unerhört, und findet dann die allgemeine Verachtung, selbst wenn er zum allgemeinen Besten diente.

Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen hat die persische Sprache kein Wort, trotzdem sie sonst sehr fein ausgebildet ist. Tugend wird gewöhnlich mit tæḳwā übersetzt, doch dieses Wort bedeutet Frömmigkeit, d. h. einen dem Ritualgesetz gemäßen Lebenswandel; das Wort hunner bedeutet nicht honor, sondern die Fähigkeit und Tüchtigkeit zu einem Gewerbe, daher sagt man ustā hunner dāred (der Meister hat Befähigung); nemeke hælāl und nemeke hæräm (erlaubtes und unerlaubtes Salz), welches man gewöhnlich gleichbedeutend mit Dank und Undank nimmt, bezieht sich buchstäblich auf Erwiderung und Vernachlässigung der Gast-freundschaft; peschimāni heißt nicht Reue, sondern Mismuth

---

und Teheran. Die Diws (böse Geister) wurden, wie die Sage er-zählt, nach dem Sturze des Usurpators Zahak an den Demawend ge-fesselt.

über den schlechten Erfolg. Ebenso gibt es für Gewissen und Gewissensbisse kein Wort in der Sprache; da sich aber jedes Volk für die existirenden Begriffe ein Wort bildet, so dient der Mangel eines solchen als Beweis, daß diese abstracten Begriffe nicht gekannt sind. Mit der Wahrheit nimmt es der Perser nicht genau, obwol er jedes Wort betheuert; und seitdem Sadi gesungen: „Lüge zu gutem Zweck sei der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erregt", wird jede Unwahrheit als Nothlüge ausgegeben. Andererseits macht er freilich auch keine Ansprüche darauf, daß man ihm glaube, sondern gibt, wenn ertappt, lächelnd die Falschheit seiner Worte zu. Es besteht hierin eine gegenseitige Convention: man empfängt eine falsche Münze und zahlt mit derselben wieder aus, ohne sich für einen Betrogenen und Betrüger zu halten.*)

Der Perser ist mäßig und genügsam in der Nahrung; so hoch er auch gestellt sei, werden ihn zu zeiten etwas Brot, Käse und einige Wüstenkräuter befriedigen, doch liebt er geistige Getränke und aufregende Mittel. Er liebt Ruhe und Bequemlichkeit, ist aber unter Umständen arbeitsam und unermüdlich, und weiß Hitze und Kälte, Hunger und Durst zu ertragen. Glück wie Unglück trägt er mit vollkommenem Gleichmuth. Erhebt z. B. ein im Orient nicht unmöglicher Glückswechsel einen gewöhnlichen Schreiber zum Minister, so wird den neuen Günstling nur der eine Umstand befremden, daß diese Stelle ihm nicht schon früher zutheil wurde und daß er selbst die in ihm liegenden Vorzüge nicht eher erkannte, als bis sie andere herausfanden. Wird derselbe

---

*) Als sich ein englischer Repräsentant beim Großvezier über die Unzuverlässigkeit seiner Worte beklagte, erwiderte dieser: „Nimm als Regel an: alles, was ich sage, ist gelogen; das aber, was ich schreibe, mag wahr sein."

einige Zeit darauf wieder seiner Würde entsetzt und seines Vermögens beraubt, so zieht er sich ruhig in seinen Harem zurück und ruft, ähnlich dem Araber Hiob, aus: „Kesmet est, hemme māle schāh, umre pādschāh dæräz bäsched!“ (So ist die Bestimmung, alles gehört dem König, lange lebe der König!)

In hohem Grade vermag der Perser seine Leidenschaften zu beherrschen; seine Gesichtszüge verrathen nicht, was in der Seele vorgeht, sie sind eine tabula rasa. Lange kann er den Groll in sich verschließen, bis endlich der günstige Moment der Abzahlung und der Rache eintritt. Hierin befolgt er die Maximen Saadi's. Dieser erzählt: „Als ein Derwisch von einem Großen mishandelt wurde, schwieg er und steckte einen Stein in die Tasche. Einige Zeit darauf wurde auf königlichen Befehl der Große in eine Grube geworfen, der Derwisch kam und schleuderte ihm den Stein an den Kopf.“ Saadi macht dabei die Bemerkung: „Nach der Meinung anderer wäre Verzeihen hier auch am Orte gewesen, doch jeder mag wählen, was ihm beliebt.“ Er huldigt dem Grundsatz nil admirari, oder weiß es wenigstens, wenn sein Temperament ihn dennoch hinreißen sollte, so einzurichten, daß man seine Bewunderung nicht merkt. Er hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, wobei er aber häufig dem Wort und dem Rhythmus den Gedanken aufopfert. Er ist witzig, doch unlogisch in seinem Denken. Legt man ihm z. B. den Satz vor: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, so wird er folgern: also ist Cajus kein Pferd oder Esel u. s. w. Jede Autorität hassend, versteht er doch, sich einer jeden zu fügen. Er ist wenig kriegerisch, duldet lange den heftigsten Druck, bricht ihn aber dann endlich mit roher Faust und läßt den Gegner seine Rache zunächst durch Entehrung der Familie empfinden. Er spricht stets von Tugend und Gerechtigkeit, von seinem Abscheu vor Unter-

drückung und Willkür; doch kaum bietet sich ihm die Gelegenheit, so ist er der ärgste Tyrann und eignet sich ohne Scrupel Gut und Vermögen anderer zu. Empfindet der König den Druck europäischer Mächte, so hält er seinerseits wieder die Minister, diese die Statthalter, diese ihre Untergebenen und Diener, letztere endlich die Christen, Juden und Gebern unter despotischem Druck. Seines Schicksals für den nächsten Tag nicht sicher, lebt der Perser nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut sein Haus nur für einige Jahre; der Bauer pflanzt nur so viele und nur solche Bäume, daß er in kürzester Zeit die Früchte genießen kann. Von Natur nicht grausam, behandelt er die Thiere mit mehr Nachsicht als den Menschen. Der stete Anblick despotischer Willkür stumpft sein Mitgefühl ab; daher ist er auf Befehl zu jeder grausamen Handlung bereit, die Verantwortlichkeit dafür auf andere wälzend.

Er liebt es, Gäste zu bewirthen (mehmāni); der niedrigste Knecht ist im Stande, seinen ganzen monatlichen Lohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gastfreundschaft ab; er empfängt seine Gäste nur deshalb, um von ihnen wieder eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, sein Brot allein zu essen, ohne hiermit die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben. Ueber die maßen ergötzen ihn theatralische Vorstellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er ist selbst ein geborener Schauspieler und weiß eine gute Darstellung zu schätzen, jedes Spectakel (tamaschā) zieht ihn an.

Er ist nicht sehr erfinderisch, jedoch sehr tüchtig in der Nachahmung; er faßt rasch auf, lernt schnell, bleibt aber bald stehen und begnügt sich das Aufgefaßte und Erlernte zu verwerthen. Er liebt seinen heimatlichen Boden, doch nur wenig das Vaterland. Er ist leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Bestechung meist auf sehr zweideutigen

Boden. Durchaus nicht fanatisch, will er doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perser, welche zu Hause nie ihr Gebet verrichten, werden, sobald sie zusammenkommen, in diesem Punkte dem Gesetz genügen, trotzdem der eine von dem andern weiß, daß sie sich gegenseitig nur täuschen wollen. Im Umgang ist er angenehm; er versteht es immer etwas Verbindliches zu sagen, und erwartet von seinem Partner dasselbe, wenn sich auch beide glühend hassen und sich einander zu verderben suchen. Er wird nie eine Bitte oder ein an ihn gestelltes Ansuchen rund abschlagen, das widerstrebt seinem Charakter; er zieht es vor, zu versprechen und nicht zu halten. Man darf dies nicht immer als Falschheit deuten, es ist vielmehr eine ihm innewohnende Schwäche; er will, wie er sich ausdrückt, den Bittsteller nicht hoffnungslos (mahrum) entlassen, darum sucht er die Sache lieber in die Länge zu ziehen und den Clienten zu ermüden. Doch letzterer ist auch ein Perser; durch öfteres Einstellen und Ausharren gelingt es ihm, hier und da doch seine Sache durchzusetzen. Andererseits sieht man wieder Bittsteller monatelang sich mit leeren Hoffnungen herumtragen und den letzten Rest ihrer Habe verzehren, bis endlich Noth sie zum Verlassen des Ortes zwingt. Der Europäer, der diesen Charakterzug nicht kennt, geräth in Zorn; doch besser ist, die Sachen zu nehmen wie sie sind, und auf ein gegebenes Wort nicht zu bauen.

Obwol von Natur nicht freigebig, kann er doch der Sitte nicht widerstehen, sobald man einen Gegenstand bewundert, denselben als Geschenk anzubieten. Bewundert man sein Narghilé, sein Pferd u. s. w., so wird man gleich die Worte hören: „Pischkisch mâles chumâ est!“ (Geschenk, Euer Eigenthum!), und obwol dies meist leere Redensart ist, so geht es doch auch nicht selten bei entbehrlichen Sachen in Erfüllung. Es ist daher dem Europäer anzurathen, mit

den Ausbrüchen der Bewunderung zurückzuhalten und ebenfalls das nil admirari sich anzueignen, sonst bringt er sich und seinen Wirth in die peinlichste Verlegenheit.

Einen eigenthümlichen Hang hat er zur Speculation, zum Geheimen und Räthselhaften. Jede geheime Gesellschaft erregt sein Interesse, jede neue Religionssekte findet bald zahlreiche Anhänger; so findet z. B. das Freimaurerthum bei ihm lebhafte Sympathie. Dieses heißt auf persisch faramusch chāne (Haus der Vergessenheit). Zufällig ist das französische Wort frimaçon dem persischen faramusch (Vergessenheit) ähnlich, daher entstand die Sage, daß jeder mit dem Eintritt in die Loge das frühere Leben vergißt. Nach der Rückkehr vieler Perser aus England zu Zeiten Mehmed Schahs, und in der neuesten Zeit mit der Mission des Ferruch Chan, gewann die Freimaurerei eine ziemliche Verbreitung in Persien, selbst unter der nächsten Umgebung des Schah. Sogar viele Mulas und Seiide wurden in die Gesellschaft gezogen, es fanden geheime Conventikel statt, und es sollen sich merkwürdige Scenen von Abnegation zugetragen haben, welche an die Conventikel der St.-Simonisten unter Enfantin erinnerten. Der König fühlte sich endlich bewogen, energisch dagegen einzuschreiten und die Führer mit dem Leben zu bedrohen; viele büßten auch im Kerker und Exil ihren Eifer. Denn von jeder geheimen Gesellschaft fürchtet man in Persien, daß sie sich mit der Zeit gegen die Regierung und ihre Misbräuche wenden und so die Existenz der bestehenden Gewalt in Gefahr bringen möchte.

Die Art des Grüßens ist die bei allen Muselmanen gebräuchliche. Der Eintretende sagt: „Salam aleckum!“ (Friede mit Euch!), worauf ihm: „U aleckum essalam u rahmet ullah!“ (Auch mit Euch der Friede und die Barmherzigkeit Allah's!) erwidert wird. Beim Abschied sagt der Hauswirth: „Chusch āmadi, safā āwurdi, muscharaf muzzain!“ (Du kamst gelegen,

du brachtest Wohlbehagen ins Haus, ich bin geehrt, geschmückt!), worauf der Scheidende erwidert: „Lutfe auli kem neschæwæd!" oder „Säje schumä kem neschæwæd!" (Die Güte des Hochgestellten oder Euer Schatten möge sich nicht mindern!) Nicht-Mohammedaner werden jedoch der Formel des Salams nicht gewürdigt, weil man in derselben einen symbolischen Ausdruck des Islams zu finden glaubt*); sie werden daher statt des Grußes mit Fragen und Complimenten über das Befinden u. s. w. überhäuft. Niedergestellte grüßen ihren Vorgesetzten durch die Bewegung der Hand vom Knie bis zum Knöchel als Zeichen der Unterwürfigkeit. In vielen Gegenden ist der Gruß: ägur bäsched (gute Vorbedeutung) üblich. Die Sucht nach Complimenten und Titeln in der Anrede findet keine Grenzen. Man titulirt sich mit schærif, særkär, dschænäb (Gnaden, Excellenz, Liebden); selbst zwei Knechte aus reichen Häusern, welche sich begegnen, werden sich das Särkar nicht vorenthalten. Man gebraucht selten bei der Anrede den bloßen Namen, sondern setzt das Wörtchen mirza (Schriftkundiger) vor, oder läßt dem Namen den Titel Chan oder Beg folgen, bei Frauen Chanum oder wenigstens das türkische Wort Badschi. Wer die Wallfahrt nach Mekka gemacht, erhält den Titel des Hadschi; die Wallfahrer nach Kerbelah und Meschhed fügen ihrem Namen Kerbelai und Meschhedi zu.

Charakteristisch sind auch die Schimpfworte und Flüche des Persers. Sie betreffen selten das Individuum, sondern gewöhnlich seine Familie, besonders den Vater, die Frau, oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beschimpfung der Familie weit härter trifft als die des Individuums. Die gebräuchlichsten sind

*) Der Muselman leitet salam (Gruß und Friede) und islam von einer gemeinschaftlichen Wurzel ab.

das peder-suchte (dein Vater wurde verbrannt, d. h. er war ein Heide) und das peder-sek (der Vater ist ein Hund), welches letztere der Türke mit köpöj oglu (Hundesohn) übersetzt. Die meisten Flüche, welche die Frauen betreffen, sind so obscön, daß sie keine Uebersetzung erlauben, und doch hört man sie oft im Munde kleiner Kinder, welche sie mechanisch nachsprechen.

Der Perser liebt sehr seine Aussage zu betheuern, was jedoch keineswegs deren Wahrhaftigkeit verbürgt. So schwört er meist beim Kopfe Ali's, Mohammed's, des Schah u. s. w.; er wiederholt Wallah, Billah, Tillah. Die meisten Betheuerungen kommen jedoch auf Rechnung seines Partners im Gespräche, daher der Schwur: besære schumā (bei Euerm Kopf) der häufigste ist. Für Bejahung hat er keine besondere Kopfbewegung; die Verneinung bezeichnet er dadurch, daß er den Kopf auf- und rückwärts bewegt, bei gleichzeitiger Zusammenziehung der Lippen. Seine Entrüstung drückt er meist durch die Formel la illāh il allah, Bewunderung und Beifall durch bārik-allah, āferin, hæzār āferin, maschallah (Bravo, tausend Bravo) aus.

Der türkisch-tatarische Stamm.

Der Schädel des Turko-Tataren ist im Vergleich zu dem des Iraners weniger oval, das Gesicht ist breiter und weniger ausdrucksvoll, die Brauen sind weniger gewölbt, nicht über der Nase zusammengewachsen, die Augen nicht so fein geschlitzt, die Lider dicker, die Iris braun, die Nase ist kurz und dick sowol an der Wurzel als an den Flügeln; die Backenknochen und das Kinn breiter, die Muskulatur daselbst entwickelter, die Lippen fleischiger, die Extremitäten weniger elegant, das Skelet massiver. Die Statur ist gewöhnlich höher als die des Persers, der Knochenbau und die Muskulatur stärker.

Die Turko-Tataren nähern sich im Charakter den Osmanlis (Bewohnern der Türkei), obwol sie auch viel von den Persern angenommen haben; sie sind plumper und weniger schlau, jedoch tapfer und entschlossen, daher fast alle Soldaten aus diesen Stämmen ausgehoben werden. Sie verachten die Perser als feig und halten viel auf ihre türkische Abkunft; sie sind ruhig, aber einmal in Streit gerathen, entschieden und zum thätlichen Angriff bereit.

Folgender Zug, von dem ich Augenzeuge war, wird das Gesagte am besten bestätigen. Ein Perser hatte mit einem Türken Streit und überhäufte denselben mit einem Schwall von Schimpfwörtern; der Türke saß ruhig und rauchte seinen Tschibuk, endlich löste er sorgfältig das Rohr, als ob er es putzen wollte, versetzte dem Perser damit einen Schlag über den Kopf, köpöj oglu (Hundesohn) rufend, setzte sich wieder hin, prüfte das Rohr, ob es nicht Schaden genommen habe, und rauchte, als sei gar nichts vorgefallen, weiter.

Der Gegensatz, welcher zwischen diesen beiden Völkerstämmen herrscht, veranlaßte die Regierung, die türkischen Regimenter in persische Districte, besonders nach Ispahan und Schiraz zu verlegen.

Als ich im Sommer 1859 gegen Mitternacht mit meinen armenischen Dienern durch den Garten Tschehar-Bagh zurückkehrte, schlitzte ein Luti mit dem Dolch den Rock meines Dieners und flüchtete sich in ein Gartenhaus. Es entstand Streit; wir riefen die türkische Wache. Diese wollte Einlaß in das Haus, und da er ihr verwehrt wurde, schrie ein türkischer Soldat, barfuß, nur in Hemd und Baumwollhose gekleidet, eine Flinte auf der Schulter, zum Fenster hinauf: „Ihr persischen Hunde, ihr wagt es, einen Dolch zu führen! Wenn ich Schah von Persien wäre, ich erlaubte keinem

Perser, eine Nadel bei sich zu tragen!" Mit diesen Worten wurde die Thür gesprengt, der Uebelthäter hervorgezogen und dem Gouverneur überliefert, welcher ihn auf unsere Fürbitte nur mit einer geringen Zahl von Streichen bestrafte. Wo das persische und türkische Element in einem Grenzorte oder in einer Stadt zusammenstoßen, nimmt jenes das Uebergewicht und greift zum Schaden des andern weiter um sich.

Die Türken sprechen das Türkisch-tatarische, welches viel härter als der Osmanlidialekt ist, doch verstehn sich beide gegenseitig. Der Türke spricht nie vollkommen das Persische, er wird immer statt des u ein tiefes französisches u sprechen. Der jetzige Schah, obwol er in seiner Jugend nur türkisch sprach, weil dies die Hofsprache seines Vaters war, außerdem seine Umgebung in Tabris nur aus Türken bestand, erlernte später das Persische vollkommen, ja er vermeidet es bei öffentlichen Gelegenheiten türkisch zu sprechen. Das Commando sämmtlicher Soldaten ist türkisch, weil die meisten Soldaten diesem Stamm angehören.

Die Kurden

bilden einen schönen, kräftigen Menschenschlag. Sie sind in Farbe des Auges, der Haut und des Haares so wenig von den nordischen, besonders deutschen Rassen unterschieden, daß man, abgesehen von den gebräuchlichen Haarfärbemitteln und der orientalischen Kleidung, sie leicht für Deutsche nehmen könnte. Sie sprechen ihre eigene Sprache, das Kurdische, welches dem iranischen Sprachstock angehören soll. Sie stehen unter ihrem Gouverneur (wali). Derselbe wird zwar vom Schah ernannt, doch ist die Stelle in der Familie erblich, welche sich ihrer Abkunft von den Sassanidenfürsten rühmt. So sehr sich auch die Kadscharen bemühten, durch Vermählung einer Prinzessin die Interessen zu verketten

oder, um den Einfluß des Wali zu schmälern, Feindschaft in dessen Familie zu stiften, so konnte dies doch nur zum Theil gelingen. Der Sitz des Wali ist im Städtchen Senne.

Die Kurden sind ein ritterliches und räuberisches Volk, dessen Stämme in steter Fehde untereinander leben und sich, wenn sie bedrängt werden, bald auf persischen, bald auf türkischen Boden zurückziehen; doch gelten bei ihnen die arabischen Gebräuche des Schutzes und der Gastfreundschaft, und sie sind in ihren Unternehmungen als offen und ehrlich bekannt, daher der jetzige Schah den Schutz seiner Person und seiner Familie einem kurdischen General, Adschutan-Baschi Aziz Chan, anvertraut, weil er mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß dieser bei jeder Gelegenheit unbedingt zu ihm stehen werde.

Der Armener

unterscheidet sich vom Perser durch weißere Hautfarbe, dicke Wangen, welche in der Jugend mit Incarnat, im Alter nicht selten mit feinen dendritischen Adern versehen sind, durch ein massiveres Skelet und Neigung zur Fettleibigkeit, die dem Perser gänzlich abgeht; besonders werden die Frauen sehr beleibt. Der Bartwuchs ist schwächer, die Brauen weniger gewölbt und buschig, das Kopfhaar braun, in der Jugend auch blond.

Die Zahl der Armener sowie ihr einstiger Reichthum und Handel (s. Chardin) ist jetzt auf ein sehr beschränktes Maß reducirt. Tatus Chan, der armenische Bischof in Ispahan, versicherte mich, daß die Seelenzahl seines Bischofssitzes, welcher von Java und Indien bis Kaflan Kuh in Persien (zwischen Irak und Azerbeidschan) reicht, sich auf 20000 belaufe; hierzu wären noch eine kleine Zahl römisch-

katholischer Armener und einige hundert Familien in Tabris und dessen Umgegend, zum Bischofssitz Utsch Miazin gehörig, zu rechnen. Die meisten leben in Ispahan, jetzt nur 400 Familien statt der 12000 zu Zeiten Chardin's, manche in Tabris und Teheran; die andern haben einige Dörfer nahe den drei letzten Städten inne; einige Familien leben versprengt in Schiraz und Bender-Bushir.

Einzelne wenige Kaufleute in Tabris abgerechnet, sind die Gemeinden sehr verarmt, auf eine dürftige Agricultur und die Weinfabrikation angewiesen. Der Perser kauft ihre Producte ungern, weil sie gesetzlich unrein sein sollen; der Weinhandel, eo ipso unerlaubt, ist durch alle möglichen Hindernisse und Gefahren erschwert. Obwol dem Gesetze nach mit dem Muselman gleichgestellt und obwol sie in mancher Beziehung den russischen Schutz genießen, sind sie doch der Willkür der Gouverneure preisgegeben, welche ihnen Erpressungen nicht ersparen, und gezwungen in Processen und Händeln die Gerechtigkeit der Mutschtehide (höhere Priester) nachzusuchen. Tritt ein einzelnes Glied der Familie zum Islam über, so hat es auf die gesammte Erbschaft Anspruch. Zu diesen Drangsalen kamen noch die innern religiösen Wirren. Einige Familien wurden durch Missionare zur römisch-katholischen Kirche bekehrt; dadurch entstand Zwiespalt in der kleinen Gemeinde, es erfolgten Anfeindungen, selbst Attentate und andere heillose Scenen, zu denen Menschen ohne Beschäftigung, besonders wenn sie unter hartem Druck leben, sich hinreißen lassen. Die katholischen sowol wie die armenischen Priester begünstigten den Nonnenstand; so entstanden einige Klöster, und der Mangel an Frauen in diesen kleinen Gemeinden wurde empfindlich. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die Auswanderung nach Indien und Rußland in steter Zunahme vor sich geht; es gibt fast keine Familie, welche nicht mehrere Anver-

wandte in diesen beiden Ländern zählt; die jüngere Generation wandert zu ihren Verwandten aus und folgt dem Gesetz der Attraction. Es werden auch bereits von Indien ansehnliche Summen zum Unterhalt der Kirchen und armer Anverwandten eingeschickt.

Wollte man den Charakter der Armener nach den wenigen übriggebliebenen Familien beschreiben, so könnte man kein anziehendes Bild entwerfen. Druck und Armuth demoralisiren und benahmen selbst den Muth, welcher den Armenern notorisch nie fehlte. Unter den gegebenen Verhältnissen sind sie indeß immer noch thätig, unternehmend und als Kaufleute sehr tüchtig zu nennen; sie halten zusammen und stützen sich gegenseitig, sind aber fanatisch und im Worthalten ebenso unzuverlässig wie die Perser.

Sie sprechen die armenische Sprache, viele sind sogar in ihrer Indolenz oder aus Haß gegen die Perser nicht einmal der persischen mächtig. Ihre Priester (keschisch) leben in großer Dürftigkeit, manchmal soweit reducirt, daß sie sich abwechselnd jeden Tag in einem andern Hause die Kost schenken lassen; sie leiten die religiösen Angelegenheiten der Gemeinde und den Schulunterricht der Jugend. Die vielen Kirchen, welche die Armener in Ispahan besaßen, liegen jetzt, mit Ausnahme von dreien, in Ruinen; an andern Plätzen dienen schlichte Kammern als Gotteshäuser.

Juden.

So vielfach ich mich auch über die Geschichte ihrer Einwanderung erkundigte, konnte ich doch nichts Zuverlässiges erfahren, weil sie weder Geschichtsquellen noch sonstige originale Traditionen besitzen. Auf mein Drängen brachte mir endlich ein gelehrter Jude ein Geschichtswerk, das jedoch nichts anderes als das Manuscript eines ins Hebräische übersetzten Josephus Flavius war. Sie waren einst, zu Zeiten

der Sassaniden und selbst der Muselmanen, im südlichen Persien sehr zahlreich und mächtig. Sie occupirten ganze Gegenden und bevölkerte Städte; später wurden sie durch Druck und Verfolgung sehr reducirt, sodaß, wie mich der gelehrte jüdische Mula in Hamadan versicherte, die Anzahl der sämmtlichen Judenfamilien in Persien sich nur auf zweitausend belaufen soll. Sie bilden drei große Gemeinden in Schiraz, Ispahan und Kaschan, kleinere in Teheran, Demawend, Balafrusch und Kazeran; einige leben auch versprengt in kurdischen Ortschaften. Die große Judengemeinde in dem Wallfahrtsorte Meschhed hörte, infolge eines von den Priestern angezettelten Aufruhrs mit Ausrottung bedroht, fast ganz auf; viele bekehrten sich scheinbar zum Islam und bilden daselbst noch jetzt eine geheime Judengemeinde; viele flüchteten sich nach Herat, weil sie mit der dortigen großen Gemeinde in steter Verbindung standen. Die vermeintlichen Bekehrungen, welche der abenteuerliche Missionar Jussuf Wulf — so wird Rev. Joseph Wolf in Persien genannt — unternommen haben will, gehören ins Reich der Fabel. Der arme Missionar ließ sich so gern täuschen; aus ungenügender Kenntniß der persischen Sprache nahm er in Disputationen, bei denen sich die Parteien nicht verstanden, jeden Mangel an Widerrede, wozu sich überhaupt ein Jude im Orient gegen einen englischen Agenten nicht herbeiläßt, für Connivenz, ergo für Bekehrung. Mulla Meihdi, von dessen Bekehrung er so viel Rührendes in seinem Buche zu erzählen weiß, schrieb eigens einen Brief an seine Glaubensbrüder in Teheran, daß an dem Ganzen kein wahres Wort sei.

Die Juden sprechen ein Patois viel mit altpersisch untermischt, auch sind sie der einzige Stamm in Persien, der Zischlaute spricht, welche bekanntlich der Perser bei aller Anstrengung kaum hervorzubringen im Stande ist; so sprechen sie säl (Jahr) wie thal im Englischen aus u. s. w.

Während der Rede gesticuliren sie viel mit den Händen und setzen die Gesichtsmuskeln in Bewegung, was der Perser schon aus dem Grunde vermeidet, weil er nicht will, daß aus seinen Worten sein Seelenzustand errathen werde. Die gebildete Klasse schreibt und spricht hebräisch nach richtiger, originärer Art. Gewöhnliche Briefe schreiben sie zwar in persischer Sprache, bedienen sich jedoch dazu der hebräischen Targumbuchstaben.

Bekanntlich gibt es unter den Juden zwei Typen: den rein arabischen mit feiner Adlernase, schwarzen, glänzenden Augen und zierlichen Extremitäten; dann die andere, in alten Zeiten mit Chamiten gekreuzte Rasse, mit dicker Nase, tiefer Nasen- und Mundfurche und Kraushaar, welches oft dem Negerhaar nahe kommt. Beide Typen finden sich in Persien. Ueberhaupt haben Klima und sociale Verhältnisse nicht im mindesten auf sie eingewirkt, sodaß sie von Juden in andern Ländern durch nichts zu unterscheiden sind.

Ihre Satzungen sind dieselben wie die der übrigen Sefardim-Juden, nur ist die Polygamie bei ihnen erlaubt, obwol solche wegen der gedrückten Verhältnisse, in denen sie leben, nur ausnahmsweise in Anwendung kommt. Sie feiern dieselben Feste; das Purimfest wird selbst mit dem puerilen Klopfen beim Namen Haman's begangen. Die Gesetzbücher werden unter den nämlichen Formalitäten copirt und aufbewahrt. Es gibt auch Schwärmer, welche sich durch übermäßiges Fasten von drei bis sieben Tagen kasteien.

Sie leben im äußersten Druck und Elend. Auf einen Stadttheil (mahale jœhnd) zusammengedrängt, sind sie gezwungen, die Hausthür so niedrig zu machen, daß es nur in gebückter Stellung einzutreten möglich ist, um sich bei einem etwaigen plötzlichen Ueberfall leicht verbarrikadiren zu können. Einzelne Gouverneure und ihre Unterbeamten neh-

men die wirkliche oder vermeintliche Gesetzübertretung eines Individuums als Veranlassung, die ganze Gemeinde zu brandschatzen. Es wird außerdem von ihnen die von Mohammed für die Geduldeten aufgelegte Kopfsteuer (dschezieh) erhoben. Dieser fortdauernde Druck veranlaßte die meisten zur Auswanderung in die Türkei und die östlichen Länder, obwol dieselbe von seiten der Regierung auf alle mögliche Weise verhindert wird, und daher nur im geheimen durch Flucht ausgeführt werden kann. Bedeutend besser und einflußreicher ist die Stellung der Juden in Afghanistan und Turkistan, wo sie oft die einzigen sind, welche die Communication und den Austausch zwischen den sich befehdenden Stämmen vermitteln. Im Jahre 1854 kam ein jerusalemitaner Jude nach Teheran zum Zweck einer Collecte. Auf mein Befragen über seine weitere Reise antwortete er, daß er sich nach Turkistan und Afghanistan begeben wolle; und als ich ihn auf die Gefahren, womit europäische Reisende dort bedroht seien, und auf die Ermordung von Stoddart und Conelly aufmerksam machte, erwiderte er: „Die Schwierigkeit des Durchkommens besteht für mich nur in Persien, wo beim Passiren jeder Stadt eine Accise abgefordert wird; sobald ich die Grenze überschritten habe, bekomme ich von einem Tribus zum andern einen Juden zur Begleitung, der mich in voller Sicherheit zum nächsten Ort bringt. Ich spreche aus Erfahrung, da ich dieselbe Reise schon einmal machte.“ Wirklich traf er zwei Jahre später, zwar mit wenig Geld, doch wohlbehalten wieder in Teheran ein. Bei der letzten Einnahme von Herat wurde die Judengemeinde durch den Prinzen Sultan Murad Mirza, benannt Hessame Sultanah, hart mitgenommen. Es sollte sich nämlich ein im Orient berühmter Diamant, genannt Säkka, in ihrem Besitz befinden; dieses Kleinod wurde zum Vorwand von Plünderung und Vexation. Ob der

Diamant sich vorgefunden hat, ist nicht ermittelt worden; der Prinz häufte aber unermeßliche Schätze zusammen, der König wurde mit einem Diamanten von 800 Dukaten im Werth abgefertigt.

Sie leben meist von Seidespinnen, Glasschleifen, Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten; sie erzeugen Alkohol, Branntwein, Wein, Ammoniak, Salz-, Schwefel- und Salpetersäure, und verstehen sich auf die Scheidekunst, daher sie in der Münze unentbehrlich sind, deren technische Manipulationen sie leiten. Viele gelten auch als renommirte Aerzte; einer der Leibärzte des vorigen Königs Mehmed Schah war ein Jude, namens Hak-Näzar. Sie erfreuen sich ferner des Rufes als gute Sänger und Musiker, daher sie öfter bei Festen zur Unterhaltung der Gäste eingeladen werden. Im Jahre 1859 veranstaltete der kalamter (Polizeimeister) von Schiraz mir zu Ehren ein kleines Fest in seinem Garten, wozu er die besten Judenmusikanten gemiethet hatte. Die Execution, welche die persischen Gäste entzückte, war genau nach Art des polnischen Gesangs, nicht einmal die Gurgel- und Nasenlaute fehlten. In Schiraz befindet sich überhaupt die ganze Gemeinde in ziemlich guter Verfassung, weil sie daselbst die Protection der mächtigen Familie des Hadschi Käwam genießt, dessen Ahnherr ein Jude war und dessen Vater, Hadschi Ibrahim, der gegenwärtigen Dynastie der Kadscharen zum Throne Persiens verhalf, später jedoch von Feth Ali Schah sammt seiner ganzen zahlreichen Familie hingerichtet wurde. Der damals noch kleine Knabe Hadschi Käwam, jetzt ein siebzigjähriger Greis, entging dem traurigen Lose. Er gilt für den schlauesten Kopf in ganz Persien; ihm gelang es, den alten Glanz des Hauses wiederherzustellen und trotz seiner hohen Stellung ein Alter von 70 Jahren zu erreichen. Sein Sohn ist eben der Kalamter, dessen Gast ich war.

Das einzige nationale Monument, das die Juden in Persien besitzen, ist das Grabmal Esther's in Hamadan, dem alten Ecbatana, wohin sie seit undenklichen Zeiten pilgern. Dort befindet sich in der Mitte des Judenviertels ein kleines Gebäude mit einer Kuppel, auf dessen Spitze ein Storch sein Nest gebaut hat. Der Eingang ist zum größten Theil vermauert, nur ganz unten blieb eine kleine Oeffnung, durch die man in gebückter Stellung eintreten kann; sie wird durch eine bewegliche Steinplatte statt der Thür abgesperrt, welche Vorrichtung von den häufigen Ueberfällen herrührt. Man gelangt in eine niedrige Vorhalle, dort sind die Namen vieler Pilger und das Jahr der Restauration der Kapelle eingeschrieben. Von der Vorhalle tritt man in einen kleinen, viereckigen, nur spärlich durch schmale Fenster beleuchteten Saal, in welchem sich zwei hohe Eichenschreine, die Grabdenkmäler von Esther und Mordechai, befinden. Rings um dieselben sind in hebräischer Sprache die Verse aus dem letzten Kapitel von Esther nebst den Namen dreier Aerzte eingravirt, auf deren Kosten das Grab restaurirt wurde.

Für die Echtheit der Esthersage und jener Grabstätte mögen folgende Argumente sprechen:

1) Die Juden lebten seit der babylonischen Gefangenschaft in Persien; es wäre schwer gewesen, ein Ereigniß, welches die gesammte Nation betraf, ihnen zu octroyiren.

2) Die Beschreibung der Zelte*) und des Gastmahls im

*) In der Uebersetzung wird statt von Zelten von Vorhängen gesprochen, allein die ganze Beschreibung beweist, daß nicht von diesen, sondern von Zelten die Rede ist, unter denen die Gäste während des Mahls Unterkunft fanden. Noch heutigen Tags braucht man die dort erwähnten Stoffe zur Anfertigung von Zelten, nämlich einen dichten Baumwollstoff, kerbas (das כרפס der Bibel), und zur innern Bekleidung einen moirirten Seidenstoff, chärä (חרא). Es ist hiernach klar, daß die Uebersetzung dieser Worte mit Farben keine richtige sein kann.

Eingang des Buchs ist so vortrefflich, daß es höchst wahrscheinlich ist, der Autor habe sich an Ort und Stelle befunden.

3) Die Könige residirten allerdings in Susan, dem Schusch (Schön) der Perser. Diese Stadt liegt in Arabistan; im Winter ist der Aufenthalt dort sehr angenehm, dagegen soll er, nach der Aussage vieler Augenzeugen, besonders des Gouverneurs Chanler Mirza, im Sommer unerträglich sein; die Hitze ist dann so groß, daß sich während des Tags kein Raubthier aus seiner Höhle herauswagt. Es war daher der persischen Sitte angemessen, daß der König in einer Berggegend sein Lagerzelt aufschlug. Zu diesem Zweck findet sich in der Nähe kein günstigerer Platz als Hamadan, am Fuße des Elwend, wo zahlreiche Bäche sich in die Ebene ergießen und sie befruchten. Der Perser rechnet noch heute diese Ebene zu den Yeiloks, Sommerquartieren der Nomaden. Die Juden zeigten mir vor der Stadt einen geebneten Hügel, Mussella genannt, auf dem des Königs Ahasverus Zelte gestanden haben sollen. Möglich also, daß Esther während des Sommeraufenthalts starb und dort begraben wurde.

4) Nach orientalischen Verhältnissen ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein König im Rausche oder wegen einer Laune ein Weib hinrichten läßt, daß er dann ein Mädchen aus dem Volke, ohne nach deren Herkunft und Charakter zu fragen, heirathet, und daß diese ihn durch ihre Körper- oder Geistesvorzüge derart für sich einzunehmen weiß, daß sie Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausübt.

5) Ebenso ist die Scene mit Haman, wo ein bis dahin allmächtiger Minister sammt seiner Familie ins Verderben gestürzt wird, unter dem Vorwande, daß er seine Augen bis zur Sultanin zu erheben gewagt, eine solche, wie sie sich im Orient jeden Tag wiederholen könnte und in der That während meiner Anwesenheit in ähnlicher Weise sich zu-

getragen hat. Nasser-eddin Schah heirathete ein Mädchen von niederm Stande, Dscheiram Chanum; bald war ihr Einfluß über den König so mächtig, daß alle Frauen verdrängt und ihr Sohn als legitimer Erbe erklärt wurde. Großvezier war Mirza Agha Chan. Als kurz darauf der Kronprinz erkrankte, berief die Mutter zu seiner Behandlung den Judenarzt Hak-Näzar. Sie schöpfte Verdacht, der Knabe sei durch Vermittelung des Großveziers vergiftet worden, und in diesem Verdacht bestärkte sie der Arzt. Der Knabe starb. Nun wollte sich der Großvezier an dem Arzte rächen und dessen Familie ins Verderben stürzen. Doch die einflußreiche Mutter schützte denselben und brachte es vielmehr dahin, daß der Minister selbst gestürzt wurde. Nur durch Zufall konnte er sein Leben retten. Der König fragte die Sultanin, was sie noch begehre? Sie antwortete: „Die Kinder, Brüder und Onkel des Ministers sind mir im Wege." Und alle wurden zwar nicht wie die Söhne Haman's an den Galgen geschlagen, aber gefoltert, ihres Vermögens beraubt und ins Exil geschickt. „Und Mordechai (d. i. Haknæzar) war groß und angesehen unter seinem Volke" (Buch Esther, X, 3).

Die Gebern

oder Zerduschti, d. i. Zoroastriner, wie sie sich nennen, leben noch in kleiner Seelenanzahl in den Städten Yezd und Kirman. Angeblich Götzendiener, wären sie schon längst ausgerottet worden, wenn sie nicht einen Freibrief vom Khalifen Ali besäßen*) und unter dem Schutz der indischen Pharsis ständen. Letztere schicken ihnen jährlich erhebliche Summen, um den Erpressungen der Gouverneure zu ge-

*) Er wird in der Stadt Yezd aufbewahrt.

nügen, denn es liegt ihnen sehr daran, daß ein kleiner Rest ihrer Glaubensgenossen im Mutterlande zurückbleibe und das heilige Feuer wahre, deshalb trachten sie, eine gänzliche Auswanderung zu verhüten. Ein Delegat, der Manuktschi Sahib, wurde von ihnen nach Teheran geschickt, der für die persischen Gebern die Erlaubniß auswirken sollte, erstens die Steuern von Indien aus zu zahlen, zweitens eine Erziehungsschule zu gründen. Beide Gesuche aber hat die Regierung abgelehnt, das erstere, weil sie einen Eingriff in die Souveränetät darin erblickte; das letztere, weil sie keine Unterrichtsanstalt zum Götzendienst gestatten könne. Vorzüglich leiden die Gebern dadurch, daß man ihnen ihre schönen Töchter entlockt oder mit Gewalt entführt und dann unter dem Vorwande, sie seien bereits Muselmanen geworden, deren Zurückgabe unbedingt verweigert. Unter diesen Verhältnissen und wenn die Bedrückung in derselben Weise fortdauert, ist vorauszusehen, daß binnen nicht ferner Zeit das Land von Christen, Juden und Gebern gesäubert sein wird; „man bedenkt nicht, welcher Schaden dadurch für den Schatz des Königs erwächst" (Buch Esther, VII, 7). Die Gebern stehen als Kaufleute und Oekonomen im Ruf des Fleißes, der Ausdauer und Redlichkeit; sie vermitteln den Handel mit Indien und haben eigene Karavanserais in Teheran, Ispahan und Schiraz. Sie sprechen untereinander altpersisch, ihre Priester heißen Mabeds. Als Begräbnißstätten, dergleichen sie eine bei Teheran haben, dienen ihnen isolirte Plätze, wo die Todten bekanntlich den Raubvögeln zum Fraß ausgesetzt werden. Nach dem persischen Gesetz für unrein geachtet, dürfen sie nicht die öffentlichen Bäder besuchen, sondern nur die der Armener und Juden. Von religiösen Festen haben sie mit den Persern nur das Neujahrsfest (nauruz) gemein, oder besser gesagt, diese mit ihnen, weil die Perser es von den Gebern beibehielten. Obwol der

Schah von anderer Religion ist, betrachten sie ihn de facto doch als legitimen Herrscher, und zollen ihm als Nachfolger von Kâûs und Dschemschid Verehrung. Ihre Seelenzahl beträgt, nach genauer Zählung, zwischen 8 und 9000.

Turkomanen.

Mogulen reinen Bluts, Abkömmlinge von Turkistan, sind wenige als Geiseln aus dem Stamme der Goklan in Teheran zu finden. Sie zeichnen sich aus durch gelbliche Hautfarbe, breite Backenknochen, breite Stirn, schiefe, kleine Augen, breite Nasenwurzel, sodaß oft die Augen mit dieser in einer Fläche zu liegen scheinen, und langen, dünnen Schnurr- und Knebelbart (rische kusseh) bei vollkommenem Abgang des Backenbarts. Als Geiseln beziehen sie zum Theil vom Staate eine Pension, zum Theil leben sie als Kurschmiede und verfertigen als solche schöne Pferdedecken und Waschbeutel. Ihr Leben ist sonderbar mit dem des Pferdes verwebt, für welches Thier sie eine eigene Zärtlichkeit an den Tag legen. Ich sah oft acht- bis zehnjährige Goklankinder auf hohen Turkomanenrossen; während des schnellsten Galops umhalsten die kleinen Reiter ihre Pferde und bezeigten ihnen allerhand Liebkosungen. An vielen Einwohnern von Chorassan ist die Kreuzung mit der turkomanischen Rasse nicht zu verkennen.

Nach officieller Zählung vom Jahre 1855 gab es in Persien 22475 Turkomanen-Familien oder richtiger Zelte (karatschâder) aus den Stämmen der Jamut, Goklan und Tekkeh. Sie bewohnen die großen Steppenländer an den Flüssen Gurgan (Hyrkanien) und Atrek, welche sich in den Kaspischen See, in dessen Südostküste, ergießen, und ziehen sich bis Buschnurd und bis Meschhed in Chorassan hin. Obwol dem Namen nach Unterthanen (rayat) des Reichs, zahlen sie doch, dank dem meist sehr traurigen Zustande der persischen

Angelegenheiten, wenig mehr als gar keine Abgaben (mâliât). Ja sie plündern fast täglich das Land an Gut und Leuten, die sie als Sklaven nach Chiwa und Buchara verkaufen. Ist der Gouverneur von Astrabad oder Meschhed mächtig, so trachtet er wieder seinerseits die Stämme zu plündern; er macht dann selbst Raubzüge (tschapâûl) unter den sogenannten Unterthanen, und schickt erbeutete Sklaven und Pferde als Geschenk (pischkisch) an den Schah. Letzteres ereignete sich vor wenigen Jahren, als der kräftige Dschafer Kuli Chan Buschnurdi Statthalter von Astrabad war; er zwang sogar einen Stamm der Goklan, eine Anzahl von Berittenen zur Expedition nach Herat zu stellen. Als diese nach Teheran kamen und vor der Stadt lagerten, fürchtete man in der Residenz einen plötzlichen Ueberfall von seiten der Gäste; allein sie waren durch die Anwesenheit ihres Bändigers Dschafer Kuli so im Zaum gehalten, daß der Schah sogar wagte, sie vor sich Revue passiren zu lassen. Gleichwol zog man es vor, diese zweifelhafte Hülfstruppe in ihre Heimat zurückzuschicken. Dschafer Kuli wurde damals von seiten der Regierung zu einer neuen Expedition bewogen, die er auch mit der Bedingung unternahm, daß man ihm Truppen zur Unterstützung nachschicke. Er war jedoch von frühern Jahren her der Regierung verdächtig; man schickte ihm daher die versprochenen Truppen nicht, es gern sehend, daß er eine Schlappe erlitt. Mit genauer Noth gelang es ihm, sich durchzuschlagen, worauf er in seinen Geburtsort Buschnurd zurückkehrte. Nach seinem Tode erhielt der schwache Prinz Abul-meluk das Gouvernement der Provinz Astrabad; unter ihm dehnten die Turkomanen ihre Plünderungen bis nach Astrabad aus.

Alle drei Stämme leben in ewiger Blutfehde sowol untereinander als meist auch mit den Persern, welche sie als Schiiten hassen und deren Verkauf in die Sklaverei sie für

erlaubt halten. Während ihrer innern Fehden ruft oft ein Stamm die Hülfe der Perser an, welche ihrerseits die Gelegenheit günstig glauben, um über ihre Feinde herzufallen. Doch kaum sind sie erschienen, so verbinden sich die Streitenden wieder zu einer Coalition und fallen dann gemeinschaftlich über die Helfer und Bedränger her.*)

Afghanen,

von der reinsten kaukasischen Rasse, sind an ihrer hohen Statur und kräftigen Gestalt, an den geistvollen Physiognomien, großen Glotzaugen (tscheschme chireh) und an ihrem entschlossenen Auftreten zu erkennen. Sie leben nur in kleiner Zahl, als Flüchtlinge, von Stipendien des Schah, daher man sie unter dem Volke spottweise musche-chazineh, d. i. die Mäuse des Staatsschatzes, nennt.

Beludschen

sind nur hier und da, als Sklaven, zu finden, sie nähern sich dem Hindutypus. Kreuzungen des Iran'schen und Beludschenblutes aber trifft man sehr häufig an, namentlich in Sistan.

Zigeuner (kauli, karatschi)

finden sich als wandernde Stämme (ils) in vielen Theilen des Reichs. In Physiognomie, Sitten, Gebräuchen, Lagerung, Lebensweise, Annahme jedweder Religion und Halten an keiner, gleichen sie vollkommen ihren Stammesgenossen in Europa. Sie sind bekannt als muntere Tänzer

*) Die meisten statistischen Angaben über Turkomanen verdanke ich meinem Freunde Dr. J. C. Häntzsche, welcher acht Jahre in Resht am Kaspischen See als Arzt gelebt hat.

und Musikanten; sie prophezeien aus den Lineamenten der Hand, aus dem Würfelknochen der Schafe, oder aus einem gedruckten Blatt.*) Sie treiben das Schmiedehandwerk, machen schöne Ketten und Siebe, flicken Kessel, verzinnen Geräthschaften und bilden eigene Ils unter einem Nomadenchef. Sie gelten auch als gute Läufer, daher alle Schatirs (Läufer) des Königs ihrem Stamm angehören.

Die kleine Colonie der Europäer

umfaßt, mit Ausschluß der Gesandtschaften und Consulate der verschiedenen Mächte, eine beschränkte Anzahl von Kaufleuten (Franzosen, Griechen, Deutsche, Schweizer und Russen), einige im Dienste des Königs stehende Offiziere, Aerzte und mehrere zugewanderte Handwerker, im ganzen kaum mehr als hundert Individuen. Sie leben in Tabris und Teheran, drei Familien in Rescht, eine in Schiraz. Der Europäer findet sich hier nicht heimisch, sondern isolirt und von den Eingeborenen gemieden. Mancher ist unfreiwillig im Lande geblieben und liegt in persischer Erde begraben, aber bisjetzt kam kein Fall vor, daß ein Europäer Persien als zweites Vaterland adoptirt hätte, wie dies in Aegypten und der Türkei häufig der Fall ist. Durch die Schwierigkeit der Communication mit Europa von der civilisirten Welt abgeschnitten und ganz auf sich beschränkt, von der weiblichen Bevölkerung durch Gesetz und Sitte so vollständig getrennt, daß er kaum in Jahren ein

*) So erzählte mir Dr. Cloquet: „Als ich im königlichen Lager zu Sultanieh war, kam eine Zigeunerin und wollte mir aus einem großen Blatte wahrsagen; ich erkannte eine Nummer des «Journal des Débats», die ihr, wie ich später erfuhr, General Ferrier für einen geleisteten Dienst geschenkt hatte."

unverschleiertes Gesicht erblickt, ändert der hier lebende Europäer mit der Zeit seinen Charakter und seine Lebensweise; er verliert die Thatkraft, nimmt viel von den Gewohnheiten des Landes an, wird ungesellig und mürrisch, und lebt in steter Feindschaft mit seinen Leidensgenossen. Wenn der Auswanderer aus Europa in den Orient kommt, findet er den fetten Boden brach liegen; er glaubt daher, bei mitgebrachter Energie und gutem Willen bald einen guten Anbau machen zu können, und erwartet mit Zuversicht eine reiche Ernte. Nach einiger Zeit wähnt er sich auch wirklich dem angestrebten Ziele näher und bereits eine durch seinen Einfluß hervorgebrachte Aenderung zu verspüren; aber nach Verlauf von Jahren muß er zu seinem Schmerz bekennen, daß nicht die Orientalen sich geändert haben, sondern daß er selbst sich geändert, daß er selbst ein halber Orientale geworden ist. Nur der gebildete Mann mit wissenschaftlichem Streben und Interesse für Lgnd und Volk findet hier für längere Zeit Befriedigung; der Ungebildete wird bald des Lebens müde, ergibt sich, wie es häufig der Fall ist, um sich zu betäuben, dem Rausch, oder begeht Handlungen, die eines moralischen Menschen unwürdig sind. Leider gibt niemand so rasch seinen Nationalcharakter in der Fremde auf wie der Deutsche. Schon nach kurzer Zeit affectirt er, seine Muttersprache vergessen zu haben, er macht Fehler im Geschlecht der Hauptwörter, spricht mit fremdländischer Betonung, oder zieht es vor, französisch oder italienisch zu radbrechen, und schämt sich seiner neuangekommenen „weniger gebildeten" Landsleute. In der Türkei und in Aegypten konnte ich Aehnliches vielfach beobachten. Solche Leute geben sich als Affen dem Gelächter jedes Verständigen preis.

C. Stände.

Es gibt in Persien durchaus keine grellen Kasten- oder Ständeunterschiede, keinen eigentlichen alten Adel. Einen Stammbaum besitzen nur einige Chefs von Nomadenstämmen, welche ihr Geschlecht aus den Zeiten Dschengi's, Tamerlan's und selbst von den Sassaniden ableiten. Man hört zwar oft das Wort nedschâbet (Adel) und nedschib (adelich); es wird jedoch darunter mehr die Stellung, welche das Individuum in der Gesellschaft einnimmt, verstanden. Bei dem fabelhaft schnellen Glückswechsel, wie man ihn nur in diesem Lande sieht, steigt eine Familie plötzlich, nimmt alle Civil- und Militärstellen ein und wird nedschib, um ebenso rasch zu sinken und in Vergessenheit zu gerathen. So gibt es im Lande wenige Familien, welche durch drei Generationen (puscht dar puscht) in Glanz und Ansehen geblieben wären.

Der höchste Adelstitel ist Schâhzâdeh, Prinz aus der regierenden Dynastie; er ist durch Nachsetzen des Wörtchens Mirzâ kenntlich, so Abbas Mirzâ (Prinz Abbas). Weil aber die Nachkommen Feth Ali Schahs seit etwa achtzig Jahren auf mehr als zweitausend männliche Sprossen angewachsen sind, traf man eine Unterscheidung zwischen denjenigen, welche von seinem Sohne Abbas Mirza, dem Kronprinzen, und denjenigen, welche von andern Söhnen stammen. Erstere gelten als nächste Verwandte des Königs; sie functioniren meist als Statthalter und besitzen Würden und Vermögen. Die andern hingegen leben von geringen Pensionen; sie sind arm, werden vom Schah wie vom Volk misachtet, aus Furcht vor Ansprüchen auf den Thron zu keiner militärischen Stelle zugelassen, und können wegen ihrer hohen Geburt ebenso wenig zu einer bürgerlichen Beschäftigung oder zu einem

Handwerk greifen; man dichtet ihnen mit Recht oder Unrecht allerhand Laster an; sie sind für das Land, welches sie ernähren muß, eine Last; durch langen Müßiggang verloren sie alle militärische Tugend und Tapferkeit der Kadscharen, es blieb ihnen nichts als deren Vorurtheile. Bei ihrer beispiellosen Vermehrung kann es gar nicht fehlen, daß zuletzt der Schatz für die Pensionen nicht ausreichen wird, und daß sie schließlich den Prinzentitel ablegen müssen, um sich mit dem Volke zu vermischen: ein Weg, den bisjetzt nur wenige von ihnen eingeschlagen haben.

Außerdem leben noch viele Descendenten aus den frühern Dynastien der Säfis, von Kerim Chan und Nadir-Schah; man nennt sie zum Unterschied Mirzädeh. Erstere waren vorzüglich stark in Ispahan vertreten; in der neuesten Zeit wurden sie aber wegen politischer Umtriebe exilirt und in ferne Städte des Reichs internirt. In Ispahan traf ich im Bazar einen Baumwollschläger (hallātsch), der ein Abkömmling des erlauchten Monarchen Kerim Chan war. Die Abkömmlinge Nadir-Schahs haben sich häufig mit den Kadscharen verschwägert.

Der eigentliche Adelstitel, durch das dem Namen nachgesetzte Wörtchen Chān bezeichnet, z. B. Issa Chan, wird entweder durch ein Diplom vom König verliehen, oder er ist von den Aeltern angeerbt, oder man legt ihn sich, wenn man zu Vermögen gekommen ist, selbst bei. Er hat aber so wenig Wichtigkeit, daß viele Staatsbeamte den Titel Mirza vorziehen. Wenn eine Familie verarmt, so geht der Titel stillschweigend wieder verloren; nur manche führen ihn selbst als Stallknechte u. s. w. noch fort.

Leuten türkischen Stammes, besonders den Militärs, wird der Titel Beg gegeben, dem jedoch nicht etwa die Bedeutung eines Beg oder Bei der Türkei zukommt.

Mehr angestrebt sind die Ehrentitel (lækæb), welche

die Regierung den einzelnen Civil- und Militärbeamten ad personam ertheilt. In frühern Zeiten waren sie sehr selten und deshalb hochgeachtet; nur die höchsten Staatsbeamten wurden durch sie ausgezeichnet. In der neuesten Zeit hat man aber einen wahren Unfug damit getrieben, sodaß jetzt kaum ein Beamter vorhanden ist, der sich nicht eines Läkäb erfreute. Da das Wörterbuch beinahe erschöpft ist, suchte man nach Auskunftsmitteln; man bedient sich der Synonymen dâwlet, sultanet und mulk, welche alle drei „Regierung" bedeuten; so nizâm em mulk, nizâm eddaule, æmin el mulk, emin eddaule, itemâd eddauleh, mutæmmed eddaule u. s. w. (Disciplin, Stütze, Säule, Rath, Arm, Beutel, Diadem, Fackel, Zunge der Regierung, der Krone, des Reichs u. s. w.). Selbst Frauen erhalten solche Titel, als: Furughe sultaneh, æfsâre sultaneh u. s. w. Der Verwalter des königlichen Hofstaats heißt „das Auge des Reichs", wobei man sich unwillkürlich an Aristophanes' Achener Herold erinnert: „Das Auge des Königs mag erscheinen."

Den größten Einfluß auf das Staatsleben üben die Mirzas*) oder Aehle-kælæm (die Schreiber oder Leute der Feder); aus ihnen gehen sämmtliche Minister (vezir), Staatssecretäre (mustâfis) u. s. w. hervor. Ihr Einfluß überwiegt den aller andern Stände, selbst des Militärs. Sie sind meist Leute aus dem Volke, des Schreibens, des Lesens und der laufenden Geschäfte kundig, welche sich durch Zufall, Geschicklichkeit, Geschmeidigkeit und Anempfehlung zu den höchsten Würden emporschwingen und Reichthümer anhäufen. Der Bezirk Tafrisch stellt von ihnen das größte Contingent. Wenn sie zu hohen Würden gelangt sind, stehen ihnen selbst die Prinzen des königlichen Hauses im Ansehen nach, ja

*) Das Wort Mirzâ wird in diesem Fall dem Namen vorangesetzt, so Mirzâ Jussuf, zum Unterschied von Jussuf Mirzâ, Prinz Joseph.

diese finden sich oft als Bittsteller bei ihnen ein. Die meisten Statthalter sind zwar Prinzen, doch an ihrer Seite steht ein Mirza als Vezier, der die Geschäfte leitet, die Rechnungen führt und oft auch den größten Theil des Gewinnstes (mædächel) zieht. Der Gouverneur sammelt zwar die Steuern und Abgaben in der Provinz, aber er unterliegt der Controle eines Mustafi in der Residenz, welcher einen bedeutenden Druck auf ihn ausübt, und mit dem er die erpreßten Summen theilen muß. Dem Offizier ist die Besoldung und Verpflegung seiner Truppen überlassen, aber die Controle fällt wieder einem Mirza in der Residenz unter dem Namen læschker-næwis (Schreiber des Heeres) zu, welcher vom Brot des Soldaten „mitißt".

Die Seiiden, d. i. Abkömmlinge des Propheten, bilden wenigstens den funfzigsten Theil der sämmtlichen Bevölkerung; es gibt ganze Ortschaften, welche nur aus Seiiden bestehen. Sie sind unter allen Ständen verbreitet: Priester, Kaufleute, Beamte, Gewerbs- und Landleute, und unterscheiden sich durch die blaue oder grüne Farbe des Gürtels oder des Turbans. Sie besitzen in der Regel einen eigenen, die arabische Abstammung verrathenden Typus; doch sah ich auch einen Seiiden — er kam als Gesandter von Buchara nach Teheran —, welcher den moguliſchen Typus zeigte. Es genügt ein grünes Tuch um die Lenden zu schlagen, um an einem fremden Ort als Seiid zu gelten. Die Abstammung in Frage zu ziehen, ist schon deshalb Blasphemie, weil man damit einen Abkömmling des Propheten, wenn auch nur momentan, für einen Bastard erklären würde. Zufolge der Strafloſigkeit, welche die Seiiden meist vor dem Gesetz genießen, hat sich unter ihnen eine hübsche Anzahl von Schurken, Gaunern und Urkundenfälschern herausgebildet. Daher sagt das Sprichwort: „Der Seiide ist ohnehin schwer zu behandeln; war er jedoch noch über-

dies in Mekkeh, so ist er dem Teufel zu schlecht." Besonders mag sich der Europäer hüten, mit dieser Klasse in Streit zu gerathen; er kann sich leicht böse Händel zuziehen, und trachte daher, ihnen womöglich auszuweichen.

Lutis entsprechen den Rowdies in Nordamerika; es sind Leute, die den biblischen Lot zu ihrem Schutzpatron erwählt haben, nachts auf Beute und Händel ausgehen, dem Wein und Spiel anhängen, und gern Verwirrung, oft nur des Spaßes, oft aber auch des Vortheils halber anstiften. Sie tragen im Gurt einen Tscherkessendolch als Waffe, die Mütze sitzt ihnen schief auf dem Kopfe. Man findet ihrer in allen Städten und unter allen Ständen; vorzüglich gehören ihnen die Athleten (pahlewâns), Affen-, Bären- und Löwentreiber, Tänzer u. s. w. an. Als sehr unternehmende Lutis sind die von Täbris, Schiraz und Ispahan berüchtigt. Die Protection einiger Lutis kann dem Europäer zu zeiten sehr nützlich sein!

Derwische. In frühern Zeiten gingen aus dieser Klasse die edelsten Denker und die begabtesten Poeten hervor; wir wollen nur an die gefeierten Namen eines Saadi und Hafis erinnern. Doch jetzt bilden sie eine Klasse von Landstreichern, Bänkelsängern und Märchenerzählern ohne besondere Bildung. Für jeden Erwerb zu indolent, entsagen sie dem Besitz und leben sorglos von einem Tag auf den andern. Viele von ihnen sind Hindu, andere sind Perser, selbst Söhne angesehener Familien, einige sogar Prinzen; der Bruder des Finanzministers schloß sich ihnen an. Unbekümmert um Habe und Vermögen, durchstreifen sie mit dem Stock, dessen Griff die Worte jâ ali bildet, mit der Derwischmütze, einem Tigerfell, einem Steinbockhorn und der Bettelschale aus Kokos (kæschkul) die verschiedensten Länder und Gegenden. Mit dem Rufe jâ hak (o Wahrheit) hält der Derwisch dem Europäer seine Schale hin und

verlangt ein Sahib kran (etwa ein halber Gulden); gibt man ihm weniger, so wirft er es oft stolz von sich. Manche von ihnen treiben sich halbnackt und barhäuptig in den Ruinen herum; andere beobachten eine gewisse Eleganz in der Kleidung, diese nennen sich ahle āzād (die freien Leute). Fast alle rauchen das Beng (ein Haschischpräparat); viele werden davon stumpfsinnig, mehr dem Thier als dem Menschen ähnlich. Obwol es bekannt ist, daß sie weder an Mohammed noch Ali glauben, sondern im Herzen Theisten oder Pantheisten sind und an die Seelenwanderung glauben, so genießen sie doch überall eine gewisse Achtung unter dem Volk. Niemand wagt es, sie barsch abzuweisen oder sie gar rauh zu behandeln. Ein Derwisch durchzog viele Jahre lang die Straßen Teherans, selbst die Plätze der königlichen Burg, und rief mit lauter Stimme „Alian, Alian!", ein mystisches Wort, dessen Bedeutung niemand verstand; er störte nachts die Ruhe der Bewohner, doch niemand wagte, ihm zu nahe zu treten, ja er fand mit der Zeit Verehrer, der Schah selbst konnte seine Excursionen nicht hindern. Viele von ihnen geben vor, Alchymie zu treiben, locken als Adepten bedeutende Summen ab und verschwinden dann spurlos. Als Bänkelsänger und Märchenerzähler sind sie unübertrefflich. Durch wohlbemessene Pointen wissen sie die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln. In dem spannendsten Moment der Entwickelung unterbrechen sie ihre Erzählung — gerade wie in den Nächten der arabischen Märchen —, um die Spende einzusammeln und am andern Tage fortzufahren. Diese Erzählungen, in gutem Stil und reiner Sprache vorgetragen, verbreiten die Kenntniß der persischen Sprache und Poesie unter dem Volke, und leisten in dieser Beziehung unendlich viel mehr als unsere Landbühnen, die leider nicht selten sogar den Verderb der Sprache befördern.

Soldaten heißen persisch serbāz, d. i. Leute, welche

mit dem Kopf spielen, ihn einsetzen, obwol der Name madebāz (die den Magen einsetzen) richtiger wäre, denn sie sind nebst den Rayets die wahren Schmerzenskinder des Landes. Sie werden meist aus den türkischen Stämmen des Nordens genommen, aus Azerbeidschan, Mārageh, Hamadan und Chamseh; nur einige Regimenter stammen aus Irak und Kurdistan. Die Kaschaner sind seit jeher von der Beisteuer zum Contingent befreit, weil sie als furchtsam gelten; von ihnen circulirt die Anekdote, daß einst ein heimkehrendes Regiment Kaschaner einige Mann Bedeckung zur Sicherheit auf dem Marsche verlangt habe. Christen und Gebern sind ebenfalls vom Kriegsdienst befreit; der Emir nizam hatte zwar ein Regiment aus den Chaldäern ausgehoben, sie wurden jedoch unter dem folgenden Großvezier wieder entlassen. Dies hindert indeß nicht, daß mehrere Armener als höhere Offiziere und Generale in der Armee dienen, so Dawud Chan Gurdschi, Dschibrail Chan, u. a. Letzterm hat der König sogar im Sommer 1859 die Obhut über das königliche Lager in Niaveran und hiermit die Sicherheit seiner Person und seines Harems anvertraut.

Die gesammte Wehrkraft des Landes zerfällt in die reguläre (nizām) und irreguläre (rædif) Truppe. Die Rādifs bestehen aus Fußvolk mit Flinten bewaffnet (tufenktschi) und aus Cavalerie (sawāreh rædif); sie sind meist zum Schutze der Grenzen gegen feindliche Einfälle bestimmt. Diese Truppe muß sich selbst equipiren; sie erhält erst dann die Löhnung, wenn sie, für den Dienst oder eine Expedition (sefer) verwendet, die Musterung des Königs oder des Gouverneurs passirt hat. Es ist genau bestimmt, wieviel Mannschaft ein jeder Stamm stellen und ausrüsten muß; auch die Dienstzeit ist festgesetzt. Da jeder Chef seine Leute kennt und es auch in seinem Interesse liegt, schöne, schlagfertige Truppen zu haben, so sind sie meist stattlich

bekleidet und auf guten Pferden beritten. Ich begleitete oft den König zur Revue. Die Mannschaften sahen gut und tüchtig aus; fast alle Flinten waren mit Silber beschlagen, die Pferde kräftig und wohlgenährt. Ihre Bestimmung ist ähnlich wie die der Kosacken; sie plündern, schaffen Proviant, beunruhigen den Feind, machen nächtliche Ueberfälle, und leisten besonders gegen die Angriffe der irregulären Cavalerie der Turkomanen die vortrefflichsten Dienste. Ueberhaupt wurde jede tapfere Waffenthat während meiner neunjährigen Anwesenheit nicht von der regulären, sondern von der irregulären Truppe ausgeführt. Sie stehen immer unter dem Commando ihres Tribuschefs oder seines Sohnes.

Die reguläre Truppe besteht aus Fußvolk (piādeh nizām), Artillerie (tubchāneh) und aus etwa 300 Mann Cavalerie (sawāreh nizām). Vom Fußvolk gibt es an 84 Bataillone (tautsch), jedes nominell zu 800 Mann, doch sind selten mehr als die Hälfte im Dienst. An der Spitze des Bataillons steht ein særtip (General); ihm unterstehen die andern Grade, als: serheng (Oberst), javer (Major), sultan (Hauptmann), nājib (Lieutenant), wekil (Feldwebel) und dehbāschi (Corporal). Die Anzahl der im Dienst stehenden und disponibeln Offiziere ist übermäßig groß und würde für wenigstens den doppelten Armeestand hinreichen. Zehn Bataillone unterstehen dem Mirtuman, an der Spitze der ganzen Armee stehen der sepāh sālār (Feldmarschall), der adschutān bāschi (Kriegsminister) und der leschke næwis bāschi (oberster Kriegscommissär). Die Soldaten werden für die Dauer des ganzen Lebens gestellt, daher findet man auch unter ihnen viele gebrechliche Greise. Jedes Regiment soll der Regel nach ein Jahr dienen, im andern auf Urlaub sein; doch wird bei größern Expeditionen hiervon abgesehen, indem dann der Urlaub erst nach zwei bis drei Jahren eintritt.

Der persische Soldat ist kräftig, schön gewachsen, genügsam; er erträgt starke Strapazen, Durst, Hunger, Kälte, Schlaflosigkeit, forcirte Märsche; er besitzt auch viel natürlichen Muth: kurz man findet im Lande das schönste Material zu einer vortrefflichen Armee; doch baut man zu sehr auf diese Tugenden, man setzt voraus, daß der Mann im schlimmsten Fall sich von Kräutern ernähren kann, und thut methodisch alles, um die Leute zu Grunde zu richten. Die Offiziere (Sahib mænsab) sind aller Kenntnisse des Kriegswesens bar. Ein Knabe von sechzehn Jahren tritt aus der Schule durch Protection, Bestechung, Kauf oder Familienrücksicht in den Grad eines Obersten; sein Wirken besteht darin, den Sold der Soldaten zu unterschlagen und das für ihre Kleidung und Verpflegung bestimmte Geld sich anzueignen. Der Sold (muwadschib) ist zwar nicht gering, der persische Soldat könnte damit vortrefflich bestehen, doch wird ihm von der Regierung nur dreiviertel, und zwar nachträglich zu Ende des Dienstjahrs verabfolgt; davon enthalten ihm dann die Offiziere noch einen großen Theil vor, und der Rest wird in beschnittenen Dukaten ausgezahlt. Der Soldat muß deshalb im Laufe des Jahres Geld auf schwere Zinsen entleihen, sodaß ihm fast nichts von dem Sold übrigbleibt. Dasselbe gilt für die Kleidung; sie ist für den Winter ungenügend; er hat keinen Mantel, daher viele bei Märschen im Winter zu Grunde gehen. Die Gewehre sind schlecht, nicht einmal immer mit Feuersteinen versehen, die Bajonnete locker und verbogen. Ohne Rücksicht auf Acclimatisation, werden die türkischen nordischen Bergsoldaten in die heißen Gegenden des Persischen Meerbusens in Garnison (sächlu) gelegt; mehr als die Hälfte stirbt an Fieber, Ruhr, Typhus, Medinawurm und Heimweh. Für ärztliche Pflege wird keine Sorge getragen; sie haben keine Spitäler, schlechte oder gar keine Aerzte, fast jeder Verwundete ist verloren. Vor einer

großen Expedition, z. B. nach Herat, werden dem Soldaten 1—2 Dukaten angewiesen, sonst ist für seine Verpflegung nicht gesorgt; der Proviant wird ihm um erstaunlich hohe Preise verkauft, und nicht selten zieht es der Offizier vor, die Nahrungsmittel an den Feind zu verkaufen, sodaß die Belagerten besser als die Belagerer verpflegt sind. Die Leute haben kein Recht, sich zu beschweren; jede Klage wird als Insubordination bestraft. Ich war einst selbst Zeuge davon. Der Schah hielt Revue über mehrere Regimenter, welche nach Herat zogen; im Vorbeimarschiren jammerte ein Soldat, daß er vor Hunger erliege, da ihm sein Sold nicht bezahlt werde. Der Schah fragte den Kriegsminister, was er dazu sage. Dieser erwiderte: „Der Mann ist närrisch und störrig", und versetzte dem Armen, da der Schah ihn zu strafen befahl, in persona einige Maulschellen. Bei dem Mangel an Fuhrwesen kaufen sich gewöhnlich je drei Soldaten einen Esel zum Tragen ihrer Effecten. Die große Zahl dieser magern Thiere im Nachtrab erschwert und verzögert sehr den Marsch, und wird der Nachtrab abgeschnitten, so findet sich das ganze Heer der Mittel entblößt. Der Offizier bleibt, wenn es zum Angriff (hamleh, maarikeh) kommt, weit hinter der Front; er versteckt sich in einer Grube, ja er läßt sich sogar von seinen Soldaten zu dem Zweck eine graben. Es ist daher höchst selten, daß ein Offizier verwundet oder getödtet wird.

Unter diesen Umständen darf es nicht befremden, daß die Disciplin sehr gelockert ist, daß die Soldaten in den Garnisonen Kleinhandel treiben, Eier, Früchte u. s. w. verkaufen, oder durch Plünderung und Diebstahl sich Unterhalt verschaffen, daß sie unwillig ans Exercitium gehen und mit Schrecken an eine Expedition denken, denn sie wissen, daß sie verkauft und verrathen sind. Bei ihrer gewohnten Genügsamkeit suchen sie sich unterwegs verschiedene Kräuter

und kochen davon mit etwas Reis und Butter eine Suppe, die zu ihrer kümmerlichen Ernährung dient. Trifft einen Soldaten die Reihe, als Wache (karaül) zu functioniren, so wird er oft in vierundzwanzig Stunden nicht abgelöst; doch er macht sich's bequem: er legt die Flinte bei Seite, raucht eine Pfeife und kocht sich seine Suppe.

Unter ähnlichen Verhältnissen kann auch die beste Mannschaft nichts leisten. Die reguläre Truppe, welche dem Schatz erhebliche Summen kostet und die besten Arme, die bei der dünnen Bevölkerung nur schwer entbehrt werden können, dem Ackerbau entzieht, wird nie einem äußern Feind gefährlich werden, sie kann nur Furcht und Schrecken im eigenen Lande und in Gegenden, wo sie durchzieht, verbreiten. Und doch glaubt der König, die beste Armee zu besitzen, welcher nur die europäischen Kriegsmaschinen fehlen, um die ganze Welt damit zu erobern. Einmal, als wir auf den großen Platz zur Revue ritten, war der König vom Anblick der Mannschaft so hingerissen, daß er bei der Rückkehr ausrief: „Sie zierten das Meidan, wie die Rose den Garten; es war überall ein Parterre von Blumen zu schauen!" Darum erhält sie auch in der officiellen Staatszeitung immer die Prädicate der „unbesiegbaren", der „sieggekrönten" u. s. w.

Etwas besser organisirt ist die Artillerie. Vor etwa dreißig Jahren durch englische Offiziere von der ostindischen Armee eingerichtet, bewahrt die Mannschaft noch etwas militärischen Geist und Disciplin. Ihr Vorstand, Fazan Agha, treibt auch die Sachen nicht aufs äußerste, daher die Soldaten besser verpflegt, gekleidet und eingeübt sind. Der Schah spricht mit vielem Stolz von dem Zeughaus (dschabbechaneh), wo Kanonen gebaut und Waffen verschiedener Art ziemlich gut verfertigt werden. Bekannt ist die folgende Anekdote. Während Hussein Chan unter der Regierung Mehmed Schahs als Gesandter in England war, wurde ihm

das große Arsenal von Woolwich gezeigt. Als echter Perser äußerte er nicht im mindesten Bewunderung oder Erstaunen. Beim Abschied endlich gefragt, wie er die Anstalt gefunden habe, sagte er nur die wenigen Worte: „Ihr habt nicht das große Arsenal von Teheran gesehen.“*)

Der Schah hält seine Artillerie für die beste der Welt. Bei den Schießübungen, die er sehr häufig veranstaltet, pflegt er selbst einigemal die Kanonen zu richten; trifft er ins Ziel, so erhält er vom Premier zur Belohnung 50 Dukaten, welche er dann unter die Mannschaft vertheilt. Im Meidan des königlichen Schlosses befinden sich zwei Kanonen von mächtigem Kaliber; sie wurden in Bender Abbas zu Zeiten der Säfi-Könige von den Portugiesen erbeutet und später nach Teheran geführt; man nennt sie tube murwārid (Perlkanonen). Meist werden sie von Menschenhänden mit unsaglicher Mühe, bisweilen auch mit Verlust von Menschenleben, auf die Schießstätte gezogen.

Einmal forderte auch mich der Schah auf eine Kanone zu richten. Ich unterzog mich nur mit Angst diesem Geschäft, denn ich fürchtete, einen von den Wächtern der Schießstätte zu treffen; doch lief alles glücklich ab, und kein Menschenleben war der königlichen Laune zum Opfer gefallen.

Trotz der disciplinirten Armee darf man sich im Kriege auf keinen combinirten Angriff einlassen. Die Offiziere blei-

---

*) Dieser Hussein Chan gilt selbst in Teheran als Prototyp eines Lügners und Prahlers. Durch seine eleganten Manieren wußte er sich überall bemerkbar zu machen. Als bei seiner Durchreise durch Wien die Fürstin Metternich die Schärfe seines kameh (Dolch) bewunderte, antwortete er ihr mit dem in Persien üblichen Compliment: „Er verwundet nicht so tief wie Ihre Augen.“ Vor meinem Abschied von Teheran bat er mich, der Fürstin viele Grüße von ihm auszurichten. Ihr wohlgelungenes Miniaturbild bewahrt er mit vieler Pietät.

den hinter der Fronte zurück, und der Soldat mag zusehen, wie er sich, gut oder schlecht, aus der Affaire zieht. Verwundet, überläßt man ihn seinem Schicksal; zeichnet er sich aus, belohnt man ihn nicht; benimmt er sich feig, so wird ihm verziehen, denn niemand bemerkt es. Nach einem Sieg werden die Köpfe der gefallenen und verwundeten Feinde abgeschnitten und die präparirten Skalpe als Trophäe nach Teheran gebracht. Natürlich figurirt auch mancher persische Skalp darunter, es geschieht ad majorem regis gloriam. Die Präparation besteht darin, daß der Kopf einige Zeit unter die Erde vergraben, dann herausgenommen und geklopft wird, wobei die harten und weichen Theile herausfallen und nur die Haut zurückbleibt; diese wird mit Stroh ausgefüllt und auf eine Pike gesteckt. Ich sah mehrere solcher Skalp-Revuen, die größte nach dem Siege über die Araber von Mäscat. Der Imam, welcher längere Zeit den Strich von Bender-Abbas in Pacht hatte, verweigerte nämlich den Pachtschilling und machte Miene, seine Souveränetät geltend zu machen. Gegen ihn zog Abdullah Chan, der Sohn des Gouverneurs von Kirman. Er nahm eine tüchtige Dosis Haschisch und vertheilte auch einiges an seine Soldaten; der Angriff ward durch den europäischen Arzt Fagergreen, einen Schweden, der in persischen Diensten steht und in Schiraz ansässig ist, gut geleitet; die Araber wurden gegen das Meer gejagt, viele wurden getödtet, andere ertranken. Ich sah den Zug der Skalpe, untermischt mit den gefangenen Arabern und Beludschen, welche zum Tode verurtheilt waren; das Todesurtheil wurde jedoch nicht vollzogen, da der Imam den Pacht erneuerte und viele Beutel Theresienthaler an den Schah schickte.

Im ganzen drängt sich dem Beobachter die Bemerkung auf, daß von der regulären Truppe in ihrem gegenwärtigen Zustand weder für den König noch für das Land etwas Tüch-

tiges zu erwarten sei, und daß sie im Kriege gegen eine europäische Macht fast gar keinen Widerstand zu leisten vermöchte. Gegen innere Unruhen und die Scharmützel mit den Turkomanen würde ein Drittheil der Mannschaft ausreichen. Bei gehöriger Verpflegung und Besoldung, und unter Führern, die sich das Vertrauen der Leute zu erwerben wüßten, könnte das Land ein treffliches Heer besitzen; denn die Soldaten stammen aus demselben Blut wie die, mit denen einst Nadir Schah nicht nur sein Vaterland von zahlreichen Feinden, den Afghanen und Türken, befreite, sondern ganz Asien zittern machte und selbst Rußland Achtung gebot. Leider aber wird das vortreffliche Material ohne Sinn und nutzlos vergeudet.

Ueber die andern Stände, als: Priester, Kauf- und Gewerbsleute, Ackerbauer und Nomaden, wird am geeigneten Orte Näheres mitgetheilt werden.

II.

Wohnhäuſer, Städte, Gärten, Sommerſitze und Zeltlager.

Ausdehnung der Wohnungen. Raſcher Verfall. Baumaterial. Bauleute. Innere Einrichtung. Ventilation. Heizung. Aborte. Höfe. Frauengemächer. Die Stadt Teheran (Lage, Befeſtigung, Stadtviertel, Gaſſen, Beleuchtung, Reinigung, Bazare und Karavanſerais, Bäder, Moſcheen und Madraſſes, Amphitheater, Plätze, Miethswohnungen, Hunde, Fliegen, Mücken, Zecken, Skorpione und Solpugen). Die Citadelle von Teheran. Phyſiognomie anderer Städte (Ispahan. Die beweglichen Minarets). Gärten. Sommerſitze. Zeltlager.

A. Wohnhäuſer.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit des Perſers, daß er ſich, ſobald er zu Stellung, Einfluß und Reichthum gelangt, eine neue Wohnung aufführen läßt und ſie übermäßig, faſt ohne Zweck und Plan, vergrößert; er liebt zu bauen und zu erweitern. Rings um ſein Haus ſiedeln ſich ſeine Stammesgenoſſen, Glieder deſſelben Tribus (täife), ferner Diener und Clienten an, ſodaß in kurzer Zeit der Complex einen ganzen Stadtbezirk einnimmt. Da nun beim Mangel an alten adelichen Familien ein fortwährendes Emporkommen und Sinken von Individuen ſtattfindet, ſo bevölkern ſich

einzelne Stadttheile in wenigen Jahren; sie gelten dann als die beliebten (marghub), um ebenso rasch wieder einzugehen, denn jeder trachtet in der Nähe des aufgehenden Sterns seinen Sitz zu nehmen und von dem untergehenden sich zu entfernen. Nachdem im Jahre 1851 Mirza Agha Chan Großvezier (sader aazam) geworden war, brachte seine Familie einen ganzen Stadttheil an sich und bebaute ihn mit neuen Palästen; aber schon sieben Jahre später, beim Fall des Veziers, standen die Häuser leer, herrenlos, ihrem nahen Verfall entgegensehend, denn die Besitzer lebten im Exil oder suchten sich den Blicken der Regierung zu entziehen. Um diese Zeit stieg der Glücksstern der Familie des Feruch Chan Amin uddauleh auf; sie begann eine ähnliche Rolle zu spielen, um, wie vorauszusehen war, ebenfalls bald einer andern zu weichen. Aber damit nicht genug; auch in andern ferngelegenen Städten werden ganze Stadttheile, welche dem Tribus eines abgesetzten Ministers gehören, nach seinem Fall auf Befehl der Regierung niedergerissen und gestampft*), wie dies mit dem Nur-Viertel in Schiraz nach der Execution des Ibrahim Chan, Veziers des Feth Ali Schah, und mit den Quartieren der Makûi nach Exilirung des Ministers Hadschi Mirza Agassi geschah.

Der Plan dieser schnell aufsprossenden Häuser ist gewöhnlich so weitläufig angelegt und wird bei neu hinzukommenden Geldquellen so oft modificirt, daß das Gebäude nie zu Ende geführt wird, oder daß bei dem unsoliden Bau der eine Theil bereits zusammenstürzt, während der andere noch im Fortbau sich befindet. Da wechselt plötzlich die Stellung des Eigners, er verarmt, verliert seine Würde,

*) Stampfen (kubiden) ist ein Zeichen der vollendeten Zerstörung und des Verbots der Wiederaufrichtung, ähnlich wie das Salzstreuen im Mittelalter.

wird exilirt, mit Geldstrafen belegt, oder er ergreift die Flucht; und nun bleibt das Haus ein unfertiges Conglomerat, nie etwas Ganzes oder Vollendetes darstellend. Schon der Dichter Saadi klagt:

Wer immer kam, ein neues Haus er baute;
Er schied, dem andern er es anvertraute;
Doch dieser etwas Neues selbst ausbraute —
Und niemand so den Ausbau je erschaute.

Diese Stelle ist zwar im metaphorischen Sinn in Bezug auf die Unbeständigkeit des irdischen Guts zu nehmen, doch entspricht das Bild ganz der persischen Volkssitte. Zu vollenden und abzuschließen liebt der Perser nicht, er will nur Neues schaffen und läßt das Alte durch Vernachlässigung zu Grunde gehen. So verschwendet er große Summen auf den Bau neuer Schlösser und Wohnungen, scheut aber die geringen Ausgaben für nöthig werdende Reparaturen. Ein Haus, das ihm durch Erbschaft überkam, läßt er verfallen; pietätvolle Anhänglichkeit an Haus und Herd seiner Väter ist ihm ein ungekannter Begriff. So baute Mehmed Schah, der Vater des jetzt regierenden Königs, ein neues, ausgedehntes Schloß am Fuße des Elburz-Gebirges bei Abbas-Abad; der Zufall wollte, daß er einige Wochen nach dem Ausbau im Jahre 1848 verschied; bereits im Jahre 1857 war der Ruin des Gebäudes so vollständig, daß ich über die Trümmer wegreiten konnte; die Backsteine und das Bauholz wurden verkauft, und als der jetzige König in der Nähe campirte, führte man fast unter seinen Augen das Material hinweg. In ausgedehntem Maße wurde dieses System in Ispahan, der alten Residenzstadt der Safavi, geübt. Großartige, in schönem Stil errichtete Paläste sind zur Gewinnung von Baumaterial demolirt oder dem muthwilligen Ruin preisgegeben worden, um einige elende Hütten oder sogenannte Paläste in verdorbenem neuen Geschmack

herzustellen. Selbst die prächtigen und für Reisende unentbehrlichen Karavanserais, von Schah Abbas dem Großen mit Munificenz ausgestattet, liegen zum Theil in Trümmern und drohen aus Mangel an Aufsicht den gänzlichen Einsturz. Auch die vielen kostbaren Brücken, die hier und da über Sturzbäche und Engpässe führen, sind meist unbrauchbar, weil ein Pfeiler morsch geworden oder die Wölbung Lücken und Löcher bekam, sodaß man sie nur mit großer Vorsicht passiren kann. Ist eine zur Communication unumgänglich nöthige Brücke halb eingefallen, baut man höher oder tiefer eine neue. Man strebt immer nach dem Ruhm, etwas Neues geschaffen zu haben.

Hierzu gesellt sich der Aberglaube an böse Vorbedeutungen, der sich nicht allein auf Häuser, sondern auch auf ganze Ortschaften, auf Pferde und Frauen erstreckt. Der Perser nennt es bed kadem, d. i. unglücklicher Tritt. Hat sich in einem Hause ein plötzlicher Unglücksfall ereignet, so findet sich fast niemand, der es, wenn auch umsonst, bezöge, und so geht es, sich selbst überlassen, dem raschen Verfall entgegen. Ferner werden viele Häuser aus allen möglichen Veranlassungen von der Regierung sequestrirt; niemand will sie kaufen, man betrachtet sie als unrechtmäßig erworben, und es ist nicht erlaubt, das Gebet in ihnen zu verrichten. Ebenso wenig begünstigen die rigorösen mohammedanischen Religionsbegriffe die Erhaltung eines Baudenkmals alter Zeit. So fand ich in Persepolis fast alle menschlichen Figuren verstümmelt oder wenigstens mit ausgehauenen Augen, weil sie angeblich Götzen und Götzenanbeter repräsentirten.

Nach allem diesen kann es nicht befremden, daß trotz der fortwährenden Neubauten nur wenige Häuser in bewohnbarem Zustand sich befinden.

Andere Gründe des schnellen Verfalls liegen im Bau

selbst und in dem dazu verwendeten Material, welches wir näher beleuchten wollen.

Das Baumaterial besteht zumeist aus Backsteinen, die an der Luft getrocknet werden. Sind sie aus gutem, durchgearbeitetem Lehm geformt und an der Sonne gehörig gedörrt, so widerstehen sie bei dem vorherrschend trockenen Wetter lange Zeit, oft Jahrtausende, der Zerstörung, wie an einigen uralten Bauten ersichtlich ist. Doch dazu nimmt man sich jetzt selten mehr die Mühe; man bereitet die Ziegeln aus der obern mit Humus und Salpetersalzen gemischten Erde oder aus Straßenkoth, daher sie schon nach einem mehrere Tage anhaltenden Regen zerbröckeln; und auch die gebrannten Ziegeln, wegen Mangel an Brennholz und infolge der unvollkommenen Bereitungsart schlecht ausgebacken und mit Kies untermischt, verwittern bei mäßiger Feuchtigkeit. Die zur Grundlegung verwendeten unbehauenen Steine und Geröllstücke tragen ebenso wenig zur Solidität der Gebäude bei. In Teheran selbst werden wegen schlechter Beschaffenheit der jetzigen Ziegeln häufig die aus den Ruinen von Ray ausgegrabenen zu Neubauten gebraucht. Ihre Festigkeit sowie die dort aufgefundenen Thongeschirre beweisen hinlänglich, wie weit die damaligen Bewohner den heutigen in dieser Fabrikation voraus waren.

Als Mörtel wird nur selten am Grundbau und der Kellerwölbung Kalk mit Lehm untermischt angewendet, im allgemeinen nimmt man mit Lehm gemengten Gips oder Lehm mit Stroh untermischt (kâhgil), letztern ausschließlich zum äußern Anwurf des Hauses.

Bauholz gibt es in den Hochebenen fast gar nicht; man muß acht- bis zehnjährige Pappelstämme, deren Rinde abgeschält wird, dazu verwenden. Dieses weiche Holz leistet aber keinen Widerstand, es fault leicht und wird noch dazu häufig von zahlreichen Termiten (murâneh) durchfressen.

Nur bei größern Bauten bestehen einige Balken aus Platanenholz, das kostbar und selten ist.

Der Grund wird selten tiefer als 2—4 Fuß gegraben, welche unzureichende Basis überdies durch das frei in den engen Straßen fließende Wasser und durch die im Hause befindlichen schadhaften Bassins und Cisternen zu leiden hat.

Die Dächer sind flach, nur unmerklich geneigt und mit einer dicken Erdschicht bedeckt, welche die weichen Pappelbalken eindrückt, daher das Regenwasser durch Risse und Spalten sickert und in das Innere des Hauses dringt.

Die große Ausdehnung der Wohnungen macht es dem Besitzer beim besten Willen nicht möglich, für die nothwendigen Reparaturen zu sorgen.

Auf Vorstellungen über die leichte Bauart der Wohngebäude, antwortet der Perser stereotyp: „er baue sein Haus, um es einige Jahre zu bewohnen; was dann geschehen werde, wisse nur Gott". In dieser Unsicherheit der Zustände und des Eigenthums liegt also die Hauptursache, daß kein solider Bau zu Stande kommt. Selbst die königlichen Bauten, wie bedeutende Summen auch dafür verausgabt werden, machen in dieser Hinsicht keine Ausnahme: sie sind zwar luftig und hübsch, stehen aber an Solidität den Privathäusern sogar nach. So geschieht es, daß während des Sommers wenigstens ein Drittheil des Winterpalastes, und während des Winters ebenso viel vom Sommerpalast umgebaut werden muß. Kommt die Zeit, wo das Hoflager verlegt werden soll, so findet in der Regel eine unliebsame Verzögerung statt, weil die Bauten noch nicht fertig sind. Als im April 1853, weil nach einem ungewöhnlich regnerischen Frühling die Cholera in Teheran ausbrach, der Schah plötzlich den Sommerpalast zu Niaveran bezog, fand er daselbst fast kein einziges Zimmer, in dem er ohne Regenschirm weilen konnte. Während meines Aufenthalts stürzte

das Dach der königlichen Bibliothek ein und beschädigte viele kostbare Bücher; ein ähnliches Los drohte der Schatzkammer. Es ist einmal sanctionirter Gebrauch, daß von jedem Dukaten, der für öffentliche Bauten bestimmt ist, nur vier Zehntel wirklich dafür verausgabt werden, das übrige aber in die Taschen der Beamten und Bauunternehmer fließt. Allein auch die vier Zehntel scheinen nicht immer, wenigstens nicht zu rechter Zeit verwendet zu werden; man verläßt sich auf den trockenen Sommer, auf den seltenen Regen, und begnügt sich, einige Goldflitter an die Wände und Thüren zu kleben. Dem König ist der ganze Vorgang kein Geheimniß; doch drückt er dabei die Augen zu, weil er weiß, daß eines Tags das betrüglich Erworbene durch Confiscation wieder in seinen Beutel zurückkehren wird. Einst erging sich der König unter Begleitung der Höflinge in seinem Garten; wir stießen auf einen elend gebauten, schlecht gefirnißten Kiosk von zweideutiger Solidität und Schönheit. Der König fragte, wieviel der Bau wol werth sein möchte. Aus schonender Rücksicht für die Betheiligten glaubten wir eine hohe Summe rathen zu müssen und nannten 1000 Dukaten; der König aber erwiderte lachend: „Ich zahlte 6000 dafür." Zwei Jahre später hatte er sich freilich alles zurückzahlen lassen.

Die Maurer, Bauleute wie Meister, stammen meist aus der Stadt Kaschan; sie haben die Gewohnheit, stets singend ihre Arbeit zu verrichten. Mit monotonem Gesang verlangt der Maurer von den Gehülfen und Taglöhnern seinen Bedarf an Baumaterial. Sein ganzes Werkzeug besteht in einer schmalen, einem knieförmigen Spatel ähnlichen Kelle; nur selten bedient er sich des Hammers, da die Luftziegel (chischt) mit der Hand zerbrochen werden. Mit der Hand wirft er den Mörtel und den digerirten Gips in die Fugen und klopft dann mit der Faust einigemal darauf, um etwas Festigkeit zu geben. Die Kelle dient ihm blos zum Glätten,

und er würde sie, wenn auch dazu die Hand ausreichte, gewiß à la Diogenes ganz verwerfen. Das Senkblei wendet er nur an, wo die Mauer etwas schief oder gebogen ausfällt, er nimmt die Sache nicht so genau; macht man ihn auf den unausweichlichen Sturz seiner Mauer aufmerksam, so erwidert er lächelnd: „Man baut nicht für die Ewigkeit."

Und doch sind dieselben Bauleute vortreffliche Handwerker, wenn sie nur wollen. Mehrere sorgfältig ausgeführte Madrasses und Karavanserais legen Zeugniß ab von ihrer Geschicklichkeit; in Eleganz, Leichtigkeit und Formverschiedenheit der Wölbungen sind sie den Europäern sogar überlegen. Man betrachte nur die ovoide Wölbung der Moschee von Sultanieh, die Mittelkuppel im Bazar Tscheharsu in Kaschan, oder die Wölbungen der Moscheen von Jspahan, besonders in der Mesdsched dschumeh. Manche sind so flach, daß sie fast horizontal zu liegen scheinen. Kleinere Arbeiten dieser Art verrichten die Perser ohne alle Schablonen. Allerdings stürzt auch wol das Gewölbe schon während des Baues wieder ein; aber des Menschen Fleiß, sagen sie, soll sich eben darin zeigen, daß er nicht ermüdet, sondern die mislungene Arbeit von neuem beginnt. Bei ähnlicher Veranlassung citirte mir ein Baumeister die bekannte Anekdote vom Emir Teimur (Tamerlan). Diesem ging es in seiner Jugend sehr mislich, nichts gelang ihm, und er wollte schier verzweifeln. Da sah er einer Ameise zu, wie sie ein schweres Korn in die Höhe schleppte; neunundneunzigmal entglitt es ihr, aber immer raffte sie es wieder auf und brachte es endlich doch an den Ort der Bestimmung. An dem Beispiel der Ameise belebte sich sein Muth, und er ging wieder frisch an das begonnene Werk. — Besonders geschickt sind die Perser im Aufführen von Rohbauten, sie verstehen es, Ziegel von verschiedener Farbe und Größe unter verschiedenen Winkeln so zusammenzustellen, daß die gefälligsten Muster und geome-

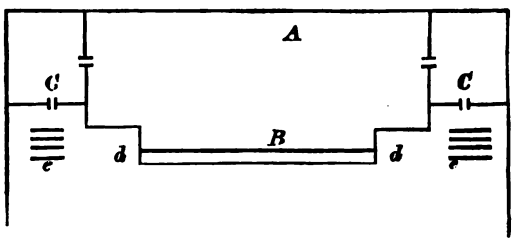
trischen Figuren entstehen, ähnlich den winkelig gebrochenen Schichtungen der Gebirge. Besonders in den ältern Bauten von Ispahan findet man überraschend schöne, einfach geschmackvolle Formen.

Wo Vielweiberei und Abschließung der Frauen herrscht, muß natürlich die Bauart des Wohnhauses eine andere sein als in monogamischen Ländern. Als Hauptgrundsatz gilt, daß die Häuser nach außen gegen die Gasse nur nackte, kahle Mauern zeigen, alle Pracht aber nach innen, gegen die Höfe und Gärten zu, entfaltet wird. Kein Fenster geht auf die Gasse; die hohen, erdfarbenen, von Regen zerfressenen Lehmwände, welche alle Häuser von außen umschließen, geben ihnen mehr das Ansehen von Hügeln oder kolossalen Schwalbennestern, als von menschlichen Wohnungen.

Das Hausthor (dærwäzeh) ist nicht über 7 Fuß hoch; die Thür, mit großen eisernen Nägeln beschlagen, ist immer verschlossen und öffnet sich nur auf den Schlag eines daran befestigten Fallhammers. Man gelangt in eine kleine gewölbte Vorhalle (dälän), den Sitz des Thürhüters (kapṭschi), und von dort in den viereckigen Hof des Männergemachs; denn jede Wohnung ist in zwei Abtheilungen geschieden: in das Birun oder Männergemach, den Aufenthaltsort des männlichen Gesindes, wozu auch dem Fremden der Zutritt gestattet wird, und in den Enderun oder Harem, welcher nur den Frauen, dem Hausherrn und einigen wenigen (mahrum) zugänglich ist.

Der Hof (hæjät) bildet ein Parallelogramm, an dessen drei Seiten, zwei Fuß über der Bodenfläche, Zimmer und Cabinete sich befinden. Die Zimmer (ätäk) sind alle separirt und communiciren nicht miteinander, so zwar, daß man von einem ins andere nur durch den Hof gelangen kann, weshalb ein jedes mit einigen Stufen zum Aufgang versehen ist. Diese Zimmer dienen zur Wohnung für das Gesinde, zu Küche, Magazinen, Kaffee-, Thee- und Rauchcabineten.

Gegenüber dem Haupteingang befindet sich der große Saal (tālār), wo der Herr des Hauses die Gäste empfängt und die Tagesgeschäfte abmacht. Er ist sehr hoch und geräumig, mit vielem Luxus ausgestattet, mit Wandmalereien geschmückt und mit den kostbarsten Teppichen bedeckt. Zu beiden Seiten des Saals führen Treppen auf eine kleine Estrade, von wo der Eingang in den Talar stattfindet. Der Saal (*A*) bildet ein Parallelogramm mit vorspringendem Raum (*B*)



gegen den Hof. Die vordere Wand (*dd*) besteht aus einem großen Fenster (urusí). Auf dieses Fenster wird viel Kunst und Sorgfalt verwendet, es kostet oft die Summe von 2—300 Dukaten; die obere Hälfte desselben wird nämlich durch feingefügtes, einer zierlichen Stickerei ähnliches Holzwerk ausgefüllt, in verschiedenen geometrischen Figuren Sterne, Poligone und Flechtwerk der originellsten Art bildend, und dem Künstler liegt es ob, stets neue Muster zu erfinden, damit nie ein Fenster dem eines andern Hauses gleiche. In die Lücken des Flechtwerks werden verschiedenartig gefärbte Gläser eingesetzt, sodaß der Gesammtanblick den Figuren eines Kaleidoskops entspricht. Die untere Hälfte der Fensterwand wird durch fünf bis sieben senkrechte Balkensäulen unterbrochen, in welchen sich schwere Coulissenfenster bewegen, die zwar einfacher, doch ebenfalls mit buntfarbigen Gläsern versehen sind. Diese kostspieligen Fenster bieten

zwar einen imposanten Totaleindruck, doch lassen sie sich wegen ihrer Höhe und delicaten Zusammensetzung sehr schwer rein halten und waschen; auch habe ich nie bemerkt, daß ein Perser es nothwendig fand, eine ähnliche Manipulation daran vorzunehmen. Daher füllen sich in kurzer Zeit alle Fugen mit Staub; die kleinen Glasstücke lösen sich ab, und der Wind pfeift dann ungehindert durch den Saal. Trotzdem wird nie ein Fenster ausgebessert, es wäre dies wider den Grundsatz des Persers. Im schlimmsten Fall werden die Lücken im Winter mit Papier verklebt, daher die Behauptung, das Fenstermachen sei ein dem Perser angeborenes Handwerk.*)

Während des Tags werden die Fenster fast nie geschlossen, und es kommt dem Europäer sonderbar vor, im Winter bei offenen Fenstern ein lebhaftes Kaminfeuer brennen zu sehen. Das Schließen wäre auch wegen der vielen Lücken nur eitle Mühe. Dem schlechten Verschluß der Fenster und Thüren ist es zuzuschreiben, daß, obgleich die Erwärmung bei den ärmern Klassen mittels eines Kohlenbeckens geschieht, doch Fälle von Asphyxie durch Kohlenoxyd fast unerhört sind. Dank dieser mangelhaften Einrichtung ist der Geruch in persischen Zimmern nie so penetrant wie in Europa in den Wohnungen der Armuth, sowie auch deshalb die Skro-

*) Der Emir tubchane, Commandant der Artillerie, wurde zum Vorwand einer Gelderpressung vom Großvezier aufgefordert, sämmtliche Rechnungen aus den dreißig Jahren seiner Verwaltung vorzulegen. Der arme Mann, der kaum nothdürftig schreiben konnte, war in großer Verlegenheit. Gedrängt wegen des Ausweises, sagte er endlich: „Da müßte ich ja alle Fenster hertragen lassen, denn an ihnen sind die Rechnungen aufgeklebt.“ Ein Geschenk von 5000 Dukaten an den Vezier überhob ihn der Mühe des Transports. Als ausgezeichnetes Klebemittel dient das Pulver der Wurzel von Asphodalus (serisch), welche sich häufig in den hohen Bergthälern findet.

fulose seltener und Erkältungskrankheiten fast gar nicht vorkommen. Zur Abhaltung der Kälte von 2—5 Grad R. dient ferner ein langer Rollvorhang, der die ganze fehlende Wand zu bedecken vermag.

Die Thüren (dær) bestehen aus zwei mit eleganten Arabesken, Vögeln und andern Thieren bemalten Flügeln. Sie haben eine wenigstens einen Fuß hohe Schwelle und sind so niedrig, daß der Europäer, der an diese Einrichtung nicht gewöhnt ist, entweder mit dem Schienbein oder mit dem Kopf anrennt.*) Sie drehen sich nicht in Angeln, sondern um Zapfen, und werden nicht mittels Schnallen, sondern durch ein Kettchen, oben an dem Querbalken, geschlossen. Uebrigens findet das Schließen der Thür während des Tags nie statt, welches auch bei der beschriebenen Construction unnütz sein würde. Des Anstands halber ist an jeder Thüre ein Vorhang (perdeh) angebracht, bei den Armen aus leichtem Baumwollstoff, bei den Reichen jedoch aus persischem oder indischem Shawl.

Durch das gleichzeitige Oeffnen aller Thüren und Fenster, sodaß die Luft ungehindert von allen Richtungen eindringt, wird der europäische Ankömmling oft sehr beängstigt, denn er fürchtet die Zugluft; allein dies ist etwas, das der Perser nicht begreifen kann, er hat in seiner Sprache kein Wort für Zugluft; von Jugend auf daran gewöhnt, fühlt er vom Zug keinen nachtheiligen Einfluß. Dem Gast wird in heißen Tagen derjenige Ort als Ehrenplatz angewiesen, wo der

*) Es kamen mir bei Europäern Fälle schwerer Contusionen und selbst leichte Gehirnerschütterungen infolge des Anstoßens gegen den Thürbalken vor; doch nie begegnet ein ähnlicher Unfall einem Perser, weil er an die Construction gewöhnt ist, eine hohe Mütze trägt, deren Herabfallen ihn an die Pfoste mahnt, und der allgemeinen Sitte gemäß beim Passiren durch einen engen Raum den Kopf nicht vorwärts, sondern rückwärts neigt, um das Hinderniß stets im Auge zu behalten.

Wind von allen Seiten durchſtreicht und die Luft abkühlt. Tritt der Perſer in ein geſchloſſenes Gemach, ſo ruft er aus: „Chaffèh est!“ (Es iſt erſtickend!) und läßt ſogleich alle Zugänge öffnen.*)

Die innern Wände dieſer Säle ſind prächtig hergerichtet; eine Reihe Niſchen (täktsche), mit reliefartigen Gewinden und Arabesken verziert, zieht ſich daran hin. Dieſe Reliefs werden aus freier Hand mit Kohle gezeichnet und dann geſchickt in Stuck abgeformt; ich ſah deren viele in Ispahan, welche an Leichtigkeit und Eleganz der Zeichnung wie an Feinheit der Ausführung alle Vorſtellungen überboten. Um die Niſchen herum, wie an den Karnieſen und Vorſprüngen, überall befinden ſich Malereien, Blumenſträußchen, Blütenbüſchel, Vögel und Frauengeſtalten in lieblichen Verſchlingungen darſtellend, die zwar der Perſpective und des Schattens ermangeln, aber durch die anmuthige Erfindung und die Friſche der Farben einen beſondern Reiz gewähren. Den Glanzpunkt der Malerei und der Stuccaturarbeiten bildet der Plafond, auf deſſen Ausſchmückung die meiſte Sorgfalt verwendet wird. Aus feinſtem Spiegelglas gefügte künſtliche Figuren wechſeln hier mit bunten Gemälden in goldenen Rahmen, mit Porträts von Monarchen, Generalen, Frauen und Knaben, ſodaß das Ganze einem Quodlibet nicht unähnlich ſieht. Ein ſolcher Plafond mit ſeinen Stuccaturen, Malereien und Vergoldungen koſtet oft 500—800 Dukaten, und bedenkt man dazu, daß die flachen Dächer ſelten einem anhaltenden Regen widerſtehen, die durch Näſſe entſtehenden Beſchädigungen aber niemals reſtaurirt werden, ſo muß man über die kin-

*) Ich kannte nur zwei Perſer, welche gegen Zugluft empfindlich waren; doch beide hatten als Geſandte lange Zeit in Europa gelebt, wo ſie auf deren Schädlichkeit aufmerkſam gemacht wurden.

diſche Verſchwendung ſtaunen. In der Neuzeit begann man allerdings den Saal mit einem ſchrägen Dach (schirwāni) zu verſehen, allein das ſchlechte Bauholz verleiht auch dieſem ſelten die nöthige Feſtigkeit.

Der Eſtrich iſt nicht gedielt, ſondern nur mit einer glatten Gipslage überzogen; er wird mit den berühmten perſiſchen Teppichen und Filzen bedeckt. Einen Teppich nach europäiſcher Weiſe über das ganze Zimmer zu ſpannen, iſt nicht Sitte, weil die perſiſchen Teppiche wegen ihrer Dicke und Dichtigkeit zu ſchwer gehoben oder transportirt werden könnten.*) Man belegt die Seiten mit zwei dicken Yezder-Filzen (kænāre); zwiſchen beide wird ein feiner, gemuſterter Teppich aus Farahan (ḳāli) gebreitet, und an die Thür kommt wieder ein ſchmaler Filz (serneschin). Der oben mit *B* bezeichnete Raum am Fenſter erhält den koſtbarſten Teppich, den schāh-neschin, d. i. Königs- oder Herrenſitz. In einem der Seitenwinkel liegt noch ein dicker, feiner Flanell (patu), meiſt carminroth, worauf der Eigenthümer oder Vorſitzende Platz nimmt.

Bei den minder Wohlhabenden erſetzt die Stelle der theuern und ſchweren Teppiche ein ſteifes, feſtes, buntfarbiges Gewebe, welches ſehr dauerhaft, zum Niederſitzen auf perſiſche Weiſe aber nicht weich genug iſt. Man nennt es gelim, und es gilt ſprichwörtlich als Zeichen der Genügſamkeit und

*) Auf meiner Durchreiſe durch Iſpahan wurde ich im Schloſſe Anguriſtan einquartiert. Der Gouverneur befahl, mir einen Teppich unterzubreiten; elf Faraſche (Diener und Aufwärter) ſchleppten ſich damit, vermochten ihn aber nicht zu heben, ſondern er mußte durch das Fenſter hereingezogen werden. Dieſer Teppich, von Schah Abbas ſtammend, war mehr als zweihundert Jahre alt und noch ſo gut erhalten, die Farben ſo friſch, die Zeichnung ſo zart, wie ich in dieſer Art nie etwas Aehnliches geſehen.

der sich reich dünkenden Armuth der Derwische; so singt Saadi:

Die ganze Welt genügt nicht dem Eroberer;
Ein halbes Brot und ein Gelim dem Derwisch.

Ist ein Zimmer gehörig mit Teppichen versehen, so ist es auch nach persischen Begriffen vollkommen möblirt, denn von Möbeln und ihrem Gebrauch versteht der Perser nichts. Er schafft wol, in Nachahmung der Europäer, einige Sessel an, macht aber fast nie Gebrauch davon; geschieht es ja einmal, so vergißt er sich beim Niedersetzen, schlägt die Beine unter und hat dann beim Aufstehen die größte Pein, sich zu erheben und das Gleichgewicht zu behalten. Als Schränke dienen die in den Mauern angebrachten Nischen; in diese werden die zum täglichen Gebrauch bestimmten Kleider, in Tücher (bächtsche) eingewickelt, hineingelegt, während der übrige Vorrath in Koffern (jachdân) aufbewahrt wird.

Unter dem Talar befindet sich ein kellerartiges Gemach (zir-zemin), der gewöhnliche Aufenthalt des Persers während der heißen Sommertage. Es herrscht darin eine angenehme Kühle, die jedoch dem Europäer nicht zusagt, er bekommt Kopfschmerz und zieht bald die Hitze dieser künstlichen Kühle vor. Der Fremde thut daher wohl, das Zirzemin zu jeder Tageszeit zu meiden. Abends und nachts ist der Aufenthalt darin auch dem Perser absolut schädlich, welcher ihn dann mit jenem auf der Plateforme oder dem Dache vertauscht. Um die nöthige Ventilation im Keller- und im Hauptgemach zu unterhalten, ist eine eigene Vorrichtung angebracht; man nennt sie bâdgir (Windgreifer, Windfänger). Sie besteht in einem langen Schlauch, der, vom Keller aufsteigend, das Haus thurmartig 8—20 Fuß überragt. In der Mitte ist er durch Kreuzwände in vier gleiche Räume abgetheilt, während nach oben die Seitenwände fehlen und das Ziegelkreuz offen steht. Der Wind,

von welcher Richtung er auch kommen mag, verfängt sich darin; es entsteht zwischen der obern und der Kellerluft eine Circulation, oft in dem Maße, daß ein poröses, mit Wasser gefülltes Thongefäß, kurze Zeit dem Luftstrom ausgesetzt, frisch und kalt wird. An der Stelle, wo der Schlauch in den Keller mündet, hat der Boden des Saals eine vergitterte Oeffnung; dadurch entsteht auch dort ein starker Luftzug, der in einiger Entfernung erfrischend wirkt.

Eine andere Einrichtung, um die Luft abzukühlen, ohne die unangenehme Nebenwirkung des Kelleraufenthalts ertragen zu müssen, findet sich in Häusern der Reichen, wo fließendes Wasser vorhanden ist; sie heißt serd-āb und besteht aus einem ebenerdigen, etwas vertieften Zimmer oder vielmehr Durchgang, dem gegen die Gärten zu beide Wände fehlen. Durch die Mitte läuft eine Rinne mit fließendem Wasser. Der Durchzug der Luft, verbunden mit der Strömung und Verdunstung des Wassers, machen dieses Gemach zu einem sehr angenehmen, erquicklichen Aufenthaltsort in heißen Sommertagen.

Für die Heizung wird, wie in allen südlichen Ländern, sehr wenig Sorge getragen; nicht etwa daß es in Persien nicht kalt oder die Kälte nicht empfindlich wäre, aber sie dauert zu kurz, und sich wegen einer vorübergehenden Ungemächlichkeit in Mühe und Unkosten zu versetzen, das widerstrebt der Natur des Persers. Nur in Häusern der Reichen befinden sich einige kleine, niedrige Winterzimmer, in welchen Kamine (buchāri) angebracht sind. Dieselben bestehen aus einer Höhlung in der Mauer, von wo ein Schlauch gegen das Dach steigt; die äußere Verkleidung ist mit Stuccaturen, Vergoldungen, Arabesken und mit Versen verziert. Man hüllt sich, wenn es kalt ist, in Pelzwerk, kauert nahe am Kamin zusammen und zieht so direct die Wärme ein, ohne viel von Rauch

belästigt zu werden, da dieser ungehindert durch die offenen Thüren und Fenster seinen Ausgang nimmt.

Europäische Oefen behagen dem Perser nicht, denn er findet sich unbehaglich in geschlossenen Räumen, er klagt über stickende Luft und den unerträglichen Ofendunst (buchär dâred). Dagegen liebt er die europäischen Kamingeräthschaften, womit er gern das Feuer schürt. Auf den ausgebrannten Kohlen pflegt er sich das in Stückchen geschnittene und auf den Spieß (sich) gesteckte Fleisch selbst zu braten (sichkæbâb), ein Geschäft, welches sogar der Schah zuweilen höchsteigenhändig verrichtet.

Das Brennholz ist schlecht und theuer und verdient kaum diesen Namen, denn es besteht aus Gestrüpp und Wurzeln von verschiedenen Kräutern, wie Artemisien (jauschan), Astragalen (gewenn) u. s. w., und aus dürren Aesten von Fruchtbäumen. Hier und da benutzt man das Holz der Bergcypresse und der wilden Mandelbäume. Es wird nach dem Gewichte gekauft; ein Chalvar (530 wiener Pfund) kostet durchschnittlich 0,8 bis 1,0 Dukaten.

In sehr reichen Häusern wird manchmal ein großes Kohlenbecken mit wohlausgeglühten Kohlen (mangal) ins Zimmer gestellt, doch ist dieser Gebrauch wegen der Kostspieligkeit seltener als in der Türkei.

In den Harems hat man einen eigenthümlichen Wärmeapparat, den Kursi oder Tendur. Ueber ein kleines, mit Asche bedecktes Kohlenbecken wird ein Tischchen gestellt, darüber werden schwere, gut wattirte Wolldecken gebreitet. In dem dadurch gebildeten Raum finden vier Frauen, ins Kreuz gelagert, vollkommen Platz; nur der Kopf und die Hände bleiben frei; im Rücken dient ein Bündel Wäsche oder ein Polster zur Lehne. Sehr viele Perserinnen schlafen während des Winters unter dem Tendur. Die Gewohnheit macht sie fast unempfindlich gegen den schädlichen Einfluß; daß jedoch

manche Genitalleiden von dieſer Sitte herrühren, iſt wol nicht zu bezweifeln.

Handwerker und Kaufleute, welche frei im Bazar hantieren, zünden ein kleines Kohlen- oder Holzfeuer an und erwärmen ſich abwechſelnd die erſtarrten Finger.

Der Verbrauch an Kohle iſt in Perſien ſehr bedeutend; ſie iſt zur Bereitung von Thee, Kaffee, Narghile, Käbab (Braten) ſowie für verſchiedene Gewerbe unentbehrlich. Man bringt ſie aus den Wäldern Maſanderans nach Teheran, wo das Chalvar zwiſchen 1,8 bis 2,3 Dukaten koſtet. Auch Steinkohlen finden ſich in bedeutenden Lagern und vortrefflicher Qualität. Wegen der mangelhaften Einrichtung der Oefen, und da ſie zum Anzünden des Narghile untauglich ſind, weiß man ſie jedoch nicht zu verwerthen.

Unrathskanäle hat man in den perſiſchen Städten nicht, ſondern tiefe Senkgruben, welche in einer gewiſſen Tiefe horizontal ausgebuchtet und erweitert ſind. In Iſpahan und andern Agriculturbezirken endet der Schlauch in ein minder tiefes, kellerartiges Gewölbe, von wo aus die Excremente, mit Stroh und Abfällen gemiſcht, von den Landleuten als Dünger weggeführt werden. Wenn dieſe Transporte nur des Nachts geſchähen und die Räumung in kurzen Friſten ſich wiederholte, ſo wäre die Einrichtung in Städten von mittlerer Bevölkerung ſowol für die Agricultur als auch für den Geſundheitszuſtand gewiß die zuträglichſte.

Der Abort beſteht in einem kleinen Appartement über dem Schlauch, in deſſen Mitte auf dem Boden ein länglicher Ausſchnitt ſich befindet, zu beiden Seiten mit einem Ziegel zum Daraufſtellen der Füße verſehen. Der Perſer verrichtet die Excretio alvi et urinae in hockender Stellung, aus Furcht, ſeine Kleider zu beſchmuzen, wodurch er geſetzlich unrein würde. Nichts iſt ihm am Europäer unausſtehlicher, als daß dieſer die Excretio urinae ſtehend verrichtet

und die Reinigung der partes nicht, wie er, mittels Wasser oder in der Wüste mit Sand bewirkt. Bei dem ungenirten Nennen der geheimen Theile selbst in guter Gesellschaft von Männern und Frauen darf es nicht befremden, daß Europäer vielfach eben in diesem Punkte gefragt und zur Rede gestellt werden. Unter Feth Ali Schah interpellirte einst der Premierminister den Gesandten einer Großmacht darüber, ward aber in derb englischer Weise von dem Befragten abgefertigt.

In dem Werk des berühmten Reisenden Barth findet sich folgende Stelle (II, 376: „Mit großem Behagen und in einer Weise, die mich herzlich lachen machte, beschrieb Agid Burku eine Sitte der Heiden, welche mit der der civilisirten Europäer übereinstimmt, aber in den Augen der Mohammedaner als ein Greuel erscheint und dem Europäer, wenn er ihr nicht entsagt, unter Fanatikern leicht das Leben kosten kann, — ich meine die Gewohnheit, ein kleines Bedürfniß im Stehen zu verrichten."

Dasselbe Verhältniß waltet in Persien ob. Der Prinz Ikbaleh Dawleh, englischer Unterthan aus dem indischen Königshaus Aud, kam auf seiner Reise nach Ispahan in das Städtchen Natans. Obwol sonst ein sehr eifriger Muselman, verrichtete er, durch eine organische Krankheit dazu gezwungen, die Excretion im Stehen. Darüber entstand ein Tumult, das Volk warf mit Steinen, und einer aus der Suite des Prinzen wurde schwer verwundet; ich behandelte ihn in Ispahan an einer gefährlichen Kopfverletzung. Auf Einschreiten der englischen Gesandtschaft verstand man sich später zu der geforderten Satisfaction. Von einem in Paris weilenden Perser hinterbrachte man dem König, um seine Emancipation und Abtrünnigkeit vom Gesetz zu beweisen, daß er Schweinefleisch esse und stehend die Function verrichte.

Nach geschehener Excretion wäscht sich der Perser die

Theile mit der linken Hand, während die rechte sorgfältig geschützt bleibt. Zu dem Behufe trägt jeder eine Kupferkanne mit langem Rohr bei sich oder läßt dieselbe vom Diener nachtragen. Niemand unternimmt eine Reise oder den kleinsten Ausflug, ohne die unerlaßliche Kanne mit sich zu führen. Das Ritualgesetz schreibt vor, daß man womöglich die Evacuation am Ufer eines fließenden Baches oder im Wasser selbst vollbringe. An schattigen Punkten kann man daher fast nirgends einen ungestörten Ruheplatz finden, selbst die Gegenwart des Schah wird nicht respectirt. Weit zweckmäßiger war das mosaische Gesetz, welches in Lagerplätzen die Aborte auf ferne Stellen zu verlegen und das Excret mit Erde zu beschütten befahl; der weisen Gesetze eines Zerduscht gar nicht zu gedenken, daß überall das Wasser in seiner Reinheit bewahrt werden solle.

Der Hof (hajät) des Hauses ist in mehrere Gärtchen und Beete getheilt, worin Bengalische Rosen (gule reschti), Jasmin, Schneeball- (budak) und andere Bäume, Gesträuche und Blumen angepflanzt sind. Des Schattens halber werden hier und da die Gänge mit Rebenspalieren und Lauben versehen.

Wasser, sowol zu den gesetzlichen Waschungen bei den Gebeten als zur Kühlung und zum Aufspritzen unentbehrlich, fehlt in keinem persischen Hause. Ein großes Bassin (hauz), welches mit einer Wasserleitung in Verbindung steht, nimmt die Mitte des Hofes ein. Es bildet entweder ein viereckiges, 6—7 Fuß tiefes Becken oder verschiedene polyedrische Figuren, und ist dann möglichst flach und ausgedehnt, um die Oberfläche des Wassers und seine Verdunstung zu vermehren. Das Becken wird mit Ziegelsteinen ausgelegt und mit einem wasserdichten Cement überkleidet. Man bereitet letztern, indem man frischen Kalk zu gleichen Theilen mit Kieselerde haltender Badeasche aus verbranntem Pferdemist, oder mit

Papus von Arundo donax vermengt, dann die Masse durch zwei bis drei Tage mit Keulen schlägt, bis sie gleichmäßig wird. Er erhält sich bei steter Feuchtigkeit vortrefflich, springt jedoch im Trockenen, wird auch von der Kälte spröde und brüchig, weshalb das Bassin im Winter bedeckt und mit Dünger verwahrt werden muß. Infolge der mangelhaften Construction der Kanäle verdirbt das Wasser sehr rasch; es füllt sich mit thierischen und pflanzlichen Organismen, und wird dann die Quelle von Intermittens und Dysenterie, welche in manchen Häusern endemisch grassiren. Besonders nachtheilig wirkt in dieser Hinsicht auch die Sitte, wonach häufig ein über dem Bassin errichtetes Gerüst als Schlafstätte für die Hausleute benutzt wird.

Hier und da gibt es in den Höfen noch eine Cisterne (âbambâr), welche entweder ebenfalls durch geleitetes oder durch Regenwasser gespeist wird. Das Wasser erhält sich mehr oder weniger rein darin, je nach ihrer baulichen Anlage, der Beschattung und Reinigung.

Seitwärts vom großen Saal oder von einem andern Zimmer aus führen von beiden Seiten symmetrisch steile, enge Treppen zu zwei Gemächern im ersten Stockwerk, Balachane genannt (d. i. über dem Hause, daher der Name Balkon), welche gewöhnlich zum Frühjahrsaufenthalt dienen.

Die Dächer (puschtebâm) sind, wie erwähnt, flach und bestehen aus einer dicken Schicht Thonmörtel, der mit Stroh gemischt*), dann gestampft und gewalzt wird. Während der heißen Sommernächte bieten sie die angenehmste Schlafstelle. Der Europäer fürchtet anfangs den Schlaf in freier

*) Dieser Mörtel heißt kahgil (Thonstroh); angefeuchtet, verbreitet er den bekannten Thongeruch. Er gilt den Persern als besonders wirksames Analepticum, daher bei Ohnmachten feuchtes Kahgil unter die Nase gehalten wird.

Luft, und versucht es im Zimmer, höchstens bei offenen Fenstern, zu schlafen; allein die Hitze sowol wie die Mücken belästigen ihn dergestalt, daß er sich ganze Nächte schlaflos herumwälzt und endlich erkrankt. Besser also, man ahmt die Landessitte nach und versucht nicht das Unmögliche. Da die Luft fast beständig trocken ist, schadet das Schlafen auf dem Dache nicht, nur muß man sich gehörig zudecken, weil ohne diese Vorsicht die plötzliche Abkühlung der Luft nach Mitternacht leicht Fieber erzeugt.

Gegen Sonnenuntergang begeben sich alle Bewohner des Hauses einschließlich der Frauen auf das Dach. Aus diesem Grunde bestimmt das Gesetz, daß jedes Haus zur Abwehr neugieriger Blicke mit überragenden Feuermauern versehen sei, sowie es auch streng verboten ist, die Augen auf ein fremdes Dach hinüberschweifen zu lassen: ein Verbot, das Europäern nicht genug eingeschärft werden kann, wollen sie nicht muthwillig sich großer Gefahr aussetzen.*) Desgleichen ist es verboten, ein Haus so hoch anzulegen, daß man von dessen Dach das des Nachbars überschaut.

In den weitläufigen Häusern der Prinzen und hohen Beamten besteht noch ein eigener Seitenhof mit besonderm Eingang und mehrern feingemalten Zimmerchen (chalvet, Geheimgemach). Hierher zieht sich der Besitzer zurück, wenn er ungestört sich mit jemand unterreden oder, Geschäfte vorschützend, dem dolce far niente sich überlassen will.

Von dem birun (Männergemach) oder manchmal schon von dem Hauptthor aus führt ein Gang zum harem (Frauengemach). Dieser Gang, häufig im Zickzack angelegt,

*) Ich gab im Jahre 1854 einem Europäer Gastfreundschaft. Obwol ich ihn mit der Landessitte bekannt machte, konnte er doch in meiner Abwesenheit der Neugierde nicht widerstehen. Es erfolgten Steinwürfe und andere Unannehmlichkeiten, sodaß ich große Mühe hatte, die Aufregung beizulegen.

ist am hintern Ende mit einem Vorhang verschlossen, welcher die Grenze der Weiberabtheilung bezeichnet, und nur von Frauen, Eunuchen, dem Ehemann und auf jeweilige specielle Erlaubniß vom Arzt gelüftet werden darf. Auf Anfrage hebt der Eunuche den Vorhang und ruft „Bis millah!" (Im Namen Gottes!); der Vorhang fällt nieder, und man befindet sich im Enderun. In Bauart und Eintheilung unterscheidet sich das Enderun wenig vom Birun, nur sind die Höfe zur Unterkunft der vielfachen Frauenwirthschaften mannichfaltiger, die Zimmer der Favoritefrau pompöser eingerichtet, die Seitenteppiche zuweilen auch mit kostbarem indischen Shawl bedeckt, die Thürvorhänge von Shawl oder von gemusterter Seide aus Yezd. Besonders auffallend ist die in der Nische und auf den Gesimsen stehende Menge von bemaltem Glas und Porzellan, chinesischer wie europäischer Arbeit: Spiegelchen, Schüsseln, Thee- und Milchkannen, Schalen, Becher und Näpfe in den verschiedensten Größen, Formen und in den buntesten Farben.

Von den Bädern und von den oft sehr ausgedehnten Gärten, welche zu den Häusern reicher und angesehener Personen gehören, wird am geeigneten Ort die Rede sein. Desgleichen über Stallungen und deren Einrichtung. Außer den Pferden wird kein Hausthier im Stall untergebracht; Rinder, Schafe und Ziegen übernachten im Hofe des Hauses.

B. Die Stadt Teheran.

Wenn sich der Reisende einer europäischen Hauptstadt nähert, so mahnen ihn die vielfach convergirenden und sich kreuzenden Straßen, das muntere oder tumultuarische Treiben der zu- und wegfahrenden Wagen und Kutschen, die reichen Dörfer und Flecken, die städtische Tracht, Gesittung und Verfeinerung der Bewohner, die Fabrikgebäude und end-

lich der Anblick von Monumenten, ausgedehnten Friedhöfen, hervorragenden Thürmen und Kuppeln, daß er ſich gegen das Centrum des Landes bewege. Nichts von alledem darf man bei Teheran erwarten. In einer ſchlecht bewäſſerten Ebene gelegen, nahe dem Rande der Wüſte, ohne alle Straßen und Verbindungswege außer denen, welche der Tritt der Saum- und Laſtthiere bezeichnet hat, bietet die Stadt kein öffentliches hervorragendes Gebäude, keine Thürme und Minarets, keine hochgewölbten Moſcheen; die Häuſer aus grauem Thon und die flachen, fahlen Dächer geben ihr den Anblick einer Gruppe von unregelmäßigen Erdhügeln. Dörfer befinden ſich zwar zahlreich in der Umgegend, aber ſie ſind wie Oaſen in der weiten Ebene zerſtreut oder am Fuße des Elburz durch eine Hügelkette maskirt. Die Stadt hat abſolut keine Induſtrie, daher auch kein Fabrikgebäude, der Handel beſchränkt ſich rein auf das locale Bedürfniß, daher kein lebhaftes Zuſtrömen von Waaren; kurz nichts erinnert an eine Großſtadt. Als ich bei meiner Ankunft im Jahre 1851 in unmittelbare Nähe der Stadt gelangt war, ja als ich bereits die Thore paſſirt hatte, wegen Unkenntniß der Sprache aber keine nähern Erkundigungen einziehen konnte, ſchien es mir unglaublich, daß ich wirklich die Reſidenzſtadt vor mir hätte.

Teheran, in der trockenen Hochebene am ſüdlichen Abhang der Elburzkette, 3308 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen, bildet ein unregelmäßiges Polygon, von neun geraden Linien begrenzt; ſeine größte Ausdehnung iſt von Oſt nach Weſt. Das heutige Teheran iſt ſtreng genommen nur eine Fortſetzung oder Verrückung der alten mächtigen Stadt Rages oder Ray, welche vielfach durch Kriege verheert, von den Mogulen unter Dſchengis und Tamerlan zerſtört, endlich ganz unter Trümmer begraben wurde, und deren Wiederaufbau Aberglaube und Vorurtheil verhinderten, indem die

Sage ging, sie sei wegen ungastlicher Aufnahme eines Nachkommen des Propheten Ali von diesem verflucht. Dagegen vergrößerte sich allmählich das daranstoßende Dorf Teheran. Noch jetzt wird in Urkunden der städtische Grundbesitz mit dem Beisatz „in Teheran auf dem Boden Rays (chāk-e-Ray)" einregistrirt. Bekanntlich wählte der Gründer der jetzigen Kadscharendynastie, Chadsche Mehmed Aga, nach dem Untergang der Herrscherfamilie Zend, mit Hintansetzung der Städte Ispahan und Schiraz, Teheran zur Residenz. Es leiteten ihn dabei mehrere Motive. Erstens war es in Persien von jeher Grundsatz der Begründer einer neuen Dynastie gewesen, eine andere Stadt zur Residenz zu erheben, sie reich und mächtig zu machen und eine neue Bevölkerung von Günstlingen und Clienten um sich zu versammeln, dagegen die frühere Hauptstadt sammt den dort seßhaften Anhängern der alten Dynastie zu schwächen. So hatten auch die frühern Dynastien jede die Residenz gewechselt und nacheinander Tabris, Mārageh, Sultanieh, Kaswin, Ispahan, Schiraz u. s. w. bewohnt. Sodann wollte der Gründer der Kadscharendynastie seinem Tribus, welcher um Astrabad seßhaft und an Zahl ziemlich gering war, näher sein, um bei einem etwaigen Handstreich oder einer Empörung nöthigenfalls in dessen Mitte Zuflucht und Schutz zu finden. Endlich mochte ihn wol auch die Lage des Orts zu der Wahl bestimmen. Denn wie trostlos unfruchtbar und wasserarm die Gegend auch zu sein scheint, so ist doch die Ernährung der Population daselbst leichter als an irgendeinem andern Punkte Persiens. Durch das nahe Gilan und Masanderan wird die Stadt mit Reis, Fischen und Südfrüchten, durch die Chamse mit Getreide und Hülsenfrüchten, durch die Nomaden vom Elburz, Elwend, Demawend und Laridschan mit Vieh und den beliebten Milchproducten, durch Ispahan, Kaschan, Kum und deren Umgebung mit Trauben, Melonen und anderm Obst, durch

Tabris, Ispahan, Kaschan und Hamadan mit Manufacturen und Waaren versorgt. Das mangelnde Wasser kann leicht durch künstliche Leitungen mittels unterirdischer Kanäle, selbst im großen durch Ableitung der Flüsse Dschedscherud und Keretsch und des Sees Tar, oberhalb der Stadt Demawend, beschafft werden. Die zahlreichen Gebirgsdörfer am Fuße und in den Thälern des Elburz bieten die herrlichsten Plätze für Sommerquartiere und Lager; die fetten Triften von Laar geben hinreichendes Futter für die königlichen Pferde; der Bedarf an Holz und Kohlen ist durch Anbahnung von Wegen aus den Urwäldern am Kaspischen Meere herbeizuschaffen; schöne Glanzkohle findet sich in mächtigen Lagern wenige Meilen östlich von der Stadt am Fuße des Gebirgs, sie streicht zwar nur in schwacher Schicht vor Teheran vorbei, erscheint jedoch an den südlichen Abhängen in unermeßlichen Lagern wieder; die grauen Marmorhügel bei Ray liefern einen vortrefflichen Bau- und Kalkstein, weiterhin ziehen sich mächtige Gipslager, der Thon ist plastisch und eignet sich zum Erdbau.

Diese letztern Umstände, obwol sie bei der Wahl der Hauptstadt gewiß am wenigsten berücksichtigt wurden, hatten auch den Bestand der alten, volkreichen Stadt Rages ermöglicht, welche zwar unter günstigern Bodenverhältnissen gelegen und vor den Westwinden mehr geschützt war, aber doch nur den erwähnten Vortheilen ihre Größe verdankte.

Im Umfang von 4000 Klaftern ist die Stadt Teheran durch einen Erdwall aus gestampftem Lehm, worauf hundert Thürme (burdsch) errichtet sind, und von einem Graben (chandek) umgeben. Ein östliches, ein nordöstliches, zwei südliche und zwei nördliche Thore — das eine der letztern das Citadellenthor — führen in das Innere; sie heißen Derwaze Dawleh, D. Schemiran, D. Dulab, D. Rau und D. Kaswin.

Teheran macht Anspruch darauf, eine Festung von Bedeutung zu sein; der Kriegsminister fragte einst alles Ernstes einen österreichischen Offizier, ob Oesterreich (nemseh) eine ähnliche Festung besitze. Und doch sind die Mauern von Wasserrissen so abgeschwemmt, daß einzelne Personen im geheimen den Weg über sie nehmen, ja an einer Stelle, wo die Wasserleitung durchzieht, hat sich die lustige Jugend einen bequemen Eingang gesucht; die Thürme sind halb verfallen und würden kaum dem ersten gutgezielten Kanonenschuß widerstehen. Dies veranlaßte einen unserer Offiziere zu der Aeußerung, Teheran könne durch Maceration der Lehmmauern oder mit Feuerspritzen genommen werden. Der Graben ist halb ausgefüllt mit Resten abgenagter Skelete, mit Trümmern und Stadtkehricht. Die Thore sind zwar sehr massiv und die Schlüssel werden sorgfältig vom Stadtcommandanten bewahrt, sodaß der Einlaß nachts nur mit dessen ausdrücklicher Erlaubniß erfolgen kann, und man, nach 10 Uhr vor den Thoren anlangend, im Freien übernachten muß; allein sie bewegen sich so schwerfällig und unsicher um ihre Zapfen, daß ein plötzlicher Einsturz derselben nicht zu den Seltenheiten gehört und während meines Aufenthalts sich zweimal ereignete. Im Sommer 1854 ließ der König, welcher damals zwei Meilen weit von der Stadt wohnte, seine Elefanten aus Teheran kommen. Der Wärter kehrte spät in der Nacht mit ihnen zurück und fand die Thore verschlossen. Bitten und Drohungen halfen nichts, er fürchtete sehr, daß die empfindlichen Thiere sich erkälten und krank werden möchten. In seiner Verlegenheit forcirte er mit den beiden Elefanten das Stadtthor. Als der König dies erfuhr, gerieth er in Zorn und wollte den Treiber tödten lassen; nur die Vorstellung, es werde dadurch der Welt die Schwäche der Festung verrathen werden, rettete den armen Mann. Einige Zeit später fuhr der Prinz Dolgoruki in seinem

Galawagen über die Zugbrücke der Citadelle; da stürzten die Thore beim Oeffnen zusammen und der Diener nebst zwei Pferden wurden getödtet.

Gegen innere Meuterer und äußere Freibeuter gewähren diese Mauern allerdings einigen Schutz; sie sind daher für die Sicherheit der Citadelle, des königlichen Hauses und der Schatzkammer von Bedeutung.

Das innere Gebiet der Stadt zerfällt in die Citadelle (ark), welche ihrerseits im Umfang von 1040 Klaftern durch eine hohe Lehmmauer mit Thurm und Graben eingefaßt wird, und in vier Stadtviertel, von denen das neueste, nordöstliche, auf Gartengrund gebaut, das wasserreichste, gesundeste und höchstgelegene ist; es heißt das Schemiraner Viertel (mæhæleh schemirān). Das Viertel südlich von der Citadelle, das volkreichste aber wasserärmste, enthält die Karavanseraien und Bazare; es heißt Mæhæleh Schāh abdulazim. Das westliche Viertel (M. sengeletsch) hat die meisten Paläste, wohingegen das südöstliche oder Viertel der Gruben und Pfützen (M. tschal-meidan) das ärmste und ungesundeste ist.

So wenig der Perser auf das Aeußere der Häuser sieht, ebenso wenig Sorgfalt verwendet er auf die Anlage und die Weite der Gassen; sie sind eng, winkelig, unregelmäßig, oft sackartig endend. Der Mangel an Quergassen und Durchgängen nöthigt zu großen Umwegen, und dieser Uebelstand wird von Tag zu Tag greller, da es fast jedermann erlaubt ist, mit seinem Hause weiter vorzurücken und den schmalen Weg noch mehr zu verengen. An manchen Stellen können kaum zwei beladene Thiere einander ausweichen, sodaß durch die vielen mit Stroh, Holz u. s. w. voluminös bepackten Kamele und Maulthiere die Communication fortwährend gehemmt wird. Nach dem Grundsatz, daß die Gasse keinem und allen gehöre, werden vor den Häusern der

Reichen Ladungen von Stroh, Getreide, Reis u. s. w. abgeladen, die oft stundenlang die Passage versperren. Dazu kommt noch die orientalische Sitte, wonach die Großen, von einem Schwarm von Dienern und Clienten begleitet, äußerst langsam sich vorwärts bewegen und jeder, der im Rang geringer ist, ausweichen, anhalten oder den Rückweg nehmen muß.

Noch mehr tragen zur Erschwerung der Communication die Wasserleitungen und Senkgruben bei. Die Stadt deckt nämlich ihren Wasserbedarf durch sechs verschiedene Leitungen, welche alle vom Fuße des Elburzberges ihren Ursprung nehmen und worunter die des Königs (Kanate-Schah) die mächtigste ist. Bis zur Stadt sind sie überbaut. Vom Stadtgraben aus werden sie mittels einer Communicationsröhre (schutur gelu, Kamelhals) in das Innere der Stadt geführt. Hier fließt das Wasser in der Mitte der Straße theils ganz offen, theils nur halb überdeckt. Dieselben Kanäle dienen auch zum Abfluß der Regengüsse und der verschiedenen Wasch- und Abspülwasser der Stadt, daher sie sich leicht verstopfen, und um sie wieder flott zu machen, sind an verschiedenen Stellen in der Mitte der Straße Löcher angebracht. Die Lastthiere der Stadt, an diese Einrichtung gewöhnt, gehen vorsichtig daran vorbei; schwerbeladene Thiere vom Lande aber, besonders Kamele, treten häufig in die Löcher und brechen ein Bein. Besonders im Frühling, wenn durch Schnee und Regengüsse die Oeffnungen maskirt werden, ist die Passage für Thiere gefährlich, man muß dann dem Pferde freien Zügel lassen, damit es mit dem Fuß untersuchen und der Gefahr ausweichen kann.

Um Erde zum Baumaterial zu gewinnen, manchmal auch zum Zweck eines Abzugsschlauchs, werden häufig nahe den Häusern Senkgruben (tschā) gegraben; man nimmt sich nicht immer die Mühe, sie zu bedecken; sie bleiben offen und bilden

ein ferneres Hinderniß für die Paſſage. Werden ſie bedeckt, ſo geſchieht es nur mittels einiger dünner Balken und daraufgeſtreuter Erde; die ſchwache Decke ſinkt bald wieder ein, und nun bleibt die Grube lange Zeit offen. Dennoch ereignet ſich ſelten ein Unglücksfall, denn jeder ſieht behutſam vor ſich hin, und wer hineinfällt, hat das Unrecht, die nöthige Achtſamkeit verſäumt zu haben.*)

Es gibt auch eigentliche Brunnen in Teheran, allein das Waſſer darin iſt ſalzig und bitter, und kann nur als Spülwaſſer benutzt werden. Anders verhält es ſich mit den Brunnen von Iſpahan, welche zu jeder Jahreszeit ein gutes und 14 Grad kaltes Waſſer in hinreichender Menge liefern.

Beleuchtung. Bis 10 Uhr abends werden die Gaſſen durch kleine, von Strecke zu Strecke aufgeſtellte Oellämpchen ſpärlich beleuchtet. Doch reicht ihr Licht nicht hin, und es iſt Gebrauch — auch von der Sicherheitspolizei angeordnet —, daß man nachts auf der Straße mit einer Laterne (fanus) verſehen ſei. Die Conſtruction dieſer Laternen iſt eigenthümlich; ſie beſtehen aus einem Unterſatz und einer Decke von Kupfer, zwiſchen denen ein etwa $2\frac{1}{2}$—3 Fuß meſſender beölter Papiercylinder auf Drähten ausgeſpannt iſt. Gewöhnlich werden zwei Stück von den Dienern vorgetragen. Von Gaſtmählern werden die Gäſte mittels Windlichtern (maschale), aus mit Naphtha getränktem und auf hohe Stangen

*) Vor einigen Jahren ſollte ich einen zweiundſiebzigjährigen Greis am Staar operiren. Als ich früh mit meinem Gehülfen hinkam, erfuhr ich, daß er Tags vorher in eine Grube gefallen und einen Rippenbruch erlitten hatte. Ich glaubte an ſein nahes Ende und überließ ihn ſeinem Schickſal. Ein Jahr ſpäter ſtellte ſich derſelbe Greis wieder bei mir ein. Mit Aſſiſtenz des Dr. Dickſon vollzog ich nun die Operation, worauf er, geheilt, eine Wallfahrt nach Kerbelah unternahm, auf welcher ihn das Fatum ereilte.

bestecktem Werg bestehend, nach Hause begleitet. Erst in der neuesten Zeit ließ der König die dem Schlosse parallel laufende Gasse durch zahlreiche Laternen auf europäische Weise, jedoch mit Talgkerzen, beleuchten.

Der Perser liebt es überhaupt nicht, sich nachts viel zu beschäftigen; die Arbeit wird während des Tags abgemacht, denn das Gebot des Morgengebets zwingt ihn, auch im Sommer mit Sonnenaufgang aufzustehen. Bei den ärmern Klassen brennt abends eine mit Ricinusöl gefüllte Lampe.*) Die mittlern Stände bedienen sich der Talgkerzen, welche jedoch nicht wie in Europa durch Eintauchen, sondern durch Uebergießen des Dochts mit geschmolzenem Talg gefertigt werden, daher sie spindelförmig auslaufen. In die Häuser der Reichen und Beamten fanden jedoch auch schon die Stearinkerzen Eingang; sie werden von Rußland aus importirt und heißen schame kāfuri, d. i. Kampherkerzen. Zur Verhütung des Abtropfens sind hohe, in der Mitte ausgebauchte Glascylinder (mārdengi) im Gebrauch, welche als ausländische, meist österreichische Waare hoch im Preise stehen. Der König und der Hofstaat lieben besonders die Hängeleuchter (tschehil-tscherāk), freilich ein sehr kostbarer Luxusartikel. Der Gebrauch der Illumination (tscheragāni) zur Feier eines glücklichen Ereignisses, z. B. der Einnahme einer Stadt, der Ernennung des Thronfolgers, der Hochzeit des Königs mit einer neuen Frau u. s. w., wurde durch den jetzigen König eingeführt. Da jedoch die Häuser keine Fenster nach der Straße haben, ist eine Illumination im europäischen Sinn nicht möglich; es werden einige Lämpchen vor den Thüren angezündet und dergleichen auf dem großen

*) Am Kaspischen Meer wendet man zur Beleuchtung meist das Naphthabl an, welches von den Turkomanen in der Nähe von Astrabad auf kleinen Schiffen verführt wird.

Platze in verschiedenen Figuren auf den Boden gestellt, was von der dominirenden Loge aus gesehen, in welcher der König sich befindet, immerhin einen recht hübschen Anblick gewährt.

Für die Reinigung der Straßen geschieht gar nichts. Dem Belieben der Gemüsepflanzer ist es überlassen, die Abfälle als Dünger wegzuführen. Eingeweide des Schlachtviehs, Speisereste und gefallene Thiere werden auf die Gasse geworfen und bleiben dort liegen. Es ist demnach ein wahres Glück, daß die zahlreichen Hunde mit ihrem üppigen Nachwuchs nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen und die Gassen säubern; auch Schakale unterstützen sie hier und da in dieser Arbeit. Die zurückbleibenden Skelete werden in den Stadtgraben geworfen. Doch gibt es auch kleine Hügel in der Stadt, welche den Schmuz mehrerer Jahrhunderte, schichtenweise aufgelagert, in sich bergen.*) Der pestilenzialische Gestank, welchen diese vielen faulenden Substanzen verbreiten, macht den Aufenthalt in Teheran während des Sommers unerträglich, besonders für Europäer; er erzeugt die häufigen perniciösen Fieber, und ist Ursache, daß die Cholera, wenn sie eingeschleppt wird, mit beispielloser Heftigkeit wüthet. Am auffälligsten ist der Verwesungsgeruch einige Tage nach dem ayd-e-kurban (Opferfest), weil an diesem Tage so viel Schafe geopfert werden, daß es selbst der angestrengten Arbeit der Hunde und Schakale nicht gelingt, die Cadaver zu bewältigen. Dem Europäer ist daher dringend anzurathen, während des Sommers einen Landsitz aufzusuchen; in der Stadt würde er sich unfehlbar eine schwere Dysenterie zuziehen.

*) Als ein solcher in der Nähe des Bazars liegender Schmuzhügel durchgegraben wurde, schloß ich aus den Jahresringen, daß die Stadt Teheran älter sein müsse, als in den Chroniken gewöhnlich angegeben wird.

Im Winter sinkt oft die Temperatur auf 6 Grad R., und es fällt in Teheran 2 Fuß hoch Schnee. Um da die Dächer von ihrer Last zu befreien, werden emsig die Schneemassen zusammengeschaufelt und auf die Gasse geworfen. Hier liegen sie zu Bergen gehäuft, bis das eintretende milde Wetter sie auflöst und die Passage wieder freimacht. Bei anhaltendem Regen geschieht es auch, daß eine Lehmmauer gegen die Gasse zu einfällt; die Trümmer werden nicht eher weggeräumt, als bis die trockene Jahreszeit ihre Benutzung zu Baumaterial und den Wiederaufbau der Mauer erlaubt. An zwei Stellen der Stadt führen Straßen über noch bestehende Friedhöfe; hier weicht der lockere Boden oft den Tritten der Pferde, und es bleibt ein klaffendes Grab. Ganz dicht vorbei geht die Wasserleitung, die nur unvollkommen ausgemauert ist. Jene Viertel um die Friedhöfe werden daher bei ausbrechenden Epidemien stets am härtesten mitgenommen.

Bazare und Karavanserais gibt es sehr viele in Teheran, weil alle Kaufleute und Handwerker darin ihren Handel und ihr Gewerbe treiben. Die Bazare sind lange, hohe gewölbte Gänge, zu beiden Seiten mit Läden besetzt. Von ihnen führen Eingänge in die Karavanserais, die Niederlagen der Großverkäufer. Früher waren diese Etablissements alle eng und niedrig, erst unter dem Vezierat des Mirza Taghi Chan wurde der ausgedehnte Bazar Emir mit den dazu gehörigen Karavanserais gebaut. Seine Einrichtung ist prächtig; die Höfe und Gärten, weit und mit Luxus angelegt, sind nach dem königlichen Schloß das Sehenswertheste der ganzen Stadt. Andere, minder schöne Bazare schließen sich an die genannten an oder stehen in entfernteren Straßen. Nach altem Brauch nehmen die Handwerker einer Branche einen eigenen Bazar ein, ebenso wie die Kauf-

leute einer bestimmten Fabrikstadt, z. B. die von Yezd, Kaschan, Kirman u. s. w., ein bestimmtes Karavanserai einnehmen. Manchmal werden die zerstreuten Handwerker einer Branche sogar von der Regierung zur Uebersiedlung an einen gemeinschaftlichen Ort gezwungen, wie es in neuerer Zeit mit den Schuh- und Mützenmachern der Fall war.

Die gewölbten Gänge des Bazars halten die Sonnenstrahlen ab, sind daher im Sommer kühl und schützen im Winter vor übermäßiger Kälte.

Außer den großen Bazars gibt es noch eine Menge kleinere (bazartsche). Man verbindet nämlich zwei nebeneinanderliegende Häuser durch aufgelegte Pappelbaumstämme, bildet ein Dach von Laubwerk und verhängt die Seiten, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, mit alten Leinwanddecken. Letztere, von Wind und Wetter in Lumpen zerfetzt, bieten oft einen scheußlichen Anblick dar. In solchen Gezelten finden Krämer, Tischler, Schuhflicker, Gemüse- und Fruchthändler ihr Unterkommen. Fast alle Woche stürzt so ein improvisirter Bazar ein, besonders im Frühling, doch ist selten der Verlust von Menschenleben dabei zu beklagen.

Bäder (hammam, germäbe), ebenfalls sehr zahlreich, sind entweder private, öffentliche oder gemischte. Unter gemischten Bädern versteht man solche, die zwar für den Privatgebrauch bestimmt, doch zu gewissen Stunden für Geld auch dem Publikum zugänglich sind. Die Bäder zu Teheran stehen jedoch, sowol was Pracht und Luxus an Marmorplatten und Säulen betrifft, als auch hinsichtlich der Geräumigkeit denen von Ispahan nach. Halb unterirdisch angelegt, machen sie sich von außen nur durch schlechte Malereien, gewöhnlich Riesen und Ringer, oder Schlachtscenen aus den fabelhaften Kämpfen Rustam's darstellend, und

durch einen aufgespeicherten Thurm von Pferdemist, dem Heizungsmaterial, bemerklich.

Sehenswerthe öffentliche Gebäude besitzt Teheran fast gar nicht; die wenigen Moscheen und Madrasses (Schulen) können mit denen von Ispahan keinen Vergleich aushalten. Am bemerkenswerthesten ist noch die Mestschede-Schah, von Feth Ali Schah gebaut, mit einer schwervergoldeten Kuppel, und die Madrasse-Emir. Beachtung verdienen nur die Fayence-Ziegel und Platten, mit denen die Dächer der Kuppeln und die innern Wände der Madrasses, Moscheen und des königlichen Palastes bekleidet sind. Mittels künstlicher Einfügung und Zusammensetzung derselben werden ganze rings um das Gebäude laufende Inschriften, Jagdscenen, Thierstücke u. s. w. gebildet, die an Schönheit der Zeichnung wie an Glasur und Farbe ihresgleichen suchen. Meisterstücke dieser Fabrikation besitzt Ispahan, besonders prächtig ist die hellblaue Farbe. Man behauptet sogar von einem solchen Ziegelstein in der Moschee Dschameh in Ispahan, daß man lange in Zweifel gewesen, ob er aus einem Stück Türkis oder aus glasirtem Thon bestehe. Auch in den Ausgrabungen von Rages findet man schöne Bruchstücke dieser Art. Eine ebenso große Zierde der öffentlichen Gebäude sind die Platten von weißem Marmor (marmer), der an vielen Orten in Persien lagert. Als der vorzüglichste gilt der von Yezd, dann der von Maraga bei Tabris und von Kum. Bedenkt man, daß diese oft enormen Massen auf ungebahnten Wegen meist durch Menschenhände fortbewegt werden mußten, so wird man die Macht des despotischen Willens oder die fromme Opferwilligkeit der Unterthanen bewundern.

Auffallend zahlreich sind die tekkiehs (Amphitheater), kleine, viereckige mit Ziegelmauern umgebene Räume, in

deren Mitte eine gemauerte, etwa 4 Fuß hohe Plateforme ſich befindet. In ihnen werden im Monat Muharrem die Paſſionsſpiele aufgeführt, zum Andenken an die unglückliche Schlacht bei Kerbelah, wo die Aliden durch die Yeziden beinahe gänzlich ausgerottet wurden. Sie mehren ſich durch Fundationen und fromme Legate noch von Tag zu Tag; als Bauwerke verdienen ſie kaum Erwähnung.

Von öffentlichen Plätzen hat Teheran nur einen einzigen aufzuweiſen: das Säbſimeidan. Er iſt unter der Regierung des jetzigen Königs geebnet und gepflaſtert worden. Ringsum von hübſchen Läden mit Eſtraden und Verandas umſchloſſen, macht er einen recht angenehmen Eindruck. Einige kleine Plätze dienen zum Verkauf von Victualien oder als Friedhöfe.

Es iſt Sitte, daß, mit Ausnahme der ärmſten Klaſſen, nur je eine Familie in einem Hauſe wohnt, wenn dieſes auch noch ſo groß iſt. Jeder trachtet danach, ein eigenes Haus zu beſitzen; nur Fremde nehmen manchmal ein Haus in Miethe. Der Miethzins iſt in der Hauptſtadt nicht unbeträchtlich, er beläuft ſich unter Umſtänden auf 200—365 Dukaten jährlich. Hat jedoch jemand ein Haus mehrere Jahre bewohnt, ſo hält es ſchwer, ihn daraus zu verdrängen, ſelbſt wenn er die Miethe nicht bezahlt, denn er hat durch längeres Wohnen gleichſam ein Eigenthumsrecht erworben. Daher vermeidet es der Wirth, den Miethcontract auf mehrere Jahre zu verlängern. Wenn um ein Haus Proceß geführt wird, ſo ſucht jede der ſtreitenden Parteien factiſch Beſitz zu ergreifen, und dies wird als geſchehen angenommen, ſobald es ihr gelingt, ein Geräth hineinzuſtellen. Es wird zu dieſem Zweck oft ein Möbelſtück über das Dach ins Haus geworfen. Ich wohnte mehrere Jahre in einem ſolchen beſtrittenen Hauſe, und meine perſiſchen Freunde belehrten mich, daß ich nicht allein keine Miethe zu entrichten hätte,

sondern auch gerechte Ansprüche auf dessen Besitz erheben könne. Die Häuser in den Städten zahlen keinerlei Abgaben, weder an den König noch an den Staat. Jeder Hausbesitzer hat das Recht, das in der Gasse fließende Wasser in sein Haus abzuleiten; doch entscheidet hier das Recht des Stärkern, und es entstehen daher wegen der Wasservertheilung oft böse Händel. Als Regel gilt, daß die Nachbarschaft eines Großen oder eines Priesters den Aufenthalt in einem Hause sehr verleidet, und daß in der Nähe der Polizei und ihrer Agnaten die Sicherheit des Eigenthums am meisten in Frage gestellt ist.

Zu den unvermeidlichen Bestandtheilen der orientalischen Städte gehören auch die Straßenhunde, Insekten und andere Thiere, welche die Häuser bevölkern.

Die Hunde sind in allen persischen Städten auf Gassen, Plätzen, Friedhöfen und in den Bazars ebenso häufig wie in Konstantinopel. Obgleich von den Mohammedanern für unrein gehalten, werden ihnen doch in die Winkel der Häuser Reste von Speisen und Brot hingeworfen. Während des Tags halten sie sich unter den Dächern der Bazars und in andern Schlupfwinkeln auf; nachts kommen sie der Nahrung halber hervor und säubern die Stadt von Aas. Sie sind meist sehr zahm und fallen selten jemand an, nie einen Perser, höchstens einen Europäer wegen der ungewöhnlichen Kleidung oder Ausdünstung. Sie werden nie wüthend; obwol ich viele Bißwunden gesehen, kam doch kein Fall von Wuth zu meiner Kenntniß. Wie in Konstantinopel, bewachen sie eifersüchtig ihr Revier; ein Hund, der sich aus einem fremden Viertel in das ihrige wagt, wird mit Bissen verfolgt und unter stetem Bellen über die Grenze gewiesen.

Die Fliegen belästigen vorzüglich im Frühling und Herbst; während der starken Hitze des Hochsommers nehmen sie in den Städten ab, erscheinen aber in desto größerer

Menge in den höher gelegenen Dörfern. Es kam mir immer vor, als ob diese Thiere im Hochsommer nach dem Gebirge auswanderten, ja sogar als ob sie die dahin ziehenden Lastthiere benutzten, um sich von ihnen forttragen zu lassen.

Stärkere Peiniger sind die Mücken (pesche), besonders eine kleine Art von Hanfkorngröße (chāki). Der nicht Acclimatisirte wird von ihnen hart mitgenommen. Stehendes faulendes Wasser in den Bassins und dichtes Gesträuch in den Höfen begünstigt ihre Vermehrung. Umgekehrt wie die Fliegen sind sie in den Bergdörfern von geringer Anzahl und belästigen dort kaum mehr als die Mücken in Europa.

Flöhe sind in den trockenen Tafelländern nicht so häufig, dagegen in den feuchten Provinzen am Kaspischen Meer in erstaunlicher Menge. Dort wächst indeß das Pyrethrum roseum (kekwasch), mit dem sich zu versehen immer rathsam ist. Häufiger finden sich Läuse (schipisch), welche man nur durch stetes Wechseln der Kleider abhalten kann. Uebrigens erregt dieses Insekt den Persern weit weniger Ekel als dem Europäer; es wird selbst in guter Gesellschaft nicht übel genommen, wenn man eine Laus wegwirft, um sie auf Kosten anderer zu versorgen. Die eigentliche Bettwanze fand ich nirgends; die als giftig verschriene Wanze von Mianeh (kenneh, malleh), deren Stich tödlich verlaufen soll, ist eine Zecke, Argas persicus, welche außer in Mianeh auch in andern Städten Persiens, wie in Tabris und in den Stationen gegen Meschhed, vorkommt. Ihr Stich ist schmerzhaft, doch weder giftig noch tödlich.

Fast in allen Reiseberichten wird erzählt und von allen Eingeborenen berichtet, daß der Stich dieser Zecke im Herbst bei nicht Acclimatisirten, also bei Fremden und Durchreisenden, tödlich verlaufen könne, während er den Bewohnern Mianehs unschädlich sei. Diese Angabe dünkt mich an und

für sich höchst unwahrscheinlich, sie wird aber auch durch folgende Thatsachen widerlegt: 1) nach anatomischer Untersuchung besitzt dieses Thierchen kein Giftorgan; 2) die Stiche desselben sind in andern Städten unschädlich; 3) ich sah viele Individuen, welche von Zecken gestochen waren und doch nicht die mindeste Beschwerde empfanden; die Stiche markirten sich nur durch eine leichtumschriebene Blutunterlaufung; 4) andere aus Mianeh Zugereiste, an denen durchaus keine Spur eines Stichs zu bemerken war und die aus Furcht vor den Zecken außerhalb der Stadt in Zelten campirt hatten, litten doch an solchen Zufällen, wie sie den Mianeh-Zecken gemeinhin zugeschrieben werden. Die Erklärung dieser vielfachen Widersprüche dürfte darin zu suchen sein, daß in Mianeh das continuirlich remittirende Fieber im Herbst endemisch herrscht, und daß Fremde häufig davon ergriffen werden, ihm auch oft unterliegen, während Einheimische, an die Schädlichkeit des Klimas gewöhnt, dem Uebel leichter widerstehen. In der That verliefen alle Fälle der angeblichen Vergiftung, welche mir zur Beobachtung kamen, ganz wie das continuirliche Fieber; die Erkrankten wurden auch alle durch Chinin gerettet. So steht allerdings das Factum fest, daß ein Herbstaufenthalt in Mianeh dem Fremden leicht tödlich werden kann; der giftige Stich der Wanze von Mianeh gehört aber deswegen nicht minder ins Reich der Fabel.

Sehr gefürchtet im ganzen Lande sind die Skorpione (akræb) und die Solpugen (ruteila); erstere finden sich sehr häufig zwischen Steinen, letztere lauern auch zwischen dem Bettzeug, den Kleidern, unter den Teppichen u. s. w. Die schwarzen Skorpione von Kaschan sind wegen ihrer Größe und Giftigkeit im ganzen Orient gefürchtet; auch der kleine, gelbliche Skorpion (ækrab dscheräre) von Arabistan gilt für sehr gefährlich. Es ist nicht zu leugnen, daß Stiche

dieſer Thiere in der Halsgegend vermöge der ſtarken Anſchwellung und der ſchnellen Reſorption des Gifts tödlich verlaufen können; doch ſind die Fälle äußerſt ſelten. Ich ſah viele von dieſen Thieren Geſtochene, und nur drei Individuen gingen daran zu Grunde. In Kaſchan fragte ich einen gelehrten perſiſchen Arzt über den Befund, auch er berichtete mir, daß tödliche Fälle äußerſt ſelten vorkämen, daß jedoch oft bedeutende Anſchwellung der gebiſſenen Glieder erfolge und leichte, allgemeine Vergiftungsſymptome ſich zeigten; ein Fall ſei ihm bekannt, wo ein Knabe, der im Schlaf von einem Skorpion hinter dem Ohre geſtochen worden, innerhalb zwei Stunden erlag. Nach meinen eigenen Erfahrungen in Perſien und Aegypten, und nach glaubwürdigen Berichten von Aerzten in Perſien, Aegypten und Tunis iſt hiermit feſtgeſtellt, daß der Stich des Skorpions und der Solpuge äußerſt ſelten tödlich verläuft, daß indeß einzelne Fälle mit lethalem Verlauf vorkommen, und zwar 1) wenn der Stich am Hals oder Kopf ſtattfand, 2) im zarten Kindesalter. Uebrigens ſind gefährliche Folgen überhaupt nur in heißen Sommermonaten zu befürchten, in anderer Jahreszeit iſt der Verlauf durchgängig ein ſehr milder. Die Behandlung ſeitens der Eingeborenen beſteht in ſofortigem Ausſaugen der Wunde, wonach ein poröſer, Eiter aufſaugender Stein angeklebt wird; zum innerlichen Gebrauch reicht man Erdpech, Mumiai und Teriak. Mir leiſtete gewöhnlich die unmittelbare örtliche Anwendung von Salmiakgeiſt gute Dienſte. Dem ängſtlichen Reiſenden iſt für alle Fälle zu empfehlen, daß er mit einem Fläſchchen dieſer Subſtanz verſehen ſei.

C. Die Citadelle von Teheran.

Von dem Hauptplatz der Stadt, Sæbsi-meidan genannt, gelangt man vermittels einer kleinen Brücke über den Graben

in die Citadelle. Innerhalb dieſer ſteht die königliche Reſidenz mit allen ihren Gärten, Höfen, Kiosks und Harems; ſie iſt im Umfang von 6000 Klaftern mit einer hohen Lehmmauer umſchloſſen. Außerdem enthält die Citadelle noch mehrere Paläſte, die des erſten Miniſters und des Kriegsminiſters, das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel, die Militärakademie, ein neueingerichtetes Geſchützdepot, vom öſterreichiſchen Major Krziz reorganiſirt, und einige kleine Lehmhütten, beſtimmt zur Aufnahme der als Geiſel zurückgehaltenen Turkomanen.*) Sämmtlicher Grund und Boden der ausgedehnten Citadelle gehört dem König; es ſteht ihm das Recht zu, denſelben nach Willkür, ohne Entſchädigung für die darauf errichteten Gebäude, in Beſitz zu nehmen, und obwol er nur ſelten**) von ſeinem Vorrechte Gebrauch macht,

*) Zu Zeiten Feth Ali Schahs wurden dieſe Familien, vom Stamme der Tekke-Turkomanen, durch den Prinzen Seif u dauleh nach Teheran geſchickt; ſie erhielten Quartiere und eine Brotration. Doch erwies ſich die Maßregel als zwecklos, denn die Nomadenſtämme ließen ſich dadurch nicht von fernern Einfällen abhalten. Die Nachkömmlinge, den Nomadenſitten treu, pflegen Pferde, dienen als Curſchmiede und erzeugen einige Gewebe der Steppenbewohner. Auch Tracht und Kopfbekleidung behielten ſie bei. Sie ſind Sunis und ſchon deshalb bei den Perſern verachtet. Ihre Phyſiognomie bietet den reinmogoliſchen Typus mit ſchiefen Augen, ſtarken Backenknochen, kargem Bartwuchs (riſche kusse), ſtarkem Schnurrbart und Mangel an Backenbart. Die Frauen, obwol von gelblicher Farbe, ſind in der Jugend ziemlich hübſch, werden aber in vorgerücktem Alter auffallend häßlich.

**) Es geſchah dies meines Wiſſens nur zweimal: nach gedämpfter Empörung des Rebellen Salar wurden ſämmtliche Häuſer der Familie und der Angehörigen deſſelben geſtampft und der Grund eingezogen; und während des letzten engliſch-perſiſchen Kriegs wurde das Palais des engliſchen Schützlings, des Prinzen Seif-eddauleh, zur Erweiterung der königlichen Reſidenz verwendet. Auch nach dem Friedensſchluß konnten die Engländer keine Einſprache thun, weil das Eigenthumsrecht des Königs auf den Boden feſtſteht.

so ist doch der Werth dieser Besitzungen eben wegen der möglichen Confiscation sehr gering.

Gleich über der Brücke führt eine kleine Gasse durch das Thor der Nagare Chane*) auf den großen Platz (meidan-e-Schah), der in der Länge 120, in der Breite 60 Klafter mißt. Es ist der Exercirplatz der Artillerie; ringsherum sind Logen für die Artilleriemannschaft angebracht; in der Mitte erhebt sich eine Plateforme (seku), wo die drei unter Schah Abbas den Portugiesen abgenommenen großen Kanonen (tube murwārid) aufgestellt sind. Diesen Kanonen wird besondere Verehrung erwiesen; sie gelten als Asyl für Verbrecher und werden bei großen Schießübungen auf Befehl des Königs vor die Stadt geführt. Auf diesem Platze finden auch die Revuen der irregulären Truppen (radif), die Feuerwerke und öffentlichen Spiele bei großen Festen und Feierlichkeiten statt. Zu dem Zweck befindet sich daselbst eine hohe Tribüne, auf welcher der Schah, die Würdenträger und Gesandten als Zuschauer beiwohnen. Seitwärts in der Ecke bemerkt man auch ein kleines Thürmchen, von wo aus der König oft unbemerkt mit dem Fernrohr die Vorbeiziehenden mustert und die Exercitien der Artillerie beobachtet.

Durch ein zweites gegenüberliegendes Thor (āali ḳapi, hohes Thor) gelangt man, einen winkelig gebrochenen Gang passirend, in den ersten Hof (bāge salām, Salamgarten; so genannt, weil dort der große Salam abgehalten wird). Er ist sehr geräumig, mit hohen, stämmigen Platanen bepflanzt und wird durch den großen Salamsaal in zwei gleiche Hälften getheilt. Von hier kommt man wieder durch einen großen Thorweg in den zweiten Hof, die eigentliche Residenz des Königs, genannt diwān-chāneh. Dieser Hof ist links angebaut, während ihn gegen die Mitte eine Häuserreihe in

*) Siehe Kapitel „Neujahrsfest".

zwei Hälften oder Gärten scheidet. Im vordern Garten ergießt sich die große königliche Wasserleitung mit einem mächtigen Schwall, der mittels Rinnen durchs ganze Schloß geleitet wird. In der Mitte des vordern Gartens steht der große Kiosk (kulāh frengi), wo die Feier des Jahresantritts (nagāre chāne) abgehalten wird. Im hintern Theil des Hofes befindet sich das nārindschistan (Orangerie), das große Bassin und das große Vogelhaus. Der linke, nördliche Tract enthält die Winterzimmer des Königs sowie einen ganz mit großen Spiegeltafeln bekleideten Saal, worin ein besonders reichverziertes Bassin von europäischer Arbeit und der prachtvolle mit Gold beschlagene, mit Topasen, Rubinen und Smaragden besetzte Thronsessel sich befindet. In dem mittlern parallelen Tract liegen: die Schatzkammer, der große Empfangsaal, die Gemäldegalerie, die Waffen- und Rüstkammer, und der neue Große Saal, mit schönen persischen Arabesken, Malereien und Stuccaturen ausgeschmückt.

Die Schatzkammer (chazineh) ist ein kleines Gemach, denn sämmtliche Kostbarkeiten und Juwelen werden in festen Schränken verwahrt. Von Diamanten sieht man hier den sogenannten āariā nur; tafelartig geschliffen, von reinstem Wasser, aber wegen des Schliffs ohne viel Feuer, machte er auf mich stets den Eindruck einer reinen Eistafel; der König läßt ihn manchmal in ein Armband fassen; ferner sehr reiche, ganz mit Diamanten incrustirte Säbelscheiden und Griffe; viele Diamantgürtelplatten von hohem Werth; Smaragde von enormer Größe, doch selten tiefgrün und nie ganz rein; orientalische Rubine, worunter der wallnußgroße aus dem geplünderten Palast von Delhi, auf dessen Rückseite die Namen aller Dynasten der Mogulen von Delhi eingravirt sind. Sehr zahlreich und schön sind die Rubis balais vertreten, fast gar nicht dagegen die Türkise, obwol sie im Lande gefunden werden und besonders geschätzt sind. Perlen enthält

der Schatz von vorzüglicher Größe, aber etwas gelb, wie sie aus alter Zeit datiren. Die vielen goldenen mit Juwelen besetzten Gefäße, die aus Gold prächtig emaillirten Trinkgeschirre, die ganz mit Edelsteinen incrustirten Gürtelplatten, das Reichsscepter und das Reichsschild u. s. w. müssen jeden Kenner zur Bewunderung hinreißen.

Der Empfangsaal, der größte im ganzen Schlosse, stellt eigentlich eine offene Halle dar, denn die beiden Hauptwände fehlen und werden durch mächtige Säulen ersetzt. Zwei Gobelinteppiche von höchster Meisterschaft, ein Geschenk des Königs Ludwig Philipp, und der berühmte Pfauenthron (tachte-tâus), welchen Nadir Schah von der Plünderung Delhis nach Persien brachte, fallen hier zumeist ins Auge. In diesem Saal werden Audienzen ertheilt und Gesandtschaften empfangen. Die zwei seitlichen Thüren führen in die Bibliothek und in die Rüstkammer. In der Nähe befindet sich auch die königliche Bildergalerie, deren Beschreibung wir an einem andern Orte geben.

Aus der Diwan chaneh gelangt man durch einen Zickzackgang in das königliche Enderun. Es besteht aus drei großen und einem kleinen Hofe, die alle von Wohnungen für die königlichen Frauen, ihre Sklavinnen und ihr Gesinde umgeben sind. Nach außen wird es durch sehr hohe Lehmmauern abgegrenzt und durch aufgestellte Posten sorgfältig bewacht. Weder der Bau noch die Ausschmückung verrathen eine Spur von orientalischem Luxus, wie man sich ihn vorzustellen pflegt. Die Einrichtung der Zimmer ist einfacher als in andern Harems der Stadt. Erst in den letzten Jahren ließ der König für seine Lieblingsfrau im ersten Hofe ein nach persischem Geschmack prächtiges Gebäude aufführen. Dasselbe leidet jedoch an allen Mängeln der neuern inländischen Baukunst; die Lehmmauern sind mit Gips und Marmor überkleidet, die mit Stuck übertünchten Säulen sind

dünn und schmächtig, die Treppen steil und eng, die vielen Fenster, Thüren, Erker, Nischen, Balkone und Galerien mahnen an ein Kartenhaus, das beim leisesten Stoß zusammenzubrechen droht.

D. Physiognomie anderer persischer Städte.

Nicht viel verschieden von der Teherans ist die Physiognomie der andern großen Städte, wie Tabris, Kaswin, Hamadan, Kum, Kaschan u. s. w. Ueberall dieselbe Bauart, dieselben Ruinen, derselbe Schmuz in den Gassen, und dasselbe Treiben und Leben in den Bazaren und Karavanserais. Ueberall Häuser im Verfall und andere im Aufbau. Eine Ausnahme bildet Ispahan, welches seine großartigen Ruinen, seine Moscheen, Gärten, Brücken, Karavanserais, Bazare, Fabrikanlagen, sein Acker- und Gartenbau, seine Weingärten und Melonenfelder sehenswerth machen. Es ist der einzige Ort Persiens, der auf den Namen einer Haupt- und Residenzstadt Anspruch erheben kann, und jede vernünftige Regierung wird in Zukunft dort ihren Stüz- und Centralpunkt suchen.

Ueber die Ruinen Ispahans ist in neuester Zeit so viel geschrieben worden, daß ich es für überflüssig erachte, auf den Gegenstand näher einzugehen. Ich will hier nur von den beweglichen Minarets sprechen, deren Beschreibung ich überall vermisse, während doch ihre Construction dem scharfsinnigsten Beobachter unbegreiflich erscheinen muß. Etwa eine Stunde von Ispahan, in dem Flecken Chaledan, steht eine Moschee von mäßiger Größe; sie ist gewölbt und birgt in ihrem Innern das Grab eines Santon. Ueber der Wölbung, welche an mehreren Stellen Risse zeigt, erheben sich zwei Thürmchen (Minarets) von etwa 15 Fuß Höhe, durch einen Zwischenraum von etwa 20 Fuß voneinander getrennt. Umfaßt man eins dieser beiden Thürmchen und rüttelt daran, so bewegt es sich merklich, und diese Bewegung theilt sich

dem andern Thürmchen, dem Gewölbe ſammt allen daran befeſtigten Gegenſtänden und den Wänden des Tempels mit. Ich hatte, auf dem Gewölbe ſtehend, während mein Diener an dem Thürmchen rüttelte, das Gefühl, als wanke, durch ein Erdbeben erſchüttert, der Boden unter mir. Und trotz der öftern Bewegung, trotz der vielfachen Riſſe des Gewölbes behauptet ſich der Bau ſchon durch mehrere Jahrhunderte. Ob die Beweglichkeit deſſelben im urſprünglichen Plan des Baumeiſters lag, oder ſich erſt ſpäter durch Zufall einſtellte, weiß man nicht. Kein europäiſcher Reiſender hat bisher das Räthſel der ſich ſchüttelnden Minarets (minâre dschunbân) zu löſen vermocht; die Perſer aber ſchreiben ſie der Wunderkraft des Heiligen zu.

Einigermaßen abweichend von den Städten des kahlen Hochlandes iſt nur die Bauart in der von einer reichen Vegetation, von üppigen Baumgruppen umgebenen Städten am Kaspiſchen Meere, indem hier die häufigen Regen zur Anlage ſchräger Ziegeldächer nöthigten.

E. Gärten.

Die Gärten der Stadt Teheran umfaſſen nach Meſſung des öſterreichiſchen Major Krziz ein Areal von 80000 Quadrat-Klafter. Die größten und üppigſten ſind im ſüdweſtlichen und nordöſtlichen Stadttheil gelegen.

Gewöhnt an die Kargheit der natürlichen Vegetation, namentlich den Mangel an Bäumen in der Ebene, ſetzt den Perſer ein Bächlein mit fließendem Waſſer in Entzücken, an deſſen Rand er unter einigen Weiden- oder Pappelbäumen Schatten findet, ſeine frugale Mahlzeit einnehmen und im Sommer ſein Nachtquartier aufſchlagen kann. Sieht er gar in einer Umzäunung eine Gruppe von Wald- und Fruchtbäumen und einige Roſenſträuche, ſo erklärt er den Garten für herrlich, für paradieſiſch, zur Poeſie begeiſternd. Doch

darf man sein Entzücken nicht in dem Sinn auffassen, daß er sich für die Schönheiten und Phänomene der Natur lebhaft interessire, dies ist keineswegs der Fall. Ein Vulkan, eine mit Schnee bedeckte Bergkette, eine eigenthümliche Formation der Felsen und Thäler erregt kaum seine Aufmerksamkeit, er huldigt auch hierin dem nil admirari; der Baum und das Bächlein machen nur insofern einen besondern Eindruck auf ihn, als er dort Kühlung, die gewünschte Ruhe und die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse findet. Was wir Naturschönheiten nennen, dagegen verhält er sich vollkommen gleichgültig.

Kein einziges Haus in Teheran ist ohne einen Hof, kein Hof ohne einige Blumenbeete (bägdsche) und strauchartige Bäume. Begüterte und angesehene Personen haben jedoch neben diesen Hofgärten noch andere oft ziemlich ausgedehnte Gärten (bäg) innerhalb der Stadt. Die Anlage der letztern ist freilich sehr einfach. An Bäumen enthalten sie einige Alleen von Platanen (tschenär), Pappeln (sefidär), Eschen (zæbän gundschischk), Ulmen (närwen), Maulbeerbäumen (tut), Acacia juniprisin (derächte-abrischum) oder Cypressen (sinäber), selten von einer Art Pinus (kätsch) und Celtis (teh). Das Untergesträuch besteht aus verschiedenen Rosenarten (gul-e-surch und sefid), weißem und gelbem Jasmin (jasemin), Flieder (jäsekæbut), Evonimus (budäk) u. s. w. Blumen liebt der Perser über die maßen, allein er versteht sie nicht zu cultiviren; man findet demnach in seinen Gärten nur die im Lande spontan wuchernden Arten, oder solche, die in früherer Zeit aus Europa dahin verpflanzt worden und sich acclimatisirt haben. Am häufigsten sind Narcissen (narkis) in vier verschiedenen Arten, Veilchen (benæfsche), Amaranthen (tädsche churus), Tulpen (läle), Fritillaria imp. (gule sernegun), Mirabilis jalapa (läl abassi), einfache Hyacinthen

(sumbul), Tuberosen (susan), einfache Nelken (michek), Iris persica und florentina (zæmbek). Den Herbstblumenflor bilden fast ausschließlich die Astern (gule dawudi).

Der Perser ist um den Namen von Blumen und Pflanzen, die er nicht kennt, keineswegs verlegen; wird er nach dem Namen einer schönen ihm unbekannten Blume gefragt, so nennt er sie Schah pæssænd (wohlgefällig dem König), während er die nichtschönen gul harze (Unkraut) nennt.

Frischer Rasen und üppiger Graswuchs läßt sich selbst durch anhaltende Bewässerung nicht erzielen, daher fehlt eine Hauptzierde europäischer Gärten, die man vergebens durch Anbau von niedrig gehaltenem Klee zu ersetzen sucht. Mit dem Klee untermischt sieht man häufig das Papaver Rhoeas (schægāik), auch fälschlich lāle (Tulpe) genannt. Zu Lauben wird ausschließlich der reich vegetirende Weinstock gezogen.

Der Boden Teherans und seiner Umgebung eignet sich vorzüglich zur Anpflanzung der Platane (tschænār), die sich hier besonders schön und rasch entwickelt. Einzelne Stöcke davon, in die Erde gesteckt, treiben wie die Weiden rasch saftige Triebe. Eine uralte Platane im Dorfe Teschrisch gehört wol zu den größten Baumexemplaren der Erde. Pietro de la Valle nennt Teheran die Platanenstadt. Doch liebt der neuere Geschmack nur in die Höhe treibende Bäume; man beraubt den Baum, der nach naturgemäßer Entwickelung eine horizontale Ausdehnung der Krone sucht, durch Kappen aller seiner Zweige, mit Ausschluß eines kleinen Büschels, und zwingt ihn, sich in die Längendimension zu entfalten. Die Bäume erscheinen dadurch wie Besenstiele; ihrer Athmungsorgane beraubt, widerstehen sie nur schwer einer mäßigen Dürre, sondern trocknen von der Spitze herab ein, während der naturwüchsige Baum eine große Resistenz besitzt. Dieses Verfahren hat höchstens da eine Berechtigung, wo

man Platanen des Bauholzes halber pflanzt und einen kräftigen, geraden Stamm auf relativ kleinem Raume erziehen will; daß es aber zur Modesache geworden und selbst in den königlichen Gärten einem so verkehrten Geschmack gehuldigt wird, ist nicht zu entschuldigen.

Wenn der Perser einen neuen Garten anlegt, sucht er, stets der Vergänglichkeit des Besitzes eingedenk, sehr rasch starke und schattige Bäume zu erzielen, was bei dem langen, warmen Sommer und einer jährlichen Vegetationsperiode von neun Monaten allerdings auch leicht gelingt; in Zeit von fünf bis sechs Jahren — nach unsern Begriffen von Wachsthum eine unglaublich kurze Zeit — sind die Bäume eines Gartens vollkommen aufgewachsen. Natürlich gehört dazu eine fortwährende reichliche Bewässerung; hierdurch verwöhnt man aber die Pflanze, sie verliert ihre natürliche Resistenz und stirbt schnell ab, sobald ihr minder reichlich Wasser zugeführt wird. Da nun die erste Folge vom abnehmenden Einfluß einer Familie die ist, daß man ihren Besitzungen das Wasser entzieht, so gehen häufig diese künstlich gezogenen Gärten mit ihren Eigenthümern gleichzeitig zu Grunde.

Der Ulme (narwænā) wird durch Pfropfreiser ein eigenthümlich merkwürdiges Wachsthum gegeben. Zweige und Laubwerk werden so dicht, daß während des ganzen Tags kein Sonnenstrahl hindurchdringen kann und sie dem stärksten Windstoß wie eine Mauer widerstehen. Die Aeste und Verzweigungen nehmen eine kugelige Form an, und der weitausgedehnte Baum mit seinem relativ schwachen Stamm sieht einem großen Pilz ähnlich. Er gibt vortrefflichen Schatten; doch häufen sich, da das dichte Laub weder durch Wind noch Regen gereinigt wird, Massen von Staub und Schmuz darin an.

Eine besondere Vorliebe hat der Perser für den Weidenbaum (bid); er behauptet, der Schatten und die Ausdünstung desselben sei der Gesundheit sehr zuträglich, darum lagert er gern unter Weiden und pflanzt sie in seinem Garten um die Bassins, vornehmlich die Trauerweide. Das Vorurtheil gegen das Lagern unter Nußbäumen (girdu) theilt er mit dem Europäer.

Die Cypresse (sinäber) gedeiht nicht besonders gut in Teheran; sie trocknet bei bester Pflege ein, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hat; dagegen ist ihr Wachsthum vortrefflich bei Kaschan im Garten Fin.

Nebst den gewöhnlichen Rosen und Jasminen bilden die Zierde der persischen Gärten: die chinesische Rose (gulenastaran) und die volle Granatäpfelblüte (gulnäre-farsi); jene zieht man mittels eines Spaliers zur Höhe von mehrern Klaftern; die zahlreichen Blüten, welche an den hängenden Aesten wie Blumengewinde erscheinen und das herrlichste Aroma ausströmen, dauern fast durch den ganzen Sommer und verleihen ihr nach der Rose den ersten Preis. Die volle Granatblüte, zwar ohne Duft, überbietet an Farbenpracht und Fülle der Blätter sogar die Schönheit der Camellien.

Ein Theil des Gartens ist mit Fruchtbäumen verschiedener Art besetzt, welche im Frühling durch ihre Blütenfülle entzücken, aber während der übrigen Zeit des Jahrs dem Europäer einen schlechten Begriff von persischen Luxusgärten geben.

In der Mitte jedes Gartens steht ein Kiosk (kulä frenghi, europäischer Hut), innen und außen mit heitern Arabesken, Thierkämpfen u. s. w. reich decorirt. In ihm bringt der Eigenthümer die Morgen- und Abendstunden zu, seine Geschäfte abmachend oder Gäste empfangend.

Mit großem Luxus ist in den Gärten reicher Besitzer

die Orangerie (nārindschistān) ausgestattet. Südfrüchte gedeihen zwar zu Teheran wegen des rauhen Winters nicht im Freien, doch bedürfen sie nur des geringen Schutzes eines Bretterverschlags oder einer Vertiefung mit darüber ausgespanntem Zelt und eines mäßigen Kohlenfeuers zu ihrer Erhaltung. Außerdem stellt man Orangeriebäume in die vordere vertiefte Hälfte des nach Süden liegenden Winterwohnzimmers, wo die vom Kaminfeuer ausgestrahlte Wärme ihnen zugute kommt. In den königlichen Orangerien dagegen stehen die Bäume in einer bedeutenden Vertiefung und die Oefen einige Klafter höher, infolge dessen die Bäume fast in jedem Winter erfrieren und dann mit großen Kosten wieder ersetzt werden müssen, was eine stete Quelle des Erwerbs (mædachel) für die Hofbeamten bildet.

Auch außerhalb der Stadt gibt es umfangreiche Gärten. Sie gehören meist dem König; denn entweder wurden sie auf Regierungskosten angelegt, wie der Garten Lal hezar, Negaristan Kasser-Kadschar, oder zwar von Privaten gepflanzt, aber nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge von der Regierung confiscirt; dahin gehören die Gärten Nabi Chan, Nizamieh, Dawudieh, Ilchani. Von Privatgärten ist der des Chan Baba Chan Sardar, ehemaligen russischen Schützlings, der ausgedehnteste und am besten bewässerte und cultivirte.

Der Garten Kasser-Kadschar bildet mit seinem hübschen Schloß, den grünen Terrassen, seiner guten Bewässerung und schönen Fernsicht einen der schönsten Punkte in der Umgebung der Stadt; leider ist die parkähnliche Anlage sehr vernachlässigt, die großen Platanen wurden in neuester Zeit zu Bauholz gefällt.

Der Garten in Kent, zwei Meilen von Teheran, zeichnet sich durch herrliche Baumgruppen aus, ebenso der Garten Daulet-abad in der Nähe der Ruinen von Ray (Rages);

beide sind aber ebenfalls behufs Gewinnung von Bauholz stark geplündert. Uebrigens muß der König das Bauholz aus seinen eigenen Gärten theuer bezahlen.

Der Garten bei Fin (Kaschan), berühmt als Schauplatz der Ermordung des mächtigen Ministers Mirza Taghi Chan, weist einen kräftigen Baumwuchs auf und ist von klaren, frischen Bächen durchzogen. Kein Reisender sollte versäumen, das Bad, wo der Emir ermordet wurde, und die schlanken Cypressen anzusehen.

Die einst berühmten Gärten von Ispahan: Tschehilsutun, Tschehar bag, Hezar Dscherib, Anguristan u. s. w., von frühern Reisenden so sehr gepriesen, sind jetzt ganz in Verfall; sie werden mit Getreide, Taback und Gemüsen bepflanzt.

Einer bessern Pflege erfreuen sich die Gärten von Schiraz, weil sie dem Strahlenglanz der geheiligten Majestät und den Blicken der raubsüchtigen Cohorten ferner gerückt sind. Die reiche Vegetation der Orangen, Limonen, Mandarinen, Cedras u. s. w., die weithin ihre Düfte verstreuenden Blüten mahnen uns an Saadi und Hafis, deren Poesie sich an ihrer Schönheit begeisterte. Die Grabmäler dieser beiden Dichter, von gutbewässerten Parkanlagen umgeben, laden die Bewohner von Schiraz zu fleißigen Pilgerfahrten dahin ein.

F. Sommersitze und Zeltlager.

Bei der gänzlichen Verabsäumung aller Sanitätsmaßregeln für Reinigung der Stadt werden im Sommer die Straßen so schmuzig und unflätig, die Luft so pestilenziös, heiß und drückend, das Wasser in den Bassins so faul und stinkend, die Mücken und Fliegen so belästigend, daß es unumgänglich nöthig ist, während der Sommermonate einen

Landaufenthalt zu nehmen. Die Landsitze für die Bewohner Teherans befinden sich am Fuße der Elburzkette, in den verschiedenen Dörfern, die unter dem Gesammtnamen Schemiran bekannt sind. Ihre Lage, durchschnittlich 4500—5500 Fuß über dem Meeresspiegel, die reiche und üppige Vegetation, die mäßige Temperatur, die Frische des Wassers, die Kühle der Nächte, das Krystalleis von den nahen Bergen, die vielen Landhäuser und Gärten, und insbesondere das relativ mildere Auftreten von Fiebern, Dysenterien und Cholera, die geringe etwa 1—2 Meilen betragende Entfernung von der Stadt bilden die Vorzüge und Reize dieser Ortschaften. Der König selbst hat dort zwei Sommerpalais inne, das zu Niaveran und das neuere von Sultan-abad. Hier residiren auch während des Sommers die Vertreter der europäischen Mächte; der russischen und englischen Gesandtschaft sind von früherer Zeit her zwei ganze Dörfer (Zergendeh und Gulahek) zum Sommeraufenthalt eingeräumt, während die Bevollmächtigten anderer Staaten sich größere Landhäuser miethen. Da fast die gesammte Einwohnerschaft Teherans nur vom Hofe, den Besoldeten und deren Clienten lebt, so richten sich alle Verhältnisse nach jenen des Hofes; daher bezieht niemand den Sommersitz (jeylok) vor dem 10. Juni, weil bis dahin der Schah in der genannten Hauschane der lieblichen Kühlung genießt, oder wegen der in der Regel unvollendeten Baulichkeiten erst um diese Zeit eine Aenderung des Wohnsitzes wünschenswerth findet. Dann aber verläßt wenigstens ein Drittheil der Einwohnerschaft auf einmal die Stadt. Mobilien, Teppiche, Zelte, Frauen, Kinder, Gesinde, Eßwaaren, Geschirre, alles bunt durcheinander, wird auf dem Rücken der Maulthiere und Kamele transportirt; der Zug ist oft mehr als eine Meile lang. Man muß eine solche Auswanderung gesehen haben, um sich von dem wirren Treiben einen Begriff zu machen. Der

momentane Bedarf an Lastthieren ist dann außerordentlich groß. Alle fremde Maulesel- und Kameltreiber, deren man habhaft werden kann, selbst die Karavanenführer, werden meist unentgeltlich zu dem Zuge gepreßt; man überlastet ihre Thiere und sorgt nicht einmal für hinreichendes Futter. Daher suchen sie vorher aus der Stadt zu flüchten; sie verstecken ihre Thiere in Ruinen oder treiben sie in hohe Berge, bis die Gefahr vorüber ist. Den europäischen Gesandtschaften wird es leichter, Lastthiere zu bekommen, weil man weiß, daß sie den Dienst nicht ohne Bezahlung verlangen.

Es ist selbstverständlich, daß sich um das königliche Dorf Niaveran die meisten Beamten und andere Stadtbewohner scharen. Darum wird in kurzer Zeit auch hier Luft und Wasser so verpestet, daß der Aufenthalt keine Erfrischung mehr gewährt. Alsdann bricht der Hof nach den fernen Bergen auf, nach dem Engthale Laar, in das wasserreiche Kesselthal Amameh, nach Lauroscheristanek am südlichen Abhang des Elburz, in die Nähe der Stadt Demawend u. s. w.; und da es dort keine Behausungen gibt, so werden Zelte aufgeschlagen und ein Lager bezogen. Dem Perser klebt noch so viel vom Nomadenthum an, daß er sich in Zelten heimisch und behaglich fühlt, auch weiß er sie bequem und wohnlich einzurichten, und nicht mit Unrecht sagt man, sein Zelt gleicht einem Haus, sein Haus einem Zelt. Der zum Lager bestimmte Platz, an einem frischen Bach oder an einer wasserreichen Quelle gelegen, wird mit Leinwandwänden (seraperde) umspannt, deren innere Seite mit allerhand Figuren bemalt ist. Für die königlichen Zelte wird ein Ort gewählt, der leicht von den Wachen abgesperrt und übersehen werden kann. Für die übrigen wird der Boden durch aufgeworfenes Erdreich erhoben und geebnet. Um die Sonnenstrahlen abzuhalten, besteht jedes Zelt aus einem äußern und einem innern. Das äußere (puscht), aus rother Leinwand gefer-

tigt — eine Prärogative des Königs —, überragt das concentrische innere; der freie Raum zwischen beiden, tabel genannt, beträgt in der Regel 4 Fuß. Das innere Zelt ist mit prächtigem, gemustertem Brocat von Yezd überzogen und am Karnies geschmackvoll mit Quasten und Troddeln verziert. Durch Scheidewände wird der innere Raum in mehrere Cabinete getheilt. Die Außenwände können leicht je nach der Richtung der Sonne gespannt oder herabgelassen werden. Im Aufschlagen und Fertigen der Zelte besitzen die Perser großes Geschick, sowol was Festigkeit als was Eleganz und bequeme Einrichtung betrifft. Aeußerst selten geschieht es, daß der Sturm, und sei er noch so heftig, ein Zelt umreißt. Andeutungen darüber finden wir schon im Buche Esther, erstes Kapitel. Die Zeltbalken werden mit künstlichen Malereien, Vergoldungen und Arabesken decorirt. Vor jedem Zelte wird ein Bassin mit fließendem Wasser gegraben, denn der Perser kann sich ohne solches kein Wohlsein (sæfa) denken.

Die abgesonderte kleine Hälfte des königlichen Zelts nimmt der Harem ein. Es gilt als Regel, daß der Schah nicht mehr als eine oder zwei Frauen ins Lager mitnimmt, während die andern im Sommerschloß zurückbleiben. Der Begleitung ist streng verboten, Frauen mitzuführen, was Veranlassung zu vielen Misbräuchen und widernatürlichen Vorgängen gibt.

In einiger Entfernung um das Zelt des Königs gruppiren sich die der Minister, Prinzen, Wachen und Hofbeamten, jedes Wohnung, Küche und Raum für Dienerschaft enthaltend. Sie sind zum Theil ebenfalls mit vielem Luxus ausgestattet, sodaß ein einziges Zelt oft 500 Dukaten kostet. Statt mit Seide werden sie oft mit Indiennes persischer oder indischer Fabrikation überzogen. Wie beim Bau der Häuser trachtet man auch in Bau und Decorirung der Zelte nach

Neuem und Originellem; keines gleicht völlig dem andern. So gibt es Zelte mit einem oder zwei Balken (yek-du-seri), mit einem oder mehrern Cabineten (sandukchaneh), mit drei, fünf oder sieben Fensterthüren.

In angemessener Entfernung steht ein eigens dazu eingerichtetes Abortzelt.

Um auf Reisen, an der Station angelangt, ein fertiges Zelt vorzufinden, besitzen die Großen zwei vollständige Zelte, von denen eins immer abwechselnd vor der Ankunft an der nächsten Station aufgeschlagen wird.

Für kleine Ausflüge hat man Zelte mit vier zerlegbaren Säulen und nach allen Richtungen leicht beweglichen Wänden; man nennt sie aftâb gerdun (Sonnenwende).

Die Ausgaben für Zelte nebst Zubehör sind, zumal bei der raschen Abnutzung durch den Transport, sehr bedeutend und kaum zu erschwingen. Eine größere Reise des Hofs ruinirt fast alle Bedienstete, die nicht unmittelbar mit aus der Quelle des Raubes schöpfen. Da außerdem der Unterschleif beim Bau der königlichen Zelte in wahrhaft kolossalem Maßstab getrieben wird, so bildet die Ausgabe dafür einen der wichtigsten Theile des Staatsbudgets.

Von einer Anhöhe aus gesehen, gleicht ein persisches Campement mit seinen spitzen Dächern, bunten Farben und mannichfaltigen Formen der Zelte, mit seinem Bazar und dem regen Treiben der Diener, Pferde und Lastthiere, einer großen Stadt aus Leinwand, während umgekehrt eine persische Stadt mit ihren Lehmdächern einer Gruppe von Erdhügeln nicht unähnlich sieht.

Am liebsten campirt der König im Laarthal in einer Höhe von 7500 Fuß. Die kühle Luft, welche von den Eisfeldern des Demawend herüberstreicht, der schöne, forellenreiche Bach Heras, in weiten Windungen zum Kaspischen Meere fließend, das saftige Futter machen den Ort für einen

Lagerplatz sehr geeignet, um so mehr als Wechselfieber und Dysenterie dort nicht vorkommen und die Cholera sich noch nie dort gezeigt hat.

Eine große Menge von Argalis, Antilopen und Wildschweinen bietet Gelegenheit zu ergiebiger Jagd. Allein bei dem Abgang aller Ordnung und Aufsicht über Reinigung des Lagers wird selbst hier zuletzt die Luft verdorben, die Forellen wandern aus oder sterben ab, und so sieht sich der König gezwungen, den Lagerplatz entweder weiterhin zu verlegen oder gänzlich zu verlassen und mit einer andern Gegend zu vertauschen.

Gegen Ende August kehrt der Hof ins Lustschloß am Fuße des Elburz zurück, um im Monat October wieder die Stadt Teheran mit seiner Gegenwart zu beglücken. Der Rückzug geht nicht minder tumultuarisch vor sich wie die Hinreise. Sind die astrologischen Zeichen für den Eintritt in die Stadt ungünstig, so wartet der König einige Tage in einem nahegelegenen Garten, gewöhnlich in Negristan oder Nizamieh, bis glücklichere astrologische Constellationen ihm den Eintritt durch ein bestimmtes Thor erlauben.

III.

Speiſen und deren Zubereitung. Mahlzeiten.

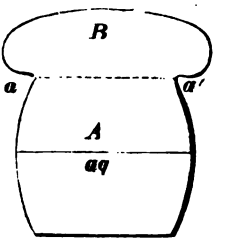
Nationalgerichte: Tſchillaw, Pillaw und Aſch. Brot. Fleiſch, Wild, Geflügel. Fiſche. Speiſegeſetze. Milch, Käſe. Sauere Conſerven und Scherbets. Süßigkeiten. Früchte. Gemüſe. Getränke. Eis und Eisgruben. Gewürze. Küche und Küchengeräthe. Tafelgeſchirr. Die Mahlzeit. Gaſtereien und Trinkgelage. Die königliche Tafel. Volksverpflegung. Billigkeit und Theuerung der Lebensmittel.

Der Perſer iſt ſehr einfach in ſeiner Lebensweiſe, und im allgemeinen mäßig in Speiſe und Trank. Cerealien, Reis, Vegetabilien, Obſt und Milchproducte bilden ſeine Hauptnahrung; Fleiſch genießt er wenig. In den Städten, namentlich unter den wohlhabenden Klaſſen, dient der Reis als das wichtigſte Nahrungsmittel; ebenſo in einigen Provinzen am Kaſpiſchen Meer, wo Cerealien aus vorgefaßter Meinung, daß ſie nicht gedeihen, gar nicht angebaut werden und Brot daher vom Volke kaum gekannt iſt. Aus Reis werden die drei Nationalgerichte: Tſchillaw, Pillaw und Aſch bereitet; ſie ſpielen im Haushalt des Perſers eine große Rolle, und ohne Ambroſia-Pillaw vermag er ſich kein Paradies zu denken.*) Nachſtehend eine ausführliche Beſchreibung derſelben.

*) Ich las einſt mit meinem Mirza (Privatſchreiber) ein Kapitel

Unter Tſchillaw verſteht man in Waſſer abgeſottenen, nur wenig fetten Reis; er wird entweder als beſonderes Gericht oder als Ingredienz an Ragouts, Fleiſchſorten und Milchproducten verzehrt und iſt eine leichtverdauliche Speiſe, die ſelbſt Kranke und Reconvaleſcenten gut vertragen. Man ißt ſich ihn, wie das Brot, nie zum Ueberdruß; es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang jeden Tag zweimal Tſchillaw genießen, und denen er nebſt etwas Fleiſch, Brot und ſauerer Milch faſt als ausſchließliche Nahrung dient. Auch Europäer gewöhnen ſich daran, eſſen ihn ein- bis zweimal des Tags und befinden ſich wohl dabei.

Die Art der Bereitung iſt folgende: Man nimmt Reis von guter Qualität, vorzüglich die nur wenig mucilaginöſe Sorte von Maſanderan (Amberbu) oder von Schiraz (Tſchampe), läßt ihn 1—1½ Stunden in kaltem Waſſer ſtehen, um den Reſt der mucilaginöſen Beſtandtheile zu entfernen, und ſeiht ihn dann durch. Hierauf füllt man einen großen Kupfertopf *A* zur Hälfte *aq* mit geſalzenem Waſſer und ſtellt ihn, durch einen gewölbten, genau ſchließenden Hut *B* bedeckt, an offenes, ſtarkes Feuer. Sobald das Waſſer ſiedet, wirft man ſchnell den Reis hinein, läßt ihn 8—10 Minuten lang kochen und macht dann die Probe; fängt er an etwas zu ſchwellen, ſodaß er zwiſchen den Fingern zerdrückt werden kann, ſo gießt man das Waſſer ab und läßt



---

aus Saadi, das über Genügſamkeit handelt; ich verſtand eine Stelle nicht, da erklärte der Mirza, um mir die Sache deutlich zu machen, den Sinn folgendermaßen: „Du mußt nicht jeden Tag einen fetten Pillaw eſſen, ſondern dich auch manchmal mit Brot und Käſe begnügen.“

ihn wieder ganz trocken werden. Nun thut man etwas Butter, etwa 1 Loth auf 1 Pfund Reis, in den Topf, löscht sie, nachdem sie gehörig braun geschmort ist, mit ein wenig Wasser, und streut den Reis locker darauf. Alsdann wird der Topf vom Feuer zurückgezogen und mit dem Hut bedeckt; die Fugen *a a* werden mittels eines feuchten Lappens oder mit Thon hermetisch verschlossen. In diesem Zustand stellt man den Topf über glühende Kohlen, deren man auch oben auf den Hut zu legen pflegt, und läßt ihn 1—1½ Stunde stehen, bis der Reis im Dampf gehörig gar geworden.

Die Eigenschaften eines guten Tschillaw sind folgende. Der Reis darf durchaus nicht zusammenkleben, sondern muß in einzelne Körner gesondert, er muß zweitens ganz weiß von Farbe und drittens so elastisch sein, daß er sich nach leichtem Druck wieder erhebt. Trotz der einfachen Bereitung dieser Speise ist es doch schwer, allen Anforderungen, die der Perser daran stellt, zu genügen; ein Feinschmecker behauptete, es gäbe in Teheran nur drei Köche, welche einen Tschillaw zu kochen verstünden!

Von dem Tschillaw unterscheidet sich der Pillaw dadurch, daß im zweiten Act der Bereitung mehr Butter und außerdem Früchte, als: Quitten, Berberis, Aepfel, Mandeln, Rosinen, Datteln, Aprikosen, Bucharapflaumen, oder Gemüse, als: Bohnen, Linsen, Erbsen, geröstete Wicken, Saubohnen, Fenchel-, Dill- und Petersilienkraut, oder aromatische Substanzen, als: Zire-Kümmel, Orangeschalen, Safran u. s. w. zugesetzt werden, von welchen dann die verschiedenen Pillaw-Arten ihren Namen empfangen. Er wird auch mit verschiedenen Fleischsorten zusammengekocht und gilt als ein selbständiges Gericht, während der Tschillaw nur als Beigabe zu andern Ragouts dient.

Berühmt ist der Afghanen-Pillaw, das einzige Andenken, welches den Persern von der Eroberung von Herat

und von der Einmischung in die afghanischen Angelegenheiten übrigblieb. Es wird nämlich ein ganzes Lamm in der Haut, nachdem sie sorgfältig von Wolle gereinigt worden, gebraten, auf eine große chinesische Schüssel gelegt und mit in Fett schwimmendem Pillaw bedeckt. Dieses Gericht kam im Jahre 1857 und 1858 in Mode; auch der Schah machte mehrmals den Versuch, davon zu genießen, kam aber bald zu dem Ausspruch, es sei eine zu billige Kost, denn, einmal damit gesättigt, könne man acht Tage nichts mehr essen.

Der Reis wird auch, besonders im Frühling, mit Milch gekocht und mit etwas Rosenwasser versetzt. Es ist dies ein unter dem Volk beliebter Leckerbissen (schirbirindsch). Milchreis gilt jedoch für schwerverdaulich; zur Zeit der Cholera-Epidemie will man beobachtet haben, daß nach seinem Genuß häufig Individuen von der Krankheit ergriffen wurden.

Das Reismehl (ärde birindsch) wird zu verschiedenen Gallerten, Süßigkeiten und Breien verwendet, worunter die in rhombischen Täfelchen geformten, mit gestoßenem Zucker und Pistazien bestreuten Gallerte sehr gesucht sind; man nennt sie jæch dær behischt (Gelée des Himmels). Ein Brei von Reismehl und gestoßenen Mandeln (hærire bādām) wird Reconvalescenten verabreicht.

Die dritte Nationalspeise ist eine mit mucilaginösem Reis unter Zusatz von Gemüsen oder Früchten dickeingekochte Asch (Suppe); sie wird meist mit verschiedenen Säuren, als: Limonensaft, Grüntraubensaft, Buttermilch u. s. w. versetzt.

Asch pas, d. i. der Asch-Kocher*), heißt im Persischen der Koch, weil in der schmackhaften Bereitung und Consistenz dieser Suppe die Kunst des Meisters sich äußert. Gourmands finden selten eine Asch ganz nach ihrem Geschmack; auf künst-

*) Von dem Worte puchte (gekocht) und paz (kochen) ist sowol das deutsche „backen" als auch das slawische buchta und pazit abgeleitet.

lich bereitete Aschs werden besondere Einladungen gemacht. Der König ließ sich mehreremal des Jahrs in seiner Gegenwart von dem Haushofmeister (hādschib-e-dawle) im Schloßhof die Asch bereiten, und rief von Zeit zu Zeit in Ekstase: „Adscheb āsch est!“ (Sie ist wunderbar!) Sie wurde dann in großen chinesischen Schüsseln aufgetragen, auf der Oberfläche schwammen mit aller Gemächlichkeit drei ungeschälte Orangen. Auch die Asch wird nach den verschiedenen Ingredienzen benannt, die nebst dem Reis aus Pflaumen, Bohnen, Linsen, Wicken, geschälter Gerste, Citronen, sauerm Traubensaft, Buttermilch, Oxymel, Essig, Dill, Fenchel, Kürbis, Scorzonera, Rothe Rüben u. s. w. bestehen können.

Für die arbeitende Klasse dient jedoch das Brot (nān) als Hauptnahrungsmittel. Das Nan wird aus Weizenmehl gebacken. Man unterscheidet dreierlei Sorten: 1) Nāne sengek. Der weiche, gegorene Teig wird in Galetten ausgezogen und in den Backofen auf erhitzte Kieselsteine geworfen, wo er in wenigen Momenten ausgebacken ist. Dieses Gebäck gilt als Luxusbrot; es wird zumeist in den Städten genossen und nach Wunsch mit Mohn, Sesam oder Nigellasamen (siah-dāneh) bestreut. 2) Nāne læwāsch. Der Teig ist dem vorigen ähnlich, nur wird er in dicken Fladen ausgewalzt und an die Wände eines krugähnlichen erhitzten Thongefäßes (tenur) angeklebt, bis er herabfällt; er ist meist nicht durchgebacken und schwer verdaulich. 3) Nāne dehāti (Bauernbrot). Der ungegorene Teig wird dünn ausgewalzt und auf einem erhitzten Stein oder einer Metallplatte gebacken. Die ganze Bereitung nimmt höchstens eine halbe Stunde in Anspruch.

Der Europäer kann sich nur schwer an das persische Brot gewöhnen, sowie umgekehrt der Perser das seinige dem europäischen vorzieht. Darum lassen die in der Fremde accredi-

tirten Gesandten häufig Brot nach ihrer Landessitte backen. Frisch ist die persische Galette erträglich, schon nach wenigen Stunden aber wird sie zäh, bitter und kaum genießbar.

Zur Mitnahme auf Reisen wird eine Art Zwieback (nāne-e-chuschk) bereitet, von ziemlich gutem Geschmack. Dem europäischen Reisenden ist anzurathen, sich damit zu versehen, weil er unterwegs oft schlechtes, ungenießbares Brot findet.

Das Brot dient dem Perser noch zu andern Zwecken als zur Nahrung; es erspart ihm: den Löffel, in eine flüssige Suppe wird so viel Brot gebrockt, bis sie mit den Fingern gegessen werden kann; den Teller, man legt die Portionen darauf vor; die Serviette, man wischt sich während des Essens die fettigen Finger daran ab; sogar das Packpapier, da Braten oder sonstige fette Speisen für die Reise darin eingehüllt werden. Somit ist es begreiflich, warum das europäische Brot ihm unbequem oder zweckwidrig erscheinen muß.

Es fehlt in Persien nicht an Wassermühlen (āsiā); doch wird das Getreide nur grob gemahlen, und das Mehl (ārt) nur unvollkommen von den Kleien (sæbuz) befreit. In vielen Haushaltungen bedient man sich noch der primitiven Handmühlen, aus zwei Steinen bestehend, von denen der obere eine Handhabe, der untere einen Ausschnitt zum Abfließen des Mehls besitzt. Auf diesem wird auch eine Art grober Grütze (belghur) bereitet, welche besonders bei den türkischen Einwohnern beliebt ist und ihnen die Stelle des Reises vertritt. Windmühlen sah ich nirgends in Persien.

Die ärmsten Klassen auf dem Lande bereiten ihr Brot aus Gersten- oder Hirsemehl. Gerstenbrot (nāne dschiau) gilt als Sinnbild der Genügsamkeit des Derwischlebens und kommt in diesem Sinn oft bei den Dichtern vor.

Außer zu Brot wird jedoch das Mehl zu keinem andern Gericht verwendet.

Von Fleischsorten ißt der Perser fast ausschließlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleisch. Nur diese bezeichnet er gewöhnlich mit dem Worte guscht (Fleisch). Andere Sorten, wie Rind- und Büffelfleisch, werden, weil sie infolge der unzulänglichen Viehfütterung zäh und trocken sind, nur von den ärmsten Klassen während der Wintermonate genossen. Oft sagte mir der König, er könne nicht begreifen, wie man anderes Fleisch essen könne, wenn man hinlänglich Lämmer, Schafe und Hühner habe, er beklage das traurige Los der Europäer, welche zum Rindfleisch greifen müßten. Es möge hier bemerkt sein, daß die Perser eigenthümliche Begriffe von den Preisen der Lebensmittel in Europa haben, welche ihre diplomatischen Agenten zu dem Zweck verbreiten, um größere Repräsentationskosten berechnen zu können. So wird beispielsweise allgemein angenommen, daß ein Ei 1 Franc kostet; man fügt dann im Gespräch wohlgefällig bei: „Der Irān ærzāni est." (Im Iranschen ist es billig.)

Von eßbarem Wild findet sich selbst in der Nähe der Hauptstadt: 1) das Argali (gusfende kuhi), welches oft in kleinen Heerden auf dem Bergrücken des Elburz zu sehen ist. 2) Der westasiatische Steinbock Aegiceros Aegagros (buze kuhi) mit mächtigen Hörnern, ziemlich häufig am Demawend und in den Gebirgen von Laridschan, während die Gemse (buz) nicht selten im nahen Jagdrevier Dschedscherud erlegt wird. 3) Die Gazelle (āhu, dscheiramb) hält sich zahlreich in den ausgedehnten Ebenen auf, denn sie liebt wie das Schaf salziges Futter; ihr Fleisch ist nicht besonders geschätzt. 4) Der Hirsch (mæräl und gäwe kuhi) und das Reh (schukā), nur in den Wäldern am Kaspischen Meer. 5) Der Hase (chærgusch). 6) Das Wildschwein (guraz chuk), seltener in den Ebenen, desto zahlreicher in den

Wäldern am Kaspischen Meer und in den Sümpfen um Schiraz; sein Fleisch wird aus gesetzlichen und Sanitätsgründen nicht genossen. Dagegen besteht das Vorurtheil, die Anwesenheit eines Wildschweins im Stalle befördere das Gedeihen der Pferde, und es wird deshalb in jedem großen Stall ein Schwein gehalten. Die Pferde verrathen mit der Zeit eine eigene Anhänglichkeit an dieses Thier. Die Menge des Wildes ist in manchen Gegenden so groß, daß Wildfleisch billiger als das von zahmen Thieren ausgeschrotet wird.

Von Geflügelwild gibt es die Wachtel (bildertschin), mehrere Arten Rebhühner: die Alinotte (kæbk), ein kleines Rebhuhn mit sehr delicatem Fleisch (teihu), ein anderes mit schwarzer Brust (ḳaragusch), ferner das Sandhuhn (Pterocles exustus). Sehr gesucht ist das Fleisch des Frankolins (durātsch), der Otis Hubarreh, am meisten jedoch des Tetraogallus kaukasicus (kæpki derri). Enten in mehreren Varietäten (urdek, murgābi) kommen viele auf den Markt von Teheran, weniger Gänse (gāz), deren Fleisch nicht geschätzt ist, daher sie auch fast nirgends gezähmt zu finden sind. Truthühner (buḳalamu) sind erst in neuerer Zeit eingeführt worden; ihr Fleisch ist zum Halim sehr gesucht, doch sind sie noch sehr selten. Schnepfen und Becassinen werden ebenfalls wenig geschätzt und fast nur von Europäern gekauft. Sehr beliebt hingegen sind die Sperlinge (gundschischk); Suppen davon gelten als besonders stärkend für Reconvalescenten, auch als bewährtes Aphrodsiacum. Fasanen (gargāul) sind sehr zahlreich in den Wäldern am Kaspischen Meer. Wilde Tauben (kæbuter) werden in der Umgebung der Wasserleitungen mittels Schlingen gefangen.

Von Fischen (māhi) werden nur solche Arten verzehrt, welche Schuppen, Flossfedern und ein Knochenskelet besitzen.

Es ist klar, daß im Flachland die Fische selten sind, mit Ausnahme der zahlreichen Forellen (kizilulu) in den Bergwässern und den kleinen Weißfischen, welche sich in allen Kanälen finden, ohne daß man sich ihr Erscheinen an den gegrabenen Wasserleitungen zu erklären weiß. Anders verhält es sich am Kaspischen See und dessen Zuflüssen, deren Fischreichthum beispiellos ist. Die Fischerei ist dort an die Russen verpachtet und bildet eine wichtige Staatseinnahme. Fische sind in den Provinzen Gilan und Mazanderan nebst etwas Reis die ausschließliche Nahrung der Bewohner; sie werden auch, gesalzen und geräuchert, weit ins Land verschickt. Caviar genießt der Perser nicht, weil er von einem unerlaubten Knorpelfisch herrührt.

Von Krebsen ißt man nur eine Art kleiner, gesalzener und getrockneter, Garnelenkrebse aus dem Persischen Meerbusen, vorzüglich bei Trinkgelagen, um die Lust zum Wein zu vermehren; man nennt sie maygu.

Im allgemeinen unterscheidet der Perser erlaubte (hælal) und unerlaubte (hæram) Fleischspeisen, und unter erstern wieder jene, deren Genuß zwar erlaubt, doch unschicklich (mækruh) ist. Zu letzterer Kategorie gehören der Hase und der Maygu-Krebs (mækruh), welche daher nur von minder scrupulösen Leuten gegessen werden. Er hält sich zumeist an die mosaischen oder besser vor-mosaischen Speisegesetze, welche von den Bedürfnissen des Klimas, der Hygiene und einer oberflächlichen zoologischen Kenntniß dictirt wurden. Selbst dem Grundsatz „im Blut ist die Seele oder das Lebensprincip" scheint er zu huldigen, obwol nicht ganz in dem rigorösen Sinn wie die Juden. So ißt er nur von solchen Thieren, dem vor dem Tode die Blutadern aufgeschnitten wurden und wo das Blut noch flüssig herauskam. Die andern faßt er unter dem Namen „erstickt" zusammen und meidet sie. Jagdwild soll streng genommen nur dann

gegessen werden, wenn es noch mit einigen Lebenszeichen aufgefunden und ihm die Halsadern geöffnet wurden. Dieselben Regeln gelten auch für den Genuß der verschiedenen Geflügel und Fische. Wirbellose Thiere sind ganz verboten, mit Ausnahme des Maygu und der Heuschrecke, welche von den Arabern verzehrt werden. Pferde- und Eselfleisch essen die Perser nicht, doch gilt das Fleisch vom wilden Esel (gur-e-chær) als Leckerbissen. Die Chiwaner und Usbeken essen jedoch auch Pferdefleisch mit besonderer Vorliebe, trotzdem sie ausgezeichnetes Schaffleisch haben. Hochgestellte Gäste und Gesandte werden von ihnen durch Bewirthung mit den verborgenen Theilen des Pferdes*) besonders geehrt.

Bereitung des Fleisches. Alles Fleisch, gleichviel von welcher Thierforte, wird immer frisch geschlachtet**) zubereitet, selbst das Wild wird gleich nach seiner Erlegung genossen. Der sogenannte Wildgeschmack oder Hautgout widersteht dem Perser; daher der häufig zu hörende Vorwurf, daß Europäer stinkendes Fleisch und Frösche äßen. Da nur kleine Thiere, meist Schafe und Lämmer geschlachtet werden, so ist der baldige gänzliche Verbrauch des Fleisches leicht ermöglicht, es bleibt nur selten ein Stück für den nächsten Tag übrig. Nur ausnahmsweise liegt des Nachmittags noch Fleisch in den Bazars feil, weil man da schon fürchtet, daß es

*) Partibus sexualibus. So erzählte mir der als Schriftsteller und Historiograph in Persien berühmte Mirza Rezy Kuli Chan, daß er, von Mehmed Schah als Botschafter nach Chiwa geschickt, vom Chan (Fürst von Chiwa) dadurch ausgezeichnet wurde, daß ihm derselbe mit höchst eigener Hand diese Theile vorlegte, und daß er sich nur mit großer Mühe entschuldigen konnte. Aehnliches berichtete auch der englische Secretär Taylor Thomson.

**) In wenigen Städten besteht, wie in Teheran, eine Schlachtbank (kassábchâre) außerhalb der Stadt; in Ispahan z. B. nicht, doch wirken dort die faulenden Thierreste weniger schädlich, weil sie bei der ausgedehnten Anwendung des Düngers bald auf die Felder geführt werden.

unverkauft bleibe. Deshalb fühlt man auch nicht das Bedürfniß nach Eiskellern oder kühlen Aufbewahrungsplätzen für das Fleisch.

Die Eingeweide, Herz, Leber, Lunge und Gedärme, werden entweder weggeworfen, wo sie dann den zahlreichen Hunden zur Speise dienen, oder fast umsonst an die ärmsten Klassen abgegeben. Die Milz jedoch wird immer den Hunden überlassen.

1) Das Fleisch wird in Wasser abgekocht und mit Küchererbsen versetzt, die Brühe heißt dann næchud ab oder äbegusch; sie wird mit einem Theil des Fleisches servirt, der größte Theil desselben wird jedoch vor dem vollen Garwerden herausgenommen und dem Pillaw einverleibt. Wird die Brühe mit Reis und mit Früchten oder Gemüsen versetzt, so nennt man sie Asch (s. oben).

2) Das Fleisch wird in dünne Scheiben geschnitten, die mit Schichten Fettschwanz vom Tatarenschafe abwechseln, an den Spieß oder Ladstock gesteckt und über Kohlen gedreht, zuweilen auch mit Butter und Citronensaft bestrichen und mit etwas Pfeffer bestreut, bis es gebraten ist. Hierauf wird es in einen dünnen Fladen Brot eingehüllt zu Tisch gebracht. Diese ist die beliebteste und schnellste Fleischbereitung der Perser; der Braten fehlt daher bei keiner guten Mahlzeit. Frisch genossen ist er in der That äußerst schmackhaft und leicht verdaulich; man nennt ihn sich-kæbāb (Spießbraten). Junge Hühner und große Stücke zarten Lammfleisches werden unzerschnitten auf diese Weise zubereitet.

3) Das Fleisch wird mit gleichen Theilen Zwiebeln zu einem feinen Brei gehackt, hierauf auf einem schwertartigen Spieß geformt, über Kohlen gebacken und mit dem Pulver von Rhus coriaria (sumāk) bestreut. Dieses ist die Lieblingsspeise der mittlern Klassen; sie heißt schisch-kæbāb,

ist jedoch wegen der vielen Zwiebeln und wegen der Zermalmung der Fleischfasern schwer verdaulich.

4) Das Fleisch wird zu einem Brei zerhackt und, mit Küchererbsen, Reis und andern Vegetabilien versetzt, in Butter gebraten. Das Gericht heißt kufte, wenn aber in Täfelchen geformt schämi.

5) Das kleingehackte, mit Vegetabilien und Gewürzen versetzte Fleisch wird in die Höhlung von Gurken, Kohl, Auberginen u. s. w. gelegt, oder mit Weinlaub oder Malvenblätter umhüllt und mit etwas Citronen- oder Grüntraubensaft versetzt. Diese bei Türken wie Persern sehr gesuchte Speise heißt dulme.

6) Das Fleisch wird in Stücke geschnitten, mit verschiedenen Vegetabilien, als: Rüben, Kohl, Carotten, Zwiebeln, Pflaumen, Küchererbsen, in Butter geschmort, und gibt dann die beliebten Ragouts (churisch); sie sind sehr fett und werden deshalb mit dem magern Tschillaw zusammen genossen. Die Ragouts von Küchererbsen mit Zwiebeln, gehacktem Fleisch und getrockneten Citronen von Omân in Arabien (keymeh), desgleichen die mit Roob und Kernen von Granaten und Walnüssen (fisindschân) versetzten erfreuen sich einer besondern Beliebtheit.

7) Das Fleisch, besonders von Geflügel, wird in einem zugedeckten Topf 24—36 Stunden anhaltend gekocht, bis es sich ganz zu Brei aufgelöst hat (leh schud). Vor dem Genuß noch reichlich mit einer Butterschicht übergossen, gilt es als besonderer Leckerbissen und heißt hælim, ist jedoch äußerst schwer verdaulich, weshalb es nur im Winter gegessen wird.

Bei jeder der verschiedenen Bereitungsarten des Fleisches ist stets die erste Anforderung, daß es vollkommen gar und weich sei und sich leicht vom Knochen löse, da der Perser nie Messer und Gabel benutzt, auch nie den Knochen abnagt,

sondern die Stücke mit den Fingern losschält. Zur Aufbewahrung geräuchert oder eingesalzen wird das Fleisch nicht, nur in Azerbeidschan bewahren die Einwohner, weil dort während des Winters der Zutrieb von Schlachtvieh sehr erschwert ist, das halbgekochte Fleisch, mit einer dicken Fettlage umgeben, in Fässern auf; solches Fleisch heißt gurmeh.

Alle Speisen müssen nach dem Geschmack des Persers sehr fett sein; gewöhnlich schwimmt eine fingerdicke Schicht Fett, aus frischer Butter (rugan) erzeugt, auf der Oberfläche. Nur arme Klassen behelfen sich mit dem Fettschwanz des Schafes. Olivenöl wird gar nicht genossen.*) In Fett schmort man das Fleisch, die Fische, die Gemüse; mit Fett bereitet man die Eierspeisen und die beliebten Pfannkuchen (kuku, nimruh).

Vielfach in Anwendung sowol als selbständige Speise wie als Zusatz zu andern Gerichten kommen die verschiedenen Milchproducte, namentlich saure Milch (jâûrt, keschk, karagut). Die fette Sahne wird abgedampft und in tellerförmige Kuchen (keymak) geformt, welche bei den Nomaden sehr beliebt sind. Auch die verschiedenen Käsearten (pænir) bilden einen wichtigen Factor der Nahrung; bei unzureichendem Appetit zieht der Perser Käse und Brot jeder andern Speise vor. Ich sah, wie der König in solchem Zustand alle aufgetragenen Gerichte verschmähte und sich lediglich mit Käse und Brot begnügte, in steter Bewunderung ausrufend: „Adscheb pænir est!" (Welch köstlicher Käse!) Hohe Beamte, selbst Minister, wenn

*) Wegen der schlechten Qualität des inländischen, übelriechenden Olivenöls kann der Perser kaum begreifen, daß der Prophet (Mohammed) eine besondere Vorliebe für dasselbe hatte. Angemachter Salat ist deshalb nicht in Gebrauch; man ißt die Blätter der Pflanze roh, oder taucht sie in Oxymel.

sie oft stundenlang in den königlichen Gärten auf Audienz harren, genießen zum Frühstück Käse und Brot mit etwas Grünzeug, von den Dienern im nächsten Bazar gekauft und ins Schnupftuch eingewickelt überbracht.

Eine besondere Rolle in der Ernährung spielen die Säuren und sauern Conserven. Von Jugend auf daran gewöhnt, scheint dem Perser ohne sie keine Verdauung möglich. Er verzehrt von diesen Säuren (turschi) unglaubliche Quantitäten, sowol roh als auf verschiedene Weise gekocht. Dagegen vermeidet er sie in allen Krankheiten der Respirationsorgane, ebenso bei Wechselfiebern, aufs sorgfältigste, er hält sie dann sogar für lebensgefährlich. Es gehören dazu die vielen unreifen Früchte, als: Pflaumen, Aepfel u. s. w., die mit etwas Salz genossen werden, sauere Milch und Butter, Citronen-, Orangen-, Cedros-, Trauben- und Granatäpfelsaft, die sauern Sprossen von Rheum riwas, Oxalsäure, die sauern Roobs von Granatäpfeln und Rheum riwas, unreife Tamarinden von Guzerat (tamer gudschrāt); ferner die Essigconserven (turschi), welche durch den vortrefflichen Weinessig und durch das öftere Wechseln desselben eine besondere Güte erlangen und daher als Ausfuhrartikel sehr gesucht sind. Man verwendet zu denselben allerlei Früchte und Gemüse, vorzüglich Kapern, Bergzwiebeln (musir), Gurken, Auberginen (Solanum melanogena), Trauben, Sprossen von Umbelliferen, so das Gulper (Heracleum sianense), das Dschawschir (Dyploteria cachridifolia), das Bivaze, eine Umbellifere von Kurdistan.*)

*) Dieses Doldengewächs, welches sich häufig im Elwendgebirge, vorzüglich in Kurdistan im Bezirk Saudschbelag findet, ist als Gemüse sehr geschätzt. Die bohnengroßen Samenkörner verbreiten einen sehr angenehmen Duft, ähnlich dem Peruvianbalsam. Leider kam der Same, welchen ich nach Wien an den Botanischen Garten schickte, nicht zur Keimung.

Hierzu sind auch die verschiedenen Scherbets zu rechnen. Unter Scherbet versteht man einen mit Zucker versetzten, zur Sirupconsistenz eingekochten sauern Saft, welcher mit Eiswasser vermischt wird. Er bildet das Lieblingsgetränk der Perser. Man unterscheidet je nach den mannichfaltigen Ingredienzien den Scherbet von Essig oder Oxymel, von Rheum riwas, von Citronen, Granaten, unreifen Trauben, Quitten, Weichselkirschen, unreifen Tamarinden, Berberis u. s. w.

Neben den Säuren werden die Süßigkeiten (schirini) von groß und klein mit Vorliebe genossen; sie sind zu jeder Festlichkeit unerlaßlich, jede Gabe, jedes Geschenk wird von ihnen begleitet. Der Perser bereitet sie mit besonderer Geschicklichkeit, ja die persischen Zuckerbäcker (ḳænnādi) halten sich in ihrem Fach für die ersten Künstler der Welt. Die besten Sorten kommen aus Ispahan und Yezd. Als Ingredienzien verwendet man den raffinirten oder yezder Zucker, zu den mittlern Sorten auch Honig, Melasse und eingedickten Traubensaft. Der Zucker wird mit Reismehl, ranzigem Fett, Stärke, Citronensaft u. s. w. gemischt und in verschiedene Formen gegossen. Dem Europäer munden die Schirini nicht. Die überzuckerten Früchte heißen nuḳl, die Erzeugnisse in Zeltchenform ḳurs. Als vorzüglichstes Schirini gilt das Peschmek; der Zucker wird mit Fett geknetet, und die daraus entstandene elastische Substanz von zwei kräftigen Personen mehrere Stunden lang wie Strähne ausgezogen, bis sie der Flachsfaser ähnlich ist, daher der Name peschmek (Wollfaser). Andere Süßigkeiten, als: das Baghlewa, Mascati u. s. w., sind ebenfalls beliebt und fehlen bei keinem Fest. Selbst der Kandiszucker (næbat) erfreut sich einer besondern Gunst; es werden aus demselben Schüsseln mit stalaktitartigen Säulen ankrystallisirt und als Angebinde überreicht. Ein Stück Kandis fehlt selten in der Tasche des

Persers.*) Als schmackhafteste Süßigkeit gelten die Fladen aus der Gez-manna (Gezengebin), welche mit Mandeln, Pistazien, Cardamomum versetzt, im Ofen gebacken, mit Mehl und Kätzchen von Salix sygostemum bestreut und im ganzen Lande verschickt werden. Wenn Zucker, zur Sirupconsistenz gekocht, mit wohlriechenden Substanzen versetzt wird, sodaß eine zähe, schmierige Masse entsteht, so heißt er hælwā. Man verwendet dazu die Blumenblätter von gelben und rothen Rosen, die Blüten von Aepfeln, Quitten, Jasmin u. s. w., wonach das Hälwa verschiedene Namen empfängt.

Unter rub versteht man dickeingekochte Pflanzensäfte von Granatäpfeln, Rheum riwas u. s. w. Der Honig (assal) ist vom Volk sehr geliebt und wird häufig verwendet; es gelten eigene Vorsichtsmaßregeln für dessen Genuß, da er bei unzeitigem Gebrauch durch seine erhitzenden Eigenschaften schwere Krankheiten erzeugen soll. Auch von giftigem Honig habe ich erzählen hören.

Zu den Bestandtheilen eines guten Mahls gehören auch die verschiedenen in Zucker eingemachten Früchte, in deren Bereitung die Perser Meister sind; sie heißen muræbbā. Für die besten gelten die von Quitten, Aepfeln, Orangen, Cedratschalen, Ingwer, Berberis von Chorassan u. s. w.

Eine wichtige Rolle unter den Nahrungsmitteln des Volks fällt den Früchten (miweh) zu, die wegen ihrer Billigkeit auch dem Aermsten zugänglich sind und oft, nebst etwas Brot und Käse, seine einzige Nahrung ausmachen. In den Sommermonaten hält die arbeitende Klasse mit Feigen (andschir), Maulbeeren (tut), gelben Pflaumen (älu-zerd), Melonen, Trauben ihren ersten Imbiß und verzehrt

*) Der Zucker gilt für „warm" (erhitzend), der Kandis für „kalt" (kühlend), daher die Getränke für Fieberkranke mit letzterm versüßt werden.

davon staunenerregende Quantitäten. Von den verschiedenen Obstsorten wird am geeigneten Ort die Rede sein; hier sei nur noch erwähnt, daß außer im Monat April die verschiedenen Früchte fast nie vom Markt verschwinden.

Nebst den Obstgattungen verspeist der Perser viele rohe Gemüse, vorzüglich Gurken (chiär), Lactuca (kāhu) und Scorzonera (schink); zum Braten und zum Käse: Rettichblätter (turp), Gartenkresse (tertissek), Dracunculus (terchun), Zwiebeln (piaz) und Münze (nænā).

Außer den früher genannten Hülsenfrüchten bilden folgende Gemüse: die Beta (tschugunder), die Daucus carotta (zerdek), die Kürbisse verschiedener Art (kædu), Melanogena (bādindschān), Spinat (isfanātsch), der Kopfkohl (kælæm), die Kohlrübe (kælæme gumri), die Wasserrübe (schelgram), Petersilie (dschaferin), Coriander (geschnis), Dill (schæwit) und die wildwachsenden Rheum riwās (riwās), die Cousiniadistel (kænger), die Trüffel (dumbalān), eine Art Schwämme (ḳārtsch) und andere eßbare Kräuter und Wurzeln, einen wichtigen Theil der Nahrung. Man faßt sie unter den gemeinschaftlichen Namen bāḳulāt und sabri-ālāt zusammen.

Frauen lieben in den Intervallen der Mahlzeiten, sich mit verschiedenen in Salz gerösteten öligen Samen (ādschil) die Zeit zu vertreiben und ihre Zähne zu üben, mit Mandeln, Haselnüssen, wälschen Nüssen, Kernen von Kürbissen, Melonen und Mahalebbirnen (andschudschek), gerösteten Küchererbsen (nechudsche), Hanf- und Weizenkörnern.

Getränke. Für den Bedarf an Wasser (āb, au) ist allerdings in den Städten durch Wasserleitungen, und durch große Cisternen in den verschiedenen Stadttheilen, welche meist frommen Stiftungen ihr Dasein verdanken, gesorgt; allein da die Leitungen schlecht und unbedeckt sind, wird es bald verunreinigt und kaum genießbar. Daher pflegen wohlhabende Familien eigens zum Zweck des Wassertrans-

ports ein Lastthier zu halten, welches in zwei Schläuchen (rāwich) aus Juchtenleder das Trinkwasser aus der außerhalb der Stadtmauern befindlichen Mündung der Leitungskanäle herbeischleppt. Für die minder bemittelten Klassen bestehen Wasserverkäufer (sækkā), welche jedoch dem armen Volk unter dem Vorgeben frischen Wassers, oft fauliges verkaufen. Auf gutes Trinkwasser hält der Perser sehr viel; er schreibt ihm, mehr als der Luft, die bessere Verdauung, den bessern Gesundheitszustand in den Bergen zu, während er die meisten Krankheiten von verdorbenem Wasser herleitet. Bekanntlich ließen sich die alten persischen Könige auf ihren fernen Expeditionen das Wasser des Flusses Zab nachführen, wie in neuester Zeit Said Pascha auf seiner Reise nach Europa Nilwasser mit sich führte; Nassereddin Schah ließ sich mehrere Monate das Trinkwasser von jenseit des Elburzgebirgs holen. Trotzdem versäumt man es, das Wasser in den Leitungen vor Schmuz zu bewahren, denn sie sind zumeist offen und laufen mitten in den Straßen; ja selbst am Ursprung (ser-tscheschme) der Leitungen wird schmuzige Wäsche gewaschen!

Nebst dem Wasser dienen die verschiedenen Sorbets (scherbet) und Emulsionen von sauerer Milch (dugh) häufig als Tischgetränk. Nicht selten werden den Scherbets schleimig aufquellende Samen von Plantago (tuchme scherbet), etwas Rosen- oder Moschusweidenwasser (ærǽke bidmischk) zugesetzt. Nach Beimengung von geriebenen Apfelstückchen oder Stärkesago heißen sie poludeh, ein Getränk, das beim Volk sehr beliebt ist und in den Bazars feilgeboten wird.

Das Eis (jæch) ist dem Perser zu seinen Getränken unentbehrlich; dem ärmsten Stadtbettler fällt es äußerst schwer, ihm zu entsagen; es wird selbst im Winter zu allen Getränken beigemischt. Für seine Anschaffung, Erhaltung und Billigkeit wird viel Sorge getragen. Der Preis wird durch

polizeilichen Tarif festgestellt. Zur Bereitung des Eises bestehen in der Stadt und deren Umgebung Eisgruben (jæch tschāl), parallelogrammartige Vertiefungen von etwa 2—300 Quadratklafter, deren drei Seiten mit einer hohen Lehmmauer eingefriedet sind, während nur die vierte, nach Norden gelegene, offen bleibt, sodaß die Sonnenstrahlen nicht eindringen können. Im Winter füllt man diese Gruben mit Wasser, und sobald sich nachts eine dünne Eiskruste bildet, wird sie immer durch aufgegossenes Wasser frisch berieselt, bis das Eis zur gehörigen Stärke anwächst; es wird dann in Tafeln zerschlagen und im Keller aufbewahrt. Infolge der trockenen Luft erhält es sich den ganzen Sommer und Herbst hindurch, in Ispahan sogar zwei Jahre lang. Ich sah in letzterer Stadt einen Eiskeller, dessen Gewölbe eingestürzt war, und in dem dennoch das Eis, nur mit einer Schichte Stroh und Reisig bedeckt, den ganzen Sommer hindurch nicht aufthaute. Das in der Stadt künstlich bereitete Eis ist unrein, weil die Gruben im Sommer zur Ablagerung von Kehricht und Aas benutzt werden; man reinigt sie zwar im Herbst, doch hindert dies nicht, daß auf dem Grund eine dicke Humuslage zurückbleibt. Das Eis enthält daher organische Substanzen, welche um so schädlicher wirken, da der Perser seine Getränke nicht in Eis abkühlt, sondern Stücke desselben hineinwirft. Viele Fälle von Dysenterie sind gewiß dem Genusse unreinen Eises zuzuschreiben. Weit vorzüglicher ist das Eis, welches jede Nacht frisch von den hohen Schneegebirgen geholt wird, an deren Fuß die meisten größern Städte liegen. Auch Teheran liegt in der Nähe eines solchen Gletschers, dariā jach (Eismeer) genannt. Den Persern ist der beständige Genuß des Eises eine Nothwendigkeit, und ich bemerkte bei ihnen nie, die Reinheit des Eises vorausgesetzt, eine schädliche Wirkung davon. Anders bei den hier lebenden Europäern, welche sich an dasselbe nicht

gewöhnen können, weil es ihnen Gastralgie verursacht. Für sie sind in Eis gekühlte Getränke vorzuziehen; wenigstens dürfen sie nur sehr kleine Quantitäten Eis unter das Getränk mischen, sonst entsteht leicht, besonders wenn der Körper erhitzt ist, eine krampfhafte Zusammenziehung der Speiseröhre. Um das Wasser längere Zeit kühl zu erhalten, setzt man es auch in porösen Thongefäßen aus Kum dem Luftzug aus.

Gewürze (adwijeh) werden in der persischen Küche nicht viel angewendet, hier und da etwas Pfeffer (fulful), Zimmt (dārtschini) und Cardamomum (hil), am meisten Safran (zaaferun), welcher dem Reis und selbst dem Luxusbrot beigemischt wird. Desto häufiger ist der Gebrauch der aromatischen Kräuter, Wurzeln und Samen, wie Majoran (marsendschusch), Quendel (hāschā), Kümmel (zireh), Fenchel, Münze, Zwiebeln und Knoblauch. Der Consum von Knoblauch ist in den Marschländern am Kaspischen Meer erstaunlich groß. Rohe Zwiebeln sind auch bei den bessern Klassen beliebt.

Mahlzeiten hält der Perser nur wenige. Früh morgens nimmt er als ersten Imbiß (tschāscht) ein Täßchen bittern Kaffee oder eine Tasse Thee, zuweilen mit einem Stückchen Zwieback und etwas Käse. Das Volk ißt mit nüchternem Magen Früchte in erstaunlichen Massen. Man hält das Obst in den Morgenstunden am zuträglichsten, während man es nach der Mahlzeit genossen für schädlich erklärt. Gegen 11 Uhr wird das Frühstück (næhār) eingenommen. Die Hauptmahlzeit bildet das Abendbrot (schām), einige Stunden nach Sonnenuntergang. In reichen Häusern pflegt man noch nachmittags als Zwischenmahlzeit Thee und Früchte zu genießen (asrāneh); im allgemeinen aber hält der Perser nur zwei Mahlzeiten, die andern können wegen ihrer geringen Qualität und Quantität kaum als solche gelten. In

den gewerb- und handeltreibenden Klassen wird nur einmal des Tags warm gespeist, sonst begnügt man sich mit früher zubereiteten kalten Speisen (hæzæri).

Die Kücheneinrichtung (äschpæschäneh) ist sehr einfach. Da alle Speisen bei offenem Feuer bereitet werden, kann jedes Zimmer in kurzer Zeit zur Küche umgewandelt, ja eine solche rasch im Felde oder unter dem Zelte improvisirt werden, indem man zwei parallele Dämme aus Lehm aufführt, zwischen ihnen Feuer anzündet und die Töpfe daraufsetzt.

Die Kochgeschirre (æsbāb) sind alle aus Kupfer, werden jedoch immer gut verzinnt, sodaß Fälle von Kupfervergiftung äußerst selten vorkommen, obgleich das Geschirr nach dem Gebrauch nur unvollkommen gereinigt wird und man an den angesetzten Krusten die darin bereiteten Pillaws abzählen kann. Weil man es nach kurzem Gebrauch wieder neu verzinnen läßt, hält man jede gründliche Reinigung für überflüssig. Ueberhaupt darf man nicht Reinlichkeit nach unsern Begriffen erwarten. Der Perser ist zufrieden, wenn nur die Speisen rein auf den Tisch kommen. Bei Gastmählern, wo die Köche sehr beschäftigt sind und die Zahl des geschlachteten Flügelviehes groß ist, geräth wol mitunter irrthümlich ein Huhn unausgeweidet in den Pillaw. Nach der Einnahme Herats wurden die in Teheran residirenden Afghanen zum Kriegsminister geladen. Ein Afghane ergriff zufällig ein unausgeweidetes Huhn, und stellte in naiver Einfalt an den Gastgeber die Frage, ob es in Teheran Sitte sei, das Geflügel auf diese Art zu bereiten.

Das Birun (Männer-) und das Enderun (Frauengemach) haben jedes eine Küche für sich; ersterer steht ein Koch, letzterer eine Sklavin vor. Die schwarzen Köche sollen einen ausgebildetern Geschmack haben, und so einfach die

Küche scheint, sind doch gute Kochkünstler rar und werden mit enormen Preisen bezahlt.

Besondere Speisezimmer gibt es in persischen Häusern nicht; ebenso wenig bindet man sich an eine bestimmte Speisestunde, sondern wo es dem Herrn beliebt und wann Geschäfte und Appetit es zulassen, befiehlt er die Tafel herzurichten. Alsbald entsteht ein Hin- und Herrennen unter den Dienern; jeder beeifert sich, seiner Verpflichtung nachzukommen. Der eine breitet ein ledernes, nach außen mit blumigem Kattun überzogenes Tuch über den Teppich, welches nie gewaschen wird, übrigens weder Fett noch Flüssigkeiten durchläßt. Andere tragen auf großen, runden, kupfernen oder auch silbernen Plateaux (madschme), die mit einem kleinen Shawltuch bedeckt werden, um die Speisen während des Anrichtens und Uebertragens warm zu erhalten, die verschiedenen Speisen und Getränke herbei. Flache und tiefe Schüsseln mit Reis, Suppen, Ragouts, Braten, Scherbets, sauerer Milch-Emulsion, sauern und süßen Conserven, Grünzeug und Früchten werden reihenweise auf dem Tischtuch aufgestellt. Die Gefäße, oft von enormer Größe, sind meist aus echt chinesischem Porzellan, wofür der Perser eine besondere Vorliebe besitzt und sehr hohe Preise zahlt. Der Reis wird auf flachen Schüsseln servirt, die er in kühn aufsteigender Pyramide überragt; die Ragouts sind mit einer fingerdicken Fettschicht bedeckt; die Scherbets kommen in tiefen Schüsseln, deren jeder ein feingeschnitzter hölzerner Löffel mit langem, durchbrochenen, künstlich geformten Griff beigefügt ist. Diese Löffel werden in den Bergdistricten Nätäns und Abadeh mit besonderer Kunst und vielem Geschmack gefertigt. Messer und Gabeln, desgleichen Trinkgläser fehlen ganz und sind allerdings überflüssig, wo man die Hand für ausreichend erachtet. Sämmtliche Speisen werden auf einmal aufgetragen, daher sie, weil das Anrichten wenigstens eine halbe

Stunde in Anspruch nimmt, fast kühl genossen werden. So liebt sie aber der Perser; heiß (dägh) will er nur den Thee und Kaffee.

Sind die Vorbereitungen geendet, so gibt der Hausherr das Zeichen zum Niedersitzen mit dem Ausruf „Bismillâh!" (Im Namen Gottes!) Die Anwesenden kauern mit unterschlagenen Beinen hin und machen sich an die Arbeit. Natürlich halten die Frauen separirt im Enderun ihr Mahl. Dem angenommenen Gebrauch der Gastfreundschaft gemäß ist die Tafel frei; jeder nimmt ohne Umstände daran theil; jemand abzuweisen, gilt für unerhört, höchstens daß die Diener unliebsame Personen vom Tische fernzuhalten suchen. Daher finden sich eine Masse Clienten, Derwische u. s. w. ein, die lediglich des Mahls wegen erscheinen; man nennt diese Art Schmarozer chuschkebend, d. i. die fest anbinden und nicht loslassen. Kommt zufällig auch ein Europäer bei Beginn des Mahls, so geräth der Perser in Verlegenheit, denn ihn abzuweisen verbietet der Anstand, ihn zuzulassen hat insofern seine Schwierigkeit, weil die von einem Ungläubigen berührten Speisen für unrein gelten. Trotzdem ergeht auch an ihn die Einladung zum Niedersitzen. Der Erfahrene lehnt sie ab, indem er sich damit entschuldigt, daß er bereits sein Mahl genommen habe. Wer sich aber mit niedersetzt, den weiß der kluge Perser so zu bedienen, daß er unter dem Anschein besonderer Aufmerksamkeit ganz isolirt seine Speisen empfängt. Der Hausherr bestimmt nämlich besonders gute Schüsseln und Getränke für ihn, greift in die Ragouts und legt ihm mit eigener Hand eine reichliche Portion vor. Bald sieht sich der Europäer von Speisen ganz umringt, welche die andern Anwesenden nicht berühren unter dem Vorwand, sie seien ihm speciell vom Wirth verehrt worden. Der mit persischer Sitte Unbekannte fühlt sich dadurch wirklich geschmeichelt, während man doch nur auf diese Weise dem Dilemma

auswich und nach Tisch über die Einfalt des sich geehrt Dünkenden seine Glossen macht.

Die übrigen Tischgenossen langen ein jeder nach dem, was ihm gerade gut dünkt. Man greift mit den Fingerspitzen der rechten Hand (die linke bleibt, als minder rein, weil mit ihr die geheimen Theile gewaschen werden, müßig nach rückwärts gelehnt) in die Schüssel, holt sich etwas Ragout und macht aus diesem und etwas Reis eine Kugel, die man in den Mund schiebt. Jeder unterminirt von seiner Seite die Reispyramide, bis sie endlich zusammensinkt. Während des Essens herrscht vollkommene Stille, alle sind nur von dem augenblicklichen Bedürfniß in Anspruch genommen; denn die Eßzeit ist kurz zugemessen, sie dauert höchstens 15 Minuten. Da es keine Servietten gibt, wischt man zeitweilig die fettigen Hände an dem vor jedem Gast liegenden Brotfladen ab. Gegen Ende des Mahls schöpft man einen oder zwei Löffel Scherbet aus der gemeinschaftlichen Schüssel; während des Essens wird nicht getrunken. Ist der Hausherr gesättigt, so späht er umher, ob etwa die andern noch bei Appetit seien; dann nimmt er kleine Bissen (lukme), was als Zeichen gilt, daß man sich mit dem Essen zu beeilen habe. Endlich sinken alle Arme; der Herr ruft: „Al hamdu lilah", d. i. Gott Lob, und winkt den Dienern, das Waschbecken (äftäbeh legen) hereinzubringen. Alle bleiben unterdessen, die rechte Hand eingezogen, unbeweglich sitzen, bis die Reihe des Wassers an sie kommt. Nach dem Range der Gäste werden auch die Angesehenen früher bedient. Man holt ein Schnupftuch aus der Tasche und wischt sich die Hand ab, worauf die Diener abtragen und auf Befehl die unerlaßlichen Narghiles anbieten. Die Reste des Mahls sammt den Brotservietten werden gierig von den Dienern verzehrt. Es ist in allen guten Häusern Sitte, eine solche

Menge Speisen zu bereiten, daß nicht allein die Tischgäste und ihre zahlreiche Dienerschaft hinlänglich gesättigt werden, sondern auch noch Reste für Bettler und Abfälle für die Bazarhunde übrigbleiben.

Da alle Speisen auf einmal hingesetzt werden, so haben in der Regel während des Mahls die Aufwärter keine Pflicht der Bedienung; nur bei großen Gastereien bleibt in der Mitte des aufgedeckten Tuches ein freier Raum, welchen zwei Diener durchschreiten, um rasch die gewünschten Schüsseln zu reichen. Das Praktische dieses Arrangements läßt sich schon geometrisch beweisen, da bekanntlich der Durchmesser zur Peripherie sich verhält wie 1 : 3,14, also eine bedeutende Zeitersparniß dadurch erzielt wird.

Nichts erscheint dem Perser trauriger, als allein sein Mahl zu nehmen; er, und besonders die Frauen, selbst der niedern Stände, lieben es daher sehr, von Zeit zu Zeit Einladungen (mehmāni) zu Gastmählern ergehen zu lassen. Man hat dafür gewisse Tage und gewisse Gebräuche. Kommt z. B. ein Gast am Mittwoch, so steigt die Frau bei seinem Anblick aufs Dach, wirft einige Töpfe herunter, und ruft wiederholt in Ekstase: „Ein Gast ist gekommen, ein Gast, was soll ich ihm zu essen, was zu trinken geben?" Wegen der Masse der vorzusetzenden Speisen verursachen die Gastereien sehr bedeutende Kosten; denn je mehr man einen Gast ehrt, eine desto größere Menge von Speisen muß auf dem Teppich erscheinen, sodaß oft wenigen Personen eine für hundert Personen hinreichende Quantität vorgesetzt wird. Die Gäste erscheinen gewöhnlich mit zahlreicher Dienerschaft, die sammt den Pferden ebenfalls gespeist und bewirthet werden muß. Bei solchen Gelegenheiten wird Reis in großen Kesseln gekocht und eine Unzahl Schafe, Lämmer und Hühner geschlachtet. Da es Sitte ist, daß die Geladenen schon mehrere Stunden vor dem Mahle sich einfinden, reicht man in

der Zwischenzeit abwechselnd Thee, Kaffee, Süßigkeiten und Sichkäbab, alles in Ueberfluß. Eine solche Fête nimmt fast die Dauer eines vollen Tags in Anspruch.

Die Einladungen zu Trinkgelagen erfolgen nur im geheimen und unter vertrauten Genossen; sie finden ausschließlich im Enderun statt, wo nur eine kleine Anzahl bewährter Diener als Zeugen zugelassen wird. Die Gäste pflegen dabei dem Weine so lange zuzusprechen, bis sie bewußtlos hinsinken. Tänzerinnen und Spielleute müssen durch ihre obscönen Bewegungen und Gesänge die Anwesenden ergötzen; und noch andere Scenen spielen in der Trunkenheit, die zu beschreiben ich mich nicht berufen fühle. Häufig wird auch zu Karten und Würfeln gegriffen, und bedeutende Summen werden aufs Spiel gesetzt.

Unter der Regierung des Mehmed Schah ergingen häufig Einladungen an die europäischen Repräsentanten von seiten des Königs. Unter der jetzigen geschah es nur ein einziges mal, zur Feier der Ernennung des Kronprinzen Kasim Chan. Auf Tischen, nach europäischer Art gedeckt, ward eine Fülle von Speisen servirt, auch köstliche Scherbets und Buttermilch, nur der Wein fehlte. Nach der Tafel wurden vor den Gästen einige Farcen aufgeführt, welche die Zweideutigkeit der von den Mulas gegebenen Gesetzinterpretationen satirisch geiselten, zuletzt aber obscöne Situationen zur Darstellung brachten, welche europäischem Geschmack nicht behagen können.

Ich selbst hatte die Ehre, bei diesem Mahle unter den Prinzen und Staatsbeamten zu sitzen. Der Haushofmeister bediente mich mit Bergen von Speisen, und trug mir mit voller Hand immer neue Quantitäten zu. Als die Tafel aufgehoben wurde, bemerkte ich ihm, auf die Menge der Speisen, die ich übrigließ, deutend: „Heute dürften die

Hunde nicht hungerig bleiben." Die von Europäern liegen gelassenen Reste werden nämlich von den Dienern verschmäht und den Hunden überlassen.

Die Lebensweise des Schah ist folgende: Früh gegen 8 Uhr verläßt er den Harem und nimmt eine Schale Thee mit etwas Zwieback, welche ihm vom Oberkaffeemeister (ḳahwetschi bäschi) gereicht wird. Zwischen 9 und halb 12 Uhr, je nach Appetit und Laune, ertönt sein Ruf: „Næhär biär!" (Bringt das Frühstück!), und hierauf die stereotype Antwort: „Beli ḳurban schæwæm!" (Ja, ich will dein Opfer sein!) Der Kämmerer, an den der Befehl gerichtet ist, ertheilt ihn dem Oberwasser-, dieser dem Oberteppichmeister, dieser endlich einem acht- bis neunjährigen Pagen; nicht selten vergißt das Kind die Commission, bis der König ungeduldig den Befehl wiederholt und nun endlich bedient wird. Der Küche stehen der Oberkoch (tæbbäch bachi) und der Oberhofmeister, „das Auge des Reichs", vor. Etwa funfzehn Diener tragen auf dem Kopfe, unter Vortritt des „Auge des Reichs", die großen silbernen, mit Shawltüchern umwundenen Plateaux herbei. Wären die Speisen nicht schon fett genug, diese Shawls könnten ihnen von ihrem Fett etwas abgeben. Zugedeckt sind die Schüsseln von chinesischem Porzellan mit konischen, aus Gold fein emaillirten und mit kostbaren Edelsteinen besetzten Stürzen, die eine besondere kostbare Zierde bilden.

Auch der König hat kein bestimmtes Speisezimmer, sondern läßt in dem anrichten, wo ihn gerade der Appetit überrascht. Hier wird das mit Kattun überzogene Ledertuch entfaltet; die Plateaux werden nur bis zur Schwelle von den Hofdienern, von da durch Kämmerlinge aufgetragen. Statt der Serviette soll dem König jeden Tag ein neues, ungesäumtes weißes Kattuntuch hingelegt werden; dies wird aber aus Fahrlässigkeit fast jeden zweiten Tag vergessen, so-

daß der König selbst erst daran erinnern muß, und ist dann der Schlüssel zum Magazin nicht zu finden, so zieht ein Kämmerling sein weißes Schnupftuch aus der Tasche, es als Serviette überreichend.

Mit der Masse der Speisen, welche dem König täglich vorgesetzt werden, könnten an hundert Personen sich sättigen; doch speist er nach der jetzt bestehenden Sitte ganz allein. In einiger Entfernung stehen die Leibärzte. Ein Höfling liest Erzählungen aus der Chronik oder die Rechnungen über die Staatseinnahmen und Ausgaben vor, die dann der König nach dem Frühstück mit seinem sahihh est (vidi, eigentlich: richtig) unterzeichnet. Er greift nach der Landessitte ebenfalls mit den Fingern in den Tschillaw und weiß, ohne hinzusehen, durch das Gefühl, den guten vom schlechten zu unterscheiden; daher ich ihn oft sagen hörte, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen essen könne, da doch der Geschmack bei den Fingern anfange.

Hat der Schah auch gar keinen Appetit, so hebt er doch, von Zeit zu Zeit ganz kleine Bissen in den Mund schiebend, die Tafel nicht vor einer halben Stunde auf, denn die persische Etikette fordert, daß der Schah immer bei Appetit sei. Endlich langt er nach den süßen Conserven, Früchten und Käse, welche das Mahl beschließen. Einmal wurde ihm ein Roob von Granatäpfeln in einem Krystallglase servirt. Er nahm ein Stück davon, und als er die Finger ableckte, blieb ihm ein Glassplitter im Gaumen stecken. Böse Absicht vermuthend, befahl er, sofort den Scherbetmeister zu tödten; doch gelang es unserer gemeinschaftlichen Fürsprache, den armen Teufel zu retten, der mit einer Tracht Prügel auf die Fußsohlen davonkam.

Der König trinkt nur Eiswasser oder in Eis gekühlte saure Milch und Scherbets; letztere werden ihm auf chinesischen Schüsseln, das Wasser wird in emaillirten Goldvasen

(tung) oder in Thonkrügen servirt. Nach der Mahlzeit reicht ihm ein Kammerdiener ein goldenes Waschbecken zum Reinigen der Hand und Ausspülen des Mundes, ein anderer präsentirt das Narghile und ein Täßchen Mokka. Nachmittags (asräne) werden ihm Früchte, Eis, Melonen, frische Gurken, Lactuca u. s. w., was eben Neues auf den Markt kommt oder aus den Provinzen eingeschickt wird, vorgesetzt. Abends speist er in seinem Enderun. Daß stets eine so große Masse von Speisen die königliche Tafel bedecken muß, hat mehrfache Gründe. Erstens verlangt es so der orientalische Pomp; sodann bildet das Uebrigbleibende die Mahlzeit für sämmtliche Hofleute; drittens aber dient es zum Schutz der persönlichen Sicherheit des Schah, denn da er nach jeder der vielen Schüsseln greifen kann, so ist eine Vergiftung durch schädliche Zuthaten kaum ausführbar, zumal auch hundert andere von den aufgetragenen Speisen genießen. Trotzdem erhält der König täglich von seiner Mutter ein versiegeltes, vom ersten Eunuchen begleitetes Plateau mit Speisen und Getränken. Das Siegel wird vor dem Oeffnen sorgsam untersucht und verificirt.

Bisweilen wird der König von einem Minister oder andern hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen. Da ein solches Gastmahl mit Hinzurechnung der unerläßlichen Geschenke an Shawls und Geld wenigstens 2000 Dukaten kostet, so veranstaltet man es nur in der Absicht, entweder sich in Gunst zu erhalten oder ein neues einträgliches Amt zu erkaufen, sich und seiner Familie eine reiche Geldquelle zu eröffnen. Die Anzahl der vollen Schüsseln, womit bei diesen Gelegenheiten der Boden eines großen Saals buchstäblich von einem Ende zum andern bedeckt wird, ist enorm und zur Sättigung von wenigstens fünfhundert Personen hinreichend. Der König genießt jedoch nur von Speisen, welche er sich aus seiner eigenen Küche hinbringen läßt; die

fremden berührt er nicht, sie fallen nach der Mahlzeit (der König sitzt an dieser reichbesetzten Tafel allein) den Kammerherren und dem Troß der Dienerschaft und Begleitung zu.

Schon in frühern Zeiten, unter der Mogulendynastie, wurden Verordnungen über Volksverpflegung in den Städten, über Beaufsichtigung der Nahrungsmittel, Früchte, Gasthäuser und Kneipen, der Bäcker, Fleischhauer u. s. w. erlassen und anfangs mit Strenge durchgeführt. Allein deren Handhabung wurde immer bald wieder vernachlässigt, sodaß was von oben für die Volksverpflegung geschieht, mehr zur Ausbeutung des Volks als zum Nutzen und Frommen desselben dient.

Bei dem Mangel an Communicationswegen, welcher bewirkt, daß oft eine ganze Stadt nur von einem einzigen Bezirk aus versorgt werden kann, tritt in minder gesegneten Jahren leicht Hungersnoth ein, wenn dieser Bezirk sich in den Händen eines die Zufuhr hindernden Aufkäufers (murtakeb) befindet. Zwar wird alle vierzehn Tage ein Tarif der Nahrungsmittelpreise (taasir-e-idschnas) ausgegeben; was hilft aber der Tarif, sobald es an Vorrath fehlt, der Preis also ein imaginärer ist? In guten Jahren sind dagegen die Nahrungsmittel in solchem Ueberfluß vorhanden, daß sie unmäßig verbraucht werden; dann verschleudert man sie, ohne an die Zukunft zu denken.

Oeffentliche Gast-, Kaffee- und Weinhäuser gibt es in den persischen Städten nicht. Nebstdem aber, daß, wie schon erwähnt, die Eingeweide des Schlachtviehs von der wohlhabenden Klasse der ärmern fast umsonst überlassen werden, ist auch durch die Auskocher in den Bazaren für billige Beköstigung des Volks gesorgt. Diese verkaufen die beim Volk so beliebten abgekochten Schafsfüße und Köpfe (kele pātsche), Leber, Lungen und Därme (beriāne) um einen sehr niedri-

gen Preis. Trotzdem daß ihre Auslagen unendlich gering sind und ihnen Pferdemist als Brennmaterial dient, gewinnen sie an der Speisung von etwa 3—400 Personen doch nur so viel, daß sie selbst dabei sich sättigen können. Zum Frühstück werden Linsen, in großen Kesseln gekocht, und rothe und gelbe Rüben, in heißer Badeasche gebacken, für sehr geringen Preis verkauft.

Eine andere sehr billige Kochweise ist besonders unter den Soldaten, aber auch bei manchen armen Familien in Gebrauch. Es werden nämlich kleine Krüge mit Gemüse, Erbsen, etwas Fleisch und Wasser gefüllt, gut zugedeckt, dann in Reihen aufgestellt und mit Pferdemist umgeben, den man anzündet. Durch das langsame und stete Feuer kochen die Substanzen vollkommen gar. Man nennt dieses Product Jächni; es bildet sammt etwas Brot die Hauptnahrung vieler Familien, besonders von türkischer Abkunft. Diese Kochweisen, der geringe Profit, womit die Auskocher sich begnügen, der Umstand, daß alles nach dem Gewicht und nicht nach Augenmaß und Willkür verkauft wird, alles das begünstigt sehr die Billigkeit der öffentlichen Beköstigung. In guten und ergiebigen Jahren ist daher niemand um seinen Unterhalt im mindesten bekümmert. Früchte und andere Lebensmittel sind erstaunlich billig, die Großen lassen so viel kochen, daß jeder ohne große Mühe Reste genug findet, um sich zu sättigen; selbst den Hunden wird hinlänglicher Fraß in die Winkel geworfen. Doch in Jahren der Theuerung stirbt viel Volk an Hunger; die Aufkäufer schließen ihre Magazine oder verkaufen nur zu sehr hohen Preisen, selbst der König benutzt die Gelegenheit zum Gewinn. Da bricht endlich an mehrern Punkten Meuterei aus, hungernde Weiber werfen sich mit ihren abgemagerten Kindern vor das Pferd des Schah und stoßen Verwünschungen aus. Der

Schah beginnt für sich zu fürchten; es fallen einige Köpfe als Sühnopfer; man öffnet die Speicher. Allein schon im nächsten Jahre der Fülle ist wieder alles vergessen, denn jeder lebt nur für den Tag und denkt nicht an das Morgen.

IV.

Kleidung, Schmuck und Waffen.

Syſtem der Bekleidung in Bezug auf die Geſundheit. Die Kopfbedeckung. Das Hemd. Das Taſchentuch. Das Wams. Der Rock. Der Gürtel. Der Leibrock. Der Ueberwurf. Die Beinkleider. Fußbekleidung. Handſchuhe. Hoftracht der Magiſtratsperſonen. Hauskleidung des Schah. Allgemeine Regeln für die Bekleidung. Pelze. Der Shawlſtoff. Kleidung verſchiedener Stämme. Schmuckſachen (Uhr, Roſenkranz, Petſchafte, Ringe, Edelſteine und Perlen). Waffen. Kleidung und Schmuck der Frauen.

Der Perſer beobachtet das Entgegengeſetzte der in Europa geltenden Geſundheitsregel „Halte den Kopf kalt, die Füße warm, den Bauch mäßig erwärmt"; denn er hält den Kopf ſehr warm, die Füße kalt, den Rücken warm, Bruſt und Bauch faſt kühl. So viele Argumente der Erfahrung und der Theorie, namentlich den größern oder geringern Blutzufluß zu den verſchiedenen Körpertheilen, die Europäer auch für die Zweckmäßigkeit ihrer Regel haben mögen, ſie wird doch dadurch widerlegt, daß ganze Völkerſchaften dem umgekehrten Syſtem huldigen und trotzdem einer guten Geſundheit und einer langen Lebensdauer ſich erfreuen. Es iſt klar, daß wenn ein Körpertheil von früher Jugend an kalt oder warm gehalten wird, er das Entgegengeſetzte nicht ungeſtraft verträgt. So z. B. zieht ſich der

Orientale durch Entblößung seines Kopfs bei nur mäßiger Transspiration leicht einen Katarrh der Luftwege, besonders schwere Augenentzündungen zu, während er ohne Nachtheil mit nackten Füßen auf dem kalten Ziegelboden oder im Schnee einhergehen kann. Er zieht nachts die Decke über seinen in eine dicke Nachtmütze gehüllten Kopf, streckt hingegen die Füße entblößt aus dem Bett heraus. Während er selbst im Sommer eine dichte Pelzmütze bis tief über die Ohren zieht, bekleidet er seine Füße auch im Winter nur mit leichten, nicht über die Knöchel reichenden Strümpfen und weit ausgeschnittenen Pantoffeln. Als der Sultan Muhamed, Vater des jetztregierenden Sultans der Türkei, seine Soldaten der Uniformirung halber zwang, den Turban mit dem Fes zu vertauschen, erkrankten viele an Augenentzündung, die oft mit völliger Blindheit endigte.

Obwol im allgemeinen die Kleidermoden der Orientalen sehr geringem Wechsel unterworfen sind und fast als stereotyp gelten können, bleiben sie doch nicht ganz von Veränderungen in Schnitt und Farbe verschont; besonders in den letzten zwei Decennien übte die häufigere Berührung mit Europäern ihren Einfluß darauf aus. Eine Sucht nach Uniformirung macht sich seitdem nicht nur beim Militär, sondern auch bei Civilpersonen bemerkbar, und so fand mancher europäische Schnitt unter dem Namen rächte nizāmi (Dienstuniform) in Persien Eingang. Ebenso wechselte die Qualität und Gattung der Stoffe; viele im Inland erzeugten konnten nicht mehr mit den importirten in Schönheit und Preis concurriren, sie wurden daher schlechter oder verschwanden gänzlich vom Markte.

Der Perser hält viel auf schöne Kleider; er trägt sich gern elegant und rein, auch im vorgerückten Lebensalter; selbst in den dienenden und untern Klassen findet man, die Kleidung mancher Derwische ausgenommen, selten jene

Vernachläſſigung, wie ſie in andern muſelmaniſchen Ländern heimiſch iſt. Demgemäß dreht ſich auch die Converſation der jungen Leute meiſt um Kleidung und Pferde, für welche beide Artikel die bedeutendſten Summen verausgabt werden.

Für den wichtigſten Theil der Kleidung gilt die Kopfbedeckung, indem ſich durch ſie ganze Stämme, die Bewohner verſchiedener Städte ſowie einzelner Stände voneinander unterſcheiden. In früherer Zeit war der Turban (amämeh, dilbænd) die allgemeine Tracht; ſeine Faltung, Größe, Form, Farbe, der überragende oder eingeſchlagene Zipfel machte die Bewohner der verſchiedenen Länder und Bezirke kenntlich. Jetzt tragen ihn nur noch einige Volksſtämme, die Kurden, Afghanen, Beludſchen, und von gewiſſen Ständen, den Seiiden, Prieſtern, Schullehrern, Aerzten, Droguiſten u. ſ. w., ward er als Abzeichen beibehalten. Statt ſeiner iſt ſeit der Herrſchaft der Kadſcharen die ſpitze, ſchwarze tatariſche Lammfellmütze (kulläh) üblich geworden. Sie beſteht aus einem etwa 15 Zoll hohen, geſtutzten Hohlkegel, deſſen oberes Ende eingeſtülpt wird; die eingeſtülpte Seite wird nach vorn oder etwas ſeitlich getragen. Von innen wird ſie durch eine Papierſchablone ſteif erhalten und mit blumigem rothen Kattun gefüttert. Die Mützen der Reichen und Vornehmen ſind aus feinſten Buchara-Lammfellen, und zwar aus den auserleſenen Streifen des Rückens, welche nur Fingerbreite haben, künſtlich zuſammengeſetzt, und koſten in erſter Qualität zwiſchen 10—14 Dukaten; für weniger Bemittelte fertigt man deren aus den ſchönen Fellen der einheimiſchen Lämmer, beſonders von Schiraz und Kum, zum Preiſe von 2—5 Dukaten. Unter der Kullah wird ein Schweißkäppchen (arækṭschin) getragen, welches die Frauen, namentlich in Jspahan, ſehr kunſtreich mit verſchiedenen Muſtern auszunähen verſtehen. Man kann ſich für ein Reitervolk, das doch die Perſer ſind, keine unbequemere

Kopfbedeckung denken, wie diese hohe Lammfellmütze, welche durch jeden Windstoß vom Kopf getrieben, vom Regen weich wird und einknickt; allein sie ist Mode und erscheint darum anständig und schön, ja es gilt für eine eigene Kunst, in der nur wenige Meister sind, die Kullah elegant zu tragen. Den europäischen runden Hut findet der Perser schon deshalb lächerlich, weil er dem Topf, worin er seinen Tschillaw bereitet, ähnlich sieht. Da der Kullah sich schnell abnutzt und daher drei- bis viermal des Jahrs neu angeschafft werden muß, gehen beträchtliche Summen für den Ankauf von Bucharafellen ins Ausland. Dies bestimmte den gegenwärtigen König mehrmals zu dem Befehl, daß die Längenachse der Kullahs verringert und nur inländische Felle dazu verwendet werden sollten; in der officiellen Zeitung erschienen Verordnungen darüber, und Polizeileute wurden aufgestellt, welche an den Kullahs der Vorübergehenden das überschreitende Längenmaß unbarmherzig abschnitten. Allein bald mußte der Schah der gebieterischen Macht der Mode wieder nachgeben; ein wohlorganisirter Widerstand von seiten des Großveziers und der Staatssecretäre vereitelte seine Befehle, die als Beschränkung der persönlichen Freiheit angesehen wurden; man wollte sich lieber Confiscationen gefallen lassen, und so gelang es dem Selbstherrscher nicht, den Unterthanen nach seinem Willen den Kopf zurechtzusetzen. Erst in der neuesten Zeit, als mehrere Expeditionen gegen Turkomanen, Afghanen und Engländer unternommen wurden, ward die kurze Kullah (kullāh nizāmi) wenigstens als Norm für das Militär vorgeschrieben. Einen Gast barköpfig oder in der Hausmütze zu empfangen, gilt durchaus für unanständig; daher ist das erste, was der Perser bei Anmeldung von Gästen thut, daß er die Kullah aufsetzt und in die gehörige Positur bringt. Ich war bereits sieben Jahre im Lande, als der Schah mich eines Tags mehrere

Stunden im Vorzimmer warten ließ. Müde und gelangweilt ſchlief ich auf dem Teppich ein. Dies wurde dem König hinterbracht; er näherte ſich leiſe und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Hekim berchiz!“ (Stehe auf!) Halb ſchlafend raffte ich mich auf, ſtotterte einige Worte der Entſchuldigung und nahm zum Gruße auf europäiſche Weiſe die Kullah ab. Allgemeines Gelächter des ganzen Hofes ſtrafte mich für dieſen groben Verſtoß gegen die Sitte des Landes.

Die Kullah muß ſo getragen werden, daß ſie den größten Theil der Ohrmuſchel verbirgt: ein Gebrauch, welcher zur Zeit als das Ohrenabſchneiden ſehr im Schwunge war, aufgekommen ſein mag. Man erinnere ſich nur an die Geſchichte des Pſeudo-Smerdis und die Kunſtgriffe, die dazu gehörten, um den Abgang der Ohrmuſcheln zu conſtatiren. Dadurch daß die Muſcheln von früheſter Jugend auf an die Schläfe gedrückt ſind, werden ſie flach und anliegend, doch konnte ich nicht bemerken, daß dies den Gehörſinn im mindeſten beeinträchtige. Für den in Perſien bedienſteten Europäer iſt es nicht ſtricte nothwendig — wie in der Türkei den Fes — die Kullah aufzuſetzen, obwol der Schah es gern ſieht; im Gegentheil verſchafft eine europäiſche Kopfbedeckung in den Augen des Volks mehr Anſehen; man wird als Frengi (Franzoſe) oder ſogar als Inglis (Engländer) reſpectirt. Allerdings muß bei der Intenſivität der Sonnenſtrahlen der Kopf durch eine dichte Bedeckung gegen Sonnenſtich geſchützt ſein, wozu eine gewöhnliche eng anliegende Tuchmütze oder ein dünner Filzhut nicht ausreicht; allein man kann dieſen Schutz durch einen Filz- oder Strohhut, welcher, wie es die hindoſtaniſchen Engländer machen, mit mehrern Lagen Batiſt oder Muſſelin überzogen iſt, am beſten erreichen. Ueberdies ſchützt die Kullah keineswegs die Augen gegen die Sonnenſtrahlen; auf Reiſen bindet man deswegen einen beweglichen Lederſchirm (aftâbgerdun) um

die Kullah, der nach der verschiedenen Richtung der einfallenden Strahlen gewendet wird. Europäer, welche sich ohne gehörige Kopfbedeckung auf Reisen begeben, setzen sich nicht nur der Gefahr des Sonnenstichs und Augenentzündungen aus, sondern sie leiden auch an der Unannehmlichkeit, daß sich die Gesichtshaut besonders der Nase entzündet, schmerzhaft wird und sich abschält. Um auf Reisen zur Winterszeit die Augen gegen den blendenden Reflex der Schneeflächen zu schützen, bedient man sich auch mit Drahtgittern versehener Brillen. Alle Schullehrer und Priester verschmähen die weltliche Kullah, sie tragen einen mächtigen Turban aus weißem, die Prophetenabkömmlinge aus blauem Musselin, die reichern binden einen Kaschmirshawl von entsprechender Farbe um den Kopf. Die Kurden umhüllen den Fes mit einem seidenen, roth- und gelbgestreiften Tuch, die Afghanen und Beludschen mit einem tiefblauen, gestreiften Kattunstoff. Die Bürger von Ispahan tragen eine Art phrygischer Mütze aus Perskattun, die Nomaden eine ähnliche aus dickem Filz, die Juden aus grauem Tuch mit Lammfell verbrämt, die Derwische aus rothem Tuch mit schwarzeingestickten Koransprüchen.

Der Hals wird immer frei getragen, und da dies von frühester Jugend an geschieht, so kommen Halsentzündungen, Bräune und dergleichen Leiden höchst selten vor. Ein ähnliches Verhalten wäre auch für europäische Kinder sehr zu empfehlen. Nur die Türken wickeln ein dünnes, schwarzseidenes Tuch strickartig um den nackten Hals. Leider beginnt auch in Persien der Gebrauch von Halstüchern Mode zu werden, und er wird sicher auch die genannten Uebel nach sich ziehen.

Das Hemd (pirähen) besteht aus einer Art von dünnem Kammertuch (tschilwari); es ist an der Seite gegen rechts geschlitzt, wo es mittels eines Knopfes zusammengehalten

wird, um den Hals kreisförmig ausgeschweift, am Schlitz und an der Ausschweifung mit schwarzen Bändchen eingefaßt, und reicht vom Schlüsselbein bis an den Nabel. Der wohlhabendere Perser besitzt zwei solcher Hemden, welche abwechselnd gewaschen und erneuert werden; der Reiche läßt seine Hemden nicht waschen, sondern vertheilt die einmal getragenen an die Diener und schafft wieder neue an; der Proletarier behilft sich mit einem Hemd, das er nach Umständen im nächsten Bache oder in der Wasserleitung wäscht; bei hellem Sonnenschein trocknet es in einer Viertelstunde. Die Hemden der arbeitenden Klassen sind von demselben Schnitt, aber indigoblau gefärbt und aus einem gröbern Baumwollstoff, den man Kerbas nennt. Am Kaspischen Meer werden Hemden aus Rohseide getragen. In neuester Zeit wurde bei Hofe auch die Mode der gefalteten und geplätteten europäischen Hemden (pirâhen nizâmi) eingeführt.

Das zweite Stück der Wäsche, das Taschentuch (desmâl), spielt beim Perser eine bedeutende Rolle. Er braucht es selten als Schnupftuch, denn erstens ist die Secretion der Nase bei ihm auffallend gering*), und zweitens leistet dem gemeinen Perser die Hand diese Dienste, sondern hauptsächlich, um die verschiedensten Gegenstände: Acten, Briefe, Fleisch, Gemüse, Grünzeug u. s. w. darin einzuschlagen, und sodann zum Abtrocknen der Körpertheile nach der gesetzlichen Ablution. Den Europäer mag es oft ekeln, wenn ihm gekochte

*) Man sieht höchst selten einen anständigen Perser sich schnauben, niemals in Gegenwart eines Großen. Merkwürdig ist eine hierauf bezügliche Stelle in Xenophon Cyrop., VIII, 8: „Es gab bei ihnen ein Gesetz, welches zu speien und sich zu schnauben verbot. Offenbar beabsichtigte der Gesetzgeber damit nicht, daß die Flüssigkeit im Körper zurückbleiben, sondern daß sie als Schweiß der Arbeit entfernt werden sollte. Die Nachkommen behielten die Gewohnheit, nicht zu speien und sich nicht zu schnauben, bei; aber die Liebe zur Arbeit ging ihnen verloren."

Speisen in dieser Umhüllung gereicht werden; der Perser aber, selbst der vornehmste, nimmt hieran, wie im vorigen Abschnitt erwähnt, keinen Anstoß. Das Taschentuch wird nicht gesäumt, es ist dies wider die Sitte; doch sind in die leinenen Tücher von Masanderan, deren sich die Reichen bedienen, an den Rändern Silberstreifen eingewirkt. Den Frauen dient das Taschentuch zu mancherlei symbolischen Zeichen und Andeutungen, sowie zur Bildung verschiedener Figuren beim Tanz.

Zunächst über dem Hemd folgt das Wams (archeluk), meistens aus Pers, einem Stoff, der mittels der Hand mit den berühmten feinen und zarten Blumenarabesken (ḳælämkār) bedruckt wird; der geschätzteste kommt aus Benares, geringerer wird in Ispahan, Burudschird und Schiraz gefertigt, und auch englische Fabriken ahmen mit Maschinen die Muster zum Export für den Orient nach. Bei sehr vornehmen Personen ist das Wams von Kaschmirshawl.

Darüber trägt man den Rock (ḳæbā); er ist fast immer einfarbig: grün, gelb, blau, violett, roth u. s. w., in Streifenmuster geplättet*), aus inländischem Nanking- (gædek) oder aus Seidenstoff von Yezd und Kaschan (tāfte), unter denen besonders die moirirten (chārā, dārā) beliebt sind; doch sieht man auch Käbas von Brocatstoffen mit eingewebten Gold- und Silberblumen aus Kaschan und Lyon (zerbāf), wie sie zu Kirchengewändern fabricirt werden. Der Käba reicht bis über das Knie; die Schöße sind so weit, daß sie vorn überschlagen und die geheimen Theile bedecken. Jedes Kleid, welches diese Eigenschaft nicht besitzt, gilt für unanständig;

*) Das Plätten geschieht auf erwärmten Krügen, auf welche der Stoff gelegt wird. Durch Andrücken eines konisch zulaufenden Eisens werden die kleinen Fältchen gebildet. Diese Beschäftigung ist äußerst anstrengend und erzeugt häufig Zittern in den Händen, das man deshalb bei persischen Schneidern oft bemerkt.

deshalb ist dem Perser der europäische Frack ein Greuel, er kann nicht begreifen, warum man bei so billigen Tuchpreisen mit dem Stoffe spart; ebenso unschicklich erscheint es ihm, den Rock offen zu tragen.

Mittels eines Gürtels (kæmerbænd) wird der Käba zusammengehalten. Der Gürtel besteht aus einem langen mehrmals um den Leib gewundenen Streifen, dessen Ende eingestülpt wird. Die Reichern umgürten sich mit einem Kaschmirshawl; die dem König zunächststehenden Beamten und die Militärs tragen einen vorn mit einer Schnalle versehenen Ledergurt. Diese Schnalle wird mit Diamanten und andern Edelsteinen besetzt, nicht selten im Werthe von 1—2000 Dukaten. Hohen Würdenträgern pflegt der König beim Antritt ihres Amts eine Gürtelschnalle zum Geschenk zu machen, wie er mich mit einer solchen im Werthe von 300 Dukaten beehrte. Ueberhaupt legten die Orientalen von jeher dem Gürtel eine besondere Wichtigkeit bei. Schon in den ältesten Zeiten verband man mystisch-religiöse Begriffe damit, wie aus mehrern Stellen der Zendavesta hervorgeht; die rabbinische Schule deutet seinen Zweck mit den Worten: „damit das Herz die Scham nicht schaue". Jedenfalls ist er seit dem grauen Alterthum die allgemeine Tracht im Orient und die Hauptursache der graden und freien Haltung sowie der graziösen Bewegungen der Orientalen. Auch daß bei ihnen so selten Verkrümmungen der Wirbelsäule vorkommen, glaube ich zum Theil der Gürteltracht zuschreiben zu müssen. Der persische Gürtel ist nämlich nicht, wie der bei manchen europäischen Nationen, z. B. den Ungarn gebräuchliche, schmal und fest geschnallt, wodurch die Bewegung und Ausdehnung der Baucheingeweide gehindert und selbst die Leber eingeklemmt wird, sondern im Gegentheil schmiegsam, breit und nur schwach angezogen, sodaß er mehr zur Stütze als zum Hemmniß der Baucheingeweide dient und namentlich auch, ähnlich

dem Hautskelet, einen erheblichen Stützpunkt für die Wirbelsäule gewährt. Er könnte deshalb als hygienisches Hülfsmittel bei Kindern und jungen Leuten, deren Haltung Besorgniß einflößt, sicher von großem Nutzen sein. In dem Gürtel stecken gewöhnlich Gegenstände, aus denen man leicht den Stand des Trägers errathen kann. Der Schriftkundige trägt darin sein Tintenfaß und eine Rolle Papier, ihm gebührt daher der Titel Mirza, der Diener und der Luti sein breites Tscherkessenmesser, der Bader sein Klystierrohr u. s. w.

Bei mäßig kühlem Wetter wird noch ein Leibrock (kuledscheh), meist aus Shawl, Tuch oder Kamelhaarflanell (berek), mit kurzen, nur bis zum Elnbogen reichenden Aermeln angethan, der nicht selten auch mit Pelzwerk ausgeschlagen ist (pustin).

Will der Perser seinem Vorgesetzten die Aufwartung machen, so wirft er noch über alle Kleider einen weiten Mantelrock (dschubbeh) von Shawl, Tuch oder Tibetstoff (aghri) um, der ihn vom Hals bis zu den Fersen einhüllt und dessen Aermel so lang sind, daß er auch die Hände darin verbergen kann. Nur so darf er sich anständigerweise einem Würdenträger oder seinem Dienstherrn vorstellen, und geht ihm selbst ein solches Oberkleid ab, so sucht er eins für einige Stunden zu entleihen.

Die Beinkleider (schälwär), aus Halbseidenstoff von blauer oder Purpurfarbe, sind weit und schlotternd, damit sie die kniend sitzende Stellung nicht hindern. Sie werden um die Hüfte befestigt und haben vorn keinen Schlitz, weil der Perser nach dem Gesetz gehalten ist, jede Entleerung in hockender Stellung vorzunehmen. Unterbeinkleider sind nicht im Gebrauch, daher beim Gange selbst im Winter die Unterschenkel entblößt erscheinen.

Die Füße sind mit kurzen, nur bis an die Knöchel reichenden Strümpfen (dschurab) bekleidet, welche sehr zierlich shawlartig gewebt oder gestrickt werden.

Als äußere Fußbekleidung dienen Pantoffel oder weit ausgeschnittene Schuhe (kæfsch), die so eingerichtet sind, daß sie vor dem Eintritt ins Zimmer schnell abgestreift werden können. Die Sitte des Schuhausziehens wird damit begründet, daß möglicherweise das Thier, welches das Leder zu den Schuhen lieferte, unrein gewesen und dann durch die Berührung der Teppich verunreinigt würde. Der wahre Grund ist aber vielleicht der, daß man die Teppiche nicht durch Betreten mit Schuhen verderben lassen will. Uebrigens scheint das Schuhabstreifen eine uralte Vorschrift beim Betreten des Heiligthums gewesen zu sein; so wird Moses beim brennenden Dornbusch ans Ausziehen der Schuhe gemahnt. Den in Persien residirenden europäischen Ministern ist es jetzt erlaubt, in Schuhen sich zur Audienz zu begeben, doch verlangte diese Erlaubniß einen eigenen Artikel im russisch-persischen Friedenstractat zu Turkomantschai. Priester und Staatssecretäre tragen Pantoffeln aus grünem Chagrinleder mit weit zurückgebogener, schnabelartiger Spitze und sehr hohem, schmalem konischen Absatz; ihr Gang erscheint dadurch wie auf Stelzen und verlangt viel Uebung.

Für unanständig gilt es auch, sich mit Handschuhen (destkesch) vorzustellen. Der Perser trägt Handschuhe nur auf Reisen, doch nie lederne, sondern aus Garn oder Seide; seidene tragen besonders die Frauen, wenn sie, von Dienern begleitet, ausreiten.

Magistratspersonen, welche zur Audienz beim Schah gelangen, wechseln in der Vorhalle ihre Kleider. Sie setzen eine hohe mit Shawl umwickelte Tiara auf und ziehen über Beinkleid und Strümpfe eine Oberhose aus scharlachrothem Tuch; ein Leibrock und Ueberwurf von gleichem Stoff

ergänzen die vorschriftsmäßige Tracht (schälkulāh), welche sie nach beendeter Audienz wieder ablegen.

Der Schah kleidet sich halb europäisch, halb persisch, und zwar ist seine gewöhnliche Tracht sehr verschieden von der Festkleidung, welche später bei der Beschreibung des Salams näher detaillirt werden soll. Für gewöhnlich trägt er wie jeder Perser die Kullah, etwas schief aufgesetzt, ein Hemd nach europäischem Schnitt, Kravatte, ein Unterkleid (archeluk) von Shawl, darüber einen Rock mit Stehkragen aus französischem Seidenbrocat, mit einer Reihe von Brillantknöpfen versehen und durch einen breiten goldenen Gürtel zusammengehalten, dessen Schnalle, nach den Tagen wechselnd, mit Brillanten, Rubinen, Smaragden, blassen Rubinen u. s. w. von ansehnlicher Größe beschlagen ist, und in welchem ein tscherkessischer Dolch steckt, die Scheide von rothem, in einzelnen Feldern und an der Spitze mit Edelsteinen verzierten Sammt, der Griff ganz von Diamanten strotzend. Als Ueberwurf dient ein mit feinstem Kaschmirshawl bezogener und mit Fehrücken ausgeschlagener Pelz mit kurzen, nur bis an die Elnbogen reichenden Aermeln; der Ueberwurf wird mehrmals des Tags gewechselt, um die Kleidung stets der Tageszeit anzupassen. Die Beinkleider, aus Tuch mit breiter Goldborte, sind ebenfalls nach europäischem Schnitt gefertigt, unten aber mit Bändern um die Strümpfe befestigt. Schuhe, mit rothem Tuch gefüttert, werden nur beim Verlassen des Zimmers angezogen. Jeden Tag wird dem Schah ein neues, ungewaschenes Hemd und ein neues Schnupftuch hingelegt, welches letztere ein Kämmerling in Verwahrung nimmt, um es bei Tisch als Serviette zu reichen. Die abgelegten Kleidungsstücke verfallen den Hofdomestiken. Nach Verlauf weniger Tage werden auch die Kullah und die Schuhe gewechselt, und nicht selten geschieht es, daß die benutzten Gegenstände als abgelegt verschwinden, ehe noch

die neuen aus dem Magazin (chazineh) geholt worden sind, was zu komischen Verlegenheiten Anlaß gibt. Außer dem kostbaren Gürtel trägt der Schah an gewöhnlichen Tagen von Schmucksachen nur eine Uhr mit einfacher Goldkette und einen Türkisenring von schöner Azurfarbe.

Sämmtliche Kleidungsstücke des Persers müssen weit und bequem sein. Die Aermel sind so eingerichtet, daß sie behufs der Ablution vor dem Gebet leicht zurückgestreift werden können; sie laufen gegen das Handgelenk etwas spitz zu und endigen in manschettenartigen Aufschlägen von feinem Shawl. Unter der Achsel und in der Armbeuge ist das Wams aufgeschlitzt, sowol um die Bewegung der Gelenke zu erleichtern, als um der Transspiration freien Austritt zu gestatten, auch um der schnellen Abnutzung vorzubeugen.

An den Rändern werden fast alle Kleider mit Shawlstreifen eingefaßt, außerdem viele mit kostbaren Shawlbändchen (häschieh) verbrämt.

Taschen befinden sich in keinem andern Kleide als im Wams; hier aber reichen sie oft von der Hüfte bis zum halben Unterschenkel hinab. Die Secretäre, selbst die Minister tragen häufig alle ihre Actenstücke in diesen Taschen. Der ehemalige Staatsminister Sader Aazam pflegte das ganze Staatsarchiv darin zu beherbergen. Als ich ihn einst besuchte, erhielt er plötzlich den Befehl, vor dem Schah zu erscheinen; er suchte in aller Eile ein Actenstück und leerte zu dem Zweck den ganzen Inhalt seiner monströsen Taschen auf den Teppich aus. Ich staunte über die Reichhaltigkeit dieses tragbaren Staatsmuseums.

Das Gewand des frommen Persers besteht nie ganz aus Seide, weil er in einem solchen nicht sein Gebet verrichten darf. Darum werden in die Gewebe für Männerkleidung einige Baumwollfäden gemischt. Es stammt dieser Gebrauch von den ursprünglichen sumptuarischen Gesetzen

her, welche zur Zeit, als die muselmanischen Gemeinden sehr arm waren, gegeben wurden und die Hintanhaltung des Luxus in Gold- und Silbergeschirren, Seidenkleidern u. s. w. bezweckten. Der erfinderische Perser wußte das Gesetz zu umgehen, indem er wenige Baumwollfäden in die Seidenstoffe einweben ließ und die silbernen Löffel durchbohrte, wodurch dieselben aufhörten Löffel zu sein und doch zum Umrühren tauglich blieben.

Die untern Klassen lieben Kleiderstoffe von schreienden Farben, wie hochroth, gelb, grün u. s. w., und mit großblumigen Mustern. Besonders am Neujahrstage, wo fast jeder neue Kleider anlegt, macht es einen komischen Eindruck auf den Europäer, wenn er die hoffnungsvolle Jugend pfirsichblutroth, citronen- und orangegelb, schneeweiß, veilchenblau u. s. w. gekleidet einherschreiten sieht.

Bei guten Stoffen bleibt das Fabrikzeichen im Kleide eingenäht; man sucht es sogar da anzubringen, wo es am meisten in die Augen fällt.*) So wird die Shawletikette vorn in der Gegend der Tasche angebracht; selbst die Tuchenden, besonders die mit aufgeklebten vergoldeten Buchstaben, werden in den Mittelklassen zur Ausschmückung der Kleider benutzt.

Der Perser, auch der ärmste, kokettirt gern mit seiner Kleidung; er schont sie sehr, hält sie rein und sauber und verwendet bedeutende Summen darauf. Ein einziger Shawlanzug kostet bisweilen an 200 Dukaten; eine anständige Kopfbedeckung kommt das Jahr über wegen der drei- bis viermaligen Erneuerung auf nahe an 60 Dukaten zu stehen.

---

*) Ein General, Sohn des Kriegsministers, ließ sich eine Uniform aus feinem lyoneser Moiré machen. Der kunstfertige Schneider nähte ihm die Etikette auf den Rücken, und ich hatte Gelegenheit, dieses Kleid im großen Salon des Schah zu bewundern.

Der Perſer kleidet ſich warm und wechſelt bei jedem Temperaturwechſel, der Tages- und Jahreszeit gemäß oft dreimal des Tags, die Kleidung. Er unternimmt keinen Ausflug, ſelbſt im Sommer, ohne mit Kleidungsſtücken zum öftern Wechſeln verſehen zu ſein. Bedenkt man den raſchen Umſchlag der Temperatur, und daß der Unterſchied im Laufe des Tags oft an 15° R. beträgt, indem nach der Elevation auf einen heißen Tag gegen Abend plötzliche Abkühlung und empfindliche Kälte zu folgen pflegt, ſo wird man die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieſer Vorſicht begreifen. Europäer, welche den klimatiſchen Verhältniſſen des Landes hierin nicht Rechnung tragen, bezahlen ihren Mangel an Vorſicht nicht ſelten mit Geſundheit und Leben; ich kann nicht genug darauf aufmerkſam machen, daß Erkältung und Unterdrückung der Hautthätigkeit dort nicht Rheumatismus und Katarrhe, ſondern ſchwere Wechſelfieber und Dysenterien mit allen ihren böſen Folgen nach ſich ziehen.

Wie jeder Orientale liebt auch der Perſer das Verbrämen oder Füttern der Kleider mit Pelzwerk, ja es ſcheint ihm ſowol zur Erwärmung als auch zum Entfalten eines gewiſſen Pompes unentbehrlich. Sein Land ſelbſt bietet zwar manches gute und brauchbare Pelzwerk, wie Fuchs, Bär, Otter, Hyäne, Marder u. ſ. w., allein alle dieſe Thiere gelten für unrein, ihre Felle werden daher nach Rußland exportirt, während zum Gebrauch im Inlande die ſchwarzen Bucharafelle, das ſogenannte Feh (seimur) und Nerze (chæz) als erlaubt eingeführt werden. Nur die niedern und armen Klaſſen tragen Pelzwerk von Schaffellen, unter denen die aus Kabul (pustine kābuli) wegen ihrer Schmiegſamkeit und Reſiſtenz gegen die Näſſe am geſuchteſten ſind und ſich der beſondern Gunſt der Mullas erfreuen.

Die langen und weiten Gewänder verleihen dem Orientalen, zuſammen mit ſeiner ihm eigenthümlichen Ruhe und

Würde, ein feierliches Ansehen; sie lassen ihn groß und schlank erscheinen; doch sind sie bei körperlichen Verrichtungen sehr hinderlich und werden daher bei der Arbeit mit kürzern vertauscht.

Unter allen zur Bekleidung dienenden Stoffen hält der Perser die Shawlfabrikate (schāl) am höchsten; sie circuliren sogar in Geschäftstransactionen fast wie Geld. Die geschätztesten kommen mittels Karavanen von Kaschmir; minder vorzügliche Qualitäten werden in Kirman und Meschhed gefertigt. Ihre Haupteigenschaften sind Weiche, Schmiegsamkeit und unverwüstliche Dauer in Farbe und Consistenz. Sie werden nicht nur zu Gewändern für Männer wie für Frauen, sondern auch zu Turban und Leibgurt, zum Einfassen der Kleider, zu Borduren, zum Bedecken der Teppiche in den Prunkgemächern des Harems, zu Thürvorhängen u. s. w. verwendet. Da die Stoffe mit den Jahren fast gar nicht an Werth verlieren, ist in jedem guten Hause ein Theil des mobilen Vermögens in Shawls angelegt, und nur mit großem Widerstreben entäußert man sich dieses Besitzes, den man in Zeiten der Noth lieber versetzt, um ihn später wieder einzulösen. So vererben Shawls oft auf mehrere Generationen. Will der Schah oder ein Großer des Reichs jemand für geleistete Dienste besonders ehren, so übersendet er ihm einen Shawl oder ein Shawlkleid — einen Rock oder Ueberwurf, wie es heißt vom gesegneten Leibe des Königs (æz tæne mæbārek) oder aus der gesegneten Garderobe (chæzineh mæbārekeh). Dieser Act der Investitur, welcher bei Verleihung eines hohen Amts oder bei Empfang eines königlichen Firmans stattfindet, heißt Chalat. Der Glückliche hat dann die Pflicht, angethan mit dem neuen Kleide, oder umgürtet mit dem Shawl, sich bei Hofe zu präsentiren; von da begibt er sich, hoch zu Roß, beneidet und gepriesen und in Begleitung zahlreicher Dienerschaft, stolz

nach Hause, wo er die Glückwünsche seiner Gäste und Clienten entgegennimmt, und sie dafür mit Scherbets und Süßigkeiten bewirthet. Die Poeten insbesondere vernachlässigen nie diese Gelegenheit, um ihrer Phantasie freien Spielraum zu lassen und einige Brosamen vom Tisch der Gnade zu erhaschen. Nach beendigter Ceremonie steht es dem Besitzer frei, das empfangene Geschenk zu verkaufen oder wieder zu verschenken, was von dem Geber niemals übel gedeutet wird. Der Schah fragte mich oft selbst, wie viel ich für ein von ihm empfangenes Pferd oder einen geschenkten Shawl gelöst habe, und machte gewöhnlich die Bemerkung, daß ich die Gegenstände zu billig verkauft habe. Dem Europäer erscheinen diese bunten, mit eingewirkten Palmen und Arabesken überladenen Gewänder vielleicht nur wie kostbare Schlafröcke, der Perser aber sieht sie mit ganz andern Augen an. Mag das Shawlkleid noch so alt und abgenutzt sein, der Träger ist stolz auf dessen Besitz und sieht mit Verachtung auf den Träger eines neuen Seidenkleides herab. Es gehört zu den Zeichen der guten Erziehung, daß man den Werth eines Pferdes, eines Teppichs und eines Shawl ziemlich genau zu taxiren wisse. Selbst in ganz kleine Stücke zerschnitten, verliert der Stoff nur wenig an Werth; er wird dann nach dem Gewicht in miskale (Quentchen) verkauft und zu Besätzen und Einfassungen verwendet; man fertigt Beutelchen, Hauskappen u. s. w. daraus oder fügt die Stücke so künstlich zusammen, daß kaum eine Naht wahrzunehmen ist, womit eigene Kunstflicker (räfuger) sich beschäftigen. Fast alle Bestechungen werden mittels Shawls ausgeübt; je kostbarer der Stoff, desto seltener widersteht ihm eine männliche oder weibliche persische Tugend. Alte Shawls werden gewaschen und retouchirt, und erlangen dadurch wieder eine Frische, daß sie der Nichtkundige für neu hält. Ueberhaupt hegt der Perser kein Vor-

urtheil gegen die Benutzung schon getragener Kleidungsstücke, und es erscheint durchaus nicht auffallend, wenn ein Mann von Rang ein gebrauchtes Kleid für sich ankauft.

Die Kleider nach persischem Schnitt werden von einheimischen Schneidern, die nach europäischen Mustern von durchreisenden oder in den Städten etablirten Europäern gefertigt. Jeder Perser, von welchem Stand er auch sein mag, weiß genau, wie viel Stoff zu diesem oder jenem Kleide gehört; der Schneider kommt ins Haus, wo ihm das Ausmaß zu jedem Stück vorgerechnet und zugetheilt wird.

Die im Lande wohnenden Turkomanen behielten noch die Tracht der Steppenbewohner bei. Die Männer tragen eine cylindrische, dick mit Wolle ausgepolsterte Lammfellmütze und ein langes Gewand von schwarzgestreiftem, rothem oder bläulichem Seidenstoff. Die Frauen dieser Rasse gehen unverschleiert und sind mit einem langen, rothen Hemd bekleidet, das in der Mitte des Leibes durch den Gütel zusammengehalten wird; ein Zipfel ihres gelbseidenen Kopftuchs reicht bis an die Hüfte herab. Die Kurden sind durch ihren Turban, durch einen Burnus (abbā), welcher zebraartig gestreift ist, durch ihre Stiefel aus rothem Saffianleder kennbar. Die Nomaden kleiden sich im Winter in Wollfilze oder grobe Schafpelze; auch ihre runde oder konische Mütze besteht aus dickem Filz. Die Stämme am Kaspischen Meer tragen wegen des morastigen Bodens und der vielen Gebüsche enge und kurze Kleider, zu denen sie wasserdichte Stoffe, aus einem Gemisch von Rohseide und Schafwolle gefertigt, verwenden. Die Mullas werfen über ihre Kleider den weiten arabischen Mantel (abbā), aus Kamelhaar wasserdicht gewebt und von schwarzer Farbe; der Stoff wird am besten in Kerbetah bei Bagdad, auch in Kaschan und Kirman fabricirt.

Von Schmucksachen trägt der Perser gewöhnlich eine

ſchöne Savonette-Uhr, einen Ring mit Türkiſen und einen einfachern aus einem kleinen Karneol mit amuletartig eingegrabenen Hieroglyphen. Außerdem führt er einen Roſenkranz, ein Petſchaft, ein Tintenfaß und ein Federmeſſer bei ſich.

Eine gute Uhr (saat) wird von ihm ſehr in Ehren gehalten; er verwahrt ſie ſorgfältig in einem Shawlbeutelchen, im Monat Ramazan iſt ſie ſein einziger Troſt, denn ſie zeigt die Stunde und die Minute, die ihn von Hunger, Durſt und der Enthaltung vom Narghile erlöſt. Er zeigt ſeine Uhr gern dem Europäer und fragt ihn um deren Werth und Preis, in der Vorausſetzung, dieſer müſſe ſich ſo gut darauf verſtehen, wie er ſelbſt auf ſein Pferd und ſeinen Shawl. Einer Uhr engliſchen Fabrikats gibt er den Vorzug, und zwar ausſchließlich der Savonette-Uhr (saate schikāri), weil ein zerbrochenes Glas im Lande ſchwer zu erſetzen iſt.

Der Roſenkranz (tesbih) dient ihm theils zum Spielen, indem er an müßigen Tagen oft ſtundenlang die Körner durch ſeine Finger gleiten läßt, theils als Orakel in zweifelhaften Fällen (istecharet). Die Körner werden aus wohlriechendem Holz, aus Anthracit, aus der Erde vom heiligen Grab in Kerbelah u. ſ. w. geformt, und ſind bei den höhern Ständen oft mit großen Zahlperlen untermiſcht.

Das Petſchaft (muhr) iſt jedem Perſer unentbehrlich, weil nur die Beidrückung des Siegels einem Briefe oder einer Urkunde Rechtskraft verleiht; das Siegel vertritt die Stelle der Namensunterſchrift. In einen Karneol wird der Name des Eigners oder ein Attribut der Gottheit kunſtfertig gravirt und mit feinen, flachen Arabesken und Gewinden umgeben, ſodaß eine Nachahmung äußerſt ſchwierig iſt. Die Faſſung des ovalen oder viereckigen Steins beſteht aus Silber oder Gold; nach oben wird ein kleiner Edelſtein eingelaſſen, damit man das Siegel nicht verkehrt aufdrücke.

An den Stein wird dann ein kurzes, senkrechtes Stäbchen angelöthet, welches durch ein Charnier mit einem Ring zusammenhängt. Hochgestellte Personen haben gewöhnlich mehrere Petschafte: für Urkunden, Privatbriefe u. s. w., welche sämmtlich an einer Quaste aus Gold- oder Silberfäden aufgereiht sind; diese Quaste tragen sie, in einem feinen Beutelchen sorgfältig verwahrt, fast immer in der Tasche bei sich.

Den Türkisenring (anguschte firuze) betrachtet der Perser als Glück bringenden Talisman, denn firuz bedeutet zugleich Türkis und Glück; sowie sich sein Glück, seine Laune oder das Wetter trübt, hält er den Ring schräg vor das Auge, und der Azurnimbus, den er darum erblickt, spiegelt ihm das reine Himmelblau vor und erinnert ihn an heitere Tage. Dies ist auch der Grund, warum er soviel auf seinen Türkis hält und sich nur sehr schwer durch Verkauf oder Schenkung von demselben trennt, warum er für einen Stein, der seinen Beifall findet, oft den enormen Preis von 150 Dukaten zahlt, ein Preis, welcher in Europa nie dafür erzielt werden könnte. Die beliebteste Form des Steins ist die eines weiblichen Busens, doch wird auf die Größe so hoher Werth gelegt, daß man sich scheut, der Form wegen beim Schliff ein Stückchen zu opfern. Die schönen tiefhimmelblauen sind am meisten geschätzt, man nennt sie Abdul-Rezai; auch der weißlichblaue (schirbäm), wenn er nur von der alten Mine (kuhne maden) und nicht fleckig (bæræz, leprös) ist, wird nicht verschmäht. Eine Abneigung herrscht nur gegen die ins Grünliche spielenden Arten (madene nau, neue Mine), weil sie die Farbe wechseln und hygroskopisch sind. Uebrigens verstehen es die Händler, letzterm durch langes Aufbewahren in Speichel eine schöne blaue Färbung zu geben, welche sich freilich nach einigen Tagen wieder verliert, sodaß der Unkundige, besonders der

Europäer, leicht betrogen wird. Nach den religiösen Luxusgesetzen darf der Stein nicht in Gold gefaßt sein, er wird in einem dünnen Silberreif getragen.

Ueberhaupt besitzt der Orientale eine große Vorliebe für Edelsteine (dschewäher), besonders für die farbigen, wie Rubine und Smaragde, und zwar nicht blos des Geldwerths halber, sondern er betrachtet sie mit eigenem Wohlgefallen und wird von ihrem Anblick angenehm berührt. Er kauft Steine, welche er nie trägt, auch niemand zeigt; es genügt ihm, sie von Zeit zu Zeit zu betrachten und zu bewundern, mit einem Wort, er ist Liebhaber, er schätzt den Stein um seiner selbstwillen. Nichts ist dem Perser so verhaßt als ein falscher Stein; mit Kennerauge weiß er ihn sogleich herauszufinden. Eine wenn möglich noch größere Verehrung zollt er der Perle (murwärid, lulu). Ueber ihr Entstehen und Wachsthum hat er viele poetische Erzählungen und Vergleiche in Bereitschaft; er sieht weniger auf ihre Farbe und Form als auf ihre Echtheit. Bei großen Festen erscheinen die Prinzen und Minister mit Dschubbes, welche eine breite Bordure von angenähten Perlen haben und auch oben am Schlusse durch zwei Quasten Perlen zusammengehalten werden. Diese Kleider sind oft Investiturgeschenke des Königs. Den genannten Edelsteinen sowie der Perle wird eine herzstärkende Kraft zugeschrieben, daher sie auch sämmtlich in der persischen Medicin häufig Anwendung finden.

In den kleinen, unansehnlichen Karneolring, welchen der Perser trägt, sind entweder die Namen der Propheten oder ein Attribut der Gottheit, oder einige unverständliche, abergläubische Zeichen und Striche eingravirt. Vor dem Gebet legt man die Ringe, überhaupt jeden Schmuck ab, sowol um gehörig die Ablution vornehmen zu können, als auch um in Demuth vor dem Höchsten zu erscheinen.

Ebenfalls sehr geschätzt sind in Persien die Waffen aller Art. Mit Ausnahme der Schreiber und Gewerbtreibenden trägt fast jedermann, vom König bis zum Diener abwärts, das breite Tscherkessenmesser (kæmeh) im Gürtel, dessen Griff und Scheide zierlich mit Silber und Email ausgelegt zu sein pflegen. Die besten Klingen werden vom Kaukasus importirt. Der Perser ist zu friedfertig, als daß er, wie der Tscherkesse, diese furchtbare Waffe häufig zum Angriff oder im Streit benutzen sollte, sie dient ihm mehr zu Prunk und Zierde und als Werkzeug in häuslichen Geschäften. Als man dem Großvezier den Emir bei einer mittels des Kameh erfolgten Verwundung vorstellte, er möge das Tragen desselben verbieten, erwiderte er: „Ich sehe es gern, daß die Männer Waffen tragen; aber wehe dem, der ohne Grund das Kameh zieht." In früherer Zeit war auch der gebogene Dolch aus damascener Stahl (chændscher) sehr im Gebrauch. Man trug ihn auf der rechten Seite und bediente sich seiner vorzugsweise zum Bauchaufschlitzen; er kam jedoch aus der Mode, und nur selten sieht man noch einen Luti damit bewaffnet.

Von andern Waffen finden sich in den Häusern der Großen Säbel aus damascener Stahl (schemschir), denen oft, je nach ihrem Alter und dem Meister, von welchem sie stammen, ein fabelhafter Werth, von 200—500 Dukaten, zugeschrieben wird; ferner einige Flinten mit gezogenem damascenirtem Rohr, meist von vortrefflicher Arbeit, aber zu theuer und zu schwer, daher die in Europa gefertigten Gewehre mehr und mehr Aufnahme finden.

Die im Harem übliche Kleidung der Frauen ist sehr verschieden von der, welche auf der Straße getragen wird, weil letztere dazu bestimmt ist, alle Körpertheile den Augen der Vorübergehenden zu entziehen und sozusagen alle Frauen im Aeußern zu nivelliren. Zu Hause trägt die Frau den

Kopf mit einem leichten Shawlkäppchen bedeckt, aus welchem nach hinten die Zöpfe hervorwallen. Das Hemd besteht aus dünnem Flor, rosa oder blau, auch mit kleinen Goldblümchen durchwebt, und ist an der Ausschweifung wie an den Rändern mit Goldtressen besetzt; es läßt den Busen vollständig durchscheinen, während es, nur bis an den Nabel reichend, den Bauch ganz frei und unbedeckt läßt. Ein kurzes Leibchen aus Shawl, Seide oder Brocat, eng anliegend und vorn weit ausgeschnitten, reicht bis zu den Weichen. Ein Wams (kuledscheh), im Schnitt dem der Männer gleichend, ergänzt die Kleidung des Oberkörpers. Statt der Röcke trägt die Perserin mehrfache Unterhosen (zirdschämeh) und darüber eine sehr faltenreiche Pluderhose (dschämeh) aus feinem Seidenstoff, welche sämmtlich bis gegen das untere Drittheil des Unterschenkels reichen. Durch die Menge der übereinander getragenen Unterhosen und die faltenreiche Oberhose erhält der Anzug das Ansehen eines Reifrocks. Die maßlose Verschwendung an Stoff und der Luxus, der insbesondere mit diesem Kleidungsstück getrieben wird, bilden die Klage aller Ehemänner, daher die Regierung sich mehrmals bemüßigt fand, gesetzliche Schranken hierin anzubefehlen, was jedoch, wie begreiflich, stets fruchtlos blieb; denn die Macht des jetzigen Schah ist nicht so groß wie seinerzeit die des Schah Ahasverus, welcher durch Reichspatente verkünden ließ, daß jeder Mann Herr im Hause sei und daß die Frauen gehorchen müßten (Buch Esther, 1). Der Luxus geht sogar so weit, daß einige hochgestellte Damen, trotz der Unbequemlichkeit, Beinkleider aus kostbarstem Shawl tragen. Es ist überhaupt eine allgemeine Klage der Perser, daß die Frauen durch ihre maßlose Putzsucht den Mann ruiniren, sodaß, wo mehrere im Hause leben, die Ausgaben auf rechtmäßige Weise kaum zu erschwingen sind. Bedenkt man jedoch, daß eben die Kleider und der angeschaffte Flitter im

Fall der Trennung meist die einzige Habe sind, welche diese unglücklichen Wesen mitnehmen dürfen, so wird man nachsichtiger über sie zu urtheilen geneigt sein. In Zeiten der Noth wird ein Stück nach dem andern verpfändet, bis endlich der Vorrath erschöpft ist. Geht jedoch eine Frau auf der Straße, oder reitet sie in Begleitung der Diener aus, so trägt sie eine weite indigoblaue Hülle (tschäder), welche den ganzen Körper von Kopf bis Fuß dominoartig vermummt. Vor dem Gesicht hängt ein langes, schmales, weißes Tuch (rubænd), das in der Gegend der Augen einen gitterförmigen, ovalen Ausschnitt zum Sehen hat. Dieser dichte Schleier ist besonders im heißen Sommer sehr beläſtigend, daher die Frauen ihn von Zeit zu Zeit ein wenig zu lüften gezwungen sind. Der Anstand erheischt, daß man bei Begegnung einer Frau die Augen abwende. Ueber die Unterkleider wird beim Ausgehen noch eine grünliche oder bläuliche Seidenhose angezogen, welche die Füße von den Zehen bis zur Hüfte bekleidet, also einer Hose mit angenähten Strümpfen gleicht (tschæchtschur). Die Pantoffel sind eigenthümlich gebaut; sie sind so klein, daß eigentlich nur die Fußspitze darin Platz findet und die Sohle kaum bis zur halben Ferse reicht. Die Frauen können daher nur mit der Fußspitze auftreten, was sie jedoch nicht merklich im Gehen hindert. Im ganzen ist also das Straßencostüm der Perserinnen ebenso ungraziös — denn es hüllt den Körper sackartig ein und läßt keine Formen und keine Haltung erkennen, kein Alter unterscheiden — wie läſtig, denn es erschwert die Respiration; allein es leistet zwei im Orient für sehr wesentlich erachtete Dienste, indem es erstens das Antlitz der Frau jedem profanen Blick entzieht, zweitens der Trägerin selbst die Möglichkeit verschafft, unerkannt geheime Ausflüge zu unternehmen und Orte zu besuchen, welche ihr sonst nicht zu besuchen gestattet wäre. So begegnet man

im Bazar Frauen in ſchlechter, abgenutzter Hülle, die beim Sprechen durch die Eleganz ihrer Ausdrucksweiſe verrathen, daß ſie den höhern Ständen angehören. Der europäiſche Arzt wird nicht ſelten in ſeinem Hauſe von einer Frau, dem Anſcheine nach aus dem Volke, wegen einer geheimen Krankheit conſultirt; er fühlt ihr den Puls und entdeckt ein koſtbares Armband. Häufig kam es mir in den ſpätern Jahren meines Aufenthalts vor, daß ich, zum erſten mal in ein Haus gerufen, von einer der Damen gefragt wurde, ob ich ſie nicht kenne, ſie habe mich ja ſchon beſucht und ſich von mir behandeln laſſen.

Natürlich lieben die perſiſchen Frauen auch Schmuckſachen aller Art, als Ohrringe, Spangen zur Befeſtigung des Schleiers, Arm- und Fußbänder (päbend und destbend). Letztere, gewöhnlich von Perlen, verleihen ihnen, bei dem graziöſen Gang und der feinen Bildung der Extremitäten, vorzüglich um das Fuß- und Handgelenk, beſondern Reiz. Damen vornehmen Standes pflegen einen Diamantſtrauß von hohem Werth zu tragen. Die Sitte, einen Ring durch den Naſenknorpel zu ziehen, iſt nur bei einigen tatariſchen und afghaniſchen Stämmen üblich.

V.

Ruhe und Bewegung. Jagd. Gymnastik.

Sitzen und Stehen. Schlafen und Wachen. Kneten. Schlafstelle. Wo soll der Europäer schlafen? Gehen und Laufen. Reiten. Reisen. Reiterspiele. Jagd (die Falkenjagd, königliche Jagden, Jagdabenteuer, Verschenken des Wildes, Kamelkampf, die jagdbaren wilden Thiere). Gymnastik (Heilgymnastik, Turnanstalten, die verschiedenen Uebungen, Saadi's Erzählung, Schwimmen, Fechten, Schießen). Schlußbetrachtung.

A. Ruhe und Bewegung.

Beim Perser gilt das physikalische Gesetz der Trägheit und Bewegung. Sich selbst überlassen, huldigt er gern der erstern; doch einmal durch Umstände in Bewegung gesetzt, leistet er Erstaunliches, ja er würde bis ins Unendliche sich fortbewegen, wenn ihn nicht Reibungen in den frühern Zustand der Ruhe und Trägheit zurückversetzten. Dies gilt sowol für die körperliche wie für die geistige Thätigkeit und Ruhe, wie wir im Verlauf des Kapitels ersehen werden.

Zum Sitzen (nischesten) bedient sich der Orientale bekanntlich nicht der Sessel. Der Perser hat nicht einmal Divans, sondern sitzt auf dicken Filzen und untergebreiteten Teppichen, und zwar nicht auf türkische Weise mit gekreuzten Beinen, sondern er ahmt dem Kamel nach, er beugt die

Unterſchenkel im Knie, ſchlägt ſie nach rückwärts, ſtreckt den Fuß im Sprunggelenk, ſodaß er mit dem Unterſchenkel faſt einen Winkel von 180 Grad macht, und ſetzt ſich ſo, daß die Sitzknorren auf die Ferſenbeine zu liegen kommen und hiermit der Schwerpunkt des Körpers faſt ganz auf letztern ruht. Man nennt dieſe Poſitur tschehär zānu nischesten, d. i. auf vier Knien (Gelenken) ſitzen. In der Regel wird der Rücken nicht geſtützt, er bleibt frei; nur wer ſich's zu Hauſe bequem machen will, lehnt ſich an ein cylinderförmiges Polſter (bālisch) als Stützpunkt. Das Niederſetzen erfordert eine gewiſſe Eleganz; man darf ſich dabei nicht mit den Händen ſtützen und muß ſeine Kleider ſo ordnen, daß ſie die Knie und Füße vollkommen decken, beſonders aber von letztern nichts geſehen wird. Der Ankömmling nimmt je nach ſeinem Rang entweder unaufgefordert ſofort neben dem Herrn des Hauſes Platz, oder ſetzt ſich abſichtlich in weiter Entfernung von demſelben, um ſeine Submiſſion anzuzeigen, bis er erſt nach vielen Betheuerungen und Aufforderungen näher rückt. Eine ähnliche Etikette beobachtet auch der Hausherr ſelbſt; er erhebt ſich, gemäß dem Range des Eintretenden, ganz oder nur zum Theil, oder er macht nur Miene es zu thun; dazwiſchen liegen ſo viele Nuancen, daß man ſie erſt nach längerm Aufenthalt im Lande zu würdigen verſteht. Daſſelbe Ceremoniell gilt auch beim Aufſtehen. Der Perſer erhebt ſich nicht gern vor dem Europäer, obwol er in dieſem Punkte nicht die gleiche Strenge wie der Türke beobachtet; doch weiß er durch allerhand kleinliche Vernachläſſigung des Ceremoniells ſeine Superiorität anzudeuten. Der mit der perſiſchen Etikette unbekannte Europäer glaubt ſich oft durch die Aufnahme beſonders geehrt, während die kundigen Zeugen den Mangel des Herkömmlichen gleich bemerken und nicht unterlaſſen, ſeine Leichtgläubigkeit zu belächeln.

Erſt nachdem er ſich niedergelaſſen, grüßt der Ankömmling durch Blicke oder durch Beugung des Oberkörpers die verſammelte Geſellſchaft ſowie jeden einzelnen in der Reihenfolge des Ranges, den er in ſeinen Augen einnimmt. In dieſer hockenden Stellung verharrt man oft ſtundenlang; ſich zu bewegen, verbietet der Anſtand, beſonders wenn man in Geſellſchaft von Leuten höhern Ranges ſich befindet. Dem Europäer wird ſie ſehr läſtig, ſchon wegen der engen Beinkleider nach europäiſchem Schnitt. Er hat bei längerer Dauer ein Gefühl wie von Ameiſenkriechen, und endlich tritt vollkommenes Einſchlafen der Extremitäten ein, ſo zwar daß er beim Aufſtehen nur mit Mühe ſich auf den Beinen erhalten kann, oder gar wieder zuſammenſinkt; doch gewöhnt er ſich mit der Zeit auch an die Sitzweiſe der Perſer und ahmt ſie vollkommen und ohne Beſchwerde nach, wie es bei mir der Fall war. Wenn nicht öfters, wie man vermuthen ſollte, Entzündungen des Kniegelenks oder des Schleimbeutels der Knieſcheibe entſtehen, ſo erklärt ſich dies dadurch, daß der Schwerpunkt des Körpers nicht wie bei gewöhnlichem Knien auf der Knieſcheibe, ſondern auf dem Ferſenbein ruht. Beſuchenden Europäern werden nicht ſelten Stühle angeboten, deren in guten Häuſern zwei bis drei Stück vorräthig zu ſein pflegen. Der Perſer findet das Sitzen auf Stühlen unbequem, er weiß nicht, was er mit den Unterſchenkeln anfangen ſoll; nach einiger Zeit vergißt er ſich und ſitzt wieder nach perſiſcher Weiſe, was ihm dann beim Erheben und Aufſtehen vom Seſſel große Schwierigkeiten bereitet.

Nichts iſt dem Perſer ſo unbequem als Stehen (istäden), daher er ſich nur im Nothfall dazu bequemt. In Gegenwart des Schah müſſen alle ohne Ausnahme ſtehen; nur hier und da ladet er bei längern Geſchäften, z. B. behufs der Einſichtsnahme in ein Schriftſtück u. ſ. w., zum

Sitzen ein. Auch mir wurde immer die Erlaubniß zum Sitzen gegeben, wenn ich dem Schah Unterricht ertheilte oder ihm eine europäische Zeitung in persischer Sprache vorlas. Kinder, gleichviel welchen Alters, müssen in Gegenwart ihrer Aeltern oder des Chefs des Hauses stehen, wenn ihnen nicht speciell zu sitzen erlaubt wird, was jedoch nur selten geschieht. Dasselbe gilt von den Dienern. Ist der Perser zum Stehen gezwungen, so sucht er die Hände entweder in den Aermeln zu verbergen oder er kreuzt sie über der Brust, sodaß die Finger nicht sichtbar werden. Muß er an einem Ort, wo keine Teppiche ausgebreitet sind, längere Zeit verweilen, so wählt er die Stellung, welche bei der Evacuatio alvi stattfindet; bei gestütztem Rücken kann er darin, ohne zu ermüden, erstaunlich lange Zeit aushalten.

Der Schah sitzt abwechselnd auf persische oder türkische Weise. Auch sind in seinen Sälen mehrere mit Türkisen oder Mosaik ausgelegte Sessel, Divans und Ruhebetten aufgestellt; doch bedient er sich ihrer fast nie zum Sitzen, wegen der Unbehaglichkeit, welche ihm die Stellung der Unterschenkel verursachen würde. Zwingt er sich dennoch dazu, so hält er die Fußspitzen nach einwärts gegeneinander gekehrt. Obgleich dies einen unschönen Anblick gewährt, pflegen ihn persische Maler in dieser Stellung abzubilden.

Schlafen und Wachen (chāb u bidāri) hat der Perser merkwürdig in seiner Gewalt. Wenn ihm Beschäftigung mangelt, wenn er seines Amts verlustig geworden, kann er fast Tag und Nacht schlafen, während er bei gegebener Arbeit wieder durch Monate und Jahre die Schlafzeit auf wenige Stunden herabsetzt. Im Ramazan wechselt er plötzlich einen ganzen Monat lang die Lebensweise; er schläft dann den Tag über, während er nachts Nahrung zu sich nimmt und seinen Geschäften obliegt. Nach Ablauf dieses Monats kehrt er wieder zur gewöhnlichen Tagesordnung

zurück, ohne daß auffallende Störungen seiner Gesundheit eintreten. Auf Reisen wacht er nachts und schläft am Tage, welche Lebensweise bei den kurzen Stationen oft zwei Monate andauert. Zu Hause hingegen macht er alle Geschäfte bei Tage ab und schläft dann die ganze Nacht. Er geht zeitig zu Bett und steht bereits vor Sonnenaufgang auf, weil die Erfüllung religiöser Pflichten ihn dazu nöthigt. Nachmittags hält er gern eine Siesta.

Eine eigene Vorliebe besitzt der Perser, wenn er nicht einschlafen kann oder sich ermattet fühlt, oder auch blos der Annehmlichkeit halber, sich kneten zu lassen (dælk, muschtemāl). Bei dem geringsten Unwohlsein sitzen zwei Personen an seinem Bett, welche ihm abwechselnd die ganze Nacht hindurch sanft die Glieder reiben. Der König läßt sogar oft bei Tage durch die Kämmerlinge stundenlang diese Manipulation an sich ausführen, und an einem Minister, der krank zu Bette lag, sah ich die Besuchenden sich mit Kneten einander ablösen. Es scheint dadurch ein angenehm wollüstiges Gefühl erzeugt zu werden, das zum Schlafe einladet. Ich kannte auch Europäer, und zwar von sehr gebildetem Stande, welche nach längerm Aufenthalt im Lande diese Gewohnheit annahmen, unter andern einen ausgezeichneten Arzt, der in den letzten vier Tagen seines Lebens nur durch das Kneten einige Erleichterung seiner Schmerzen und einige Ruhe finden konnte.

Besondere Schlafzimmer kennt man in Persien nicht, ebenso wenig Betten. Jeder bereitet sich, wo es ihm gefällt, auf dem Zimmerboden sein Lager. Dasselbe besteht: aus einer nur 4 Fuß langen, mit Baumwolle oder, bei den ärmern Klassen, mit Schafwolle gefüllten Matratze (duschek), oben mit einem Einsatz, dem sogenannten Spiegel, von kaschaner Sammt; aus einer sehr langen und breiten Decke (læhāf) von Kattun oder Calicot, mit Baumwolle durchsteppt und

ebenfalls oben mit einem Spiegel von Indienne, Seide oder Shawl verſehen; und aus dem cylinderförmigen, an beiden Seiten mit ſtarken Quaſten verzierten Polſter (bālisch, auch mutakko). Der Gebrauch von Leintüchern ſcheint dem Perſer überflüſſig, weil er in ſeinem Leibrock ſchläft, alſo die Rauhigkeit des Sammts nicht empfindet. Unmittelbar nach genommener Abendmahlzeit legt er ſich ſchlafen; er iſt der Meinung, daß die von den genoſſenen Speiſen erzeugten Dämpfe (buchāre-gæzā) den Schlaf unterſtützen. Die Oberkleider werden abgelegt und eine dicke Nachtmütze (schebkulah) über die Ohren gezogen. So liegt er ausgeſtreckt auf der Matratze, welche nur bis zum Halſe reicht, ſodaß Hals und Kopf bloß auf dem Kiſſen ruhen. Die Füße ragen gewöhnlich über der kurzen Unterlage hervor, ſelbſt im Winter, während auch im Sommer und im Hochſommer bei der Sieſta die Decke ſorgfältig über den Kopf gezogen wird. Im Sommer jedoch iſt es in den Städten faſt unmöglich in den Zimmern zu ſchlafen, denn erſtens wird die Luft ſo drückend (chæffeh), daß man kaum athmen kann, und zweitens laſſen im geſperrten Raum die beläſtigenden Mücken keinen Schlaf zu.

Man unterſcheidet zweierlei Arten von Mücken, die großen (peschsche) und die kleinen, kaum ſichtbaren, erdfarbigen (chāki). Der Stich der letztern iſt um ſo empfindlicher, als der Schmerz nicht auf eine Urticaria-Quaddel beſchränkt bleibt, ſondern ſich über große, weite Körperſtellen verbreitet. Gegen die erſtern kann man ſich allenfalls durch ein dünnes Florgewebe (peschedān) ſchützen; letztere ſind aber ſo klein, daß ſie durch das feinſte Gewebe dringen, andererſeits vermögen ſie nicht gegen die ſchwächſte Luftſtrömung zu ſteuern, daher ſie wol im Zimmer, doch ſehr wenig im Freien beläſtigen. Aus dieſen Gründen ſchläft der Perſer während des Sommers auf dem platten

Dach, wo fast immer ein lebhafter Luftzug herrscht. Eine eigenthümliche, auch in Indien beobachtete Erscheinung ist es, daß der Ankömmling im ersten Sommer seines Aufenthalts mehr von den Insekten geplagt wird; sie verleiden ihm Schlaf und Ruhe, jeder Stich verursacht ihm schmerzhaftes Jucken, er wird so irritabel, daß er sich unaufhörlich und selbst an solchen Stellen kratzt, wo ihn kein Stachel eines Insekts erreichte; die Unruhe, der Mangel an Schlaf und das anhaltende Kratzen bewirken, daß er des Morgens ganz verstört und am ganzen Leibe zerfleischt sich vom Lager erhebt. Bleibt er indessen längere Zeit im Lande, so ist ihm zwar, wie dem Perser auch, der Stich empfindlich, allein der Schmerz beschränkt sich auf die verwundete Stelle und verschwindet bald wieder. Ich selbst und die mit mir Angekommenen litten im ersten Sommer furchtbar; wir wurden so zugerichtet, daß wir des Morgens kaum kenntlich waren; ein Säugling bekam häufige Fieberanfälle davon. Später aber wurden wir nicht mehr als die Eingeborenen beläſtigt. Das Factum steht fest, man sucht es auf zweierlei Art zu erklären. Gewöhnlich nimmt man an, der Europäer besitze eine eigenthümliche Perspiration, welche die Insekten anlocke und zu häufigern Stichen einlade, bis im Laufe der Jahre seine Natur nach und nach jener der Eingeborenen ähnlich werde. Diese Erklärung ist es auch, zu welcher sich die Anglo-Indier hinneigen; sie scheint mir jedoch nicht stichhaltig, denn der Perser und der Acclimatisirte werden ebenso häufig gestochen, nur bleibt bei ihnen der Schmerz auf die Stichstelle beschränkt. Auch ist es nicht der Stich, welcher so sehr schmerzt, sondern die Fortpflanzung der Urticaria auf große Partien, wie dieselbe nach dem Gesetz der Contimität auch bei andern Urticaria-Ausschlägen in Europa stattfindet. So erinnere ich mich, daß sich, als ich im Jahre 1859 eine Nacht in Kaschan zubrachte, des Morgens mein

Gesicht und alle unbedeckt gewesenen Körpertheile ganz mit Blutsuffusionen bedeckt fanden, ohne daß ich dadurch im Schlafe gestört worden war. Darum halte ich die andere Erklärung für wahrscheinlicher, daß nämlich im ersten Jahr eine Art Impfung mit dem Insektengift stattfindet, welche nach hinlänglicher Sättigung des Körpers eine Immunität gegen die Fortpflanzung der Urticaria erzeugt. Mit letzterer Hypothese erkläre ich mir auch folgende Thatsache. Als ich im Sommer 1859 von Schiraz zurückkehrte, kam ich auf Einladung des Ilchani vom Stamme Kaschkäi in eine Station westlich von Persepolis, wo unsere Pferde von einer Bremse dermaßen zugerichtet wurden, daß alle zarten Theile unter dem Bauche bluteten; ich mußte schleunigst mit ihnen die Station verlassen, denn es war mir schon früher erzählt worden, daß nicht selten Thiere an dem verursachten Blutverlust sterben. Und doch weiden zahlreiche einheimische Heerden an dieser Stelle und verweilen wochenlang daselbst, ohne zu erkranken. — Da in Ermangelung von Bettstellen das Bettzeug, nur in eine weite Seidendecke (tschäder-scheb) gehüllt, auch Tags über in einem Winkel des Zimmers liegen bleibt; da es nie gewechselt, gelüftet oder gewaschen wird, und da der Perser in den Kleidern schläft: darf es übrigens nicht befremden, daß sich viele Insekten darin einnisten, besonders Kleiderläuse, welche fast in keinem Hause fehlen.

Es entsteht nun die wichtige, man kann sagen die Lebensfrage für den im Orient reisenden oder domicilirenden Europäer, ob er der persischen Sitte gemäß erstens im Freien, und zweitens auf dem platten Boden schlafen soll. Sehr erfahrene Reisende widerrathen ersteres entschieden, indem sie Erkrankung an Fiebern und Dysenterien als unausbleibliche Folge davon angeben. So sagt Heinrich Barth in seinem großen Reisewerke, II, 583: „Leider ließ ich mich durch die frische Kühlung in meiner «Saure»

im Gegensatz zu der schwülen Luft in der innern Hütte wiederum verleiten, die ganze Nacht zu bleiben, wo ich war, obzwar ein Gewitter losbrach und die Luft sehr feucht machte. Der fieberhafte Reisende läßt sich nur zu leicht zu solchem Verfahren verleiten, aber ich bin überzeugt, daß es verderblich ist. Die Kühlung draußen ist verführerisch und führt den Reisenden ins Verderben." Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der plötzliche Temperaturwechsel, der nach Mitternacht und vor Sonnenaufgang eintritt, ferner der Wasserniederschlag und der Thau häufig zu den genannten Leiden Veranlassung werden. Die Bewohner am Kaspischen Meere sind hierdurch gezwungen, nachts in den Häusern zu schlafen. Allein in den trockenen, alles Niederschlags baren Hochebenen bleibt nur die Alternative, entweder die Nächte schlaflos zuzubringen und sich in steter Unruhe, von Luftmangel beängstigt, von den Stichen kleiner und großer Mücken zerfleischt, auf dem Pfühl zu wälzen, oder, der Landessitte folgend, die Nacht auf dem Dache zuzubringen. Meines Erachtens ist die Weise der Perser jedenfalls vorzuziehen, denn Schlaflosigkeit und ihre Folgen schwächen den Organismus und prädisponiren ihn zu Fiebern. Natürlich muß dabei auch insofern der Landessitte Rechnung getragen werden, daß man trotz der Hitze im Anfang der Nacht sich gehörig zudeckt, weil sonst die um Mitternacht eintretende Abkühlung leicht Frösteln erzeugt und Dysenterie herbeiführen kann.

Was hingegen das Liegen auf dem platten Fußboden betrifft, so halte ich eine gewisse Erhöhung des Lagers für zweckdienlicher und bequemer, abgesehen davon, daß sie einigen Schutz gegen Insekten, Skorpionen und Solpugen gewährt. Wenn möglich, führe der Europäer ein leichtes, zusammenlegbares Feldbett mit sich. Barth, II, 596, äußert sich darüber: „Zehn bis zwanzig Fuß erhöhte, frei auf Pfählen

ruhende luftige Hütten werden sicherlich für europäische Reisende in diesen Gegenden von unendlich wohlthätiger Wirkung sein." Bedenkt man überdies, daß in den meisten Höfen Becken mit stagnirendem Wasser und Gärtchen mit niederer Buschvegetation sich befinden, welche vorzüglich die Mücken herbeiziehen und Fieber begünstigen, so wird die Zweckmäßigkeit des Schlafens auf den Dächern mit erhöhter Unterlage um so mehr einleuchten. Mehrere Fuß Elevation sind schon ein bedeutendes Moment zur Hintanhaltung der genannten Uebel. Als Beweis mag die allgemein constatirte Erfahrung gelten, daß bei herrschenden Wechselfieberepidemien Personen, welche in obern Gemächern (bālāchāne) wohnen, seltener erkranken als die Bewohner der Erdgeschosse. Aus diesem Grunde werden etwa 3—5 Fuß über das Hofniveau sich erhebende Erdgeschosse mit darunter befindlichem Keller vorgezogen. Auch greift die Sitte immer mehr um sich, in großen Lagerplätzen ein Feldbett als Schlafstelle mit sich zu führen. Ich kann nicht genug die Beobachtung dieser scheinbaren Kleinigkeiten empfehlen, denn schon oft ist leider das Leben europäischer Reisender durch ihre Vernachlässigung verwirkt worden.

Für Säuglinge hat man eine Art Wiege (gewāre), einen kleinen Kasten, der vermittels Zapfen an den seitlichen Postamenten geschwungen wird. Häufiger jedoch ist eine kleine Matte in Gebrauch, die, mit Stricken an zwei Bäume oder Pfähle gebunden, einmal in Bewegung gesetzt, lange Zeit fortschwingt und unterdeß die Verrichtung häuslicher Geschäfte gestattet.

Der Umstand, daß der Perser fast zu jeder Tagesstunde schlafen kann, wird oft als Vorwand benutzt, um Besucher abzuweisen. Der Diener antwortet dann auf die Frage nach seinem Herrn: „Chāb-est!" (Er schläft!), gegen welchen Bescheid nichts übrigbleibt als unverrichteter Sache abzuziehen,

oder dem Diener ſein Anliegen vorzutragen und ihm, was namentlich der Arzt immer thun muß, zu befehlen, daß er den Schlaf des Herrn unterbreche.

Zu Fuß geht der Perſer nur, wenn er muß, bei beſondern Veranlaſſungen und wegen Mangel an einem Pferde. Einen Spaziergang der Bewegung halber zu unternehmen, iſt nicht gebräuchlich. Nur Frauen und Leute der untern Klaſſen machen Promenaden in die nahegelegenen Gärten oder in die Bazars der Stadt, meiſt aus Neugierde und um ein Spectakel (tæmāschā) zu ſehen. Der Gang des Perſers iſt graziös, ſeine Haltung ſchön und gerade. Es gibt Boten (piādeh ḳāsed), welche weite Wege mit der halben Schnelligkeit eines Poſtkuriers durchlaufen; ebenſo ſind Knechte und andere Leute des Volks, wenn es ſein muß, oft ganze Tage im raſchen Schritt auf den Beinen, ohne zu ermüden. Man merkt ihnen, wie es bei den Türken wol der Fall iſt, durchaus nicht ihre Sitzart an. Die Läufer des Königs (schātire-shāh), welche ihn auf ſeinen raſchen Ritten ſtationsweiſe begleiten, erregen mit ihrer Schnelligkeit Bewunderung und Mitleid. Sie werden durch den Gürtel und eine feſte Bandage um die Unterſchenkel in ihrem Lauf unterſtützt.

Die gewöhnliche Locomotion wird zu Pferde, zu Eſel, Maulthier oder Kamel gemacht. Der Perſer iſt ein geborener Reiter; zu Pferde fühlt er ſich frei, kennt er keine Ermüdung. Ebenſo wenig wie ſein Pferd abgerichtet wird, ebenſo wenig lernt der Perſer das Reiten; es verſteht ſich bei ihm von ſelbſt, wie das Gehen; das Kind wird ſchon mit drei Jahren auf Reiſen von der Mutter auf dem Sattel gehalten. Er ſitzt ſehr kurz im Bügel, ſo zwar daß die Knie in mehr als rechtwinkeliger Beugung ſind. Fällt er, was nicht ſelten geſchieht, vom Pferde, ſo macht er nicht das mindeſte Aufheben davon, ſondern beſteigt, unter Fort-

ſetzung der angefangenen Converſation, gleichmüthig wieder ſein Roß. Er reitet gewöhnlich einen guten Schritt (kadem) oder den Paßgang (jurge), ſelten Galop; der Trab iſt ihm faſt unbekannt. Durchſchnittlich macht man auf Reiſen eine Station von 5—5½ Meilen, im Nothfall auch 9—12 Meilen des Tags auf demſelben, 18—20 Meilen auf gewechſelten Pferden. Frauen ſitzen auf dieſelbe Weiſe zu Pferde wie die Männer, und ich ſah Frauen bei vorgeſchrittener Schwangerſchaft reiten, ohne daß es einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Zuſtand gehabt hätte. Es ſcheint hiernach ein Vorurtheil, daß die einſeitige Reitmethode für Frauen nothwendig ſei; ſie iſt auch nur für kleinere Luxusritte anwendbar, bei größern Reiſen aber für Frau wie Pferd gleich unpraktiſch, weil weder das nothwendige Gleichgewicht noch die richtige Vertheilung der Laſt mit ihr erreicht werden kann. Dem Perſer gilt es als Regel, daß die zeitweilige Ueberbürdung eines Thieres dieſem durchaus nicht ſchade, wenn es nur auf beiden Seiten gleichmäßig beladen iſt, daß jedoch ſchon eine geringe Belaſtung, wenn ungleich vertheilt, es zu Grunde richte.

Für eine weite Reiſe bereitet der Perſer ſich und ſeine Thiere vor, indem er mehrere Tage vorher kleinere Uebungsritte mit ihnen unternimmt, um ſich und ſeine Thiere, mit Beobachtung der nothwendigen Uebergänge, aus dem Zuſtand der Roheit — wie er ſich ausdrückt — herauszubringen. In derſelben Abſicht legt er am erſten Reiſetag nur eine kleine Strecke zurück und beginnt ſtets den Weg, welche Eile er auch haben mag, im langſamen Schritt; erſt allmählich, wenn Reiter und Roß warm geworden, treibt er es zu raſcherm Laufe an. Es iſt eigenthümlich, daß die Pferde aus Gewohnheit und Inſtinct dieſelben Regeln befolgen; aus Stall geführt, geht das edelſte Araberroß den erſten Weges ganz langſam, ſodaß der Unkundige

versucht ist, es für faul zu halten; doch allmählich beschleunigt es den Schritt immer mehr, zumeist gegen das Endziel, wenn es den Weg schon einmal zurücklegte und die Station kennt. Er macht mit seinem Pferde keine Reiterkünste, sondern überläßt es fast immer sich selbst und dem gewöhnlichen Schritt. Ein Pferd, das sich bäumt und viel Muth, besonders zu Anfang des Wegs, zeigt, verschmäht er für die Reise, weil er behauptet, daß es sich bald erschöpft, die Mühen der Reise nicht aushält und auch die Kräfte des Reiters zu sehr in Anspruch nimmt. Als erstes Erforderniß eines edeln Pferdes betrachtet er Ruhe und Folgsamkeit.

Wenn er oder sein Roß bei der Bewegung leicht in Schweiß gerathen, gilt ihm dies als Zeichen, daß beide noch nicht genugsam für eine anhaltende Reise vorbereitet sind. Ungern hält er unterwegs an; er reitet am liebsten in einem Zug bis zu dem vorgesteckten Ziele. Wird sein Thier bei erhitztem Leibe durstig, so läßt er es zwar, an einer Quelle angelangt, trinken, setzt es aber darauf in anhaltende Bewegung, damit es, wie er sich ausdrückt, „das Wasser ausschwitze" und ihm der Trunk nicht schade. Für sich selbst nimmt er einen gefüllten Wasserkrug mit, um nicht genöthigt zu sein, unterwegs mit den verschiedenen Brackwässern seinen Durst zu stillen. Vor starken Strapazen, besonders bei Kurierritten, genießt er nur leichte Kost. Er kleidet sich nie zu leicht und hält für jeden Temperaturwechsel passende Kleider in Bereitschaft. Sein Sattel muß oben wie unten gehörig ausgepolstert sein; er spottet über die sogenannten englischen Sättel. Es darf dies keineswegs als Weichlichkeit angesehen werden, sondern es entspricht der Zweckmäßigkeit und dem natürlichen Bedürfniß. Er reitet nicht absichtlich seiner Begleitung vor, noch bleibt er zurück, weil er sich nicht einzeln den mannichfachen Fährlichkeiten der Reise aussetzen will, auch die Pferde in Gesellschaft besser Schritt

[illegible] Sonnen angekommen, dann er in immer langsamer werdendem Schritt sein Thier längere Zeit reiten, bis der Schweiß völlig abgetrocknet ist. Auch löst er ihm nicht sogleich Sattel und Decken, sondern erst nach Verlauf einiger Stunden, weil sonst leicht Aufschürfung und Satteldruck oder Gelenkentzündungen entstehen. Ebenso legt er selbst nicht früher die Reisekleider ab, als bis er sich vollständig abgekühlt hat. Er reitet mein nachts, nie niemals mittags, um während des Tags sich und sein Thier pflegen zu können und die übeln Folgen der Sonnenhitze zu meiden. In diesem Punkt sündigt sehr häufig der Europäer, der seine Nachtruhe nicht opfern mag. Da die Hitze in freier Luft nicht so drückend erscheint, als man nach dem Thermometerstande voraussetzen sollte, schreibt er die Vernicht der Landesbewohner ihrer Indolenz zu und will zeigen, daß er, obwol unter einem kalten Himmelsstrich geboren, doch mehr als jene auszuhalten vermöge. Fieber, Ruhr und Sonnenstich sind nicht selten die Folge seines Dünkels. Ueberhaupt kann man häufig das Phänomen beobachten, daß nordische Ankömmlinge in den ersten Jahren die Hitze weniger empfinden als die Eingeborenen und als sie selbst in der spätern Zeit ihres Aufenthalts, wo ihnen dieselbe unerträglich wird, bis ein vieljähriges Verweilen sie hierin mit den Eingeborenen gleichstellt. Die Ursache scheint in der mitgebrachten Energie und Resistenz zu liegen, welche sich endlich erschöpfen und größerer Abspannung Platz machen.

Bei dem Mangel an Herbergen und gebahnten Straßen wäre es zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit der Perser sich nach den oft dreißig bis vierzig Tagreisen entfernten Provinzen und Wallfahrtsorten auf den Weg begibt, wüßte man nicht, daß er den Werth der Zeit zu wenig schätzt und daß er zu sehr an das Nomadenleben gewöhnt ist, um vor den

Beschwerden dieser Art des Fortkommens zurückzuschrecken. Die Zwecke seiner Reisen sind Geschäfte am Hofe, Handelsangelegenheiten, Wallfahrten u. s. w. Selbst Derwische reiten, um anständiger ihren Bettel zu holen.*)

Besonders anstrengend für den nicht daran Gewöhnten sind die **Kurierritte** (tschāpāri), wobei mit unterlegten Pferden an 18—24 deutsche Meilen des Tags gemacht werden. Da die Postpferde fast immer schlecht sind, so ist man gezwungen, sie fortwährend durch Schenkelbewegung und Hiebe mit einer langen Peitsche anzutreiben. Den ersten Tag ist der ganze Leib wie gebrochen; läßt man sich aber dadurch verleiten, einen Tag zu rasten, so verläuft der dritte Tag desto ärger, und dann ist kaum mehr an ein Fortkommen zu denken. Man muß daher trotz der Müdigkeit sich weiter tragen lassen, bis endlich der Körper sich an die Anstrengung gewöhnt. Der Perser beobachtet auch hierbei die Regel, den ersten Tag nur einen mäßigen Ritt zu machen, und erst in den folgenden Tagen die Reise zu beschleunigen. Ich selbst ritt einmal in einem Zuge von Teheran nach Kaswin, etwa 22 Meilen; dort angekommen, mußte ich aber vom Pferde gehoben werden und, trotz des guten Willens weiter zu reisen, einen Rasttag und später langsamere Ritte machen. Nothwendig ist bei solchen Parforcetouren, daß man vorher wenig und nur leichte Nahrung, wie Eier, Milch, Thee und Butter zu sich nehme und diese Diät mehrere Tage fortsetze. Der Kurierritt geht so rasch, daß man von dem nördlichen Ende Persiens, von Chui, bis Bushir nur zehn bis elf Tage braucht. Allein wie strapaziös auch diese Art zu reisen ist, theilt sie doch andererseits nicht die Fährlichkeiten und Plackereien einer Karavanenreise, namentlich ist man

*) Auch in Italien fand ich berittene Bettler, in Venedig sogar Bettler mit eigener Gondel.

weniger Krankheiten und Fiebern ausgesetzt; sie kann daher dem Europäer, welcher keine andern Zwecke als die des möglichst schnellen Ankommens an seinem Reiseziele hat, sehr empfohlen werden.

Auch fast alle seine Wege in der Stadt macht der Perser zu Pferde ab, und allerdings würde bei dem bodenlosen Koth im Winter und der drückenden Hitze im Sommer das Gehen sehr beschwerlich sein. Der Anstand verlangt, daß er äußerst langsam und begleitet von einem zahlreichen zu Fuße folgenden Dienertroß durch die Straßen reite. Sobald er aber die Stadt verläßt und etwa in ein nahes Dorf sich begibt, sind auch die Diener beritten, und der Zug setzt sich in raschere Bewegung.

Kehrt der junge Perser heiter aus einem lustigen Kreise zurück, so liebt er es, wenn er einen muntern Gaul unter sich fühlt, das altparthische Manöver auszuführen. Im rasenden Galop dahinsausend, erhebt er sich plötzlich im Bügel, wendet sich rückwärts, drückt sein Gewehr gegen einen fingirten Feind ab, und sprengt im raschesten Laufe weiter; oder er macht schnelle Spiraltouren, wirft während derselben seinen Stock vor sich hin und fängt ihn beim Zurückprallen von der Erde wieder auf (dscherid); oder er senkt sich im raschen Ritt gegen den Bauch des Pferdes; oder endlich er galopirt auf einen tiefen Graben oder Abgrund zu und hält, am Rande angekommen, mit jähem Ruck plötzlich das Pferd an, sodaß es straff auf die Hinterfüße zurückprallt. Diese kühnen Uebungen, da sie oft von unberufenen Knechten mit ihrer Obhut anvertrauten Thieren ausgeführt werden, sind die Veranlassung, daß fast alle Pferde an Erschlaffung der Gelenke und am Spat leiden.

Außer diesen Exercitien zu Pferde sind die wichtigsten körperlichen Uebungen die Jagd (schikār) und die Gymnastik (werzesch).

B. Jagd.

Die Jagd ist im ganzen Lande jedermann gestattet, mit Ausnahme einiger königlichen Reviere in der Nähe der Hauptstadt, wo Jagdwächter aufgestellt sind, die nur gegen Bestechung dort Jäger zulassen. Allein bei den ausgedehnten, von hohen Bergen umschlossenen Ebenen, der dünnen Bevölkerung des Landes und der geringen Bewaffnung ist trotz aller Jagdfreiheit das Wild ziemlich häufig, besonders in einiger Entfernung von der Hauptstadt. Dazu trägt noch bei, daß gute Schießwaffen wegen der theuern Preise dem Volke wenig zugänglich sind, daß Wildfleisch, weil alles Fleisch frisch genossen wird, nicht besonders geschätzt ist und ihm das der Hausthiere unbedingt vorgezogen wird — so findet z. B. das Fleisch der vom Schah in dem königligen Park erlegten Hirsche, das jedem, der davon holen will, verabreicht wird, kaum in den besten Stücken Abnehmer —; ferner, daß man die Felle der jagdbaren Thiere, mit Ausnahme jener des wilden Esels und des Argalischafes, nicht zu gerben versteht, daher sie fast als werthlos weggeworfen werden. Die unermeßlichen Ebenen machen auch das Verfolgen des Wildes nur mit ausgezeichneten Pferden und arabischen Hunden (tāzi) möglich, denn das meiste Hochwild stellt Wachen aus, die bei Annäherung von Menschen warnen. Endlich verursacht die Jagd bedeutende Kosten, sodaß nur reiche Leute diesem Vergnügen nachgehen können. Manche Gegenden sind daher vom Wild sehr belästigt, indem es die Cultur des Bodens und der Gärten beeinträchtigt. So leidet z. B. in dem Kesselthal Seid Ismail, auf dem Wege nach Schiraz, der Weinstock durch die vielen Bären und Füchse, und es müssen eigene Wächter zum Verscheuchen des Wildes gehalten werden.

Als Jagdgewehr bedient sich der Perser selten der ein-

heimiſchen, vortrefflichen Flinten mit damascener Läufen (tufenk-e-dschāheri), weil ſie zu ſchwer und koſtſpielig, außerdem auf Feuerſtein eingerichtet ſind, ſondern der europäiſchen, die man engliſche (tufenk-e-inglis) nennt.

Zur gewöhnlichen Jagd braucht man einige berittene Bediente, die das Wild zutreiben, und arabiſche Hunde (tāzi), welche es verfolgen. Letztere laufen ſo vorzüglich, daß ihnen ſelten ein Haſe entwiſcht, es ſei denn, was allerdings in den Ebenen häufig geſchieht, daß er ſich in die Löcher der Waſſerleitungen flüchtet. Sie ſind auch die einzige Hundevarietät, welche der Perſer pflegt und im Winter mit einer Decke zum Schutz gegen die Kälte verſieht, während er alle andern als unrein zu berühren ſcheut.

Bei größern Jagden bedient man ſich auch der **Falken** (bāz, gutsch), vorzüglich zum Jagen von Geflügel, ſeltener von Gazellen. Die Falkenjagd beſteht, ähnlich wie bei uns im Mittelalter, noch in ziemlicher Ausdehnung; es gibt ganze Abhandlungen (bāz-nāmeh) über Pflege und Dreſſur der Falken. Ihre Zucht iſt jedoch ſehr koſtſpielig, denn der Falke verlangt ſorgſame Pflege, einen eigenen berittenen Diener, der ſtets ſeiner Richtung folgt und ihn vom Verzehren des gefangenen Wildes abhält, da man es nicht verſteht, ihn ſo abzurichten, daß er die Beute verſchont und dem Herrn überläßt; außerdem verirrt er ſich leicht, und es koſtet dann große Mühe, ihn wieder einzufangen, oder er wird von einem der großen Bergadler (karagusch) verſpeiſt. Es bietet ein eigenthümliches Schauſpiel, wenn der Falke, deſſen Anblick das ſanfte Rebhuhn dermaßen in Schrecken ſetzt, daß es ſich wehrlos den Krallen des Todfeindes überliefert, nun ſelbſt ſeinen Meiſter findet; der kühne Aar ſchwebt majeſtätiſch in der Höhe und ſchießt plötzlich auf ſein Opfer herab, das, vor Angſt kaum mehr die Flügel regend, ſeine ſichere Beute wird. Alles das, beſonders aber der

Kostenpunkt, da Unterhaltung und Bedienung eines Falken jährlich wenigstens 100 Dukaten kosten, ist Ursache, daß die Falkenjagd immer mehr in Abnahme kommt. Doch gehört es noch zum guten Ton, daß man sich einen Falken hält, der im Hof auf einem silbernen Postamente sitzt, und einen Jäger dazu, welcher ihn stets mit frischem Geflügelwild zu versorgen hat. Die besten Falkenzüchter sind aus dem Stamme der Zergeri, welche ihre Abkunft von den zurückgebliebenen Macedoniern ableiten.

Der jetztregierende Schah ist ein passionirter Jagdliebhaber; er unternimmt häufig Ausflüge in die Ebene von Teheran und Rages, wo er, unfern von den Ruinen letzterer Stadt, auf einem Hügel (däschän tæppe) ein kleines Jagdschloß besitzt. Doch hat hier infolge der öftern Besuche die Menge des Wildes sehr abgenommen; die Ausbeute beschränkt sich zumeist auf einige Hasen, rothe Rebhühner (linotte), hier und da auf eine Gazelle; einmal wurde eine Hyäne und eine wilde Katze, mehrmals Füchse und Schakale erlegt. Entferntere Jagdreviere befinden sich im schönen Bezirk Kent, im grasreichen Laarthal und am nördlichen Abhang des Elburz in Laro-Scheristanek.

Die wichtigste Hofjagd findet einmal im Jahre gegen Ende des Monats December im Thal des Dschedscherudflusses statt, wo ebenfalls ein kleines Jagdschloß (schikärgäh, auch næchtschir) steht. Am bestimmten Tag werden früh einige Kanonenschüsse als Signal abgefeuert, worauf die Auswanderung der halben Einwohnerschaft beginnt; denn nicht allein die jagdlustige Welt, sondern auch alle Minister und Staatssecretäre, alle Beamten, hohen Militärs, Prinzen und Chane ziehen mit ins Jagdlager des Königs. Dort sind längs des Flusses Zelte für sie errichtet, welche weit die Ebene bedecken und von der Ferne den Anblick einer Stadt aus Leinwand gewähren. Wegen der vorgerückten Jahreszeit

haben die Großen, die Prinzen und Chane, außer den Leinwandzelten noch kleine, kuppelartige, dichtschließende und mit Filz bedeckte Zelte (alutschek), die mittels Kohlenbecken (mængal) und des Kursi geheizt werden. Die niedere Klasse, die Diener und die Soldaten, begnügen sich, frischgefällte Tamariskensträucher vor den Zelten zu verbrennen. Der Rauch des Tamarix soll übrigens nach persischem Glauben den Augen wohlthätig sein.

In der nächst der Burg zu Teheran gelegenen Gasse versammeln sich die königlichen Diener und der Hofstaat, um dem Schah das Geleit zu geben. Der König erscheint und besteigt ein prächtig gezäumtes arabisches Roß. Zu seiner Seite schreiten die Läufer in ihrer Phantasietracht, der Polizeimeister, die Staatssecretäre mit der Tiara und dem Scharlachgewand. Hofdiener, mit langen Ruthen versehen, rufen „Beru beri beru!" (Weicht aus!) und treiben das müßig zuschauende Volk in die seitlichen Straßen, während einige von ihnen die platten Dächer besteigen, um auf etwa böswillige Individuen zu fahnden. Hinterdrein reitet der Troß von Kämmerlingen, Kammerdienern und allen, welche für den Mundvorrath der Majestät zu sorgen haben. So bewegt sich der Zug bis zum Stadtthor. Der Schah schaut furchtsam um sich her, denn seit dem Attentat von 1852 sieht er jeden Fremdling mit argwöhnischen Blicken an und erlaubt niemand, den er nicht persönlich kennt, sich ihm auf Schußweite zu nahen.

Vor dem Thor erwartet ihn ein Galawagen, dem 500 mit Flinten bewaffnete Diener zu Pferde (gulām-e-schahi) unter Anführung des serke-schiktschi baschi (Oberster der Leibwache) und des jessâûl baschi vorausreiten, an ihrer Spitze die königliche Standarte tragend, eine lange, mit rothem Tuch überzogene und oben mit einer goldenen Hand gekrönte Stange. Einige Stunden früher rückten bereits

ein Regiment Infanterie und eine Compagnie Artillerie zur Bewachung des königlichen Lagers aus, weil in frühern Zeiten das Lager mehrmals nachts von einem feindlichen Stamm überfallen wurde. Der König fährt rasch, und die Berittenen begleiten den Wagen in leichtem Galop; nur zwei Läufer, einen kleinen, vergoldeten Stab in der Hand haltend, machen den Weg zu Fuß mit. Nach etwa zwei Stunden langt der Zug beim Jagdschloß an; der König wird von dem Chef der Läufer (schatir bäschi) aus dem Wagen gehoben und begibt sich in die Zimmer, deren Teppiche er mit Süßigkeiten, die zu seinem Empfang hingesetzt wurden, bedeckt findet.

Der Aufenthalt am Jagdplatze dauert durchschnittlich bis sieben Tage, während welcher diejenigen, die nicht mit einem kostspieligen Filzzelte versehen sind, in offenen Zelten, oft bei Schnee und Unwetter, campiren müssen, ebenso bleiben die Reit- und Lastthiere unter freiem Himmel; genug, man lebt im Bivuak und empfindet alle Unannehmlichkeiten desselben. Jeden Morgen wird das Zeichen mit der Kanone gegeben. Die Begleitung des Königs, die Leibgarde und alle Bedienstete, sammeln sich und erwarten ihn zu Pferde. Ihnen folgt der Troß der Leibdiener und Leibjäger (tufenktschi) mit den Falken und einer zahlreichen Hundemeute. Dann schließen sich die Prinzen und Chane an, gewöhnlich auch einige Poeten, welche beim Frühstück ihre neuen Geistesproducte vortragen. Der Schah, fest im Sattel sitzend, sprengt mit seinem ausgezeichneten arabischen Rosse in vollem Laufe bergauf bergab, sodaß die Begleitung ihm sehr schwer zu folgen vermag. In Bezug hierauf sagte der Großvezier Sader Azam, als er eingeladen wurde, den Schah zu begleiten: „Seine Majestät möge eine Ziege zu Ihrem ersten Minister machen.“ Am bestimmten Jagdplatz haben bereits vorher zahlreich ausgestellte Treiber und

Soldaten die dominirenden Hügel besetzt; sie treiben nun dem König das Wild zu, damit er es mit gesegneter Hand erlege. Rennt ein Argali oder eine wilde Ziege vorüber, so wird von mehrern Schützen aus seiner Umgebung zugleich darauf geschossen. Natürlich ist es immer die Kugel des Schah, welche das Wild erlegte.

Ich war Zeuge einer Scene, die von den sonderbaren Schmeicheleien, womit man den Schah bei solchen Gelegenheiten überhäuft, einen Begriff geben mag. Im Jahre 1856 befanden wir uns am äußersten Ende des beschriebenen Jagdreviers. Auf einem isolirten Hügel war ein kleines, prächtig decorirtes Zelt aufgeschlagen, worin der König das Frühstück einnahm; vor dem Hügel gähnte ein mehrere Klafter breiter Abgrund, auf dessen Boden ein Bach dahinrauschte; jenseit des Baches stieg eine Felswand jäh und schroff empor. Plötzlich erscholl der Ruf, ein Argali habe sich ins Lager verirrt. Das arme Thier war von einem Wolf gehetzt worden, der bei Ansicht des Lagers umkehrte, und flüchtete in seiner Angst auf den Punkt zu, wo es das mindeste Gedränge wahrnahm, auf den Hügel mit dem königlichen Zelte. Rasch ergriff der Schah eine Flinte, ich und einige Leibjäger folgten ihm. Er war kaum zwanzig Schritt von dem Wild entfernt, dem nur die Wahl blieb, entweder in verzweifeltem Kampf sich gegen seinen Angreifer zu wenden oder in den Abgrund hinabzustürzen. Der Moment war kritisch, und der König in augenscheinlicher Gefahr. Allein in diesem entscheidenden Augenblick zog das Thier die Füße wie in einen Knäuel zusammen und sprang mit mächtigem Satz auf einen hervorragenden Punkt des gegenüberliegenden Felsens zu. Noch ehe es sein Ziel erreichen konnte, fielen mehrere Schüsse; das Thier rollte tödlich getroffen in den Abgrund; es war ein prächtiger Widder mit sechzehn Jahresringen. In dem allgemeinen Jubel be-

hauptete die Umgebung des Königs, ein solcher Sprung liege im Bereich der Unmöglichkeit, lediglich die Kugel des Schah habe durch die vis a tergo den Widder hinabgeschleudert!! — Der König gab Befehl, den Wolf nicht zu verfolgen, weil er ihm ein so kostbares Wild zugetrieben.

Auf Geflügel schießt der König in der Regel allein; obwol etwas kurzsichtig, ist er doch, wie fast alle Perser, ein guter Schütze. Jedes Rebhuhn, worauf er zielte, wird ihm, wenn er es auch nicht getroffen, von der Begleitung gebracht, denn es ziemt sich nicht, daß der Schah einen Fehlschuß gethan. Zu diesem Zweck führt das Gefolge frischgeschossene Rebhühner in den Jagdtaschen, welche in erlaubter Täuschung als von königlicher Hand erlegt producirt werden. Einmal versah sich jedoch ein Jäger und brachte ein Rebhuhn als frischgeschossen, dessen Federn sich bereits lösten und das an den Seiten schon grünlich angelaufen war.

Das erlegte Wild wird täglich sofort durch Expressen an die verschiedenen Würdenträger im Lager und in der Stadt, auch an die europäischen Gesandtschaften geschickt, begleitet von einem Schreiben des Haushofmeisters, worin sämmtliche Stücke als von königlicher Hand erlegt bezeichnet werden. Diese Zusendung gilt als ein Zeichen besonderer Gunst und für hohe Ehre, die Unterlassung für einen Beweis der königlichen Ungnade. Der Ueberbringer erhält für die Spende zwischen 5—20 Dukaten. Dem europäischen Leibarzt fallen alle Hasen zu, welches Geschenk ihm einen hübschen Theil seines Gehalts kostet. Uebrigens reicht bei dem durch diese Sitte veranlaßten großen Bedarf das an einem Tage erbeutete Wild nicht aus, sondern es werden aus der ganzen Umgegend Massen in das königliche Lager gebracht, weshalb man um diese Zeit kein Stück Wildpret in den städtischen Bazars zum Verkaufe vorräthig findet.

Ist die Ausbeute eines Tags schlecht gewesen, und der

Schah deshalb mismuthig, so wird eine Jagd improvisirt. Man gibt vor, auf einem steilen Hügel einen Leoparden gesehen zu haben. Von allen Seiten werden Jäger ausgeschickt; der König bewaffnet sich von Kopf bis Fuß; er strotzt von Dolchen und Revolvern. In seiner unmittelbaren Nähe halten Leibjäger mit Spitzkugeln geladene Flinten bereit; man sucht ganze Stunden, der Schah prüft jeden Fels; endlich heißt es, der Leopard sei in einem entfernten Revier gesehen worden, und es sei ihm gelungen, durchzubrechen. Tausend Flüche, wie peder suchte pelenk (Leopard, dessen Vater Giaur), folgen dem Phantasiethier nach. Doch der Zweck ist erreicht: der König wurde in Emotion und Spannung versetzt.

Oder es wird eine eingefangene oder zahme Gazelle auf den Jagdplatz getrieben und als vorgebliches Wild gejagt. Ich sah einmal, wie ein solches zahmes wildes Thier, das sich sehr ungelegen voll Anhänglichkeit an seinen Herrn schmiegte, nur durch heftige Streiche von demselben getrennt werden konnte.

Abends vertreibt sich der König die Zeit mit Schach- oder Kartenspiel; die Prinzen und Granden werden dazu geladen und ihnen zugleich die Summen vorgeschrieben, welche sie mitzubringen haben. Natürlich begünstigt das Glück immer den König; den Gewinn vertheilt er unter die Dienerschaft.

Gegen Ende der Jagd, gewöhnlich am fünften Tage, pflegt man zwei brünstige männliche Kamele zum Kampf vorzuführen. Diese sonst so sanften Thiere werden wüthend (mæst) gemacht, der Schaum quillt ihnen aus dem Munde, die kleinen Augen funkeln, und sie erspähen, ein häßliches Gebrüll ausstoßend, den Augenblick, wo sie sich mit dem langen Halse umwinden können. Dann suchen sie sich gegen-

seitig niederzudrücken, und lassen nicht eher vom Kampf ab, als bis sie durch Gewalt auseinandergebracht werden.

Nach beendigter Jagd kehrt der König mit demselben Pomp zurück, mit dem er ausgezogen; die Astrologen bestimmen die Stunde und das Stadtthor, durch welches er passiren muß; die Stadtbehörden gehen ihm eine halbe Meile entgegen, und er empfängt die üblichen Geschenke und Süßigkeiten.

Als jagdbare wilde Thiere kommen zur Zeit in Persien vor:

die Hyäne (kæfter), ziemlich häufig in der Nähe der Hauptstadt und wenig gefürchtet, weil sie niemals Menschen angreift;

der Wolf (gurk), das gefährlichste Raubthier, selbst den Löwen und Tiger nicht ausgenommen, häufig in allen Gegenden des Landes;

der Schakal (schægāl), wol das verbreitetste Thier in ganz Persien, das sogar in den Städten, wie in Teheran, Ispahan u. s. w., nachts sein widerliches Geheul vernehmen läßt;

der Fuchs (rubāh) und der Marder (dalleh), ebenfalls häufig und den Hühnerställen sehr gefährlich;

der Tiger (baber), nicht selten in den Wäldern Masanderans, soll jedoch die Kinder, welche daselbst das Vieh hüten, beinahe nie angreifen;

der Gepard (jus pelenk), früher zu Jagden abgerichtet, ebenfalls in den Wäldern Masanderans;

der Luchs desgleichen;

der Löwe (schir) ohne Mähne, in Arabistan und in dem Gebiete am Persischen Meerbusen;

der Leopard (pelenk), ebendaselbst häufig, einzeln auch an andern Orten auf Hügeln im Tafellande;

der Bär (chirs), auf den Bergen des Elburz, Elwend u. s. w., ziemlich klein, schmutzigbraun, wird häufig

eingefangen und von den Schirazern zur Volksergötzung im Lande herumgeführt. Endlich werden

die Fischotter (sekmāhi) und der Biber (dschundebidester) hier und da erlegt und verwerthet.

C. Gymnastik.

In den persischen Städten wird viel Gymnastik getrieben, sowol des Vergnügens halber als zu Heilzwecken, und es gibt eigene öffentliche wie Privatanstalten dafür. Erstere bestehen in einer mäßig großen Arena, worin ein octogoner, etwa 7 Fuß vertiefter Raum sich befindet, dessen Boden elastisch ist, indem man ihn 2 Fuß hoch mit dürrem Reisig bedeckt und einen Filzteppich darüber spannt. Rings um die Vertiefung sind Bänke angebracht zum An- und Auskleiden, und eine katheder artige Erhöhung für den Trommelschläger, der den Takt angibt. Der Eintritt ist für ein kleines Entgeld gestattet; den Unterricht ertheilt ein alter, erfahrener Ringer (pahlewān). Hier werden die Pahlewans (Vorturner, Turnlehrer) ausgebildet; sie erhalten nach erlangter Fertigkeit leicht eine Bedienstung in großen Häusern, wo sie jungen Männern, die eine gewisse Geschmeidigkeit und Kraft der Glieder sich aneignen wollen, Privatunterricht ertheilen. Am häufigsten werden sie jedoch von Personen besucht, denen Leibesübungen (mæschk) als Mittel gegen allgemeine Schwäche nach erschöpfenden Krankheiten, gegen schwere Verdauung, Constipation, und besonders gegen Milzanschoppungen infolge von Wechselfieber und Hämorrhoidalleiden verordnet sind. Und in der That sah ich von diesen Uebungen oft die schönsten Erfolge, wie sie durch den Gebrauch von Medicamenten nicht erzielt werden konnten. Auf ärztlichen Rath steigen ernste Leute von vorgerücktem Alter, oft weit über funfzig Jahre, mit Turban und grauem Bart — falls er nicht gefärbt ist — in die

Arena, um sich dort mit einigen Schalken zu balgen und herumzutummeln. Da sich indeß viel liederliches und lustiges Volk in diesen öffentlichen Anstalten einfindet, so werden sie von jungen Leuten aus guten Häusern nicht besucht; man zieht es vor, im eigenen Hause ein Zimmer zum Turnen einzurichten und daselbst unter Anleitung eines Lehrers die Uebungen vorzunehmen. Auch der Schah, welchem ich das Turnen wegen häufiger Indigestion verordnete, übte sich jeden Morgen nach dem Bade, und hat in allen seinen Landhäusern besondere Turnzimmer.

In der Arena angelangt, entledigt sich der Turner seiner Kleidung und zieht nur eine steife, lederne Hose (tunnekeh) an, welche die zarten Theile beim Ringen vor Verletzungen schützt. Sobald er gehörig abgekühlt ist, begibt er sich in den vertieften Raum. Der Trommelschläger schlägt auf der Kesselpauke (tämbek) oder dem Tamburin den Takt, der Pahlewan beginnt den Reigen, die andern ahmen seine Bewegungen nach, deren Schnelligkeit immer zunimmt, bis eine kleine Pause eintritt und nach derselben zu einer andern Uebung geschritten wird.

Die persischen Turngeräthe sind sehr einfach. Von den Uebungen sah ich die folgenden am häufigsten:

Hüpf- und Stampfbewegung (päzæden). Alle Mitturnenden beugen den Arm im Elnbogen, sodaß die Vorderarme parallel mit der Achse des Körpers stehen, und hüpfen so, je zwei und zwei gegenüber, anfangs in langsamem, später in schnellerm Takt, bis die Anzahl der Bewegungen zwei- bis dreihundert erreicht hat. Oder man stellt sich gegen die Mauer des Octogons und stampft mit einem, im Knie und Hüftgelenk gebeugten Fuß eine Zeit lang die Mauer, dann mit dem andern Fuße abwechselnd.

Die Bewegung mit Keulen (mil). Man schwingt zwei hölzerne Keulen, jede im Gewicht von 10—20 Pfund,

in wirbelnden Bewegungen über dem Kopf; Geübtere werfen bald die eine bald die andere in die Höhe und fangen sie geschickt wieder auf. Diese Bewegung stärkt besonders die Arm- und Brustmuskeln, welche daher bei den renommirten Pahlewans von besonderer Mächtigkeit sind.

Bewegung mit Tafeln (seng). Man legt sich auf den Rücken, zieht die Schenkel etwas an, ergreift zwei schwere Holztafeln, jede von etwa 50—70 Pfund Gewicht, in deren Mitte ein Loch mit einem Querholz sich befindet, und bewegt dieselben über der Brust nach innen und außen hin und her. Diese schwierige, anstrengende Uebung nimmt nebst den Brust- und Bauchmuskeln auch jene des Rückens sehr in Anspruch.

Schwimmbewegung (schinā). Man legt sich dergestalt auf den Boden, daß man ihn nur mit den Zehen und Handtellern berührt, der übrige Körper aber freischwebt; dann beginnt man eine Bewegung, wo abwechselnd die Zehen oder die Hände den Stützpunkt abgeben und beim Vorwärtsschieben (sogenanntem Katzenbuckel) die Stirn immer ganz dicht über den Boden streift. Ich sah von Pahlewans diese anstrengende Uebung an achthundertmal hintereinander machen. Es sind die Rückenmuskeln und insbesondere die in der Lendengegend, welche vorzüglich dabei in Thätigkeit kommen.

Der Bogen (kebāde). Ein eiserner, an 40 Pfund schwerer Bogen, dessen Sehne eine eiserne Kette vertritt, wird abwechselnd gespannt und gelöst.

Das Ringen (kuschti), meist nur durch Ringer von Profession ausgeführt. Es kommt hierbei nicht blos auf Kraftentfaltung an, sondern auch auf richtige Anwendung der Kunstgriffe, mittels welcher der Gegner, ohne daß er es sich versieht, zu Boden geschleudert wird. Nur durch stete Uebung kann man sich die erforderliche Gewandtheit aneignen

und erhalten; der beste Ringer, wenn er einige Zeit die Uebung aussetzte, wagt nicht eher einen neuen Kampf, als bis er sich wieder mehrere Tage versucht und vorbereitet hat. Bekannt im ganzen Orient ist die von Saadi so vortrefflich erzählte Geschichte: „Ein Turnlehrer des Schah hatte einen besonders fähigen Schüler; er lehrte ihm 365 verschiedene Kniffe, wie der Gegner angefaßt und zu Boden geschleudert werden könne. Als der berühmte Pahlewan alt geworden, prahlte sein indessen kräftig herangewachsener Schüler, der Ruhm seines Lehrers sei eitel, er wolle ihn mit Leichtigkeit im Kampf bezwingen. Dem Schah kam die Rede zu Ohren, und er befahl, beide sollten miteinander in die Arena steigen. Der alte Meister, obgleich ihm sein Gegner an Kraft weit überlegen war, streckte denselben mittels eines dreihundertsechsundsechzigsten Kunstgriffs zu Boden, und auf dessen Klage, daß er ihn nicht in allen Kunstgriffen unterrichtet, erwiderte jener: «Allerdings war ich nicht so albern, mir gar nichts für meine alten Tage vorzubehalten. Womit ich dich heute bezwang, das war der vorbehaltene Schalttag.» Der Schah lobte die Vorsicht des Alten und gab ihm den Siegespreis, das Chalaat.“ Die Lehre, welche der Dichter daraus zieht, ist die, daß man seinen Kindern gegenüber nicht den letzten Griff aus der Hand geben solle.

Sind die Uebungen geendigt, so legt sich der Turner, ehe er die Kleider wieder anzieht, auf eine Bank und läßt sich so lange kneten, bis der Schweiß abgetrocknet ist.

Andere Leibesübungen werden nicht so systematisch betrieben. Zum Schwimmen bietet sich wegen Mangel an Flüssen und Bächen wenig Gelegenheit; doch gibt es viele Naturschwimmer, fast alle Pahlewans verstehen sich darauf.

Das Bogenspannen (tir-e-kæman) wird noch hier und da geübt; der Schah spannt vortrefflich den Bogen und

ſchnellt den Pfeil mit beſonderer Fertigkeit ab. In der Praxis wurde jedoch der Bogen überall durch Feuergewehre verdrängt. Auffallend iſt die große Anzahl alter Pfeilſpitzen, welche man bei den Ruinen aller großen Städte einſammeln kann; ſie deutet auf dort ſtattgefundene anhaltende Kämpfe.

Das Fechten ſieht der Perſer nicht als eine eigene Kunſt an. Er meint, daß es dazu nichts als einer gewiſſen Kraft und eines guten Säbels bedürfe, und da er beides zu beſitzen glaubt, ſo hält er ſich für den beſten Fechter (schemschiri), höchſtens räumt er den Afghanen einen Vorzug hierin ein. Eine eigenthümliche Art, die Güte eines Säbels zu prüfen, beſteht darin, daß man ein Schaf mit einem Hieb in die Lende in zwei Hälften zu ſpalten ſucht. Es erfordert dies nicht blos außerordentliche Kraft des Arms, ſondern auch große Gewandtheit, da der Hieb ſich in den Weichtheilen des Bauchs abſtumpft. Einſt befand ich mich bei einer kleinen Jagd in der Begleitung des Schah. Er war bei guter Laune, und als man ihm einen neuen Säbel von Schiraz brachte, ließ er fünf Schafe holen, um den Probehieb zu thun. An dreien mislang der Verſuch. Da wendete er ſich zu mir und ſagte: „Hækim, bezæn!“ (Hekim, haue ein!), indem er mir den Schemſchir reichte. Ich entſchuldigte mich mit meiner zu geringen Kraft; der Schah beharrte; endlich geſtand ich offen, daß ich kein Blut vergieße, worauf er ſcherzend antwortete: „Du vergießeſt ja genug Blut (auf meine Operationen deutend) und tödteſt ſogar Menſchen.“ Ich entgegnete jedoch: „Dies thue ich ſtets nur in Abſicht der Hülfe und Lebensrettung“, und ſchlug hiermit ſein Anſinnen rund ab.

Schießübungen (tir ændāzi) werden häufig auf den Landſitzen oder Spaziergängen angeſtellt. Zum Ziel nimmt man gewöhnlich eine in gewiſſer Entfernung hingeſetzte Tatarenmütze, die mit der Kugel umgeworfen werden ſoll. Oder

es wird mit aufgelegter Flinte nach einem Ei geschossen. Oder man wirft eine Münze in die Höhe und sucht sie im Fallen mit der Kugel zu treffen; in diesem Manöver wird oft Sehenswerthes geleistet.

Alles vorstehend Erzählte beweist, daß beim Perser die eigenthümlichsten Verhältnisse zwischen Ruhe und Bewegung obwalten. Nachdem er sich durch Umstände zu mehrjähriger Ruhe verurtheilt sah, während welcher Zeit er, um nicht Verdacht zu erregen, kaum einmal sein Haus zu verlassen wagte, an vierzehn Stunden des Tags schlief, und die andere Zeit im Harem müßig zubrachte, treibt ihn der Wechsel der Verhältnisse ins entgegengesetzte Extrem: er schläft nur fünf bis sechs Stunden, ist rastlos thätig in seinem Geschäft, unterzieht sich den anstrengendsten Strapazen, ist mit einem Wort unermüdlich, bis er, durch abermaligen Wechsel genöthigt, wieder in den alten Zustand zurückfällt. Aber was auch kommen mag, er nimmt alles mit Gleichmuth auf, denn „Allah ist groß und seine Verfügungen sind unergründlich."

VI.

Das Familien- und Geſchlechtsleben.

Ernährung und Pflege der Kinder. Beſchneidung. Vornamen. Unterricht im Anſtand. Frühes Heirathen. Ehen unter Verwandten. Die Menſtruation. Die Brüſte. Leichtigkeit des Heirathens. Die Akdi und die Sighe. Polygamie und Monogamie. Der Trauungsact. Das Hochzeitsfeſt. Die Jungfrauſchaft. Scheidungsgründe. Häufigkeit der Empfängniß. Sterblichkeit der Kinder. Abortus. Verhalten während der Schwangerſchaft. Die Entbindung. Körperbeſchaffenheit und Charakter der Perſerinnen. Aberglaube. Der Harem (der Arzt, Beſchäftigung und Behandlung der Frauen). Das patriarchaliſche Syſtem. Der Harem des Schah (Prinz Muzzafer eddin und ſein Bruder Kaſem Chan. Trauriges Los der königlichen Frauen). Aberrationen des Geſchlechtslebens.

Tscheschme chumār. *Hafis.*

Ἀλγήδονα ὀφθάλμων. *Plutarch.*

Wenn bei allen Völkern der Erde das Geſchlechtsleben eine mächtige Rolle ſpielt, ſo iſt dies um ſo mehr bei den Muſelmanen der Fall, welche daſſelbe als Vorſpiel und als Quelle der himmliſchen, im künftigen Daſein nie endenden Genüſſe betrachten.

Begreiflicherweiſe hält es im Orient äußerſt ſchwer, eine genaue Kenntniß und Einſicht in die hier einſchlagenden Verhältniſſe zu erlangen, und nur der Arzt iſt nach mehrjährigem Aufenthalt und anhaltender Beobachtung einiges

davon zu erforschen im Stande. Ebendeshalb dürfte die Mittheilung der Erfahrungen, welche ich in Persien über diesen Gegenstand gesammelt, von besonderm Interesse sein.

Das Kind (bætscheh) erhält in den ersten zwei Tagen keine andere Nahrung als etwas Butter; vom dritten Tag an wird es zwei volle Jahre hindurch von der Mutter, in Ausnahmefällen von der Amme gesäugt. In ganz seltenen Fällen, wenn die Mutter erkrankt und sich in der Eile keine Brust zum Säugen findet, wird es einige Tage lang mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt; von der eigentlichen künstlichen Ernährung der Kinder aber hat man glücklicherweise in Persien keinen Begriff; ich wurde mehrmals von dortigen Müttern über die Möglichkeit einer solchen befragt. Mein Zögling Mirza Abdul-Wahab, welcher sich seit mehrern Jahren in Paris aufhält, schreibt mir über dieses Thema: „On rapporte cependant, comme exemple dans la science, des enfants allaités par la chèvre qui ont survécu." Ist das Kind schwächlich, oder sind die Aeltern sehr besorgt und ängstlich wegen seines Gedeihens, so geschieht es sogar, daß es erst zu Ende des dritten Jahrs entwöhnt wird. Nicht selten hatte ich Gelegenheit, Kinder an der Mutterbrust zu sehen, welche zu gleicher Zeit ein tüchtiges Stück Melone in der Hand hielten und abwechselnd Milch oder Melone genossen. Als Ammen (dājeh)*) liebt man Nomadenweiber vom Lande. Der Pflegling bewahrt oft bis ins reife Alter eine liebevolle Pietät gegen die Amme, die ihn gesäugt, nimmt sie in ihren alten Tagen in sein Haus auf und betrachtet sie fast als eine zweite Mutter. Ehen zwischen zwei Personen, welche von derselben Amme gesäugt

*) Dājeh von duschiden (melken), slavisch dojit; von dieser Wurzel stammt dschter (Tochter) und dājeh (Amme).

wurden (hæmshireh, Milchgenoſſen), ſind geſetzlich verboten.

An Händen und Füßen ziemlich feſt gewickelt, wird das Kind in eine Wiege (gewähreh), zumeiſt jedoch in eine Hängematte gelegt, weil die Schwingungen der letztern anhaltender ſind und der Mutter längere Entfernung geſtatten. Zur Beförderung des Schlafs wird ihm häufig schærbete châsch châsch (Syrupus diacodii) gereicht; im zweiten Jahr erhält es nebenbei Reiskoſt, in ärmern Familien auch verſchiedene Früchte. Geht die Mutter oder die Amme aus, ſo trägt ſie das Kind auf dem Arme; reitet ſie aus, ſo hält ſie es vor ſich auf dem Sattel. Die Kinder gedeihen bei dieſer Lebensweiſe vortrefflich: ſie ſind fett, von guter Geſichtsfarbe und von auffallender Schönheit, denn ſie befinden ſich die meiſte Zeit in freier Luft im Hofe oder auf dem Dache des Hauſes; trotzdem werden gegen Ende des zweiten Jahrs, beſonders zur Zeit des Entwöhnens, viele von der Cholera ablactatorum (hayze) ergriffen, welcher die Befallenen nach acutem, meiſt jedoch chroniſchem Verlauf rettungslos unterliegen. Wenigſtens ein Drittheil ſämmtlicher Kinder in den Städten wird, beſonders während der Herbſtmonate, von dieſer Krankheit hinweggerafft; weder die zahlreichen Amulete, welche man ihnen gegen den böſen Blick anhängt, noch die ſchwarze Augenſchminke (surmeh), womit man zu demſelben Zweck ihre Lidränder beſtreicht, vermögen ſie vor dem furchtbaren Uebel zu ſchützen. Andere ſterben am Keuchhuſten oder an Steinleiden, wenn ein Steinchen in der Harnröhre ſtecken bleibt, oder an acuten Ausſchlägen. Auffallen muß es dabei, daß die Sterblichkeit der Knaben größer iſt als die der Mädchen. Dieſe Erſcheinung iſt ſo offenkundig, daß ſie in der allgemeinen Klage der Mütter, es ſei ſo ſchwer einen Knaben groß zu ziehen, ihren Ausdruck findet.

Die Zeit bis zum siebenten Jahre bringt das Kind in Gesellschaft der Mutter, der Mägde und Sklavinnen im Harem zu, und zwar meist mit Spielen unter freiem Himmel. Das Gemisch der sich tummelnden Kinder, verschieden an Alter, Geschlecht und Hautfarbe, und des zahlreichen Hausgeflügels macht auf den Besucher den Eindruck einer kleinen Menagerie. Nicht selten fällt ein Kind in das offene Bassin, welches die Mitte des Hofraums einnimmt, und kommt auch wol, wenn nicht Hülfe bei der Hand ist, darin um. Kinder der ärmern Klassen bewegen sich ohne alle Aufsicht vor den Häusern oder auf den Misthaufen in den engen Straßen; jedoch ist trotz der vielen Reiter ein Unglücksfall unerhört, denn das Pferd weicht selbst im schnellsten Lauf einem Kind, einem in der Mitte der Straße schlafenden Hund und einem Haufen Mistkäfer aus.*)

Die Kinder begleiten oft die Mutter in die öffentlichen Bäder, dort werden den Mädchen von der zartesten Kindheit an die Haare mit Henna gefärbt, den Knaben werden sie in der Mitte des Haupts abrasirt.

Um das dritte oder vierte Lebensjahr findet die Beschneidung (sunnet) statt; sie ist nicht wie bei den Juden an einen bestimmten Tag gebunden, sondern es genügt, daß sie bis zum dreizehnten Jahre vollzogen sei. Obwol diese Ceremonie streng genommen kein Dogma des Islam, sondern nur ein traditioneller Gebrauch (sunnet) ist, so wird sie doch immer geübt, ja das Volk, welches überall

*) Diese Mistkäfer findet man auf Karavanenwegen in großer Menge, jedes Thier weicht ihnen mit Scheu aus, daher sie trotz der frequenten Passage ungestört verweilen können. Ich machte mehrmals den Versuch, mein Pferd mit Gewalt darüber wegzuführen, doch es gelang mir nie. Der schlafende Hund findet es ebenfalls überflüssig, wegen eines anrennenden Pferdes den Ort zu wechseln, er überläßt das Ausweichen dem Pferde.

gern an Formeln hängt, hält sie für den wichtigsten Act bei der Bekehrung zum Islam. Die Operation wird durch Einzwängen des Präputiums in ein gespaltenes Rohr und Abtragen desselben mittels eines Rasirmessers vom Barbier (dalak) vollzogen. Sie unterscheidet sich von der der Juden dadurch, daß der zweite Act, nämlich das Einreißen des innern Blatts, bei den Persern wegbleibt. Die Blutstillung wird mittels styptischer Pulver bewirkt; die Application von Wasser ist streng verpönt. Unglücksfälle kamen mir, mit Ausnahme zweier Verletzungen der glans, nicht zur Kenntniß. Die Ceremonie ist zwar von einigen Festlichkeiten begleitet, man vertheilt Spenden unter die Armen, es werden Gäste geladen und mit Süßigkeiten bewirthet, der Operirte erhält ein neues Kleid; im ganzen jedoch entfaltet man kein solches Gepränge dabei wie in andern muselmanischen Ländern. Ueber die Beschneidung der Mädchen, wie sie nach Chardin's Berichten bei einigen Nomadenstämmen im Gebrauch sein soll, konnte ich trotz aller Nachfragen nichts constatiren.

Familiennamen kennen die Perser nicht, sondern nur Vornamen; diese sind theils arabischen, wie Ali, Hussein, theils persischen, wie Ferhad, Firuz, Schabas (Dionisios Sabasios), theils türkischen Ursprungs, wie Alair, Teimur u. s. w. Um Verwechselungen vorzubeugen, wird der Name des Stammorts, wie Ali Ispahani, oder des Stammes, wie Mahmud Kara Kuslu, beigefügt; oder man braucht charakteristische Beinamen, wie ketschdamägh (Schiefnase), kātir (Maulthier), benghi teriaki (Haschisch- oder Opiumesser) u. s. w.

Im siebenten Jahre verläßt der Knabe den Harem, um sich von nun an im Birun (Männergemach) zu bewegen. In den vornehmern Ständen erhält er einen Ludimagister (laleh), der ihn in den Regeln des Anstands (adab), im Lesen

und Schreiben, im Koran und im Verständniß der Nationaldichter unterrichtet. Vor allem wird ihm das Ceremoniell des äußern Benehmens eingeprägt. Er soll in Gegenwart von ältern Leuten sich ruhig verhalten, nicht kindische Fragen an sie richten, überhaupt nicht mitsprechen, sondern von Jugend auf eine altkluge Würde behaupten. In Abwesenheit oder nach dem Tode des Vaters sieht man oft schon den achtjährigen Sohn den Ehrenplatz als Chef der Familie einnehmen, die Eintretenden begrüßen, sie nach ihrem Befinden fragen und die Diener anweisen, Kaffee und Pfeifen für die Gäste herbeizubringen. Jener kindliche Muthwille, die Lebhaftigkeit, welche uns in Europa an Knaben jugendlichen Alters erfreut, wird bei der persischen Jugend, besonders in Gegenwart von Fremden, streng getadelt; man verbietet den Kindern jede rasche Bewegung und erzieht sie zu phlegmatischer Ruhe. Sind mehrere Kinder in der Familie, so wird entweder ein Lehrer (achun) ins Haus genommen, oder sie werden in die Schulzimmer (mæktæb) geschickt, deren sich fast in jedem Quartier der Stadt einige befinden. Die Mädchen empfangen mit den Knaben gemeinsamen Unterricht, doch läßt man sie nicht gern die öffentlichen Schulen besuchen; schon im achten Lebensjahr werden sie dem neugierigen Blick der Vorübergehenden entzogen. Schöngebildete Knaben armer Aeltern finden häufig im achten Jahre in Häusern reicher Leute Aufnahme, wo sie als Pagen (kulam-bætscheh) die kleinen Commissionen zwischen dem Männer- und Frauengemach vermitteln und sich allmählich zu Dienern heranbilden: ein Gebrauch, der leider nicht selten zur Demoralisation dieser armen Kinder führt.

Vom neunten Jahre ab gehen die Mädchen nur noch verschleiert aus. In den weniger bemittelten Familien trachtet man danach, sie schon in ihrem zehnten oder elften Jahre zu verheirathen; ja mir sind Fälle bekannt geworden, wo

nach erkauftem Dispens des Priesters die Verheirathung schon im siebenten Lebensjahre stattfand; in guten Häusern jedoch werden die Töchter erst im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren ausgestattet. Ein wohlgestaltetes Mädchen gilt ihren Aeltern als lebendiges Kapital; denn der die Tochter zur Frau begehrt, muß ihnen einen Kaufpreis (schir-e-buhā, d. i. Milchpreis) dafür zahlen, und außerdem der Braut, je nach ihrer körperlichen Schönheit und Entwickelung, ein bedeutendes Heirathsgut (mæhrieh) verschreiben. Der Cessionspreis erreicht bisweilen die Summe von 500 Dukaten. Daher verwenden die Aeltern auf Pflege, Nahrung und Kleidung der Mädchen alle mögliche Sorgfalt, sollten auch die übrigen Hausgenossen darben müssen; ist man doch der Heimzahlung aller ausgelegten Kosten ziemlich sicher. Bei einem körperlich schöngebildeten Mädchen wird selten nach Familie und Abstammung gefragt, sie kann die Frau eines Stammhaupts, des angesehensten Staatsbeamten, ja des Königs selbst werden, wie tägliche Beispiele beweisen.

Häufig werden schon Kinder in der Wiege füreinander bestimmt, besonders Cousin und Cousine; Familienheirathen bilden sogar die Regel. Wird dann später aus irgendwelchen Rücksichten das Mädchen ihrem Vetter versagt, so gilt dies als schwere Beleidigung und als Ursache zu Feindschaft und Fehde. Ich habe übrigens durchaus nicht entdecken können, daß die Ehen unter Verwandten nachtheilig auf die Progenitur einwirkten; die gezeugten Kinder waren sowol körperlich gesund und wohlgebildet als auch geistig aufgeweckt. Ueberhaupt kommen Misbildungen, Verkrümmungen und skrofulöse Leiden unter den dortigen Kindern auffallend selten vor. Auch die Beobachtung, die man in neuester Zeit gemacht haben will, nämlich das häufige Vorkommen taubstummer Kinder infolge ehelicher Verbindung unter Verwandten, bestätigt sich meines Wissens in Persien nicht; ich fand in den bessern

Klassen keine Taubstummen, mit Ausnahme eines Malers Rälasch Lal, dessen Kinder ebenfalls taubstumm sind. Eine aus der Familie angeheirathete Frau genießt die meiste Achtung im Harem; der Mann titulirt sie gewöhnlich Tochter des Oheims (dächter-e-amu), ein Titel, der Anspruch auf rücksichtsvolle Behandlung verleiht.

Wenn auch nicht die Heirathen in der Familie, so gelten doch die innerhalb desselben Stammes als Regel; der Affschare nimmt eine Frau aus dem Stamme der Affscharen, der Kaschkai aus dem der Kaschkais u. s. w. Ein Nomadenmädchen verschmäht die glänzendsten Anträge von Städtern, sie verheirathet sich nur in ihrem Tribus. So bleiben die Stämme und Familien ziemlich unvermischt; ihre Traditionen, ihr Charakter und besonders die Physiognomien erhalten sich stereotyper als bei andern Völkern. Man braucht nur ein Familienglied zu kennen, um die andern, wo man ihnen auch begegnet, als Verwandte herauszufinden; besonders ist die Aehnlichkeit zwischen Brüdern, selbst wenn sie von verschiedenen Müttern stammen, so augenfällig, wie ich sie nirgend sonst wahrgenommen; auch gilt es im Lande für ausgemacht, daß der Einfluß des Vaters hierbei ein weit größerer sei als jener der Mutter.

Gesetzlich soll das Mädchen erst nach erlangter voller Pubertät (bælugh) heirathen, d. h. mit sich einstellender Menstruation (hays) und wenn Scham- und Achselhaare zu keimen beginnen, ähnlich der mosaischen Vorschrift; doch hält man sich in den ärmern Klassen nicht streng daran gebunden, man sucht sein Kapital so schnell als möglich zu verwerthen, und der Dispens von einem Mula ist leicht erkauft. Es heirathen Mädchen mit noch unentwickelten Menstruen und ganz platter Brust, jedoch entwickelt sich beides in der Ehe sehr rasch. Wie mir versichert wurde, kommen Fälle von Schwangerschaft vor, ehe noch die Menstruation

sich eingestellt hat. Sie beginnt im nördlichen Persien erst gegen das dreizehnte Jahr, im südlichen jedoch schon gegen das neunte oder zehnte Jahr; in letzterm Alter auch bei Judenmädchen, welche trotz ihrer scheinbaren Anämie, infolge der gedrückten Lebensverhältnisse, früher menstruirt werden. Ueberhaupt scheint das frühere oder spätere Eintreten und Erlöschen der Menstruation mehr von der Rasse als vom Klima abzuhängen, und obwol sie durch ein kaltes, nördliches Klima verzögert werden kann, so verwischt sich doch in allen folgenden Generationen nicht der Einfluß der Rasse. Als Beleg hierfür dienen die Jüdinnen in Europa und die Negerinnen in Persien und den amerikanischen Colonien. In Schiraz sah ich Frauen von zwölf Mondjahren, welche bereits Mütter waren, während in Teheran selten eine Frau vor dem vierzehnten Jahre gebiert. Oft sind Weiber von 30 Jahren schon Großmütter; Töchter und Mütter kommen zugleich nieder. Dagegen hört die Menstruation durchschnittlich schon gegen das zwei- bis fünfunddreißigste Lebensjahr und damit auch die facultas generandi auf, zu welcher Zeit die demnach Involutionsperiode beginnt. Ausnahmen finden freilich hier und da statt; so sah ich eine Frau von 48 Jahren gebären, doch erregte dieser Fall in Teheran allgemeines Staunen. Die Scherifes (weibliche Seiiden, d. i. Abkömmlinge des Propheten, also arabischen Ursprungs) menstruiren und gebären länger als Vollblut-Perserinnen, was jedoch dort nicht dem Rassenunterschied zugeschrieben, sondern als Mirakel ausgelegt wird. Die Frauen im Orient controliren ihre Menstruen weit leichter als die Frauen in Europa, weil jene nach dem dort gebräuchlichen Kalender des Mondmonats zählen, sodaß sie genau den Mond-Tag ihrer Menstruation kennen. Dasselbe gilt auch von der Berechnung des Tags der Geburt, welche sich genau mit dem Tage der zehnten Menstruationsepoche einstellt. Bei jungen

Mädchen und Frauen sind die Menses regelmäßig; ausgeprägte Chlorose ist um diese Zeit selten; bei Frauen hingegen, welche von ihren Männern vernachlässigt werden, sowie bei Witwen und Getrennten treten öfters Störungen ein, indem die Periode antiponirt oder postponirt, oder das Blut nicht in gehöriger Menge und Qualität erscheint. Es zeigen sich dann Zeichen der Bleichsucht, und Empfängniß tritt nur ausnahmsweise noch ein. Durch Einlösung von Eisen und Empfehlung des Turnens gelang es mir sehr häufig, die Menstruation zu bessern, worauf wieder Empfängniß erfolgte, und ich erwarb mir dadurch einen guten Ruf in dieser Specialität. Die Dauer des Blutflusses ist im Durchschnitt fünf Tage, doch währt es sieben bis acht Tage, ehe die Frau das Bad besuchen kann und dem Mann wieder erlaubt ist. Es versteht sich von selbst, daß während dieser Zeit keine geschlechtliche Annäherung stattfinden darf. Bei den dortigen Juden ebenso wie bei ihren orthodoxen Glaubensgenossen in Europa beträgt die Frist zwölf bis vierzehn Tage.

Die Schamhaare werden dem Ritualgesetz gemäß durch ein Präparat von Auripigment (zernich) und Kalk entfernt; man nennt dies hädschebi keschiden, d. i. sich dem Gesetzlichen unterziehen; elegante Frauen aber rupfen sich die Haare aus, bis endlich der Nachwuchs von selbst aufhört. Auch Männer müssen dieselbe Vorschrift befolgen; ein Abweichen davon, sowie das Stehenlassen des Haars am Vorderhaupt, gilt als besonderes Zeichen der Emancipation vom Gesetz. Diese Bestimmung findet darin ihren Grund, weil zum Gebet und jeder religiösen Handlung, desgleichen nach jeder Excretion das Waschen der Genitalien geboten ist und die Haare eine genügende Reinigung nicht zulassen würden.

Die Brüste (pistān, mæmmè) entwickeln sich frühzeitig, gedeihen aber nur zur mittlern Größe und bleiben selbst

unter dieſer zurück, mit Ausnahme der Weiber vom armeniſchen Stamm, deren Brüſte weit ausgebildeter ſind. Schon nach einigen Entbindungen werden ſie ſchlapp, daher viele Frauen ſie durch Suspenſorien ſtützen. Sie ſecerniren jedoch viel Milch. Bei geſunden Müttern iſt der Fall, daß ihre Milch für den Säugling nicht hinreicht, äußerſt ſelten; vielmehr ſieht man als etwas ſehr Gewöhnliches, bei Erkrankung oder beim Tod der Mutter, eine Nachbarin das Säugungsgeſchäft mit übernehmen und zwei Kinder genügend ernähren; außerdem wird ein Theil der Milch zu Heilzwecken verwendet. Tritt bei einer zum erſten mal Gebärenden die Warze (hulmeh) nicht gehörig hervor, ſo werden, wie in der Türkei, junge Hunde (tule-sek) angelegt, deren es in den Bazars ſtets eine große Menge gibt. Daſſelbe findet auch bei Milchſtaſen ſtatt. Krankheiten der Bruſt, wie Bruſtentzündungen mit Eiterung, Schrunden der Warzen u. ſ. w. kommen in ſehr beſchränktem Maße vor, was wol darin ſeinen Grund haben mag, daß die Bruſt frei, ohne einengenden Schnürleib, nur leicht mit Flor bedeckt, getragen wird, und ſo die Empfindlichkeit gegen Erkältung und andere Witterungseinflüſſe ſich abſtumpft. Zu auffallender Größe entwickeln ſich oft die Bruſtdrüſen bei Eunuchen; ich kannte den berühmten gruſiſchen Eunuchen Cosruw-Chan, der im Alter von 75 Jahren noch enorm ausgebildete Brüſte hatte.

Die nicht ſpecifiſchen Krankheiten der weiblichen Genitalien kommen dem europäiſchen Arzt wenig zu Geſicht. Hebammen erzählten mir indeß auf Befragen, daß Scheidenvorfall nicht ſelten ſei. Skirrhus des Muttermundes fand ſich nur einmal, bei einer funfzigjährigen Armenerin, welche in frühern Jahren einen ausſchweifenden Lebenswandel geführt; ſie erlag ihrem Leiden. Da die Mädchen oft vor erlangter Pubertät verheirathet werden, hatte ich Dammriſſe auch außer infolge der Entbindung zu beobachten.

Im Orient ist es jedermann leicht gemacht zu heirathen. Bei dem geringen Bedarf an Wohnung und Kleidung, der Billigkeit der Lebensmittel, der Gunst des Klimas, bei dem Glauben an Fatum und Vorsehung nach dem Spruche des Dichters: „Der das Insekt ernährt, wird auch dem Kinde ein Stückchen Brot nicht vorenthalten", bei dem steten Glückswechsel endlich, welcher Erlangen und Verlieren von Vermögen rein dem Zufall anheimgibt, braucht den Orientalen die Sorge für Ernährung der Nachkommenschaft keine Scrupel zu verursachen. Von selbst versteht es sich, daß jedes Mädchen, sobald es ein bestimmtes Alter erreicht, heirathen muß, um so mehr als Vermögens- und Standesverhältnisse wenig in Betracht kommen. Auch die Leichtigkeit der Scheidung macht das Eingehen einer Ehe zu keiner so bedenklichen Sache wie in Europa. So ist es erklärlich, daß man die in civilisirten Ländern heutigen Tags so häufig vertretene Klasse der alten Jungfrauen und Hagestolze in Persien fast gar nicht kennt, und daß selten ein fehlerfreies Mädchen von gutem Ruf wegen etwaiger Prätensionen der Familie über das zwanzigste Jahr hinaus unverheirathet bleibt. Es ist mir nur ein Fall dieser Art bekannt geworden: die Prinzessin Fachere Dawle erreichte ledig (izäbeh) das siebzigste Jahr. Der Orientale begreift nicht, wie man bei vorhandener Möglichkeit, eine Frau zu nehmen, unverheirathet leben könne. Ich sah mehrmals, daß Töchter unbemittelter Aeltern, nachdem sie durch die Ehe in glückliche Vermögensverhältnisse gekommen waren, ihrem verwitweten Vater ein Weib verschafften oder dessen Harem zu ergänzen suchten.

Allgemein herrscht die Ansicht, daß Greise durch Verheirathung mit jungen Mädchen verjüngt werden, diese hingegen schnell altern (s. Erstes Buch der Könige, I, 1—3). Da der Mann seine zukünftige Frau vor der Trauung nicht zu sehen bekommt, den Mädchen aber ohnehin fast nie eine

Wahl gelaſſen wird, ſondern die Aeltern allein über ſie verfügen, ſo werden die meiſten Heirathen durch weibliche Anverwandte oder Unterhändlerinnen (delâleh) zu Stande gebracht. Eine ſolche begibt ſich zu dem heirathsluſtigen Mann, rühmt die körperlichen Vorzüge der ihm zugedachten Braut, gewöhnlich hervorhebend, daß ſie weiß ſei, große, offene Augen, ein rundes Geſicht (mâhru, Mondgeſicht), gewölbte Augenbrauen und eine Cypreſſengeſtalt habe. Weil die Perſerinnen faſt nie ſo blendendweiß ſind wie die Occidentalinnen, wird dieſe Eigenſchaft beſonders geſchätzt. Die Delaleh kommt hierauf ins älterliche Haus des Mädchens und bringt den Geldpunkt in Richtigkeit. Hiermit ſind die Präliminarien geſchloſſen, denn freie Wahl und Selbſtbeſtimmung ſeitens des Mädchens findet nur äußerſt ſelten ſtatt. Männer nahe dem ſiebzigſten Jahre heirathen ein zehnjähriges Kind, ohne daß dies irgend Aufſehen oder Gerede in der Stadt veranlaßt. Seltener ſind die Fälle vom Gegentheil, nämlich daß ein junger Mann von 16 Jahren eine ältere Witwe heirathet, und dann geſchieht dies ſtets nur aus Familien-, Standes- oder Geldrückſichten.

Der Begriff der Liebe, wie er bei uns im Occident aufgefaßt wird, exiſtirt kaum bei den Orientalen; die Liebe, welche die perſiſchen Dichter in ihren Poeſien beſingen, hat entweder einen ſymboliſchen oder einen höchſt profanen Sinn; auf das Wort ischk (Liebe) folgt immer der Begriff was'l, d. i. die fleiſchliche Vermiſchung.

Der Knabe reift ums vierzehnte Jahr. Iſt er von gutem Hauſe, ſo wird ihm gegen das ſechzehnte oder ſiebzehnte Jahr, manchmal auch ſchon mit dem zehnten Jahre, eine Vertragsfrau (sigheh) von den Aeltern zugetheilt; erſt nachdem er eine Stellung und die volle Reife erlangt hat, geht der Mann die wirkliche Ehe (ækdi) mit einem Mädchen von angeſehener Familie, mit ſeiner Couſine oder einer Prinzeſſin

ein, worauf die frühere Frau entweder verabschiedet oder ihr ein anderes Haus zur Wohnung angewiesen wird. Es ist mir nur ein Fall bekannt, wo das Alter des Vaters und des Sohnes um nicht mehr als vierzehn Mondjahre differirte. Er betraf den Prinzen Seif uddauleh, einen Sohn Feth Ali Schahs, und ward als Curiosum in der Stadtchronik angesehen. Das frühe Heirathen oder doch die sichere Aussicht auf baldige Ehe, verbunden mit der Sitte, aus erlaubten geschlechtlichen Genüssen kein Hehl zu machen, sondern dieses Thema ohne Scheu sogar in Gegenwart von Kindern zu besprechen, ferner die geringe Verbreitung schlüpfriger Lektüre haben das Gute zur Folge, daß Hysterie, Katalepsie, Amenorrhö, Dismenorrhö und Onanie bei jungfräulichen Personen fast nie, nur hier und da bei Witwen und streng bewachten, von ihren Männern vernachlässigten Frauen sich einnisten.

Die Ehe (ærusi) ist entweder æḳdi, d. h. auf die Dauer verbindlich, solange nicht ein bestimmter Grund zur Scheidung geltend gemacht werden kann, oder sighei, d. h. nur auf eine vertragsmäßige Zeit. Da die Sklavin ihrem Eigner mit Leib und Vermögen gehört, so kann von einer eigentlichen Heirath bei ihr keine Rede sein; doch sind ihre Kinder gesetzlich anerkannt und genießen volle Gleichberechtigung mit denen der andern Frauen. Auch hört sie mit dem Augenblick ihrer Niederkunft auf Sklavin zu sein.

Die Akdi entspricht ganz unserer Ehefrau; gesetzlich darf der Perser deren nicht mehr als vier zu gleicher Zeit haben; nach dem Tode oder nach Verstoßung der einen ist es ihm erlaubt, diese Zahl wieder zu ergänzen. Sighe heißt ein Weib, welches durch Vertrag auf bestimmte Zeit, die von einer Stunde bis zu 99 Jahren*) variiren kann, gegen

*) Durch den Vertrag auf 99 Jahre wird die Sighe dem Akdi-

ein gewisses Entgeld und gegen festgesetzte Entschädigung bei eintretender Schwangerschaft geheirathet wird. Während dieser fixirten Zeit genießt sie die vollen Rechte einer legalen Ehefrau. Nach Ablauf des Vertragstermins aber ist sie, wenn derselbe nicht verlängert oder erneuert wird, dem Manne gesetzlich verpönt. Für die mit ihr erzeugten Kinder ist der Mann zu sorgen verpflichtet, weshalb sich die Sighe nicht eher als vier Monate nach der Trennung an einen andern verheirathen soll, doch wird dieser Punkt häufig umgangen.

Es ist Sitte, daß der Perser auf Reisen, Expeditionen oder Bedienstungen in der Provinz nie seine Frau mitnimmt, sondern fast an jeder Station, wo er länger verweilt, eine Sighe heirathet. In der Stadt Kirman pflegen die Mulas jedem Ankömmling, der nur einige Tage sich dort aufhält, ein Weib zur Sighe anzubieten. Hierdurch entstehen oft sehr ernste Verwickelungen, indem junge Leute aus fernen Provinzen mit wahren oder gefälschten Documenten zugereist kommen und Ansprüche auf Erbschaft erheben, womit sie auch, wenn der Vater den Nachweis des Alibi nicht zu führen vermag, bisweilen reussiren.

Die Kinder aller dieser drei Klassen sind nach dem Gesetz bei der Erbschaft gleichberechtigt; doch finden hierin auch willkürliche Ausnahmen statt. So nimmt z. B. eine verwittwete Prinzessin oft für sich und ihr Kind die ganze Erbschaft in Beschlag, obgleich der theo-demokratische Islam eigentlich keinen Unterschied der Stände anerkennt.

Dem Vorstehenden gemäß könnte der Perser Weiber in unbeschränkter Zahl nehmen, was auch von einigen Großen

---

weib gleichgestellt. Ein solcher wird gewöhnlich nur da abgeschlossen, wo bereits vier legale Frauen vorhanden sind; auf diese Weise umgeht man das Gesetz, denn das fünfte Weib ist nun den übrigen ebenbürtig.

wirklich geschieht. Feth-Ali Schah hatte mehrere hundert Weiber, und da ihm alle Kinder gebaren, ist die Menge seiner männlichen Descendenz jetzt, nach etwa 80 Jahren, bereits auf über 5000 angewachsen. Er erhielt deshalb den Beinamen Adam-e-ssani (Adam II.). Nur wenige der Prinzen konnten es zwar ihrem Vater gleichthun, immerhin aber heiratheten viele von ihnen gegen vierzig Weiber. Dieser Fall gehört indeß zu den seltenen Ausnahmen. In den Städten heirathen nur Chane und Bedienstete drei bis vier Weiber; der Handel- und Gewerbsstand kann die Last der damit verbundenen Ausgaben nicht erschwingen; er scheut auch die Unordnung und Verschleuderung im Hauswesen und lebt daher meist in Monogamie. Auf dem Flachland und bei den Nomadenstämmen ist die Monogamie vollends Regel, höchstens nimmt sich ein Häuptling zwei bis drei Weiber. Heirathet ein Chan eine Prinzessin, oder wird ihm eine solche als Frau octroyirt, so verlangt es der Usus — nicht das Gesetz, welches keinen Unterschied zuläßt —, daß er kein anderes Weib neben ihr habe, ja er ist sogar gezwungen, allen andern Weibern, die er früher besaß, den Scheidebrief zu geben oder sie wenigstens aus dem Hause zu schicken und jeder fernern Cohabitation mit ihnen sich zu enthalten. Im allgemeinen kann angenommen werden, die Monogamie sei die Regel, die Polygamie die Ausnahme. Wäre die Vielweiberei so häufig, wie man in Europa gewöhnlich glaubt, so müßte wegen der Verschiedenheit der Mütter nothwendig nach einigen Generationen die Rasse erlöschen; daß dies nicht der Fall ist, muß der auch im Orient überwiegenden Monogamie zugeschrieben werden. Als eine bemerkenswerthe Thatsache sei noch angeführt, daß auch bei den in Persien lebenden Juden die Polygamie zulässig ist. Bei der Sekte der Sunis hingegen ist die Sighe-Ehe nicht erlaubt.

Sind die Präliminarien zwischen dem Bewerber und den Aeltern des Mädchens vereinbart, so wird zur Hochzeit geschritten. Der Trauungsact selbst (akd-ennikah) ist nach muselmanischem Gesetz — ähnlich dem jüdischen — sehr einfach; es genügt, daß der Mann dem zur Pubertät gelangten Mädchen den Antrag macht und diese darauf zur Antwort gibt: „Ich übergebe mich dir.“ Das Aussprechen dieser Formel reicht auch ohne die Anwesenheit von Zeugen zur Schließung einer legalen Ehe hin. Aus Besorgniß jedoch, daß später Zweifel über die Gültigkeit der Ehe erhoben werden könnten, und weil nach dem Gesetz diese Formel in gutem arabischen Accent gesprochen werden muß, was ein Perser selten im Stande ist, wird immer ein Mula zu dem Trauungsact zugezogen.

In reichen Häusern wird die Hochzeit mit vielem Pomp gefeiert und dauert meist sieben bis acht Tage. Während dieser ganzen Zeit werden sowol im Hause des Bräutigams als auch im älterlichen Hause der Braut Gastereien und andere Ergötzlichkeiten veranstaltet. Am ersten Tage findet die eigentliche Trauung statt. Der Bräutigam begibt sich in Begleitung zweier Zeugen zu den Aeltern der Braut und bringt gewöhnlich die behandelte Ueberlassungssumme, das Milchgeld, mit. Hierauf wird der Ehecontract (akd-ennikah) niedergeschrieben und darin der Abfindungsbetrag (mehrieh), welchen die Frau im Sterbe- oder Scheidungsfall zu erhalten hat, genau verzeichnet. Es versteht sich von selbst, daß dieses Actenstück, da es die Ansprüche der Frau feststellt, in ihrer Verwahrung oder in der ihrer Aeltern verbleibt. Der Mula liest nun das Gebet (chutbeh) und fügt auch einige Worte der Ermahnung hinzu. Dann setzt sich der Vater der Braut oder im Ermangelungsfall dessen Vertreter (vekil) dem Bräutigam gegenüber, sie reichen sich die rechte Hand und der Mula spricht dabei die arabische

Formel vor, welche der Vekil nachspricht: „Ich verheirathe dir meine Tochter, die Jungfrau Namens N.“, worauf der Bräutigam, ebenfalls vom Mula soufflirt, antwortet: „Ich gehe die Heirath ein, ich nehme deine Tochter unter meine Obhut und verpflichte mich, ihr Schutz zu gewähren. Ihr, die ihr gegenwärtig seid, mögt es bezeugen.“ Mit einigen salawät (Preis Gottes und der Propheten) und Segenswünschen (mæbarek bād) seitens der Umstehenden schließt die Ceremonie. Bei den ärmern Klassen wird die Neuvermählte schon in der folgenden Nacht in das Haus ihres Mannes geführt; bei den Reichen und Vornehmen aber erst am siebenten oder achten Tage, welche Zwischenzeit, wie erwähnt, durch stete Gastereien, Schlagen der Kesselpauken und Tamburins (tambek), nächtliche Illuminationen und, bei königlichen Vermählungen, auch durch Kanonensalven abwechselnd ausgefüllt wird. Solange diese Festlichkeiten dauern, darf der Mann die ihm Angetraute noch nicht besuchen, sie nicht einmal sehen; dennoch geschieht es häufig, daß er ungesehen (!) trotz aller Wachen, Diener, Eunuchen und Sklavinnen sich verstohlen zu ihr schleicht, wobei die Mutter der Braut ihm sogar behülflich zu sein pflegt; man nennt dies nāmzædbāzi (Tändeln der Verlobten). An Hochzeitsfesten der Großen werden nicht allein die Freunde des Hauses, sondern nach und nach Leute aus allen Kategorien zum Pillaw geladen; am ersten Tage z. B. die Priester, am zweiten die Offiziere, dann die Kaufleute u. s. w. Auch mir wurde mehrmals die Ehre einer solchen Einladung zutheil. Natürlich darf dabei nach persischem Gebrauch niemals ein Ueberfluß an Süßigkeiten fehlen.

Am letzten Tage begibt sich die Braut in Begleitung ihrer Gespielinnen ins Bad; zu dieser Gelegenheit schickt ihr der Bräutigam eine Quantität Henneh zum Färben der Haare und Nägel. Auch der Mann verfügt sich, von seinen

Freunden begleitet, ins Bad. Unterdessen werden die Habseligkeiten der Frau, bestehend in Teppichen, Kleidern, Kupfergeschirr und anderm Hausrath, aus dem älterlichen Hause in jenes des zukünftigen Gemahls gebracht. Mehrere Maulthiere, kostbar gezäumt, sind je mit einem Paar Koffer (jachdān) beladen, über welche sich ein rother Tuchteppich breitet. An ihrer Seite ziehen die geschenkten Sklaven, voran der künftige Eunuche des Hauses. So durchschreitet der pomphafte Zug unter Trommelwirbel die Straßen. Diese Mitgabe der Frau heißt dschehāz; sie bleibt immer und unter jeder Bedingung deren ausschließliches Eigenthum. Man strebt danach, den Zug möglichst groß erscheinen zu lassen, um den Reichthum der Dame kundzugeben, daher sehr häufig die Jachdans leer oder nur mit Ballast gefüllt sind. Erst gegen Mitternacht wird die Braut zu Pferde, unter Trommelschlag und Flintenschüssen und unter Vortrag von Windlichtern (maschal), durch ihre Genossinnen ins Haus des Mannes geleitet, der sie nun endlich zum ersten mal zu sehen bekommt.*) Der Anstand verlangt, daß er sie mit Gewalt entschleiere, und daß sie dabei Widerstand leiste. In dem Momente, wo sich der Schleier lüftet, ruft der Mann: „Bismillah errahman errahim!" (Im Namen Gottes, des Barmherzigen!) Nach einem herrschenden Vorurtheil wird derjenige von den Gatten, welchem es gelingt, zuerst auf den Fuß des andern zu treten, die Oberhand im Hause haben, daher man sich beiderseits in eifrigem Wett-

*) Daß es hierbei an Enttäuschungen, welche dann das Stadtgespräch bilden, nicht fehlt, ist erklärlich, um so mehr als die Aeltern eine häßliche Tochter vor jedem profanen Blick zu verbergen suchen und sich auch wol den unschuldigen Betrug erlauben, beim Besuche des Bräutigams eine andere, wohlgebildete Dame vor ihm passiren zu lassen, welche zufällig (!) den Schleier lüftet und dann mit größter Wahrscheinlichkeit von ihm für seine künftige Gemahlin gehalten wird.

streit darin zuvorzukommen sucht. Während dieser Scene poltern die Frauen in den Nebenzimmern und rufen: „Zud bäsch!“

Verheirathet sich ein Mädchen, so muß sie Jungfrau und mit dem Hymen versehen sein (dächter-e-bäkere); für den Mangel des letztern gibt es keine Entschuldigung (vgl. Fünftes Buch Moses, Kap. 22), vielmehr kann die Frau in solchem Fall, auf die einfache Aussage des Mannes hin, nach der ersten Nacht verstoßen werden: ein grausamer und ungerechter Brauch, denn er wird oft benutzt, um aus böser Absicht und zum Zweck der Gelderpressung den Ruf einer Frau zu beflecken. Andererseits trägt er nebst den frühen Verheirathungen viel dazu bei, daß fast alle Mädchen in physischer Virginität zur Ehe gelangen.*) Hat aber das Unglück der Defloration bei einem Mädchen stattgefunden, so werden Anstalten getroffen, um die Schande von ihr wie von den Aeltern abzuwenden. Man verheirathet sie nämlich an einen armen Mirza unter der Bedingung, daß er sich nach kurzer Zeit von ihr scheiden läßt, um sie dann einem angesehenern Mann zuzugesellen; oder man gibt sie einem ganz jungen, unerfahrenen Knaben zur Frau; oder es wird am Tage der Entscheidung durch einen operativen Eingriff, worauf sich einige persische Chirurgen wohl verstehen, nachgeholfen.

Die Scheidung (teläk) erfolgt entweder nach gegenseitigem Uebereinkommen oder beim Ergreifen der Frau in flagrante delictu, oder auch ohne alle Veranlassung, sobald der Mann bereit ist, der Frau das zugeschriebene Heirathsgut (merieh) auszuzahlen, nur in den seltensten Fällen aber auf Klage der Frau wegen Vernachlässigung der ehelichen

*) Ich operirte mehrere Mädchen wegen Lithiasis, doch ward die Operation nur dann zugelassen, wenn ich mich verbürgte, daß das Hymen unverletzt bleiben werde.

Pflichten von seiten des Mannes. Außer dem zuletztgenannten Grund kann der Mann zur Ertheilung des Scheidebriefs nicht gesetzlich angehalten werden, doch wird er oft durch Machthaber mittels Drohung und Pression dazu gezwungen. Folgender Fall, der zugleich als Beitrag zur Sittengeschichte des Hofs dient, liefert hiervon einen eclatanten Beweis. Als Nassereddin Schah im Jahre 1848 auf den Thron kam, zwang er seine Schwester Melik-zadeh, den Premierminister, den vielgenannten Emir, zu heirathen, um ihn durch Familienbande fester an sich zu ketten. Die Prinzessin, ein zwölfjähriges Mädchen, widerstrebte lange, weil der Emir, zwar ein schöner, kräftiger Mann, doch schon in ziemlich vorgerücktem Alter stand und bereits aus erster Ehe einen erwachsenen Sohn hatte. Allein sie mußte endlich nachgeben; der Emir verabschiedete seine erste Frau und heirathete die Schwester des Schah. Durch seine Energie und Geisteskraft wußte er die Prinzessin bald dermaßen zu fesseln, daß sie ihm, als er drei Jahre später in Ungnade fiel und exilirt wurde, wider alles Erwarten ins Exil folgte, aus Furcht, daß er vergiftet werden möchte, ihm selbst die Speisen bereitete und ihn keinen Augenblick aus den Augen verlor. Dennoch gelang es, einen Moment der Trennung des Paars zu benutzen, um dem Emir im Bade die Adern zu öffnen. Melek-zadeh kehrte nach Teheran zurück. Einige Monate später zwang sie der Schah, den Sohn des neuen Premierministers zu heirathen. Die Verbindung war ihr aus mehrern Gründen verhaßt; einmal trug die Familie Schuld an dem Tode ihres geliebten Mannes, sodann war der ihr aufgedrungene Bräutigam ein unerfahrener, geistesarmer junger Mensch. Sie fügte sich dem Befehl des Königs, jedoch mit den Worten: „Ich gebe dir die Erlaubniß, mich mit Kasem Chan und mit allen folgenden Ministern zu verheirathen.“ Wie vorauszusehen, war die Ehe keine glückliche. Ich

besuchte die Prinzessin öfter, und erhielt auf alle Fragen, was ihr fehle, zur Antwort: „Mir thut das Herz weh.“ Nach Verlauf einiger Jahre erfolgte der Sturz des zweiten Premier; er und seine Familie wurden gleich seinem Vorgänger mit Geldstrafen belegt und exilirt. Jetzt verlangte der König, daß Kasem Chan seiner Schwester den Scheidebrief gebe, damit sie wieder einen andern Minister heirathe. Natürlich mußte jener gehorchen und bei der Scheidung auch das stipulirte Heirathsgut auszahlen, wodurch er beinahe sein ganzes Vermögen einbüßte. Die Prinzessin aber wurde in dritter Ehe an ihren Cousin, genannt das „Auge des Reichs“, verheirathet.

Ertappt der Mann seine Frau in flagrante delictu, so dürfte er sie, streng genommen, tödten. Da aber der Beweis mittels Zeugen sehr schwer zu führen, ja nach der Forderung Ali's: „Necesse est videre stylum in pixide“, kaum möglich ist, zieht man die Scheidung vor; selbstverständlich muß dann die Frau den Ansprüchen auf ein Heirathsgut entsagen.

Wenn man bedenkt, daß dem Mann in jedem Fall die Sorge für Erhaltung der Kinder obliegt, daß er bei der Trennung die der Frau zugeschriebene, meist beträchtliche Summe baar zu erlegen verbunden ist, ferner daß die Verheirathung mit einer neuen Frau sehr viele Kosten verursacht, endlich daß es immer zur Schande gereicht, eine Frau aus der Familie oder aus dem Tribus zu verstoßen, so wird man die verhältnißmäßige Seltenheit der Scheidungen begreiflich finden. Die Scheidung erfolgt in der Regel nur, wenn die Frau kinderlos bleibt und ihr die Ursache davon zugeschrieben wird, zweitens wenn sie liederlich und der Untreue verdächtig ist, oder drittens wenn sie der Mann bed khadem (von bösem Schritt) glaubt, d. h. wenn bald nach ihrem Eintritt ins Haus ein Unglücksfall sich ereignet; man

hält sie dann für ein böses Omen und sucht sich ihrer zu entledigen.

Eine verstoßene Frau kann der Perser nach bestimmter Frist wieder ins Haus nehmen, nach der zweiten Scheidung jedoch nur in dem Fall, wenn sie indessen an einen andern verheirathet war und von diesem den Scheidebrief erhielt. Um dem Gesetz hierin Genüge zu leisten, wird gewöhnlich irgendjemand gewonnen, der einige Tage als Mann figurirt. Freilich kann niemand zur Ertheilung des Scheidebriefs gesetzlich gezwungen werden, und ich erlebte wirklich einen Fall, wo die formelle Verbindung zu einer bleibenden wurde. Bei der Sighe kommt die Scheidung nicht in Frage, da der Vertrag mit ihr von selbst nach bestimmter Zeit abläuft.

Dem Mann ist ferner gestattet, eine Frau, die er als Akdi verstoßen, als Sighe wieder zu heirathen. Als der jetzige König, der bereits vier legitime Frauen hatte, mit einer Sighe, der Mutter des Kronprinzen, sich legitim verheirathen wollte, erhielt eine seiner Akdis den Scheidebrief und blieb dann unter dem Namen einer Sighe im Harem, womit dem Gesetz genügt worden war.

Frauen, welche für ihre Kinder Ammen halten, empfangen rasch nacheinander und gebären fast jedes Jahr, während in den ärmern Klassen, wo das Kind bis zum dritten Jahr von der Mutter gesäugt wird, Empfängniß und Geburten sich langsamer folgen; doch geschieht es auch, daß Frauen während und trotz der Lactation im zweiten Jahr wieder menstruirt werden und, allerdings zum Nachtheil des Säuglings, empfangen. Leidet eine Frau während des Säugens am Wechselfieber, so nimmt die Milch ab und schwindet endlich ganz, und das Kind erkrankt an der Ruhr. Durchschnittlich gebären die Perserinnen sechs- bis achtmal; danach sollte man auf eine rasche Zunahme der Bevölkerung schließen,

denn die Kinder sind wohlgebildet und kräftig; allein von sechs Kindern bleiben, vorzüglich in den Städten, in der Regel kaum zwei, manchmal keins am Leben. Tagtäglich kamen Frauen in meine Wohnung, welche ein Mittel zur Fruchtbarkeit von mir verlangten; auf die Frage, ob sie denn noch keine Kinder geboren hätten, erhielt ich fast stereotyp die Antwort: „Ich hatte deren fünf oder sechs (der Perser gibt immer die beiläufige Zahl an), aber sie starben alle." Die Mehrzahl der Kinder unterliegt im zweiten Lebensjahre, und in den meisten Städten weist die Bilanz zwischen den Geburten und Todesfällen ein Minus der erstern auf, weshalb ein steter Zuzug aus den Provinzen nothwendig ist. Im Frühling 1859 starben allein in Ispahan über achthundert Kinder an den Blattern. Unter diesen Umständen ist die Menge der kinderlosen Frauen groß und gibt es Geschwister von mütterlicher Seite selten. Es dürfte im Durchschnitt kaum mehr als ein lebendes Kind auf eine Frau zu rechnen sein. Eine Prinzessin in Teheran bildete das Stadtgespräch, weil sie acht Kinder am Leben hatte, und man fragte mich oft, ob ich je in Europa ähnliches gesehen!

Wenn ein unverheirathetes Mädchen, eine Witwe oder eine Geschiedene gebären sollte, so wäre ihr der Tod gewiß. Der Fall ist aber unerhört; ein uneheliches Kind (hærum zäde) findet sich nirgends unter den Schiiten, das Wort wird nur zum Schimpf gebraucht. Alle außerehelichen Schwangerschaften enden mit abortus, indem man die Eihäute mittels Haken sprengen läßt. Von den Hebammen soll diese Operation mit besonderer Geschicklichkeit ausgeführt werden, wenigstens sind in Teheran mehrere deshalb renommirt und viel besucht. Uebrigens wird die Sache ziemlich publik betrieben und ihr kein Hinderniß in den Weg gelegt. Nur einzelne unglückliche Geschöpfe wollen sich selbst helfen;

sie setzen massenhaft Blutegel an, machen Aderlässe an den Füßen, nehmen Brechmittel aus Sulfas Cupri, Drastica oder die Sprossen von Dattelkernen; und fruchten alle diese Mittel nicht, so lassen sie sich den Unterleib walken und treten. Viele gehen an den Folgen dieser rohen Behandlung zu Grunde. Sehr häufig erwiderten mir solche Unglückliche, wenn ich ihnen die Bitte um ein Abortivmittel unter Verweisung auf meinen geleisteten Eid abschlug: „Euer Eid mag wol für Frengistan gut sein, wir aber können nicht gebären, sonst werden wir sammt dem Kinde getödtet." Wer möchte es ihnen unter solchen Umständen verargen, wenn sie sich an einen gefälligern Fachmann wandten?

Hingegen herrscht der Misbrauch, welcher in den höhern Ständen der Türkei allgemein ist, daß die Frau, nachdem sie zwei Kinder geboren hat, mit Wissen ihres Mannes von nun an abortus hervorruft, theils um ihre Körperschönheit zu erhalten, theils um die Nachkommenschaft zu verringern, nirgends in Persien. Denn erstens ist es außerordentlich selten, daß eine Perserin mehr als zwei Kinder am Leben erhält, sie strebt daher nach Ersatz; und zweitens setzt sie einen Stolz darein, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu besitzen, die ihr in ihren alten Tagen zur Stütze dienen kann. Wenn Unfruchtbarkeit von den Frauen aller Länder als ein Misgeschick angesehen wird, so ist dieselbe in Persien wirklich das größte Unglück; die Unfruchtbare wird fast immer vom Manne verstoßen, von andern Frauen des Harems verhöhnt, und steht in ihren alten Tagen, wo die Mutter gewöhnlich das Obdach ihres Kindes in Anspruch nimmt, isolirt und hülflos da. Nur in den ärmsten Klassen kommt es bisweilen vor, daß eine Mutter ihr Kind heimlich an die Schwelle einer Moschee aussetzt; doch findet es dort immer einen Abnehmer, denn der Orientale, welcher dem Hunde, obgleich er ihn für unrein hält, Brot zum Fraß hinwirft, erbarmt sich sicher

eines Kindes. Und in fast allen Fällen, die mir zur Kenntniß kamen, reclamirte nach einiger Zeit die Mutter ihr Kind.

Während der Schwangerschaft hält die Frau auf angemessene Diät, sie hütet sich vor Magenüberladung und vermeidet übermäßige Bewegung; das Reiten jedoch wird als unschädlich betrachtet und fortgesetzt. Sie besucht öfter den Arzt, um sich den Puls fühlen und vergewissern zu lassen, ob die Frucht ein Knabe oder ein Mädchen sein werde. Aderlassen ist nur in einigen Städten üblich, und nie in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft. In den letzten Monaten nimmt die Schwangere viel Tabaschir-Magnesia und andere wohlschmeckende Erden zu sich. Mein Schüler Mirza el Wähab schreibt mir darüber aus Paris: „Dans les deux derniers mois de la grossesse la magnésie et la terre odoriférante (turbut) flattent leur goût."

Sobald die ersten Wehen bei der Gebärenden sich einstellen, wird die Hebamme (māmā) geholt, welche ihr einige Glas eines emollirenden mucilaginösen Decocts heiß zu trinken gibt. Beim Beginn der Treibwehen muß sie das Bett verlassen und in hockender Stellung — ita ut in defecatione — auf je drei parallel übereinander gelegten Ziegelsteinen Platz nehmen, wobei sie sich mit den Händen an die Umstehenden klammert. In dieser Stellung verharrt sie so lange, bis das Kind ausgetrieben ist. Eine Unterstützung des Mittelfleisches findet nicht statt, selten ist Nachhülfe von seiten der Hebamme erforderlich. Die Perserin findet diese hockende Stellung, weil sie von Kindheit auf an eine ähnliche Art des Sitzens gewöhnt ist, nicht besonders lästig; den Europäerinnen aber, welche im Lande gebären, ist sie äußerst qualvoll und fast unerträglich. Man erachtet sie jedoch für die einzig richtige; wo ich eine andere Lage anordnete, entfernte sich die Mama und erklärte, daß sie für

nichts einstehen könne. Während dieses Geburtsactes werden Gebete für die glückliche Entbindung vom Dache des Hauses ausgerufen (izät).

Nach der Entbindung wird die Wöchnerin ins Bett gebracht; in den ersten drei Tagen erhält sie nur vegetabilische Nahrung, mit Zucker und Fett vermischt, und wird sorgfältig vor Erkältung gehütet. Nach sieben bis zehn Tagen führt man sie, falls sowol die allgemeinen wie die örtlichen Symptome sich günstig zeigen, ins Bad und salbt daselbst den Körper mit frischer Butter und einem Zusatz von verschiedenen Gewürzen, besonders Zedoaria, bis sie gehörig in Schweiß kommt. Alsdann darf sie die Moschee besuchen, ihrem Manne ist sie jedoch erst nach Verlauf von vierzig Tagen wieder erlaubt.

Die Hebamme badet das Kind, führt dabei ihre mit heiliger Erde bestrichenen Finger in dessen Mund und drückt sie gegen den Gaumen, um diesem die gehörige Wölbung zu geben, auch die Gaumenbeine, falls dieselben getrennt wären, zusammenzufügen (!) Das Volk setzt einen solchen Glauben in die Wirkung dieser Operation, daß ein Wolfsrachen stets der ungeschickten Manipulation der Mama zugeschrieben wird.

Ich nahm schon früher Gelegenheit, der leichten Entbindung der persischen Frauen, besonders der Nomadenweiber zu erwähnen. Krankhafte Zustände während der Schwangerschaft gehören zu den Seltenheiten, ebenso Anschwellungen und Krampfadern, wenigstens wurde ich nie deshalb consultirt, und das Volk kennt keinen Namen für dieses Leiden. Die wenigen Fälle von Kindbettfieber, welche mir in meiner dortigen Praxis vorgekommen, hatten meist einen gutartigen Verlauf. Obwol mir keine statistischen Angaben zur Hand sind, steht es doch nach genauen Erkundigungen fest, daß die Anzahl der Frauen, welche beim

Gebären oder im Wochenbett unterliegen, äußerst gering anzuschlagen sei.

Die persische Frau ist von mittlerer Statur, weder mager noch fett. Sie hat große, offene, mandelförmig geschlitzte, von Wollust trunkene Augen — das tscheschme chumär lyrischer Dichter — und feingewölbte, über der Nase zusammengewachsene Brauen; ein rundes Gesicht wird hochgepriesen und von den Dichtern als Mondgesicht (mah-ruje) besungen. Ihre Extremitäten sind besonders schön geformt; Brust und Hüften sind breit, die Hautfarbe etwas brünett (eine weiße Haut, sehr geschätzt und beneidet, findet sich selten); die Haare sind dunkelkastanienbraun, der Haarboden sehr üppig. Man trachtet durch künstliche Mittel die Körperschönheit zu erhöhen; das Gesicht wird roth und weiß geschminkt, Haare und Augenbrauen werden schwarz, die Handteller, Nägel und Fußsohlen orangegelb gefärbt. Außerdem tätowiren sich manche an verschiedenen Stellen des Körpers, am Kinn, Kehlkopf, zwischen den Brüsten und am Bauche; früher war diese Operation (chāl kubiden) allgemeine Sitte, jetzt hat sie sich nur noch hier und da in den Mittelklassen erhalten, in den höhern aber ganz aufgehört. In Haltung und Bewegung ist die Perserin graziös, ihr Gang ist leicht, frei und flüchtig. Sie ist sehr neugierig, kokett und putzsüchtig, und da ihre Kleidung bei den vermögenden Klassen meist aus Shawl, Seide, Goldtressen und schwerem Brocat besteht, so führen ihre Ausgaben für die Toilette oft den Ruin der Familie herbei. Sind noch dazu mehrere Frauen im Hause, so suchen sie in guten Zeiten soviel als möglich für die Zukunft auf die Seite zu legen, und so gehen meist die durch Erpressung und Betrug angehäuften Schätze des Mannes in kurzer Zeit wieder verloren. Sie liebt Abenteuer und weiß sie sehr geschickt einzuleiten. In hohem Grad abergläubisch, gibt sie viel auf Zauber, Hexereien,

Glücksſtern, böſen Blick (sehr u dschādu, bæcht, bæd nezer), beſonders in Sachen der Liebe, und wendet allerlei Mittel und Amulete von ſonderbarſtem Inhalt an, um ſich einen Mann zu verſchaffen, ſeine Liebe zu feſſeln, den böſen Blick zu beſchwören, fruchtbar zu werden oder die Fruchtbarkeit ihrer Genoſſinnen zu hindern. Berühmt iſt ein Minaret, genannt kune-birindschi (natibus aereis), in der Nähe von Jspahan, zu welchem Mädchen und Witwen, um einen Mann zu bekommen, wallfahrten. Es führen zwölf Stufen hinan; auf jede derſelben wird eine Nuß gelegt, welche die Pilgerin podice knacken und dabei folgende Strophe recitiren muß:

Ai minār-e-kun-e-birindschi
Hærfet mizænem nerǣndschi
Hüwenk-e-men deste mishuāhed
Mærd-e kemer beste michuāhed.

Oh minaretum podicis aerei
Tecum loquor non irascere
Mortarium meum pilum vult
Virum renibus cinctis vult.

In gleicher Abſicht ſetzen ſich die Mädchen auf die Deichſel einer von Pferden getriebenen Papiermühle und laſſen ſich darauf zweimal um die Säule ziehen. Wird eine Frau, ohne ihr Wiſſen, mit Schweinefett beſchmiert, ſo glaubt man, ſie werde unfruchtbar, und da Schweinefett ſchwer zu haben iſt, wurde ich häufig von Nebenbuhlerinnen um eine Portion deſſelben angegangen.

Muſcheln, obſcöne Theile von der Hyäne, vom Haſen u. ſ. w., die Früchte von Anacardium werden als Amulete getragen.

Bei der Geburt eines Knaben erſcheint nach dortigen Vorſtellungen in der Nacht die Fee Aal, um das Kind zu tödten; man ſpaltet deshalb mit einem Schwert die Luft

gegen alle vier Windrichtungen und meint, die böse Fee werde von den Streichen getroffen. Ein ähnlicher Gebrauch herrscht, wenn ich nicht irre, bei den Juden.

Der vom Aberglauben dictirten Vorschriften in Bezug auf Empfang und Verabschiedung eines Gastes an bestimmten Tagen, über die Speisen, die man ihm vorsetzen soll, über die Art ihrer Bereitung u. s. w. sind unzählige; sie bilden das Thema einer sehr interessanten Abhandlung, Kulsum naneh betitelt.

Ferner sollen gewisse Auslagen nicht mit eigenem, sondern mit erbetteltem Gelde bezahlt werden, und manche hohe Dame verschmäht es nicht, im Bettleranzug die Vorübergehenden um Almosen anzusprechen. Sehr oft bemerkte ich an der feingeformten Hand und dem durchschimmernden Armband, daß ich es nicht mit einer gewöhnlichen Bettlerin zu thun hatte.

Außerdem hat jeder Tribus wieder seine besondern Vorurtheile, seine glücklichen und unglücklichen Tage, die sich an freudige oder traurige historische Erinnerungen dieses Stammes knüpfen; eine reiche Auswahl davon besitzt der regierende Stamm der Kadscharen.

Das Weib darf nur vor ihrem Mann und einigen nächsten Anverwandten unverschleiert erscheinen; löst sich auf der Gasse durch einen Zufall der Schleier, so gebietet die Sitte, daß der ihr Begegnende sich abwende, bis sie ihn wieder befestigt hat. Selbst die alte Straßenbettlerin zeigt sich nicht ohne Schleier. Europäerinnen, welche sich unverschleiert in den Straßen sehen lassen, sind ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde, auch wol des Mitleids. Nur die Nomadenweiber tragen das Gesicht frei, vermeiden es aber von Fremden sich anschauen zu lassen.

Zum Aufenthalt für die Weiber dient das innere Gemach (arabisch harem, persisch enderun). Das Wort Harem

bedeutet sacrum, das Heiligthum, zu welchem jedem Fremden der Zutritt ſtreng verboten iſt. Der Eindringling kann leicht ſein Unternehmen mit dem Tode büßen. Sind mehrere Frauen im Hauſe, ſo bewohnt jede eine beſondere Abtheilung, in den Häuſern der Reichen mit eigenem Hof, eigener Bedienung und Küche, eigenen Sklaven und Eunuchen. Stets eine boshafte Abſicht fürchtend, berührt keine Frau, weder für ſich noch für ihr Kind, die Koſt ihrer Nebenbuhlerin. Weil der Perſer das Enderun als Heiligthum betrachtet, ſpricht er nie in Geſellſchaft von ſeinen Frauen oder Kindern; er nennt nie den Namen einer Frau, ſondern bezeichnet ſie im Nothfall als die Mutter dieſes oder jenes Kindes, als Tochter ſeines Oheims u. ſ. w. Es wird ſelbſt als grober Verſtoß angeſehen, wenn der europäiſche Arzt beim Manne nach dem Befinden von deſſen kranker Frau oder Tochter ſich erkundigt. Als vor Ausbruch des engliſch-perſiſchen Kriegs auf Befehl des engliſchen Botſchafters Faraſche zur Vornahme der Pfändung in einen Harem drangen, drohte ein Aufruhr in der Stadt. Die Faraſche mußten ſich flüchten, um ihr Leben zu retten. Hingegen iſt es ungegründet, daß der Arzt, wie man gewöhnlich annimmt, nur den Puls einer Patientin zu fühlen bekommt; er darf, wo er es für nothwendig erklärt, auch die weitere phyſikaliſche Exploration vornehmen. Das allerletzte jedoch, was ihm die Kranke zeigt, iſt ihr Geſicht, ſie glaubt ſich dadurch zu proſtituiren; allein auch dafür weiß die wahre Tochter Eva's ein Auskunftsmittel; ſie hat zuerſt an den Zähnen etwas zu verbeſſern, und hebt den Schleier bis zur Naſe; dann findet ſich ein Fleck auf der Stirn, und ſie ſenkt die obere Hälfte des Schleiers, ſodaß der Arzt nur zu addiren braucht, um die Totalſumme zu erhalten.

Der Titel, welcher einer Frau von Rang zukommt, iſt chānum; Frauen untergeordneten Ranges werden begum

oder bādschi (Schwester), die ärmsten und niedrigsten sāife (die Schwache) genannt. Der Titel bibi (gnädiges Fräulein), früher sehr üblich, ist jetzt außer Gebrauch.

Die Beschäftigung der Frauen ist verschieden je nach dem Stande und nach dem Aufenthalt in der Stadt oder auf dem Lande. Bei den ärmern Klassen verrichten sie alle häuslichen Geschäfte; die übrige Zeit füllen sie mit Spinnen von Wollengarn aus, und zwar nach jener uralten Weise, wobei der Rocken unter dem Arm gehalten wird und der abgesponnene Faden an der freihängenden Spindel herunterläuft. Aus dem gesponnenen Garn weben sie Strümpfe, Teppiche und Pferdedecken. Die Frauen der höhern Stände verbringen fast alle ihre Zeit mit Baden, Rauchen des Narghiles, Abstatten und Empfangen von Besuchen, Essen verschiedener süßen und öligen Früchte, Thee- und Kaffeetrinken; selten beschäftigen sie sich mit Lesen eines Buchs oder Schreiben von Billets. Im Ausgehen genießt die Perserin ziemlich große Freiheit. Bürgersfrauen, ja selbst Angesehenere besuchen incognito allein die Bazars, den Arzt u. s. w.; sehr reiche Damen machen ihre Besuche zu Pferde, begleitet von einer zahlreichen Dienerschar; hinter ihnen reitet ihre alte Gesellschafterin (gis sefid), der Eunuche oder ein anderer Diener führt die Zügel des Pferdes. Als beliebtes Mittel der Zerstreuung werden die Wallfahrten in die geheiligten Imamzadis benutzt, bei welchen nicht selten neben den heiligen auch weltliche Zwecke mitunterlaufen.

Von seiten des Mannes erfreut sich die Frau im allgemeinen einer guten Behandlung; körperliche Züchtigungen sind fast unerhört. Trotz ihrer Abgeschiedenheit und Verborgenheit übt sie Einfluß auf alle Geschäfte; sie mischt sich sogar in die politischen Angelegenheiten, und mancher Sturz eines Gouverneurs oder eines Veziers ward durch fein angesponnene Fäden im Enderun vorbereitet. Der größte

Schmerz, welcher der Frau widerfahren kann, ist eine neue Heirath ihres Mannes oder Vernachlässigung von seiten desselben, indem er einer andern mehr Liebe spendet als ihr. Sie ist dann trostlos; viele kamen in dieser Noth zu mir, um ärztlichen Rath zu holen, und auf die Frage, was ihnen fehle, gaben sie an: „Bād-e-æräz dārem!" (Ich habe Anwandlungen von Kummer!) Wird eine Frau gewahr, daß ihr Mann mit Heirathsideen umgeht, so versucht sie durch Drohungen, Weinen und Bitten ihn davon abzubringen; gelingt ihr dies nicht, dann beginnt sie die Auserwählte zu verunglimpfen und zu verdächtigen; endlich aber ergibt sie sich in ihr Schicksal und schließt mit ihrer Nebenbuhlerin (hāveh) Frieden. Es tritt eine Art Compromiß, selbst Freundschaft zwischen ihnen ein, und beide rächen sich durch Untreue an dem Mann. Im Sommer 1853 ritt ich nach Hamadan; unterwegs überholte mich eine Dame, welche mittels Kurierritts, eine von Frauen höchst selten unternommene Anstrengung, ebendahin reiste. Sie gab sich für eine Prinzessin aus. In Hamadan angekommen, hörte ich, die Pseudo-Prinzessin sei die Frau des königlichen Elefantentreibers, und auf die Kunde, daß ihr Mann sich dort verheirathen wolle, auf schnellstem Wege zu ihm geeilt. Sie hatte 35 Meilen in zwei Tagen zurückgelegt und war wirklich so glücklich, die Sache rückgängig zu machen.

In der Regel nimmt diejenige Frau, welche aus der Verwandtschaft ist, den obersten Rang ein; sie führt das Hauswesen, vertheilt die täglichen Portionen Reis, Holz, Brot u. s. w., bestimmt selbst das jus noctis und übt oft eine solche Autorität über die andern Frauen aus, daß diese in ihrer Gegenwart ohne Erlaubniß nicht niedersitzen und nicht rauchen dürfen. Hat jedoch nur eine der Frauen Kinder geboren oder allein das Glück gehabt, sie nicht durch den Tod zu verlieren, so pflegt sie statt der aus der

Verwandtschaft stammenden die Bevorzugte zu sein. Einer geborenen Prinzessin müssen alle andern den Platz räumen und sich glücklich schätzen, wenn ihnen und ihren Kindern ein bescheidenes Plätzchen im Harem gegönnt wird.

Wenn ein Sohn des Hauses heirathet, so folgt ihm der Sitte gemäß seine Mutter, um ihre Tage bei ihm zu beschließen. Sie entgeht dadurch der Zurücksetzung, die ihr sonst im Alter, wenn der Mann sich inzwischen eine jüngere Frau genommen, widerfährt. Die persische Frau altert rasch; mit 35 Jahren ist sie bereits eine Matrone. Häufig hört man daher die Klage: „Ai wāi dschewāni ræst!“ (O weh, die Jugend ist hin!)

Das Kind bezeigt der Mutter Liebe, dem Vater Ehrfurcht und Gehorsam: so verlangt es das patriarchalische System, welches in Persien noch zum großen Theil Geltung hat. Der Vater wird als Chef des Hauses betrachtet; in seiner Gegenwart darf der Sohn, auch nachdem er bereits erwachsen und bejahrt ist, sich nicht niedersetzen, nicht rauchen, ohne besondere Erlaubniß dazu eingeholt zu haben, und diese wird nicht immer ertheilt. Alles Eigenthum gehört dem Vater, daher nie der Fall eintreten kann, wie es in Europa geschieht, daß der Vater in ärmlichen Verhältnissen lebt, während der Sohn in Reichthümern und Genüssen schwelgt. Ein fünfundachtzigjähriger Greis zu Teheran, der sein Vermögen durch Wallfahrten aufgezehrt, heirathete ein junges Mädchen und nahm vom Hause seines Sohnes Besitz. Dieser, ein Maurer, hatte es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin gebracht, daß er sich zwei Häuser sammt Weingärten kaufen konnte. Er wollte den Einzug seines Vaters in das Haus nicht dulden und wandte ein, er habe von demselben nichts geerbt, sondern alles sich selbst erworben. Wegen dieses Benehmens wurde er von dem Richter zur Bastonnade verurtheilt; der weise Urtheilsspruch lautete: der Sohn

müsse sich glücklich preisen, daß der Vater ihm noch ein Haus gelassen, da er beide hätte nehmen können.

Die Glieder einer Familie bilden unter sich ein Ganzes, und schließen sich als solches wieder an ein hervorragendes Stammhaupt an, welches als Chef sämmtlicher dazu gehöriger Familien (ser-e-täife) verehrt wird. Gelangt der Chef zu einer besonders einflußreichen Stellung, z. B. zur Würde eines Großveziers, so trachtet er zunächst, mit Hintansetzung aller Fremden, die ganze Schar seiner, selbst entferntesten Verwandten aus der Dunkelheit hervorzuziehen und sie mit den verschiedensten Aemtern in der Hauptstadt wie in den Provinzen zu versorgen. Freilich werden auch andererseits alle wieder in seinen Sturz mit hineingerissen. Man konnte dies in Persien sehen, als rasch nacheinander, das Los der aus ihnen hervorgegangenen Minister theilend, der Stamm von Maku, von Nur, von Farahun ans Ruder kamen und ebenso schnell wieder sanken.

Der Perser kann nicht begreifen, wie man lange Zeit fern von seiner Familie leben oder dieselbe vernachlässigen könne. So fragte mich einmal der Großvezier, ob ich denn in Europa keine Anverwandten hätte, und bemerkte, nachdem ich die Frage bejaht, spöttisch: „Meger chische-gaum-e kadschari dāri?" (Du hältst es wol mit der kadscharischen Familie?)*)

Stirbt ein Familienvater, so gilt es als selbstverständlich, daß die hinterbliebenen Witwen und Waisen das Haus seines Bruders beziehen und dort Unterhalt und Pflege empfangen; eine Verweigerung in solchem Fall wäre unerhört. Einem Fortreisenden, der einen Bruder im Lande

*) Die kadscharische, d. i. königliche Familie, steht nämlich in dem Ruf, daß sie in sich zerrissen sei und ihre Glieder sich gegenseitig nicht unterstützen.

zurückläßt, vertraut man jede Summe, weil man sicher ist, daß er keine Schande über das Haupt seines Bruders bringen werde. In Teheran lebten zwei Brüder, Engländer, namens Burges. Der eine erbot sich, für die Regierung Gewehre in London anzukaufen, und erhielt zu diesem Zweck 80000 Dukaten unter keiner andern Bürgschaft, als daß der andere Bruder in Teheran zurückbleibe. In England verlor er aber bedeutende Summen an der Börse und flüchtete sich nach Amerika. Der Bruder ward mehrere Jahre als Geisel in Teheran gehalten, denn nach patriarchalischen Begriffen gab man die Hoffnung nicht auf, der Schuldner werde sich wieder einstellen. Allein dies geschah nicht; und als der Zurückgebliebene klagte, daß ihm die Mittel zur Subsistenz abgingen, bewilligte ihm die Regierung sogar ein Jahrgehalt, das er bis zum Ende seines Lebens bezog.

So fest wurzelt der Perser in der Familie; er thut alles für sie, steigt und fällt mit ihr, und empfindet Ehre oder Unehre jedes Familiengliedes wie seine eigene. Nach der Familie (chisch-u-gaum) kommt ihm sein Stamm (tâife), dann seine Provinz. Er rühmt sich: „Chisch-u-gaum u tâife dârem", d. i. „Ich habe Verwandte und gehöre einem Stamm an"; er kennt alle irgendwie hervorragenden Männer seines Stammes und ist stolz darauf, wenn einer aus demselben als Thronprätendent auftritt, so schmählich auch das Unternehmen enden mag. Unter Vaterland (wetten) versteht er immer die Provinz, in welcher er geboren ist; ein Gesammtvaterland kennt er nicht. Er schwärmt zwar in der Fremde für das châk-e-irân, den iranischen Boden, doch meint er damit die Sehnsucht nach der trockenen, constanten Temperatur und dem heitern iranischen Himmel, nicht die Anhänglichkeit an das Vaterland.

Wir erwähnten schon früher, daß sämmtliche Glieder einer Familie denselben Stadttheil bewohnen und alle darin

letztgenannter Stadt heirathete. Der vierte, betitelt Najib-e sultaneh*), ist ebenfalls der Sohn einer Sighe, der Tochter eines Baumeisters (mæmar baschi), in Teheran. Die übrigen Kinder starben an Hydrocephalus, Cholera und auf andere mir unbekannt gebliebene Weise.

Das Schicksal des Kronprinzen ist ein so seltsames und wirft ein so helles Streiflicht auf die innern Zustände des königlichen Hofes, daß ich hier genauer in den Gegenstand eingehen will; doch ist es zum Verständniß der Sachlage nothwendig, etwas weit auszuholen. Nasser-eddin Schah, dessen eigene Schicksale als Kronprinz später erzählt werden sollen, hatte bis zum Jahre 1856 bereits zwei zur Thronfolge bestimmte Prinzen durch den Tod verloren, und es blieb nur noch der früher genannte Muzzäfer-eddin Mirza als derjenige übrig, welcher alle Bedingungen der Thronfolge in sich vereinigte, denn er war nicht nur der älteste Prinz, sondern auch mütterlicherseits aus dem Kadscharenstamm, übrigens ein schöngestalteter Knabe von ausgebildetem Kadscharentypus, nur etwas schwächlicher Constitution. Allein der Schah liebte dessen Mutter nicht und haßte leidenschaftlich den Großvater Feth-ulla Mirza. Wahrscheinlich deshalb hegte er auch gegen den Knaben einen Widerwillen. Seit einigen Jahren hatte der Schah seine Neigung an eine Frau,

*) Der Titel Najib-e sultaneh ist der höchste, welcher einem Prinzen zugelegt werden kann, denn er bedeutet Prinz-Regent. Berühmt unter diesem Titel war Abbas Mirza, Sohn von Feth-Ali Schah, welcher wegen seiner Reformen und seiner Tapferkeit noch immer in lebhafter Erinnerung des Volks lebt. Er war zum Thronfolger bestimmt, starb jedoch schon bei Lebzeiten des Vaters, daher sein Sohn Mehmed auf den Thron gelangte. Es ist sehr zu bedauern, daß Nasser-eddin Schah den einen Sohn zum Kronprinzen und den andern zum Prinz-Regenten ernannt hat, dadurch entsteht tödlicher Haß zwischen den Brüdern, weil, im Fall beide den Vater überleben, der neue König seinen Bruder tödten oder exiliren läßt.

Namens Dſchayramb-Chanum verſchenkt, ſpäter furughe sultaneh (die Fackel des Königthums) genannt, die Tochter eines armen Tiſchlers aus dem Dorfe Tedſcheriſch, nahe bei Teheran. Sie war Tänzerin der Königin-Mutter geweſen und weder ſchön noch anmuthig; auf der linken Wange hatte ſie eine große Boutonnarbe. Dennoch gewann ſie ſo großen Einfluß auf den Schah — man ſchrieb es einem Zauber zu —, daß ſie alle die andern legitimen Frauen, welche nun in Trübſal und Zurückgezogenheit leben mußten, aus ſeiner Gunſt verdrängte. Ihr Vater wurde Gouverneur einer Provinz, ihr Bruder und Schwager, obgleich beide nicht ſchreiben konnten, wurden Kämmerlinge des Königs. Sie gebar zwei Söhne und eine Tochter, der ältere Sohn erhielt den Namen Kaſem Chan. Als nun im Jahre 1856 der zweite Kronprinz an der Cholera geſtorben war, beſchloß der Schah, mit Hintanſetzung des Prinzen Muzzäfer-eddin, ihren Sohn, Kaſem Chan zum Thronfolger zu ernennen. Da jedoch der Vertrag im Wege ſtand, wurde ich angegangen, ein Document des Inhalts auszuſtellen, daß Muzzäfer-eddin körperlich und geiſtig ſchwach, daher zur Thronfolge unfähig ſei. Ich wies natürlich dies Anſinnen, das mir von einem Agenten des Großveziers zukam, mit Entrüſtung zurück; auch glaube ich nicht, daß es vom König ſelbſt ausging. Wie dem auch ſei, Kaſem Chan wurde wirklich zum Thronfolger ernannt. Es herrſchte damals große Eiferſucht zwiſchen der ruſſiſchen und engliſchen Geſandtſchaft wegen der Verwickelungen mit Herat; beide vermieden deshalb, die Wünſche des Königs zu durchkreuzen. Die ehemalige Tänzerin ſtieg nun auf den höchſten Gipfel der Macht; ihr Einfluß machte ſich in allen Staatsangelegenheiten geltend; der König lebte nur für ſie und ihren Sohn Kaſem Chan; ihren zweiten Sohn ernannte er in der Wiege zum Commandanten der Artillerie (emir-e-tubchāneh), während er die Kinder ſeiner andern

Frauen vernachlässigte. Besonders wuchs seine Abneigung gegen den Prinzen Muzzäfer-eddin; begegnete er dem Knaben zufällig in den Hofräumen, so mußte ein Mantel über denselben geworfen werden, damit der königliche Blick ihn nicht treffe. Ich erinnere mich, wie der Unglückliche nach einer schweren Krankheit dem König während des Frühstücks vorgestellt wurde; er vermochte sich vor Schwäche kaum auf den Beinen zu halten, aber der König beachtete es nicht und hieß ihn nicht niedersitzen. Kasem Chan, der auch zugegen war, belustigte sich damit, einen Falken auf ihn loszulassen; der Kleine bedeckte die Augen mit der Hand und rief in kläglichem Ton: „Schäh mitarsem!" (König, ich fürchte mich!), worauf zwar der Schah dem Kronprinzen einen Verweis gab, von diesem aber die Bosheit noch dreimal wiederholt wurde, bis der Reconvalescent ohnmächtig zusammensank. Apathisch befahl der König, daß man ihn wegtrage. Plötzlich, im Frühling 1859, begann Kasem Chan, bis dahin ein kräftiger Knabe, zu kränkeln; die Ursachen seines Siechthums blieben dunkel und sind noch jetzt nicht aufgeklärt; er erbrach sich öfters, bekam Schielen und Krämpfe, und starb nach drei Monaten unter Symptomen von Wasserkopf. Sein jüngerer Bruder war ihm kurz vorher ins Grab vorangegangen, und einige Monate darauf folgte ihm auch die Schwester, das letzte Kind Furughe Sultaneh's. Diese sah sich somit vom höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Elends gestürzt; sie überlebte den Schlag nicht lange, sondern starb bald aus Gram. Nach ihrem Tode milderte sich die Abneigung des Schah gegen seinen ältesten Sohn Muzzäfer-eddin in etwas, aber ganz erloschen war sie noch nicht; denn unter dem Vorwande, daß es der Designation eines Thronfolgers nicht bedürfe, überdies eine solche von böser Vorbedeutung sei, legte er dem vierten Sohn den Titel näjib-e-sultaneh (Gehülfen in der Regie-

rung) bei, hoffend, derselbe werde sein Nachfolger auf dem Throne werden.

Vor einiger Zeit lasen wir jedoch mit Befriedigung in den Zeitungen die Nachricht, daß endlich dem ältesten Prinzen sein gutes Recht geworden, indem ihn der Schah nach vielen Wandlungen zum Thronfolger und zum Gouverneur von Tabris ernannt, wohin er sich, in Begleitung seiner Mutter und eines ehrlichen kurdischen Generals, Aziz Chan, begeben habe.

Im ganzen ist das Los der königlichen Frauen kein beneidenswerthes. Nicht allein daß der König sich gewöhnlich an Eine hält und die andern vernachlässigt, so leben sie in vollkommener Absperrung, beinahe in Gefangenschaft, und dabei fließen ihnen selbst die Subsistenzmittel äußerst spärlich zu. Der durchschnittliche Gehalt von etwa 50 Dukaten monatlich reicht kaum zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben hin, da jede vermöge ihres Ranges und ihrer persönlichen Sicherheit wegen eine eigene Küche führen und eigene Dienstboten zum Verkehr mit der Außenwelt unterhalten muß. Außerdem werden sie von ihren Aeltern und Brüdern in Anspruch genommen, welche gewöhnlich ganz von ihrer Unterstützung leben wollen. Es gilt zwar nach Landessitte nicht für unschicklich, daß die Schwäger des Königs im Bazar ein Geschäft oder Handwerk treiben und in ärmlichen Verhältnissen leben; doch suchen sie natürlich von dem hohen Rang der Schwester möglichsten Nutzen zu ziehen. Die kostbaren Shawlkleider und die Juwelen, welche die Frauen des Königs erhalten, bleiben Kroneigenthum und können nicht veräußert werden, höchstens geht wol einmal durch Zufall ein Stein verloren. Wehe vor allen denjenigen unter ihnen, welche unfruchtbar sind oder das Unglück hatten, ihre Kinder durch den Tod zu verlieren; sie ermangeln des Trostes, im Alter den Harem verlassen und bei einem verheiratheten Sohn ihre Jahre beschließen zu können.

Man geht daher in guten Häusern der Ehre aus dem Wege, eine Tochter ins Enderun des Königs zu liefern, indem schöne Mädchen von den Aeltern sorgfältig verborgen gehalten werden, damit sie nicht die Aufmerksamkeit der königlichen Familie auf sich lenken, oder man sucht sie, falls dies dennoch geschehen, schnell zu verheirathen, um so mehr als es sich schon öfter ereignet hat, daß der Schah nach einigen Tagen die junge Frau mit einer kleinen Geldentschädigung ins älterliche Haus zurückschickte, in welchem Fall sie nur mit besonderer Erlaubniß der Königin-Mutter sich wieder verheirathen darf. So leben in Teheran zwei solcher vom König geschiedenen Frauen, deren eine später einen Buchbinder, die andere einen Schüler aus dem königlichen Collegium geheirathet hat.

Die äußern Gemächer des königlichen Schlosses dürfen für gewöhnlich von den Frauen nicht betreten werden; nur manchmal entläßt der König seine gesammte männliche Umgebung und erlaubt dann den Frauen, sich im Schloß zu ergehen; man nennt dieses kuruk. Unternimmt der König eine Reise oder eine Expedition, so läßt er sich nur von einer Frau begleiten; die andern müssen unterdessen einen seiner Landsitze beziehen. Wenn eine königliche Dame ausreitet, was nur auf Reisen oder bei Uebersiedelungen geschieht, da ihr sonst nicht gestattet ist, das Schloß zu verlassen, so müssen alle dem Zug Begegnenden auf den Ruf der Eunuchen sich verbergen oder weite Umwege nehmen. Ein Weigerungsfall seitens eines europäischen Diplomaten führte einst zu sehr complicirten Erörterungen und ernstem Notenwechsel.

Die jetzige Königin-Mutter, Valideh, erfreut sich eines großen Einflusses, welchen sie besonders bei Besetzung der Gouverneurstellen, bei einem Ministerwechsel und bei den Heirathen des Schahs geltend macht. Ihre Abenteuersucht

gibt reichen Stoff zu bösem Leumund; übrigens soll sie viel Witz und Geist besitzen, auch im Dichten und Blumenmalen sich versuchen.

Die jungen Prinzen erhalten eine Amme und werden von der Mutter sorgsam überwacht. Man läßt ihnen die Wohlthat der Impfung angedeihen, doch sterben die meisten in zartem Alter wegen Mangel an zuträglicher Diät, weil die Mütter, in der Meinung, dadurch ihr Wachsthum zu fördern, sie mit Nahrung zu überhäufen pflegen. Die meisten Kinder des jetztregierenden Schah haben Anlage zu Hydrocephalus.

Mit dem fünften Jahre wird der Prinz einem Ludimagister (laleh) übergeben, welcher ihn in den ersten Elementen des Wissens und in den Regeln des Anstands (adæb) unterrichtet. Sehr früh führt er einen eigenen, von dem der Mutter getrennten Haushalt. Sobald er aber eine selbständige Stellung einnimmt, folgt ihm die Mutter in sein Haus. Dadurch, daß der König einzelne seiner Söhne vor den übrigen bevorzugt, erwächst Haß zwischen den Brüdern verschiedener Mütter, der bei Gelegenheit in Thätlichkeiten übergeht und nicht selten zu Brudermord führt. So wurden viele Söhne des Feth-Ali Schah auf Befehl ihrer Brüder geblendet, andere endigten im Kerker oder Exil. Auch der Bruder des jetzigen Königs befindet sich im Exil zu Bagdad. Welches Los die den Vater überlebenden Söhne des Schah erwartet, wird die Geschichte lehren.

Wir hätten in diesem Abschnitt noch über die Prostitution und die Aberrationen des Geschlechtslebens überhaupt zu sprechen; doch sind dieses Gegenstände, welche nur unter Fachmännern zur Sprache kommen sollten. Diese verweisen wir auf unsern Aufsatz über „Prostitution in Persien" (Wiener Mediciniſche Wochenschrift, 1861, Nr. 32).

Im allgemeinen sei hier nur bemerkt, daß weder Eunuchen noch sonstige Ueberwachung die Tugend der Frauen zu schützen vermögen, daß widernatürliche Laster leider in den Städten sehr verbreitet sind, und daß sie nicht so allgemeine Entrüstung hervorrufen, wie es im Interesse der ganzen Menschheit zu wünschen wäre. Selbstverständlich jedoch gibt es unter allen Klassen auch sehr ehrbare Frauen, die selbst durch Verirrungen des Mannes sich nicht bewogen fühlen, nur einen Schritt breit vom Pfade der Pflicht und ehelichen Treue abzuweichen. Besonders zeichnen sich die Frauen der Nomadenstämme in dieser Hinsicht rühmlich aus.

VII.

Diener, Sklaven und Eunuchen.

Große Zahl der Diener. Ihr Lohn und indirectes Einkommen. Patriarchalisches Verhältniß zum Herrn. Strafen. Unbrauchbarkeit europäischer Diener im Orient. Kategorien der Dienerschaft. Milde Behandlung. Schwarze und weiße Sklaven. Verwendung und schonende Behandlung derselben. Frühzeitiges Absterben der Schwarzen. Ihre Sprache und Bildungsfähigkeit. Preise der Sklaven. Eunuchen (schwarze und weiße, Freie und Sklaven, künstliche und natürliche). Körperbeschaffenheit und Charakter der Eunuchen. Geschichte des Eunuchen-Chefs Baschir Chan. Der Eunuch Cosruw Chan. Abnahme der Zahl und des Einflusses der Eunuchen.

A. Diener.

Zu dem orientalischen Pomp, welchen der Perser mit dem Worte teschächchûs bezeichnet, gehört nebst den Pferden, Zelten, Teppichen, Gewändern und Schmucksachen auch eine Schar von Dienern (nauker) und Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechts, von Pagen und Eunuchen. Ihre Zahl übersteigt in Häusern der Reichen alle Vorstellungen, welche wir in Europa von Dienerschaft haben.

Die männlichen Diener werden selten zu häuslichen Arbeiten verwendet, sondern fast nur zum Luxus gehalten. Sie

begleiten ihren Herrn bei seinen Ausritten in der Stadt; ein Theil geht paarweis dem Pferde voran, einige vertrautere schreiten einzeln neben demselben her, der Troß folgt, mit Flinten bewaffnet, nach. Je größer die Schar der Diener, desto größer ist auch der Teschachchus und die Würde des Herrn. Unter dem steten Ruf: „Beri! Beru!" drängen sie jeden Entgegenkommenden aus dem Weg; er muß sich entweder platt gegen die Wand stellen oder einen andern Ausweg suchen. So lassen sich einzelne Chane, Gouverneure und Prinzen von vierzig bis sechzig Dienern begleiten; der Großvezier erscheint nicht selten von zwei- bis dreihundert umgeben. Doch sind nicht alle besoldet, sondern viele schließen sich als Clienten an und folgen monate- oder jahrelang, in der Hoffnung, daß sie der Machthaber endlich eines gnädigen Blicks würdigen werde: die einen, um unter seinem einflußreichen Schutze vor Beeinträchtigungen ihres Eigenthums sicher zu sein, die andern, um im Gegentheil ungestraft Eingriffe in die Rechte anderer sich erlauben zu dürfen. Aus letzterer Kategorie besteht das zahllose, meist den verworfensten Klassen angehörige Gefolge der Priester höhern Ranges, des Imam-dschumeh, der Mutschtehiden und Scheichs-ul Islam: Leute, die unter dem Mantel der Heiligkeit die abscheulichsten Vexationen ausüben. Bei den Gesandtschaften melden sich sogar Personen aus den besten Familien als Diener, um deren Fürsprache und Protection zu genießen.

Der Diener (nauker) wird auf ein Jahr — von einem Nawruz zum andern — in das Haus aufgenommen. Er erhält 8—10 Dukaten Lohn (muwädschib), freie Kost und etwas Getreide und Reis (dschireh) für seine Familie; denn fast alle sind verheirathet oder heirathen, sobald sie einen guten Dienst gefunden. Einmal des Jahrs erhalten sie außerdem ein neues Gewand.

Doch fällt der fixe Gehalt wenig in die Wagschale; als

guter Dienſt gilt nur ein ſolcher, der viel per fas et nefas abwirft. Man nennt dieſes indirecte Einkommen mædächel. So viel Lohn auch ein Diener bekommt, er fühlt ſich unbehaglich, wenn die Quelle des Mädachel nicht reichlich fließt; mismuthig klagt er: „Mædächel kem est!“ (Der Gewinſt iſt gering!), und iſt er ein Mann von Grundſätzen und Conſequenz, ſo verläßt er bald wieder das Haus.

Viele Diener hoher Beamten beziehen gar keinen Lohn und beanſpruchen auch keinen, denn ſie leben aus fremdem Säckel und von gelegentlicher Beute. Sie werden mit verſchiedenen Commiſſionen betraut, oder tragen kleine Geſchenke von Obſt, Wild u. ſ. w. aus, wofür ſie je nach der Stellung des Mannes, von dem ſie geſendet werden, 1—5 Dukaten als Geſchenk (inaam) erhalten. Andere werden mit Briefen oder Aufträgen in die Provinzen geſchickt, ſo namentlich die Diener der Miniſter, und gelangen auf dieſe Weiſe zu einem Einkommen, welches das der höchſten Staatsbeamten in Europa übertrifft und ſie in den Stand ſetzt, ſelbſt einen großen Haushalt mit mehrern Frauen zu führen und ihrerſeits wieder Diener zu unterhalten. Hiernach iſt es erklärlich, daß bei einem Chan oder Prinzen, dem plötzlich eine neue Würde übertragen worden, ſchon am andern Tage eine Cohorte von mindeſtens hundert Dienern ſich einſtellt, um den neuaufgehenden Stern zu begrüßen; daß ſie gar nicht abwarten, bis er ſie in ſeinen Dienſt aufnimmt, ſondern in der Hoffnung auf Protection oder des zu erwartenden Mädachels ihn begleiten. Auch Europäer ſehen ſich unaufgefordert mehrere Tage lang von einem unbekannten Diener begleitet, der auf die Frage, was er eigentlich wolle, antwortet: „Naukeri mikunem!“ (Ich thue Dienſte!); wird er nicht ausdrücklich fortgeſchickt, ſo rechnet er ſich zur Zahl der Bedienſteten und verlangt die Gewährung der Emolumente.

Die meiſten Chane nehmen jedoch Bediente aus ihrem

Tribus und ihrer Heimat, theils weil diese besser mit ihren Gewohnheiten vertraut sind, theils weil sie sicherer auf deren Treue rechnen können; denn der Perser bewahrt für den Chef seines Stammes unter allen Umständen Verehrung und Anhänglichkeit, auch wenn ihm nicht die beste Behandlung zutheil wird. In der That sind die Fälle nicht selten, daß solche Diener, nachdem ihr Herr in Ungnade gefallen und in ziemlich drückenden Verhältnissen sich befindet, treu bei ihm ausharren, mit ihm darben, niemals ihm den Respect versagen, ihm die geliebten alten Titel und Schmeicheleien beilegen und abwarten, bis wieder eine glücklichere Constellation für ihn eintritt. Alsdann unterläßt auch andererseits der Chef nicht, sie für die ihm bewiesene Treue und Ausdauer zu belohnen. Mancher Chan, der in seinem Vermögen ganz herabgekommen ist, rafft noch die letzten Mittel zusammen, um den Haushalt der Diener aufrecht zu erhalten; wie abgenutzt auch ihr Gewand sein mag, er freut sich, ihre Zahl noch complet zu sehen.

Ueberhaupt steht der Diener in einem gewissen patriarchalischen Verhältniß zu seinem Herrn. Er kennt dessen Hoffnungen und Besorgnisse, denn dieser hat vor dem vertrauten Diener (nauker-e mæhræm) kein Geheimniß, sondern bespricht alles mit ihm sowol zu Hause als auch während der langsamen Ritte durch die Stadt. Der Perser findet es ganz in der Ordnung, daß, während er eine wichtige Angelegenheit mit jemand verhandelt, ein Diener zwischen der Thür oder vor dem Fenster steht und eifrig zuhört; ja daß sich derselbe in das Gespräch mischt, ungefragt seine Meinung abgibt und die seines Herrn durch Argumente unterstützt. Ich war oft Zeuge, daß während der wichtigsten amtlichen Transactionen der Diener des Großveziers Saderazam das Wort nahm und sogar seine Misbilligung auszusprechen wagte. Auf der andern Seite erwartet auch der

Diener, daß sich der Herr mit seinen Angelegenheiten befasse, ihn über seine Zustände ausfrage und ihn familiär behandle; wo dies nicht stattfindet, fühlt er sich fremd im Hause und bleibt nur unwillig in einem solchen Dienst.

Den Begriff des patriarchalischen Communismus pflegt er selbst auf die Kasse seines Herrn auszudehnen. Gibt man ihm z. B. mehrere Dukaten zu Einkäufen, so wirft er das Gold in ein Beutelchen, in dem bereits einige kleine Münze sich befindet; kurz darauf zurückgerufen und befragt, wie viel Geld er habe, summirt er in seiner Antwort das Empfangene mit dem frühern Inhalt seiner Börse. Auf dem Markte macht er dann alle Ausgaben, sowol die für sich als die für den Herrn, aus der gemeinschaftlichen Kasse. Um die Rechnung ist er nie verlegen, denn der Sitte gemäß darf er für jeden Einkauf 10 Procent mehr ansetzen als wirklich bezahlt worden, und wegen des darüber noch fehlenden Betrags hat er stets Ausflüchte und Lügen bei der Hand. Ebenso macht er sich kein Gewissen daraus, Mundvorräthe aus dem Hause zu tragen; wird er dabei ertappt, so trifft ihn keine große Strafe, weil er gleichsam als zur Familie gehörig angesehen wird. Hat er aber einen schweren Fehler begangen, so will er nicht, daß man ihn schimpfe, da die gebräuchlichen Schimpfworte den Vater im Grabe oder seine Frauen entehren, sondern er wirft sich platt auf den Rücken, hebt die Füße in die Höhe und ruft: „Gäh churdem!“ (Ich aß Koth, d. i. Ich fehlte!), zum Zeichen, daß er die Bastonnade zu empfangen bereit sei. In jedem Hause mit zahlreicher Dienerschaft befindet sich ein Bastonnadenpfahl (tschubehfelek); nur durch den zeitweiligen Gebrauch oder wenigstens durch den steten Anblick desselben ist es möglich, sie in Zucht zu erhalten. Die Bastonnade empfangen (tschub churden, d. i. den Stock essen) gilt übrigens durchaus nicht für eine Schande. Nach überstandener Strafe erhält vielmehr der

Gezüchtigte ein Ehrenkleid, womit er dann vollständig rehabilitirt ist.

Vorzugsweise träge zeigt sich der persische Diener in Verrichtung der Hausarbeiten, was darin mit seinen Grund haben mag, daß wegen der großen Zahl der Diener der einzelne wenig zu thun hat und deshalb auch dies Wenige zu thun versäumt. So z. B. ist man mit zehn Dienern kaum im Stande, ein Zimmer ohne Möbel rein zu erhalten; sie begnügen sich, einmal des Tags die Teppiche abzukehren, während in den etwas höher gelegenen Nischen der Staub monatelang liegen bleibt und nur einmal im Jahre abgefegt wird. Ich konnte so fest auf diese gewohnte Nachlässigkeit rechnen, daß ich oft mehrere hundert Dukaten, die ich im Koffer nicht sicher glaubte, frei auf die erhöhte Nische legte und auch stets unberührt wieder vorfand. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, alle Tage das Kehricht zu entfernen, sondern verbergen es häufig unter dem Teppich, und fast nie bekommt man ein sauberes Gefäß oder eine reingewaschene Kaffeeschale. Auf Reisen und in Lagerplätzen hingegen ist der Diener unermüdlich und fortwährend in Thätigkeit; da versteht er es, in der ödesten Gegend seinem Herrn eine erträgliche Existenz zu bereiten. Den ganzen Tag läuft er, selbst bei dem stärksten Sonnenbrand, vor dessen Pferd her, ohne über Ermüdung zu klagen. An der Station angelangt, liebt er es aber, schwatzend und rauchend auf dem Teppich zu liegen. Er wartet unverdrossen an einer Stelle ganze Tage und Nächte hindurch wie ein Hund auf seinen Herrn. Soll er vor demselben erscheinen, so zieht er sein bestes Kleid an und reibt beim Eintritt den Unterschenkel vom Knie bis zur Ferse mit der Hand, als Zeichen der Unterthänigkeit; nie erlaubt er sich eine unhöfliche Aeußerung gegen ihn, selbst wenn er mit ungerechten Vorwürfen überhäuft wird.

Dem in Persien sich aufhaltenden Europäer werden diese Diener sehr lästig. Ihr stetes Herumspioniren um seine Person, die Gütergemeinschaft, die Unmöglichkeit im Hause nur einen Schritt zu gehen ohne von einem Diener gefolgt zu sein, selbst beim Gang zum geheimen Gemach, oder auf der Straße sich zu bewegen ohne immer einige vor sich hergehen zu haben, sind Belästigungen, an die man sich nur nach langer Zeit gewöhnt. Im Begriff auszugehen, muß man so lange verweilen, bis sich die Diener gesammelt und in die gehörige Positur gesetzt haben. Kein Besuch findet Einlaß, ehe er sich von den Dienern die Erlaubniß verschafft oder durch Geld erkauft hat, sonst schläft der Herr oder er ist im Enderun. Anfangs wird man wol, wie auch ich es that, öfter mit den Leuten wechseln; allein man überzeugt sich bald, daß alle desselben Schlags sind und man dabei nicht gewinnen, höchstens verlieren kann. Dazu kommt die Erheblichkeit des Kostenpunkts. Ein Diener erhält monatlich $2^1/_2$ Dukaten Lohn, mit den Geschenken und Aneignungen aber beläuft sich die monatliche Ausgabe auf 4 Dukaten; man verausgabt also, da vier Bediente der geringste Personalbestand sind, jährlich eine Summe von 200 Dukaten, und erntet dafür nichts als Verdruß und Unannehmlichkeiten.

Nun meint man vielleicht, es sei am zweckmäßigsten, einen Diener aus Europa mit ins Land zu bringen oder einen solchen dort in Dienst zu nehmen; allein unter allen Uebeln würde man damit das größte gewählt haben. Dem europäischen Diener, der Landessprache unkundig, ist jeder Verkehr mit seinesgleichen abgeschnitten, dazu selbst der Anblick eines weiblichen Wesens versagt, auch sein Herr spricht nach europäischer Sitte wenig mit ihm; so befindet er sich in vollkommener Isolirung, kaum anders wie im Zellengefängniß. uEr wird dadurch störrig und unleidlich, verfällt in Melancholie

oder ergibt sich dem Trunk, und man sieht sich nach kurzer Zeit gezwungen, ihn mit schweren Geldopfern in die Heimat zurückzuschicken. Nur in den Gesandtschaftshotels, wo viele europäische Diener zusammenleben, ist es möglich, einigermaßen mit ihnen auszukommen, obwol auch da von Zeit zu Zeit Transportationen ins Mutterland stattfinden müssen. Daher mögen europäische Reisende unter allen Umständen vermeiden, sich von einem Diener aus der Heimat begleiten zu lassen; die Unannehmlichkeiten sind für beide Theile unausbleiblich.

In Teheran nehmen die Europäer ihre Diener meist aus der Sekte der Dawudi, weil deren Dogmen dem Christenthum näher stehen, namentlich die strengen Begriffe von Reinem und Unreinem, wie sie dem Muselman vorgeschrieben sind, von ihnen nicht anerkannt werden, daher sie sich leichter den europäischen Bräuchen anbequemen.

Die Hausdienerschaft besteht aus folgenden Kategorien:

1) Die pisch-chedmets (Kammerdiener) melden die Fremden an, ordnen die Zimmer und reichen den Gästen Pfeifen und Kaffee. Sie empfangen guten Lohn und schöne Kleidung; ihr Chef, gewöhnlich Verwalter des ganzen Hauses (nāzir), trägt sogar ein theueres Shawlkleid, über das er aber, wenn er vor dem Herrn erscheint, einen langen Tuchtalar wirft; er vermittelt allein den Verkehr des Herrn mit der Außenwelt.

2) Die Farasche haben für die Teppiche und Zelte zu sorgen; sie ebnen den Boden, schlagen die Zelte auf und schaffen das Brennholz herbei.

3) Die Gulams werden mit den Aufträgen für die Provinz betraut; sie sind bewaffnet, um im Fall eines Angriffs sich vertheidigen zu können.

4) Die āsch-paz (Köche) bereiten die Speisen und erfreuen sich, da sie für Künstler gelten, besonders guter

Behandlung und vieler Nachsicht. Ihrem Chef liegt nur die Ueberwachung und die letzte Vollendung der Speisen ob, während zahlreiche Küchenjungen (aschpæs schägird) die gröbere Arbeit verrichten.

5) Der Kahwedschi sorgt für den Thee, Kaffee und Narghile. Auf Reisen reitet er ein Maulthier; vor sich hat er einen Quersack mit dem Mundvorrath für den Herrn, während von einer Seite ein Becken mit glühenden Kohlen, von der andern Seite ein Wasserschlauch (kābul-mængal) herabhängt, sodaß er in jedem Moment die Pfeife in Bereitschaft setzen kann.

6) Der mirāchur, d. i. Herr der Krippe, hat die Obhut über den Stall. Bei Ausritten hilft er dem Herrn in und aus dem Sattel und geht, eine reiche, aus verschieden gefärbtem Tuch mosaikartig zusammengesetzte sin-pusch (Satteldecke) über der Schulter tragend, unmittelbar vor dem Pferde her. Der Kauf oder Verkauf eines Pferdes kann nur durch seine Vermittelung geschehen; umgeht man ihn dabei, so weiß er stets den Handel zu vereiteln oder derart zu wenden, daß derselbe zum Schaden des Herrn ausschlägt. Ihm unterstehen die Pferdeknechte (mehters), deren jedem die Sorge für zwei bis drei Pferde übertragen ist.

7) Die gulāmbetscheh (Pagen) sind meist körperlich schöngebildete Knaben, welche den Verkehr zwischen dem Harem und dem Birun (Männerabtheilung) vermitteln, übrigens häufig Anlaß zu bösem Leumund geben. Auch sie erhalten kostbare Kleidung.

8) Der kāptschi (Portier) ist stets ein hochbejahrter Mann, welcher die Zugänge zum Harem mit Argusaugen bewacht.

9) Karâûls (Soldatenwachen) werden häufig den Großen von den Regimentern zugetheilt, um zur Vermeh-

rung des Pomps (teschâchchus) mit emporgehaltenen Stöcken vor dem Pferde des Herrn einherzuschreiten.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Diener keine Leibeigenen sind, sondern daß es ihnen jederzeit freisteht, das Haus zu verlassen. Da aber ihre Behandlung im Durchschnitt mild und human genannt werden kann, lassen sie sich in der Regel nur durch äußere Umstände zum Wechsel der Herrschaft bestimmen. Mehrere Generationen bleiben oft als Diener in derselben Familie.

Welch große Nachtheile jedoch die Sitte, eine so zahlreiche Dienerschaft zu halten, im Gefolge hat, springt in die Augen. Sie führt den Ruin der meisten Familien herbei und entzieht dem Lande die besten, bei der dünnen Bevölkerung schwer zu entbehrenden Arbeitskräfte. Sehr viele Perser sehen und fühlen diese Uebelstände; sie möchten sich gern davon befreien, aber keiner hat den Muth, den Anfang zu machen, damit es nicht heiße, er sei in Ungnade gefallen und seine Mittel reichten nicht mehr zum Unterhalt der Diener hin. Allein bei der zunehmenden Verarmung der angesehenen Familien kann es nicht fehlen, daß die Verhältnisse sich endlich von selbst anders gestalten werden.

B. Sklaven.

Obgleich die Sklaverei seit undenklichen Zeiten im Orient gebräuchlich war — denn schon Moses spricht davon, indem er sagt: „Hham soll der Diener der Diener sein" —, so scheint sie doch nie in Begleitung jener scheußlichen Mißbräuche wie später bei den Griechen und Römern und andern occidentalischen Völkern aufgetreten zu sein. Der Grund hiervon mag in dem energielosen Charakter des Orientalen liegen. So wenig er sich zur Höhe der Tugend, welche für gesellschaftliche Zwecke Gut und Leben opfert, aufzuschwingen vermag, ebenso wenig sinkt er zu solcher Tiefe des Lasters,

um menschliche Wesen mit consequenter Unbarmherzigkeit auszubeuten, sie mit den Thieren auf gleiche Stufe zu stellen. Kriegsgefangene blieben daher im Orient nie durch mehrere Generationen Sklaven; war der erste Racheact nach der Besiegung vollzogen, so machte sich bald die angeborene mildere Gesinnung geltend; die Besiegten oder ihre Kinder wurden frei und traten in die Rechte der Eingeborenen.

Noch heutzutage wiederholen sich diese Vorgänge in Buchara, Chiwa und Turkistan; es werden dort jährlich eine Anzahl Perser, früher auch Russen, gestohlen, als Sklaven verkauft und als Viehhüter oder Ackersleute verwendet, doch nach Verlauf einiger Jahren gelangen sie wieder zur Freiheit und siedeln sich im Lande an.

Darum kam es auch im Orient niemals zu jenen blutigen Sklavenempörungen, wovon die römische und die Geschichte der neuern Zeit so entsetzliche Beispiele aufweist, und fand man sich infolge dessen dort nicht zu so grausamen Repressivmaßregeln veranlaßt.

Die meisten in Persien lebenden Sklaven (zerchærid, für Gold gekauft, khulam der männliche, kæniz der weibliche Sklave) sind in Afrika geboren und in ihrer Kindheit über Bushir von Mascat, ein kleiner Theil auch über Bagdad von Arabien eingeführt. Man unterscheidet zwei Rassen: 1) die Habeschi mit dünner, nicht eingedrückter Nase, nur wenig aufgeworfenen Lippen und Kraus- doch nicht Wollhaar; 2) die Zengi aus Zengebar mit dem vollen Negertypus. Erstere sind wegen ihrer Körperschönheit und Intelligenz geschätzter und theuerer als die letztern.

Die Zahl der weißen Sklaven beschränkt sich auf einige Individuen aus dem Stamme der Turkomanen (Mogolen) und Beludschen; denn die Kriege der Perser mit diesen angrenzenden Stämmen sind meist passiver Natur, und gelingt es auch bei den Streifzügen einige Gefangene zu machen, so

reicht ihre Zahl gewöhnlich nicht zum Auswechseln der eigenen Leute hin, sodaß nur wenige und zwar meist weiblichen Geschlechts als Sklaven im Lande zurückbleiben. Diese aber finden bald einen Mann und werden dadurch frei. Selbst die männlichen Gefangenen erhalten, sobald sie von der Sekte der Sunis zu jener der Schieh übertreten, in der Regel die Freiheit. Einige Kurdenstämme verkaufen zwar ihre Töchter für geringes Geld an persische Familien, doch können solche Mädchen eigentlich nicht als Sklavinnen zählen, da sie, sobald sie herangewachsen sind, von einem Glied der Familie geheirathet werden und hiermit aus dem Sklavenstand heraustreten. In frühern Zeiten fand ein ähnliches Verhältniß mit den Kaukasierinnen statt; die Mädchen wurden von den Aeltern verkauft oder auch in Streifzügen gefangen, und waren wegen ihrer Körperschönheit sehr gesucht. Unter der Dynastie der Safavieh gehörten die meisten Frauen der königlichen Familie und der angesehenen Chane diesen Stämmen an; allein die Erweiterung der russischen Herrschaft im Kaukasus hat dem betreffenden Handel ein Ende gemacht. Einzelne, hier und da noch geheim ins Land geführte Individuen werden, wenn von der russischen Gesandtschaft ausgeforscht, ohne Verzug in ihr Vaterland zurückgeschickt. Mehrere Fälle dieser Art sind mir während meiner Anwesenheit bekannt geworden.

Der Sklave wird in Persien nie zu strenger Arbeit oder zum Landbau verwendet, sondern nur in großen Häusern als Luxusartikel gehalten; es gehört zum Pomp, verschiedenfarbiges Gesinde zu haben. Daher gibt es keine Sklaven auf dem Lande, oder in Fabriketablissements, oder in den Häusern der Armen. Als Gründe dafür kann man ansehen: 1) Zwangsarbeit widerstrebt überhaupt dem Charakter des Volks. Wenn ein Sklave wegen Ueberbürdung mit schwerer Arbeit Klage führte, so würde seinem Herrn das Recht auf ihn für immer

abgesprochen werden und derselbe gezwungen sein, ihn entweder an einen andern zu verkaufen oder ganz freizulassen. 2) Einen Sklaven an einen andern Herrn zu verkaufen, gilt nicht für anständig; man entschließt sich nur im Fall der äußersten Noth dazu, oder wenn er sich so halsstarrig, widerspenstig und boshaft zeigt, daß sein Bleiben im Hause unerträglich wird. Doch findet sich dann selten ein Käufer, sodaß man ein solches Subject nolens volens emancipiren oder einfach ohne Ertheilung eines Freibriefs wegjagen muß. Ferner verlangt es die Sitte, beim Eintritt eines glücklichen Familienereignisses, bei Geburten, Hochzeiten u. s. w., ebenso durch testamentarische Verfügung, einem oder mehrern Sklaven die Freiheit zu schenken. 3) Die Sklavenarbeit würde zu theuer kommen; denn obwol die Einkaufspreise sehr mäßig sind, so gewinnt doch die Kapitalanlage durch den traurigen Umstand an Bedeutung, daß die Schwarzen in Persien nur kurze Zeit am Leben bleiben. Das Klima des iranischen Plateaux sagt ihnen nicht zu. Viele erliegen den Blattern,— zu denen sie insbesondere bei ihrer Ankunft disponirt sind;— nur wenige erreichen eine Lebensdauer von über 30 Jahren,— die meisten sterben früher an Tuberkulose und Skrofulose.— Während die genannten Krankheiten bei der weißen iranischen Rasse nur höchst ausnahmsweise vorkommen, erkranken fast alle Schwarzen in den zwanziger Jahren daran und unterliegen denselben nach mehrjährigem Siechthum. Besonders werden Mütter bald nach der Entbindung davon befallen. Ihre Kinder läßt man zwar sorgfältig durch Ammen ernähren, denn man sieht gern einen im Hause geborenen Schwarzen (chānezād*) mit den eigenen Kindern aufwachsen; dennoch

*) In der lutherischen Bibelübersetzung (Prediger, II, 7) wird בְּנֵי בַיִת mit Gesinde übersetzt; das Wort entspricht jedoch ganz dem persischen chāneh zād und bedeutet: im Hause geborene Sprößlinge von Sklaven.

beginnen sie bald zu kränkeln; erst im dritten Jahr erlangen sie den Gebrauch der Füße, und es sind nur sehr seltene Fälle bekannt, vielleicht kaum zehn in der ganzen Stadt Teheran, daß Sklavenkinder das Alter der Pubertät erreichten. Durchschnittlich können die Arbeitsjahre eines Sklaven kaum auf sechs angeschlagen werden. So ist es erklärlich, daß man, obgleich die Sklaveneinfuhr in Persien seit Jahrhunderten besteht, und obgleich der Sitte gemäß jedem männlichen Sklaven eine Sklavin als Weib zugesellt wird, doch keine schwarze Nachkommenschaft und fast absolut keine Mischlingsrasse daselbst findet; denn die Mulatten unterliegen demselben traurigen Naturgesetz, sie sterben in der zweiten oder dritten Generation durch Krankheiten aus.

Die Behandlung der Sklaven ist, wie sich hiernach annehmen läßt, schonend und mild. Körperliche Züchtigung kommt höchst selten und nur in schwachem Maße vor. Sie sind gut genährt und gekleidet, und es wird für ihre Verheirathung und die Erziehung ihrer Kinder gesorgt. Bei schlechter Behandlung steht ihnen das Recht der Klage zu; ist die Mishandlung erwiesen, so können sie darauf dringen, an einen andern Besitzer verkauft zu werden. Ja es geschieht wol, daß wenn in einem Hause ein Sklave gepeinigt oder verwundet worden, alle Sklaven der Stadt sich tumultuarisch um das Haus zusammenrotten und so das Gericht zur Untersuchung des Falles nöthigen. Freigelassene Sklaven bleiben gewöhnlich nebst ihren Nachkommen als Diener im Hause zurück, indem sie sich als zu deren Familie gehörig betrachten.

Da bei ihrer Ankunft im Lande die Schwarzen noch im kindlichen Alter stehen, bekehren sich alle zum Islam. Sie vergessen auch meist ihre Muttersprache und sprechen persisch; nur wenige hört man untereinander im Idiom ihres Landes conversiren. Dabei ist es eigenthümlich, daß sie, obwol seit

früheſter Kindheit perſiſch ſprechend, ja daß ſelbſt die im Lande geborenen an der platten Ausſprache unfehlbar als Neger kenntlich ſind. Es führt dies zu der Annahme, daß die einer Sprache eigenthümlichen Laute und Accente wenigſtens ebenſo ſehr von der Raſſe des betreffenden Volks und der in ihr vorherrſchenden Bildung des Kehlkopfs und der ſonſtigen Stimmorgane, als von der Gewohnheit abhängen. Jüdiſche Knaben z. B., mögen ſie auch von früheſter Kindheit an unter Chriſten gelebt und von ihnen deutſch, franzöſiſch oder eine andere Sprache gelernt haben, werden doch von Juden an der Ausſprache leicht als Stammgenoſſen erkannt; und nicht ſelten wird in jüdiſchen Familien ein Kind geboren, das beim Sprechen mit der Zunge anſtößt und dadurch unwillkürlich die Ziſch- und Kehllaute des ſemitiſch-arabiſchen Jargons hervorbringt, die es doch nie früher gehört hat.

In ihrer Kleidung lieben die Sklaven noch mehr als die Perſer ſchreiende Farben. Die Sklavinnen tragen auf der Gaſſe ebenfalls den Schleier und den Dominomantel, ſodaß ſie ſich in der Tracht von den perſiſchen Frauen nicht unterſcheiden. Die körperliche Ausdünſtung der Schwarzen iſt, namentlich bei großer Hitze, dem Weißen höchſt widerlich, ja faſt unerträglich. Sie ſind trotzig und ſtörrig wie die Maulthiere, und haben ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß ein Geſchäft oder eine Arbeit nicht für ſie paſſe, ſo vermag keine Drohung oder Strafe ſie dazu anzuhalten. Eine Sklavin, welche einmal die Gunſt ihres Herrn genoſſen hat, wird eiferſüchtig und iſt im Stande, den Gegenſtand ihrer Eiferſucht, die legitime Frau, zu vergiften. Ich erlebte den Fall, daß eine Sklavin, um ſich an der legitimen Frau zu rächen, deren Säugling mit Opium vergiftete; es gelang mir, das Kind zu retten; die Sklavin erhielt die Baſtonnade und wurde ohne Freibrief aus dem Hauſe gejagt. Ohne Freibrief (āzād-nāmeh) entlaſſene Sklaven oder Sklavinnen

finden nur schwer wieder ein Unterkommen oder einen Dienst, weil man natürlich eine schlimme Ursache der Entlassung muthmaßt, und sind daher verurtheilt, vom Bettel ihr Leben zu fristen. Selbst die mit Freibrief versehenen Schwarzen werden nicht gern zur Arbeit gedungen, denn der Neger arbeitet anhaltend nur, wenn er gewaltsam dazu gezwungen wird; sich selbst überlassen, gibt er dem angeborenen Triebe der Indolenz und Faulheit nach.

Aus meinen beschränkten Erfahrungen schien mir hervorzugehen, daß die Negerrasse an geistiger Anlage und Erziehungsfähigkeit der weißen weit nachsteht, womit jedoch keineswegs die Sklaverei, der Satz: „Ham soll dir dienen", vertheidigt werden soll. Ich halte es überhaupt für sehr gefehlt, wenn die Vertheidiger des Abolitionsprincips die Gleichberechtigung der Menschen durch die gleiche natürliche Anlage beweisen zu müssen glauben. Denn ungleiche Anlage gibt durchaus nicht das Recht zur Unterdrückung einer Rasse oder eines Individuums; mit Einräumung dieses Rechts müßte man ja zu dem absurden Schlusse gelangen, daß der Begabtere oder sich begabter Dünkende befugt sei, alle minder Begabten zu unterdrücken und als Sklaven zu behandeln! Andererseits glaube ich aber an die Erblichkeit und Fortpflanzung der Erziehung von einer Generation auf die andere beim Menschen, wie in gewissem Grade auch beim Thiere. Das Füllen eines arabischen Pferdes ist bereits halb erzogen, wenn es aus dem Mutterleibe kommt, das Hühnchen, wenn es aus der Eierschale kriecht; hingegen bleibt das Junge des wilden Esels unbändig, sei es auch in den ersten Tagen nach der Geburt eingefangen und von einer zahmen Eselin genährt worden; erst in spätern Generationen verschwindet mehr und mehr die Wildheit der Rasse. Aehnlich verhält es sich mit dem Menschen. Die Erziehung erbt sich bei ihm fort, und nur mittels der durch eine lange Reihe von

Generationen fortgesetzten Bildung kann die höchste intellectuelle Kraft erreicht werden. Man wende uns nicht ein, daß oft Kinder von Gelehrten schwachen Geistes sind, während Söhne von Arbeitsleuten zur höchsten geistigen Entwickelung sich emporschwingen. Gelehrte befinden sich zuweilen in anormalem Zustand, indem ihre geistige Thätigkeit die zur Fortpflanzung nothwendige körperliche Kraft zurückdrängt; und andererseits gibt es auch unter Bauern tüchtige Denker, welche das intensive Denkvermögen auf ihre Nachkommen forterben können. Jedenfalls wäre erst die Probe zu machen, ob nicht bei länger fortgesetzter Cultur die Anlagen der Neger denen der Kaukasier ebenbürtig werden.

Bei der numerisch geringen Einfuhr von Sklaven und der humanen Behandlung, die ihnen in Persien zutheil wird, darf es nicht wundernehmen, daß die englische Regierung keinen Eifer zeigt, ihrem Alliirten, dem Imam von Mascat, in dem Handel damit hinderlich zu sein. Den Centralpunkt für den persischen Sklavenhandel bildet die Stadt Schiraz; von dort aus werden die Neger mittels Karavanen in die andern Städte des Landes geführt. Der Preis eines Sklavenknaben variirt zwischen 12—18 Dukaten. Den höchsten Preis, 70 Dukaten, sah ich für eine schöne Habessinerin bieten. Der Gouverneur von Schiraz kauft von Zeit zu Zeit Sklaven und Sklavinnen auf, und sendet sie als Geschenk an den königlichen Hof und an die einzelnen Großen. Es ist Sitte, einer hochgestellten Dame bei ihrer Vermählung einige Sklaven als Heirathsgut mitzugeben.

Den Europäern ist es nach persischem Gesetz eigentlich nicht gestattet, Sklaven zu halten; doch wird davon Umgang genommen: sowol in Schiraz als auch in Teheran haben einige Europäer Sklaven im Hause. Letztere können allerdings nach Belieben das Haus verlassen; sie brauchen nur zu erklären, daß sie als Muselmanen nicht in einem christ-

lichen Hause dienen wollen, so sind sie entweder frei oder müssen an andere Herren verkauft werden. Ebenso dürfen diejenigen Perser, welche englischen oder russischen Schutz genießen und daher als Unterthanen dieser Mächte betrachtet werden, streng genommen keine Sklaven besitzen, und kommt es zu einer officiellen Klage deshalb, so wird auch ihren Sklaven die Freiheit zuerkannt, wie folgender Fall beweist. Ein zugereister englischer Consul genoß die Gastfreundschaft des englischen Schützlings Hadschi Abdul Kerim Herati in Teheran und wohnte in dessen Hause. Da stellten sich ihm eines Tags die sämmtlichen Sklaven des Hauses vor und verlangten, dem englischen Gesetz gemäß, Lösung aus den Banden der Sklaverei. Der Consul sah sich in der Nothwendigkeit, die genossene Gastfreundschaft mit dem bedeutenden Schaden seines Gastfreundes zu vergelten und die Sklaven desselben frei zu erklären.

Aus allem vorstehend Gesagten erhellt, daß, mit Ausnahme der allerdings höchst traurigen Sanitätsverhältnisse, das Los der Sklaven in Persien kein hartes ist, ja daß man überhaupt diesen Zustand kaum mit dem Namen Sklaverei bezeichnen kann.

C. Eunuchen.

Als Hüter der Harems sind nach orientalischer Anschauung die Eunuchen unentbehrlich. Größtentheils Sklaven, gibt es doch auch einige in Persien, welche den Freibrief erhielten oder ursprünglich schon Freie waren; diese dürfen natürlich nach Belieben ihren Aufenthalt wählen und ihre Dienste für Entgelt anbieten. Bei weitem die Mehrzahl sind Schwarze, die in ihrer Kindheit von Afrika eingeführt wurden. Da die meisten Kinder an dieser Operation, bei welcher bekanntlich die Geschlechtstheile vollständig abgetragen werden, zumal bei dem rohen Verfahren, zu Grunde gehen,

so ist der Preis für Eunuchen wenigstens dreimal so hoch als für andere Sklaven. In frühern Zeiten, als die Perser häufig im Kaukasus Kriegsgefangene machten oder ihnen Knaben von dort verkauft wurden, existirten auch viele weiße Eunuchen; der letzte dieser Kategorie starb während meiner Anwesenheit im Jahre 1856. Außerdem kam es sonst in den Bürgerkriegen vor, daß die Nachkömmlinge von Parteichefs verstümmelt wurden, um sie zur Thronfolge unfähig zu machen. Den Gründer der jetzt herrschenden Kadscharen-Dynastie, Chadsche Mehmed Chan, traf z. B. dieses Los. Jetzt wird die Verstümmelung nur noch als Strafe für ein unnatürliches Verbrechen, wenn Nothzucht dabei stattgefunden, verhängt. In Teheran selbst ereignete sich zur Zeit meines dortigen Aufenthalts nur ein Fall dieser Art, aus der Provinz sind mir aber mehrere zur Kenntniß gelangt. Selbstverständlich sind es stets erwachsene Personen, welche dieser grausamen Strafe unterliegen, daher selten einer mit dem Leben davonkommt. Wer aber die Operation übersteht, findet dann in einem Harem glänzende Unterkunft, da weiße Eunuchen als besonderer Luxusartikel sehr gesucht sind.

Eine dritte Kategorie bilden die natürlichen Eunuchen. Die Zahl der mit misbildeten oder kaum angedeuteten Genitalien Geborenen ist nämlich auffallend groß; ich kannte deren viele in Teheran: ein Sohn des Premierministers z. B., Alidschan genannt, gehörte dazu, und in der kleinen christlichen Gemeinde zu Ispahan fand ich zwei dergleichen Individuen. In Sprache, Physiognomie, Kehlkopfbildung und Bartmangel gleichen sie ganz den künstlichen Eunuchen; sie sind ebenfalls für die Harems sehr begehrt. Doch laufen auch viele Kryptorchiten mit unter, die dann, nachdem der Irrthum entdeckt worden, wieder aus dem Eden verwiesen werden.

Die Körperbildung der Eunuchen nähert sich, wie

bekannt, dem weiblichen Typus. Das Fehlen des Barts und des Adamsapfels gibt ihrer Physiognomie einen eigenthümlichen Ausdruck und erhält dieselbe lange Zeit stationär, sodaß man nach dem Aussehen ihr Alter kaum beiläufig errathen, vielmehr leicht um 20—30 Jahre sich irren kann. Im hohen Alter wachsen ihnen einige Barthaare, während das Gesicht von tiefen Runzeln durchfurcht wird. Bei vielen bilden sich die Brüste zu einer erklecklichen Größe aus. Am übrigen Körper dagegen bleiben sie mager, nur bei einigen fand ich ausnahmsweise Fettleibigkeit. Ihre Gesichtsfarbe ist nie von jener Ebenholzschwärze, wie man sie sonst wol bei Negern trifft, sondern schwarzbraun oder schmuzig-schwarz. Abweichend von den übrigen eingeführten Schwarzen, die, wie erwähnt, alle frühzeitig sterben, erreichen viele Eunuchen ein hohes Alter.

Mehr als an Männer attachiren sich die Eunuchen an Kinder und an die Frauen, denen sie bei ihren Intriguen behülflich sind. Habsüchtig, geizig, eitel und abergläubisch, sind sie doch durchaus nicht boshaft, grausam und heimtückisch, wie sie uns gewöhnlich geschildert werden. Sie sind prunkliebend und halten namentlich viel auf schöne Pferde und Vögel. Auch für Pflanzen und Blumen, welche sie mit besonderer Vorliebe cultiviren, haben sie Passion. Man findet in den königlichen Schlössern kaum eine schöne Blume, weil die Eunuchen sie sofort heimlich sich aneignen.

Vor allen Dienern des Hauses genießen sie den Vorrang; ihnen kommt der Titel chādsche (Patron) zu. Man vertraut ihnen die Schlüssel zu allen Habseligkeiten an; sie erhalten prächtige Kleidung und eigene Dienerschaft zu ihrem Gebrauch. Wider die gesetzliche Bestimmung wird ihnen sogar gestattet, eine Frau zu nehmen; so heirathete z. B. der erste Eunuche des Königs, Baschir-Chan, nach dem Tode

des Mahmed Schah eine von dessen schönsten Frauen, in welche Wahl die Frau aus selbstsüchtigen Zwecken willigte.

Das Schicksal dieses Mannes ist so bezeichnend für die orientalischen Zustände, daß ich die Mittheilung desselben nicht unterlassen kann. Er war als Knabe nach Persien gebracht und der Mutter des jetzigen Königs zum Geschenk verehrt worden. Als der Kronprinz, dessen Kindheit er überwacht hatte, auf den Thron kam, ward er von diesem zum Chef der Eunuchen (chädsche bäschi) ernannt. Von Körper schön gebildet — er war Habessinier von Geburt — entfaltete er großen Luxus; er hatte die schönsten Pferde und Waffen, die schönste Frau, und war einer der besten Schützen. Die Frauen des Harems behandelte er sehr streng, ja ausnahmsweise grausam. Auf ihren Betrieb mußte er deshalb seinen Posten mit dem eines Generals der irregulären Cavalerie vertauschen, und der Minister Mirza Taghi Chan Emir-setzte seinen bisherigen übermäßigen Jahresgehalt auf 2000 Dukaten herab. Hierüber beklagte er sich bitter und in unhöflichen Ausdrücken. Da fragte der Emir die Umstehenden: „Wie hoch ist wol der Preis eines Coco" (Spottname der Schwarzen)? „Dreißig Dukaten", lautete die Antwort. „Nun seht", sprach er lächelnd, „dieser hier hält sich mit 2000 Dukaten noch nicht genügend bezahlt." Nach dem Sturz des Emir besserten sich seine Verhältnisse wieder; er wurde abermals Chadsche baschi. Allein die Frauen intriguirten aufs neue gegen ihn, indem sie behaupteten, der Kronprinz, der Liebling des Königs, sei durch seine Schuld beinahe ums Leben gekommen. Die Intrigue gelang und er wurde zur Haushaft verurtheilt. In dieser Zeit besuchte ich ihn oft. Ich fand ihn fast immer von Opium und Wein berauscht, die Bindehaut ganz von Blutadern unterlaufen. Er verlor bedeutende Summen im Kartenspiel, auch seine Frau verschwendete viel Geld mit ihrem

Geliebten, sodaß der König sich oft genöthigt sah, die Schulden für ihn zu bezahlen. Im Sommer 1859 unternahm der Schah eine Reise in die Provinz, nachdem er Baschir-Chan ausdrücklich verboten, ihm zu folgen, jedoch wiederum 1000 Dukaten zur Tilgung seiner Schulden angewiesen hatte. Kaum war er aber zwei Tagereisen von der Stadt entfernt, so reiste ihm trotzdem der Eunuche nach, sich rühmend, er habe oft genug die Windeln des Kronprinzen gereinigt, als daß ihm derselbe jetzt als Schah den Zutritt verweigern könnte. Angekommen am Hoflager zu Hauze-Sultan, auf dem Wege nach Kum, spielte Baschir-Chan in einem dem königlichen benachbarten Zelte mit mehrern Höflingen Karten. Die Gesellschaft war ziemlich berauscht, und da einer der Mitspielenden, Jahia Chan, ihm seine Zudringlichkeit und den Mangel an Disciplin vorwarf, schlitzte er mit seinem Tscherkessendolch dessen Wangen und Nase auf. Der Verwundete drang bluttriefend und mit herabhangender Wange in das königliche Zelt, Gerechtigkeit fordernd. Baschir-Chan wurde vor den König gebracht. Zu seiner Vertheidigung sprach er nur die Worte: „Zer chærid em!“ (Ich bin ein für Geld Erkaufter, d. h. ich habe als Sklave keine Verantwortlichkeit, diese fällt allein auf meinen Herrn). Durch diesen Trotz aufs äußerste gereizt, winkte der König dem Scharfrichter und rief: „Bæzæn!“ (Haue!), und in demselben Moment rollte das Haupt des Eunuchen auf die Erde. Der Schah belohnte den Henker für die flinke Execution mit 10 Dukaten und befahl, den Leichnam in die Wüste zu schleudern und unbegraben den Raubthieren zum Fraß zu überlassen. Doch bewachten denselben zwei Hunde des Getödteten getreulich mehrere Tage hindurch, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen. Als der König dies erfuhr, gab er nachträglich die Genehmigung zum Begräbniß. Später mag ihn die übereilte Strafvollstreckung an einem allerdings vorwitzigen

Diener, von dem er jedoch als Kind gepflegt und erzogen worden war, wol gereut haben.

Zu Zeiten Feth-Ali's und Mehmed Schahs gelangten mehrere Eunuchen zu den höchsten Stellen und Würden des Reichs. Es waren dies Georgier, welche Agha Muhamed Chan, der erste Kadscharenfürst, auf seinem Raubzug erbeutet hatte. Zwei von ihnen, Mutammed eddauleh und Cosrum-Chan Vali, stehen heute noch bei den Persern in großem Ruf; der erste, Gouverneur von Ispahan, stellte die Sicherheit der Wege und Straßen her, zerstörte die einzelnen Raubschlösser und befestigte das gelockerte Ansehen des Schah in der rebellischen Provinz Arabistan; der andere, abwechselnd Gouverneur in Yezd, Kurdistan, Kaswin, zeichnete sich durch seine besondere Körperstärke, von der man im ganzen Land die abenteuerlichsten Anekdoten erzählt, aus. Ich lernte ihn als Greis von einigen siebzig Jahren in Teheran kennen, und ich habe allerdings nie einen kräftigern Knochenbau gesehen. Er erzählte mir mit großer Geschwätzigkeit von seinen frühern Waffenthaten und führte wohlgefällig seine Pferde vor, denen er alle möglichen Droguen verordnen ließ, während er selbst niemals Medicamente nahm. Besonders gern sprach er über religiöse Gegenstände. Bis zu seinem sechzehnten Jahre Christ, dann zum Uebertritt zum Islam gezwungen, neigte er sich später dem Judaismus zu, in der Meinung, als Abkömmling einer georgischen Patricierfamilie sei er ursprünglich von jüdischem Stamm.*) Eines Tags erzählte er mir, wie er selbst lange über seine Abstammung in Zweifel gewesen und deshalb um ein Traumgesicht — das gewöhnliche orientalische Auskunftsmittel — zu Gott gefleht habe. In der nächsten Nacht sei ihm der König

*) Der Reisende Ishak Kaswini behauptet dasselbe von den georgischen Fürsten.

Dawud (David) in vollem königlichen Schmuck erschienen, um ihn als directen Nachkommen von sich zu begrüßen. Seitdem wäre er seiner Sache gewiß; er habe hebräisch gelernt und bereite sich alle Speisen selbst nach jüdischer Vorschrift. Seine Religion bestand aus einem Gemisch von Judaismus, Christenthum und Islam, oder vielmehr er war einen Tag Jude, den andern Christ, den dritten Mohammedaner. Als er endlich, von Apoplexie getroffen, schwer erkrankte, schenkte er Summen Geldes zu gleichen Theilen an den Rabbi, den Mula und den Keschisch (christlichen Priester), und versäumte nicht, auch dem Mabed (Gebernpriester) seinen Theil zukommen zu lassen; denn, sagte er, vielleicht besitzt dieser die rechte Fürsprache. Nach seinem Tode fiel sein reicher Besitz an den Schah, da er bis zum Ende Sklave geblieben war, der Sklave aber rechtlich keinen Besitz erwerben kann, sondern mit Leib und Vermögen dem Besitzer gehört; er heißt immer Zerchärid (mit Gold erkauft), auch wenn er, wie dies mit Cosruw Chan und mit mehrern seiner Genossen der Fall war, als Kriegsgefangener in Sklaverei gerieth.

Unter dem jetzigen Schah ist der Einfluß und das Ansehen der Eunuchen sehr gesunken; die weißen wurden aus übertriebener Eifersucht gänzlich aus den Harems verbannt. Der Chadsche baschi hat zwar noch die Schlüssel der königlichen Chatoulle in Verwahrung und versiegelt noch die für den Schah bestimmten Speisen, um sie vor gefährlicher Beimischung zu sichern; sein Einkommen aber wurde sehr beschränkt, und er ist wieder ausschließlich an den ursprünglichen Beruf, die Bewachung der königlichen Frauen verwiesen. Auch werden bereits in reichen Häusern die Eunuchen, weil der Preis derselben in stetem Steigen begriffen ist, durch alte Leute (risch-sefid) ersetzt.

VIII.

Bildung, Wiſſenſchaften und Künſte.

Bildungserforderniſſe. Sprache. Schrift. Dialekte. Ausſprache. Die Schreibſchrift. Kalligraphie. Schreibmaterial. Elementarſchulen und weiterer Unterricht. Einfluß der Nationaldichter. Die neuen Poeten. Poeta laureatus. Gaſſenpoeſie. Chronogramme. Erdkunde. Geſchichte und Geſchichtſchreibung. Buchdruck und Lithographie. Manuſcripte. Bibliotheken. Officielle Zeitung. Macht der Preſſe. Stil und Form der Briefe. Die Munſchi. Arithmetik. Alchemie. Aſtrologie. Zeitrechnung und Kalender. Philoſophie. Studien in den Madraſſes. Abnahme der Bildung. Schrift der Armener, Chaldäer und Juden. Malerei. Die Bildergalerie des Schah. Geſang, Muſik und Tanz.

Von der Anſicht ausgehend, erſtens alle Naturphänomene laſſen ſich ſpeculativ erklären, zweitens mit den Griechen und Arabern habe das menſchliche Wiſſen ſeinen Abſchluß gefunden, widmet der Perſer den exacten Wiſſenſchaften geringe Pflege. Seine Anforderungen an eine gute Erziehung beſchränken ſich auf oberflächliche Kenntniß der arabiſchen Sprache (arabiet), des Briefſtils und der Nationaldichter. Wer überdies die Regeln des Anſtands (adeb) innehat und hier und da ein Gelegenheitsgedicht zu machen verſteht, der iſt zu allen Würden und Aemtern befähigt, zum General ſowol wie zum Großvezier; und hat er das Glück, Chef eines Tribus zu ſein, ſo kann er unter günſtigen Umſtänden

den Blick noch höher erheben und nach der Krone greifen (ideâ-i-sultænet).

Damit man den üblichen Bildungsgang richtig verstehe, muß ich etwas ausführlicher über Sprache und Schrift handeln; denn obwol diese nur als Mittel zur Erlangung von Kenntnissen dienen sollen, begnügt sich der Perser, das Mittel mit dem Zweck vertauschend, eben nur sie sich anzueignen.

In den verschiedenen Theilen des Reiches Iran wird zwar persisch (zæbane farsi), türkisch, kurdisch, armenisch, chaldäisch und arabisch gesprochen, doch nur die persische erhob sich zur Schrift- und zur Literatursprache. Nächst ihr ist die türkische am meisten verbreitet, ja in einzelnen Bezirken spricht und versteht das Volk nur türkisch. Diejenigen aber, welche des Schreibens kundig sind, und zwar nicht blos in Persien, sondern auch fast alle Gebildeten in Turkistan, Afghanistan, Sistan, Beludschistan und selbst Indien, bedienen sich des persischen Idioms zur Correspondenz.

Die persische Sprache ist der germanischen am meisten verwandt, was dem Deutschen die Erlernung des Persischen sehr erleichtert. Nicht allein daß viele Worte identisch sind, sondern auch die Fügung der Sätze und die Art, die Gedanken in Worte zu kleiden, sind häufig analog. Dies veranlaßt den Perser, das Wort German von Kerman abzuleiten. Wie dem auch sei, soviel wird jedem unbefangenen Beobachter, der längere Zeit im Lande lebte, aus Physiognomie, Gebräuchen, Sprache, Sitten und Traditionen klar, daß der persische und der germanische Stamm in der Urzeit wenigstens lange zusammengelebt haben müssen.

Mit dem Islam wurde der persischen Sprache und Schrift das fremde arabische Element aufgedrungen, das aber der Perser niemals gehörig verdauen konnte. Nur mit großer Anstrengung vermochte er die Zisch- und Kehllaute

nachzuahmen; er adoptirte daher die Worte, ohne jedoch seine bisherige Aussprache oder die Syntax wesentlich umzuwandeln. Aus diesem Grunde ist es äußerst schwierig und nur nach langem Studium der arabischen Grammatik möglich, das Persische richtig zu schreiben. Bezeichnenderweise gibt es auch zwar verschiedene, im Lande gedruckte arabische Grammatiken und Syntaxen, aber keine einzige persische Grammatik. Uebrigens klingt die Sprache, wie sie von den Gebildeten gesprochen wird, schön und kräftig; sie eignet sich zum poetischen Ausdruck wie zu schönen Wendungen und Wortspielen. Auch die meisten Leute vom Volk, obwol sie untereinander ihren Jargon sprechen, verstehen doch die Sprache der Gebildeten. Fast jede Stadt hat ihren eigenthümlichen Accent (laadschèh), woran die Einwohner erkannt werden; am schärfsten betonen die Kaschaner, am wohlklingendsten sprechen die Schirazer.

Da der Perser die Kenntniß seiner Sprache nicht durch grammatische Studien erwirbt, sondern, außer durch Umgang, durch das Lesen und Hören der guten Poeten, so macht sich in seiner Rede stets ein gewisser poetischer Schwung bemerkbar; er beobachtet unwillkürlich die Gesetze der Euphonie und Prosodie; er sucht den Satz abzurunden und fügt, wo es der Wohlklang zu erheischen scheint, tautologische Wörtchen ein. Dictirte ich meinem Mirza einen Brief oder selbst ein Kapitel aus der Anatomie, so setzte er oft sinnentstellende Worte zu, und wenn ich ihm dann befahl, sie wieder zu streichen, las er meinen Satz laut vor und sagte, plötzlich mit der Stimme stockend: „Sahib, hier fehlt etwas!“ So opfert der Perser häufig den Sinn einer Rede dem schönen Klang der Worte auf. Als Zeichen feiner Bildung gilt es, viele arabische Epitheta anzuhäufen und Synonyma zu brauchen, die sich miteinander reimen. Man nennt dies

ibârete fæssi (beredter Stil); überladener Stil heißt ibârete muglæẋ.

Doch hat sich in manchen Gegenden das Pählewi noch ziemlich unverfälscht vom Arabischen erhalten, so in Masanderan, Talisch, Nätans (Gebirge bei Kaschan) Ein gründliches Studium dieser Dialekte würde viele linguistische Aufschlüsse geben. Folgende Worte führe ich als Probe des Nätans-Dialekts an: Tochter, duta; Knabe, pura; Mutter, mune; Baum, bena; Frau, jena; Wasser, au; gehe! bæsche! Fleisch, guscht; Haus, kie; Hof, haste; Henne, kærge; Erde, zemin; Sonne, auftau; Tag, ruzar; Nacht, schuè; Stein, kemer; alt, pira; Weide, wid; ich hatte, darimè; ich schlief, behuzimè; Maus, musch; Hund, ispe (slawisch pes); Katze, muldschin; groß, gurd; klein, wischutsch; jetzt, hæt; Augenbrauen, merud; Gesicht, dim; Backe, buk; Wolle, poime; Garten, raz; Wind, wad; Urin, tschur (dem Slawischen ähnlich).

Obwol die Sprache im allgemeinen leicht zu erlernen ist, gelingt es dem Europäer doch selten, sie mit solcher Reinheit und Eleganz zu sprechen, daß er sich nicht als Fremdländer verriethe. Der Franzose und der Italiener erlernen sie nie, die Laute liegen ihrer Sprache zu fern, namentlich können sie das h und ch nicht aussprechen; der Deutsche verwechselt oft d und t, b und p, ebenso trifft er selten die richtige Nuancirung der Vocale, z. B. des a und æ; am besten lernt sie der Slawe sprechen.

Zum Schreiben bedient sich der Perser der arabischen Schriftzeichen (chæt), deren Reproduction große Sorgfalt verlangt. Man sagt, für jeden Buchstaben sei ein Jahr der Uebung nöthig, ehe man ihn vollkommen gut ausführe; ja selbst der geübte Schreiber verliert, wenn er einige Tage nicht übt, die Geläufigkeit. Eine schöne Handschrift ist das erste und wichtigste, oft einzige Merkmal einer guten

Erziehung. Es ist unglaublich, welche Zeit vergeudet wird, um z. B. die gehörige Abrundung des Buchstaben nun (n) zu erlernen. Jeder einzelne Buchstabe hat seine genau bestimmten Dimensionen und besondern Regeln; daher übt sich mancher Perser bis ins siebzigste Jahr seines Lebens im Schreiben und benutzt jeden müßigen Augenblick, um Buchstaben auf einen Streifen Papier zu malen. Gelungene Schreibübungen der Kinder werden als Beweis ihres Fortschritts im Unterricht vom glücklichen Vater den Besuchenden gezeigt. Der verstorbene Mehmed Schah wird noch heute als Schönschreiber (chusch næwis) gepriesen; der jetzige König, dessen Erziehung nicht sorgfältig genug war, um ihm eine schöne Handschrift beizubringen, kann es sich doch nicht versagen, bisweilen einige Buchstaben hinzumalen und sie von den Höflingen bewundern zu lassen, wobei er sich zu entschuldigen pflegt, daß ihm wegen der Regierungsgeschäfte nicht die gehörige Zeit zur Uebung (mæschk) bleibe. Schöne Schreibexempel (rækæm) werden zierlich vergoldet, unter Glas und Rahmen gebracht und sorgfältig aufbewahrt. Dergleichen finden sich hier und da in Europa in Sammlungen orientalischer Bücher; so erinnere ich mich, deren einige in der Bibliothek des Baron Hammer von Purgstall gesehen zu haben. Wohlhabende Perser sammeln solche Tableaux aufgespannt in Mappen und erwerben sie zu fabelhaften Preisen.

Es gibt dreierlei Schriftarten: 1) Das Näs'sch oder Kurani, womit die arabischen und gelehrten Bücher, auch der Koran abgeschrieben werden; 2) das Nästalik, mit feiner Abrundung und Verbindung der Buchstaben, die eleganteste Schrift, worin man die poetischen und Geschichtsbücher copirt; 3) das Schikäste, eine Art Stenographie, dessen Charaktere so eng verschlungen sind, daß es unsagliche Mühe und Uebung kostet, sie zu entziffern. Diese Schreibweise,

welche früher in den königlichen Firmans angewandt wurde, kommt wegen ihrer Schwierigkeit und Unlesbarkeit immer mehr außer Gebrauch, denn auch der Geübteste kann sie nicht prima vista lesen, und man bedient sich jetzt dafür einer Mittelschrift, des Schikäste-Nästalik.

In den Annalen der Kalligraphie werden viele berühmte Meister genannt, des vorzüglichsten Rufes jedoch erfreuen sich zwei, welche vor etwa zwei Jahrhunderten lebten, nämlich Mir in Nästalik und Derwisch in Schikäste. Ihre Schriften (Chäte Mir und Chäte Derwisch) werden von Sammlern besonders emsig gesucht und, in kleine Stückchen zerschnitten, mit einem Dukaten für die Zeile bezahlt; sie dienen als Schreibvorschriften bei den Uebungen (mæschk).

Jeder des Schreibens Kundige setzt den Titel Mirza vor seinen Namen, z. B. Mirza Jakub, während dasselbe Wort hinter dem Namen „Prinz" bedeutet. Mirza ist die Abkürzung von Mir- oder Emir-zadeh (von Emir abstammend), was darauf hinweist, daß in frühern Zeiten die Schreibekunst nur den höchsten Ständen zugänglich war; doch haben sich die Verhältnisse sehr geändert, denn die Anzahl der Schreibekundigen in den Städten dürfte nicht viel geringer sein als in den Städten des civilisirten Europa. Die Mirzas führen als Zeichen ihrer Würde ein Tintenfaß und eine Rolle Papier im Gürtel; sie nennen sich æhle kælæm (Leute der Feder), zum Unterschied von æhle schemschir (Leute des Säbels, d. i. Militär). Das Tintenfaß (dæwät) ist ein längliches Papierkästchen, nach außen mit Blumen und Figuren zierlich bemalt, in dessen Innerm an einem Ende ein Tintenbehälter (murækebdän) befestigt ist, während der übrige Raum einige Rohrfedern (kælæm), eine Schere mit ineinandergreifenden Schenkeln, ein Federmesser, Löffelchen und Hornspatel beherbergt. Die Tinte (murækeb) wird aus Ruß, Gummi und Zucker zusammengerieben und beim Gebrauch mit Wasser

angefeuchtet, zu welchem Zweck das Löffelchen dient. Zu der persischen Schrift ist eine dickflüssige, substantiöse Tinte erforderlich; die europäische ist dazu nicht anwendbar. Das Papier (kāgæs) wird vor dem Gebrauch sorgfältig geglättet (mureh), weil sich nur auf solchem die persischen Schriftzüge mit Leichtigkeit zeichnen lassen; es ist meist europäisches Fabrikat, dem man eine blaue oder gelbliche Färbung zu geben liebt. Chinesisches Papier (chāṇ bāleḳ) findet sich selten, ist aber wegen seiner Festigkeit zu Urkunden sehr gesucht.

Begibt sich ein Mirza ans Schreiben, so beobachtet er eine ceremoniöse Umständlichkeit, welche die Größe seiner Aufgabe an den Tag legen soll: er setzt sich nach persischer Weise auf den Teppich nieder, schlägt ein wenig die Aermel zurück, stellt das Tintenfaß vor sich auf den Boden, löst aus der Rolle ein Stückchen Papier, glättet es noch einmal, und schneidet sich das Kalam. Endlich beugt er den rechten Unterschenkel, unterstützt das Papier mit der linken Hand und schreibt so ohne feste Unterlage, das Papier hin- und herschiebend, um die Abrundung der Buchstaben zu erreichen. Auf einem Tische oder einer andern Unterlage ist es ihm unmöglich schön zu schreiben.

Interpunktionen gibt es in der persischen Schrift nicht, die einzelnen Worte werden nicht einmal durch Zwischenräume getrennt, sondern ohne Unterbrechung aneinandergehängt. Rechnet man noch hinzu, daß auch sämmtliche Vocale ausgelassen werden, so wird man es begreiflich finden, daß genaue Kenntniß der Sprache und eine wenigstens beiläufige des Inhalts zum Lesen der Schrift unbedingt erforderlich ist. Freilich thut die Gewohnheit sehr viel; denn der Perser ist umgekehrt z. B. die in London mit Interpunktionen und Zwischenräumen der Worte gedruckte Bibel nur schwer zu lesen im Stande.

Der Knabe erhält in seinem sechsten Jahre einen laleh (Hauslehrer) oder wird zu einem Schulhalter (achun) geschickt. Die Mädchen zu unterrichten, wurde in früherer Zeit für ganz überflüssig gehalten, doch greift jetzt die Sitte immer mehr um sich, auch diese an dem Unterricht theilnehmen zu lassen. Es besteht kein Schulzwang, auch geschieht von seiten der Regierung nichts zur Förderung des Elementarunterrichts; diese Angelegenheit bleibt vielmehr ganz den Aeltern anheimgestellt.

Für die ärmern Klassen existiren gemeinschaftliche Schulen (mæktæb), in denen die Kinder gegen Entgelt Unterricht empfangen; doch sind alle Schulen Privatunternehmungen, und es steht jedem des Schreibens kundigen Mann frei, in einem zu dem Zweck gemietheten Laden des Bazar den ihm anvertrauten Kindern Unterricht zu ertheilen. Dort sitzen die Kleinen längs der Wände mit untergeschlagenen Beinen, in der Mitte der Achun, einen Turban auf dem Kopf und mit einem kleinen Stäbchen bewaffnet. Da Kinder verschiedenen Alters gleichzeitig die Schule besuchen, so nimmt sie der Lehrer gruppenweis vor; er spricht laut die Lection in einem näselnden, singenden Ton, und die zu der Gruppe gehörigen Schüler müssen Wort für Wort laut nachsprechen, dabei mit dem Oberleib sich bewegend. Während so die eine Gruppe unterrichtet wird, wiederholen die andern ebenfalls laut ihr Pensum und suchen durch Schreien ihren Fleiß zu bekunden; dazu kommt, da der Unterricht bei offenen Fenstern und Thüren geschieht, das Geräusch der Vorübergehenden und der Lärm des Bazar; es ist darum kaum zu begreifen, wie der Lehrer sich verständlich machen kann. Als ich einst einen Achun darüber befragte, antwortete er mir: „Das ist alles Gewohnheitssache. In Kaschan, im Bazar der Kupferschmiede, hämmern vierhundert Arbeiter zugleich, und dennoch vermögen sie mit den Arbeitern der

gegenüberliegenden Werkstätte sich zu unterhalten — alles Gewohnheitssache." Von Zeit zu Zeit läßt der Achun sein Stäbchen auf den Fußsohlen der Nachlässigen und Säumigen tanzen, theils um sie auf die kommenden Dinge vorzubereiten, theils um seinen Eifer im Lehren zu documentiren. Denn nach der herrschenden Ansicht muß der Unterricht, wenn er haften soll, mit Strenge beigebracht werden. Man beruft sich dabei auf eine sinnige Erzählung Saadi's. „Ich zog", so erzählt derselbe, „eines Tags an einer Dorfschule vorbei und fand die Schüler, Kinder mit wahren Engelgesichtchen, in Fleiß und Thätigkeit, aber seufzend unter dem Druck eines Pedanten, eines strengen Schultyrannen. Es wurden deshalb Klagen gegen den Lehrer laut, und man fand sich bewogen, statt seiner einen Lehrer von mildem Charakter anzustellen. Ein Jahr später kam ich wieder durch dasselbe Dorf. Da fand ich die Rollen vertauscht: der Lehrer wurde von den Kindern tyrannisirt, aber an Stelle des frühern Fleißes waren Faulheit und Nachlässigkeit eingerissen."

Der Unterricht beginnt mit dem abdsched (A-b-c); sobald das Buchstabiren eingeübt ist, begibt man sich an das Lesen des Korans, welcher vom Lehrer mit arabischem Accent und in näselndem Ton vorgelesen, von den Kindern ohne Uebersetzung oder Verständniß des Inhalts nachgesprochen und auswendig gelernt wird. Gleichzeitig nimmt der für das Leben wichtigste und zugleich schwerste, der Schreibunterricht, seinen Anfang. Der Achun schreibt eine Zeile mit dazu passend scheinenden Worten vor, und die Schüler haben die Aufgabe, die Schriftzüge auf einem Blatt Papier in geschildeter Weise nachzubilden.

Ist der Koran ein- bis zweimal durchgelesen, so gibt man den Kindern Saadi's „Gulistan" in die Hand. Sie lesen die vielen schlüpfrigen Erzählungen des Werks, ohne

sich von deren Inhalt eine Vorstellung zu machen, und prägen die einzelnen treffenden Epigramme ihrem Gedächtniß ein. Diese bilden die vornehmste Basis der Erziehung (tærbiet), denn jede feine Conversation muß mit Citaten daraus reichlich versehen sein.

Nach der herrschenden orientalischen Sitte oder Unsitte werden die Knaben strenge bewacht und keinen Augenblick aus den Augen gelassen; würde ein Knabe von gutem Hause allein auf der Straße gesehen, so gäbe dies Anlaß zu übler Nachrede. In dieser Zeit erhalten sie auch Unterweisung in den Regeln des Anstands (adæb), im Sitzen, Tragen der Kleider, Empfangen von Gästen, im Repräsentiren, im Verbergen jedes Affects, wie Bewunderung, Staunen, Zorn, Freude u. s. w.

Mit dem zehnten Jahre treten die weniger Bemittelten in das Geschäft des Vaters ein, oder suchen einen Dienst als Pagen (gulam bætscheh); den Wohlhabenden hingegen wird ein Mula als Lehrer zugesellt, der sie in der arabischen Grammatik (næhw u særf) und im Briefstil (inscha) unterrichtet, ihnen schwierige Stellen aus den Legenden (hadiss) und dem Gesetz (scheriet) erklärt und die mystischen Poesien des Mula Rumi, das Schahnameh von Ferdausi und die Oden des Hafis mit ihnen liest. Hiermit, gewöhnlich im funfzehnten oder sechzehnten Jahre, ist die Erziehung vollendet; dem jungen Mann wird ein Amt oder eine Offizierstelle übertragen, häufig auch schon ein Weib gegeben.

Man sieht, die Poesie (schæer) macht den Kern der persischen Bildung aus. Wol keine andere Nation hat Dichter aufzuweisen, welche auf Charakter und Lebensweise des Volks so bleibenden, unverwischbaren Einfluß geübt und dessen Sprache zu so vollendetem Abschluß gebracht haben, wie die Perser sie in Saadi, Ferdausi und Hafis besitzen. Ihre Verse leben im Munde des gesammten Volks, der

Gebildeten wie der Ungebildeten. In Saadi, dem didactischen Dichter, welcher fast alle möglichen Lebensverhältnisse bespricht und in Epigrammen (bayt) weise Verhaltungsmaßregeln gibt, sucht und findet der Perser, so oft er an einem Scheideweg steht, analoge Fälle, an denen er sich Rath erholen kann. Die Bücher des Hafis offenbaren ihm sein Los (fâl); er sticht hinein, und der Satz, der sich zufällig bietet, dient ihm als Orakel, welchem er blindlings folgt. Der göttliche Ferdausi begeistert ihn dermaßen, daß er dessen Fabeln für historische Facta nimmt, an den durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzten Kampf Rustam's mit Turan glaubt und ernsthaft die Frage aufwirft, ob Rustam's Thaten oder die des verehrten Chalifen Ali größer gewesen seien!

Beim Recitiren von Versen achtet der Perser sorgfältig auf den Rhythmus, besonders die Reime betonend; ohne die Regeln der Prosodie zu kennen, markirt er stets die Cäsur. Nicht leicht entgeht ihm ein Fehler des Verses; doch aufgefordert denselben anzugeben, antwortet er nur: „In schæer nist!" (Das ist nicht Poesie!) Ich hatte einst, ich erinnere mich nicht mehr bei welcher Veranlassung, einige persische Verse gemacht, die wegen ihres satirischen Inhalts sehr gefielen; aber trotz der correcten Reime mußte ich die beschämenden Worte hören: „In schæer nist!"

Freilich hat die Poesie und die Beschäftigung mit ihr auch ihre Auswüchse; die Zahl der Versifexe ist in Persien Legion; sie überbieten sich in bombastischen Epitheten und erzwungenen Wortspielen, und kommt ja einmal ein guter Gedanke zum Vorschein, so ist er sicher frühern Poeten entlehnt; sie betrachten die Poesie als Erwerbszweig des Bettels, um einen neuen Rock oder einen Schmaus zu erbeuten. Als ich einst dem König vorlas, wie Peter der Große bei seiner Anwesenheit in Paris von den Poeten so sehr belästigt

wurde, daß er eiligst die Stadt verließ, bemerkte der Schah: „Wahrlich, ich werde auch zuletzt genöthigt sein, meine Hauptstadt der Poeten wegen zu verlassen.“

Selbst Könige machten Anspruch, unter die Zahl der Poeten gerechnet zu werden. Einige Gedichte von Feth Ali Schah würden in der That, vorausgesetzt, daß sie von ihm herrühren, den Anspruch rechtfertigen. Auch der jetzige König ergeht sich bisweilen in poetischen Versuchen, und man kann seinen Reimen wenigstens Correctheit nicht absprechen. Am Hofe befindet sich stets ein Poeta laureatus, welcher nach alter Sitte ein Epitheton als Namen wählt, unter dem er dann in der Literatur bekannt wird; der jetzige nennt sich schæmsesch-schäerä (die Sonne der Sänger). Seine Aufgabe ist es, glückliche Ereignisse und Feste des Hofs zu besingen. Doch reichen zu gleicher Zeit auch andere, mehr oder weniger armselige Poeten ihre Ghaselen ein und erbetteln sich damit ein neues Gewand.

Es fehlt auch nicht an einer von unbekannten Autoren ausgeübten Gassenpoesie (hadschw und tesnifek), durch welche unliebsame Persönlichkeiten oft recht bitter und witzig gegeiselt, skandalöse Vorfälle ins Publikum gebracht oder Regierungsmaßregeln einer beißenden Kritik unterworfen werden.

Ein großes Ereigniß, z. B. die Einnahme einer Stadt, den Tod des Monarchen u. s. w., beeifern sich die Poeten des Landes durch ein treffendes Chronogramm zu fixiren, wozu die Sprache, da bekanntlich die arabischen Buchstaben auch Zahlen bedeuten, sich besonders eignet. So wurde z. B. für das Todesjahr Nadir Schahs der Satz gefunden: „Nadir derek ræft!“ (Nadir zog in die Hölle!), für den Tod des vom Volk verehrten Emirs Mirza Taghi Chan: „Ai wäi emir ræft!“ (O weh, der Emir schied!) Für das gelungenste Chronogramm erhält der Dichter ein entsprechendes Geschenk.

Im ganzen ist von der heutigen poetischen Production zu sagen: Obgleich hier und da gute Verse geschrieben werden, welche die Zeitgenossen hochpreisen und den Arbeiten der besten frühern Meister zur Seite stellen, und obgleich fast jeder König eine Sammlung (diwān) von modernen Poesien veranstaltet — so Feth Ali Schah den Diwan Ateschkädeh, und der jetzige König, der einen Diwan auf Staatskosten drucken ließ —: so sind doch diese Erzeugnisse denen der alten Meister nicht im entferntesten ähnlich, sondern nur ephemere Erscheinungen, die alles innern Werths entbehren.

Von der Erdkunde (ilm-e dscheagraphiā) haben die Perser sehr spärliche Kenntnisse; sie glauben noch an das Ptolemäische System und halten die Erde für eine vom Ocean (dariā muhit) umgebene Scheibe. Von Europa kennen sie weiter nichts als die Namen der Nationen, mit denen sie in Berührung kommen oder die einst Repräsentanten an den Hof schickten, also die Namen: Inglis, Frænseh, Nemse (Oesterreich), Ārus (Rußland), Lehistan (Polen), Italia, Valendis oder Flamenk (Holland), Ispaniul (Spanien), endlich Portugal wegen der Orangen, welche mit diesem Namen bezeichnet werden. Auch der Name Pruss ist ihnen bekannt, und sie lieben ihn, weil er mit Ārus reimt; doch können sie nie begreifen, daß der padischāh austria und der kral-e-pruss*) beide Nemseh sein sollen. Wenn ich den Schah in der Geographie unterrichtete, war dies seine

*) Dem Stolze orientalischer Potentaten kostet es viel Ueberwindung, einem europäischen Monarchen, mit dem sie nicht in naher Beziehung stehen, den Titel Padischah zu geben; er konnte in frühherer Zeit erst nach vielen diplomatischen Verhandlungen für den deutschen Kaiser erlangt werden; sie behelfen sich mit dem slawischen Wort kral. Für den König von Preußen braucht man erst seit kurzem, nachdem die preußische Regierung einen Repräsentanten an den persischen Hof gesandt, den Ausdruck padischah.

stehende Frage. Alle meine Erklärungen leuchteten ihm nicht ein; er argumentirte immer: „Wenn ich der Padischah von Iran bin, kann es doch nicht zu gleicher Zeit ein anderer sein!“

Etwas gründlichere und praktischere Begriffe besitzen sie von der Geographie Asiens, obwol ihnen der Name „Asien“ vollkommen fremd ist. Durch Pilgerfahrten, Kriege, Berichte von Derwischen und sonstige Beziehungen lernten sie die Distanzen und die beiläufige Richtung eines Orts nach der Weltgegend kennen, sodaß sie anzugeben wissen, wieviel Tagreisen ungefähr zur Erreichung dieses oder jenes Orts erforderlich seien. Die Städte von Rum (Osmanisches Reich), von Turkistan, Afghanistan, Beludschistan und Vorderindien kennen sie meist von frühern Kriegszügen her, ebenso den Kaukasus. Die Lage der Städte in Iran weiß fast jeder Perser anzugeben, ebenso die Stationen auf dem Wege dahin.

In Afrika sind ihnen Mis'r (Aegypten), Habesch und Zengebar durch den Sklavenhandel bekannt. Amerika wird mit dem türkischen Namen Jengi duniä (Neue Welt) bezeichnet, wovon der Name Yankee abgeleitet sein soll.

Einzelne Gelehrte haben allerdings genauere Begriffe von der geographischen Breite und Länge (ars u tule bælad); letztere bestimmen sie nach den Canarischen Inseln (Dschezäir e-chäledät). Im 12. Jahrhundert besaß Persien den berühmten Geographen Ishak Kaswini.

Mehr Sinn wie für die Geographie hat der Perser für das Studium der Geschichte (tärich); doch kümmert er sich weder um die Chronologie noch um die Oertlichkeit, wo sich eine Begebenheit zutrug, ihn interessirt stets nur irgendeine Persönlichkeit, und so knüpft sich seine ganze Geschichtskenntniß an einzelne Individuen, an deren Wohl und Weh er Antheil nimmt. Die eigentliche Geschichte beginnt bei ihm

erſt mit dem Islam; was ſich vorher begeben, concentrirt ſich für ihn in jener Reihe von Sagen, die er im Heldenlied Ferdauſi erzählt findet. Philipp (Filāḳus) und Alexander (Iskander) von Macedonien kennt er in mythiſcher Hülle, da die Züge des letztern ins Reich der Finſterniß (zalumāt) das Lieblingsthema vieler epiſchen Geſänge bilden. Von den eigenen Kämpfen der Perſer mit den Griechen, von der Dynaſtie der Seleuciden, von den Parthern (meluk el tewāif) und ihren glorreichen Kämpfen mit den Römern finden ſich nur die dürftigſten Spuren. Erſt mit den Saſſaniden dämmert das hiſtoriſche Licht, doch erſt mit dem Islam beginnt die eigentliche Geſchichte oder Chronik. So gründlich gelang es dem Islam, alle frühern Quellen, die Erinnerungen an glorreiche Perioden und Dynaſtien, die Zeitrechnung, die Münze, die Schrift, die Jahrbücher des Volks zu vernichten und an ihre Stelle ſich ſelbſt zu ſetzen.

Der gebildete Perſer lieſt fleißig die Geſchichte der muſelmaniſchen Epoche in dem berühmten Buche „Ruzet es sæfā", von Mirchand. Faſt in allen guten Häuſern findet ſich dieſes Buch; es erlebte mehrere Auflagen in Bombay und Teheran; der Schah läßt ſich während des Frühſtücks oft ein Kapitel daraus vorleſen, und weiß es daher faſt auswendig. In der Geſchichte der Säfavieh-Dynaſtie ſcheint die perſiſche Geſchichtsſchreibung viele Lücken zu haben, wenigſtens erfahren wir aus derſelben viel weniger, als von einigen europäiſchen, wahrheitsliebenden Reiſenden dieſer Epoche, von Chardin, Tavernier, Olearius u. ſ. w. berichtet wird. Die Geſchichte Nadir Schahs wurde vortrefflich von ſeinem Secretär Mirza Meihdi niedergeſchrieben, ſie iſt jedoch wegen der zu gewählten, viel mit Arabiſch vermiſchten Diction nur äußerſt wenigen zugänglich.

Unter der Regierung des vorigen Königs wurde die Geſchichte Napoleon's nach dem Buche von Walter Scott, ſowie

die Peter's des Großen (Peter kæbir) und Karl's XII. nach Voltaire ins Persische übersetzt. Da die letzten zwei Werke in gelungenen Lithographien stark verbreitet sind, so kennt sie jeder gebildete Perser sehr genau. Dies diene dem europäischen Reisenden zur Nachricht, damit er sich Verlegenheiten erspare; denn sicher lenkt der Perser das Gespräch auf die in jenen Büchern behandelten Perioden, und entdeckt er eine Lücke in Kenntniß der Daten, so legt er es als grobe Unwissenheit aus.

Unter der jetzigen Regierung geschah Vorzügliches für die Verbreitung historischer Kenntnisse. Nassereddin Schah ließ nämlich durch zwei Schriftgelehrte, den Reichshistoriker Mirza Taki, genannt lessän em-mulk (Zunge des Reichs) und Mirza Rezy Kuly Chan, benannt Leleh-baschi, die Fortsetzung des „Ruzet es sæfä" bis auf die Gegenwart schreiben, sowie eine besondere Geschichte des Stammes und der Dynastie der Kadscharen ausarbeiten. Leider wurde bei dem jetzt herrschenden verderbten Geschmack der Stil so schwulstig und so sehr mit Wortspielen, Citaten, Epigrammen und Knittelreimen überladen, daß er selbst den Persern lächerlich erscheint und gegen den ziemlich einfachen Stil des Ruzet es sæfä sehr unvortheilhaft absticht.

Der Schah läßt sich, wenn er guter Laune ist, ein Kapitel aus dem Machwerk vorlesen und bricht, sobald der Vorlesende zu einer besonders barocken Stelle oder einem schlechten Reim gelangt, in lautes Gelächter aus, in das alle Höflinge ex officio mit einstimmen. Die Stelle muß dann wol zehnmal, jedesmal unter derselben Lachexplosion, wiederholt werden und der betreffende Reim bleibt für mehrere Tage die Parole.

Auch mit der Unparteilichkeit dieser Bücher hat es eine eigene Bewandtniß. Ist es schon in jedem Lande schwer, die Geschichte der letzten Tage in usum Delphini zu

schreiben, so häufen sich die Schwierigkeiten in Persien auf alle erdenkliche Weise. Das ganze Werk soll nichts als eine Apologie des Königs und des letzten Beziers enthalten. Nun bietet aber die Geschichte der Kadscharen keineswegs immer glorreiche Thaten. Während sie jetzt Anhänger Ali's, Vertheidiger und Repräsentanten des Schiismus sind, fochten doch notorisch ihre Ahnherren gegen die Aliden an der Seite der Yeziden. Dem Reichshistoriker liegt es also ob, alle diese Facta zu verdrehen oder zu ignoriren, die verübten Mord- als glorreiche Waffenthaten, die erlittenen Niederlagen als eclatante Siege darzustellen. Aber noch mehr. Kaum war das genannte Buch fertig und im Druck erschienen, so fiel der Minister Mirza Aga Chan in Ungnade und wurde ins Exil geschickt. Mit seinem Fall erhielt der Verfasser die Aufgabe, alle die zahlreichen Stellen, worin dem Vezier und seiner ruhmvollen Wirksamkeit Weihrauch gestreut war, zu streichen oder statt des Lobes Tadel einzutragen. Natürlich mußte das Buch zum großen Theil umgedruckt werden. So schreibt man Geschichte!

Ungeachtet aller dieser offenbaren Mängel hat das Werk aber doch bleibenden Werth; denn die vielen noch lebenden Mitglieder der Kadscharenfamilie aus den Zeiten Aga Mahumed Chans, des Gründers der Dynastie, auch manche Tribuschefs, die der Affcharen, der Karakuslu u. s. w. wurden dabei zugezogen; sie waren als Augenzeugen mancher großen Begebenheit im Stande, den Verfasser in seinem Vorhaben wesentlich zu unterstützen.

Von andern historischen Abhandlungen ließ der jetzige Schah die Geschichte Alexander's des Großen nach europäischen Quellen, die der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I. von Baron Korff, und die der Regierung desselben von Mr. Richard ins Persische übertragen, sodaß er selbst ziemlich au courant der neuern Geschichte ist und die euro-

päischen Gesandten durch sein Wissen sogar oft wirklich in Staunen setzt.

Außerdem ist ein königlicher Reichschronist (wakâi-e nækâr) angestellt, der alle Hofnachrichten und Ereignisse chronologisch zu verzeichnen hat (s. Buch Esther). Der Schah führt übrigens persönlich ein Tagebuch (ruznâmeh), welches er zwar geheim hält, dessen Existenz ich aber verbürgen kann.

Der Buchdruck (bâsmeh) wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den Prinz-Gouverneur Abbas Mirza Najibe-Sultaneh in Tabris eingeführt; allein die gedruckten Lettern konnten dem Geschmack der Perser nie recht zusagen, weil ihre Buchstaben nicht Linie halten, sondern bald über bald unter dieselbe reichen. Dies ist auch der Grund, warum eine in Europa vortrefflich ausgestattete persische Bibel ihnen nicht gefällt und sie die Schrift unschön finden. Es erscheinen deshalb nur wenige Bücher im Druck.

Desto größern Aufschwung nahm die Lithographie (tschâp*). In jeder größern Stadt gibt es eine oder mehrere lithographische Anstalten, durch welche in der jüngsten Zeit eine Menge lexikographische, historische und poetische Werke, Abhandlungen (râsuleh) religiösen Inhalts u. s. w. lithographirt wurden, und es mag jetzt kaum noch ein bedeutendes Manuscript vorhanden sein, das nicht lithographisch vervielfältigt worden wäre. Allerdings läßt die persische Lithographie noch viel zu wünschen übrig; die Abdrücke sind selten rein; gute Arbeiten muß man in Bombay fertigen lassen.

Der Koran darf nur im Original gedruckt werden. Uebersetzungen davon sind verboten, weil es für unmöglich

---

*) Merkwürdigerweise bedeutet im Volksdialekt tschâp: Lüge, Prahlerei; unwillkürlich denkt man an die Redensart „Lügen wie gedruckt".

gilt, das heilige Buch zu überſetzen. Trotzdem erſchien eine Ausgabe mit Interlinearüberſetzung; ſie iſt jedoch ſehr ſelten.

Gedruckte Bücher liebt der vornehme Perſer überhaupt nicht, er trachtet nach dem Beſitz von Manuſcripten, und wie der Kunſtkenner am Gemälde den Maler oder die Schule, ſo kennt er an der Schrift die Meiſterhand des Schreibers. Früher beſchäftigte ſich in jeder Stadt eine Anzahl Schönſchreiber mit dem Copiren von Büchern, jetzt ſcheint aber dieſe Kunſt nicht mehr ſo lohnend. Ein Manuſcript, dem der Kenner bleibenden Kunſtwerth beilegt, muß auf chineſiſchem Papier geſchrieben ſein, von Anfang bis Ende ein Buchſtabe wie der andere, die gleichen Buchſtaben ſogar mathematiſch congruent, der Eingang und die Kapitelanfänge mit zarten Goldarabesken in blauem Felde aufs geſchmackvollſte verziert, der Einband (sehāfi) aus zwei auf dem Rücken gehefteten Pappdeckeln beſtehend, mit Malereien von Schiraz oder Iſpahan geſchmückt. Bei Taxationen ſchätzt man oft den Werth eines einzelnen Buchs auf die Summe von 500 Dukaten. Machthaber wiſſen durch Drohungen und andere Künſte ſich manches Manuſcript anzueignen, das ſonſt um keinen Preis feil geweſen wäre.

Die Hausbibliothek beſchränkt ſich gewöhnlich auf einen Koran, einige Diwans bekannter Poeten, ein Lexikon und ein größeres Geſchichtswerk. Umfaſſende Bücherſammlungen ſind äußerſt ſelten; außer denen einiger Imamzadehs befindet ſich meines Wiſſens nur im Schloſſe des Königs eine Bibliothek. Doch auch hier umfaßt die perſiſch-arabiſche Sammlung (kætāb-chāne) nicht mehr als etwa 300 Manuſcripte und einige gedruckte europäiſche Bücher, welche in einem kleinen Zimmer in drei mäßigen Schränken Platz finden. Die Bücher liegen horizontal übereinander, mit dem Rücken gegen die Wand, mit dem Schnitt nach außen ge-

wendet; auf letzterm ist der Titel des Buchs mit großen Buchstaben zu lesen. Da kein genauer Katalog über das Vorhandene geführt wird, so verliert sich bisweilen ein Buch, das der Schah dann, manchmal in demselben Exemplar, wieder aus dem Bazar ankauft. Die größte Bibliothek, welche Persien besaß, die zu Ardebil, wurde von den Russen, bei der Einnahme dieser Stadt, nach St.-Petersburg entführt; dort sollen daher jetzt die schönsten persisch-arabischen Manuscripte zu finden sein.

Der Schah besitzt außerdem eine schöne Sammlung europäischer Prachtwerke in lateinischer, englischer, französischer und deutscher Sprache, welche ihm von den verschiedenen Gesandten bei ihrer Ankunft als Geschenk verehrt wurden. Sie liegen völlig unbenutzt da; aus manchen sind die Kupfertafeln und Illustrationen herausgeschnitten, um den Höflingen zur Ausschmückung ihrer Enderuns zu dienen. In dieser Weise verstümmelt fand ich z. B. Buffon's Naturgeschichte und andere kostbare Werke.

Seit mehrern Jahren erscheint in Teheran wöchentlich einmal in einem kleinen Foliobogen eine lithographirte officielle Zeitung (ruznâmeh-dauleti), zum jährlichen Abonnementspreis von $2\frac{1}{2}$ Dukaten. Vornan stehen die Hofneuigkeiten, Auszeichnungen und Ernennungen u. s. w. Der Name des Schah ist stets von einigen hochtrabenden Titeln und von Gebeten für seine Erhaltung begleitet. Dann folgen die Berichte aus den Provinzen, immer mit etwas andern Worten desselben Inhalts: „Dank der Gerechtigkeitsliebe und Umsicht des Gouverneurs, erfreuen sich die rayet (Unterthanen) ungestörten Glücks; volle Unparteilichkeit und Gerechtigkeit herrscht bei Erhebung der Steuern; die Wege und Brücken sind sicher und in gutem Zustand." Erzählungen von wunderbaren Heilungen in den Imamzadehs, von Misgeburten u. s. w. füllen den übrigen Raum. Reicht

der Stoff nicht hin, so bleibt entweder eine Seite leer oder es werden Nachrichten aus Europa dem in Konstantinopel erscheinenden türkischen Journal entlehnt, mithin die fränkischen Padischahs und Krals als Lückenbüßer benutzt. Auch einige Decrete und Verordnungen gelangen darin zur Veröffentlichung, um die aber, wenn sie einmal gedruckt sind, kein Mensch sich mehr bekümmert. Kämen die erlassenen Instructionen zur Ausführung, so müßte volle Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen, gewissenhafteste Besteuerung u.s.w. die Regel sein; leider aber straft der Erfolg alle diese schönen Verheißungen Lügen.

Während der englisch-persischen Wirren brachte die Zeitung polemische Leitartikel und Manifeste, welche in ziemlich beleidigendem Ton gegen die englische Nation und deren Repräsentanten Partei nahmen; sie waren darauf berechnet, theils den Engländern Furcht einzujagen, theils die indolenten Einwohner gegen eine Nation, welche das Heiligthum der Familie antaste, einzunehmen, das persische Volk zu einem Religionskrieg (dschehad) zu fanatisiren oder wenigstens ihm das Geld dazu(?) unter einem plausibeln Vorwand abzunehmen. Aehnliche Artikel wurden durch die Presse in Bender Karadschi (Indien) veröffentlicht. Besonders machte ein in Teheran geschriebener und in Bender abgedruckter Artikel viel Aufsehen, indem darin alles Unheil, welches England über Asien und den Islam insbesondere gebracht, mit großer Geschicklichkeit dargelegt war und zu energischer Abwehr aufgefordert wurde. Er soll viel zur Vorbereitung der indischen Meuterei beigetragen haben. Ebenso wurde das Journal de Smyrne in persischem Interesse subventionirt; die Redacteure erhielten Auszeichnungen vom Schah; kurz, man versteht es bereits, zu politischen Zwecken die Hebel der Presse anzusetzen.

Gegen Angriffe europäischer Journale ist der Hof sehr empfindlich; fortgesetzte Ausfälle gegen einen Minister können

ihn aus seinem Amt vertreiben; denn die misbilligenden Artikel werden von der Gegenpartei colportirt und mit Erfolg ausgebeutet, da man hier solche Zeitungspolemik für den Meinungsausdruck der betreffenden Regierung ansieht und ihr deshalb mehr Wichtigkeit beilegt, als sie in der Regel verdient.

Zur feinen Bildung gehört es, daß man einen Brief mit Eleganz abzufassen verstehe. Der Perser schreibt viele Briefe (kāghæz) und Billete (rukeh); er verwendet große Sorgfalt auf das Schreiben derselben und prüft die, welche er empfängt, mit scharfer Kritik. Die Briefe werden auf kleine Stückchen Papier geschrieben, oben in der Mitte steht das Wörtchen hū (er ist es, d. i. Gott). Hierauf folgt die Anrede (inwā oder chætāb), deren Wahl die minutiöseste Umsicht und Ueberlegung erfordert, denn sie richtet sich nach dem Stande des Empfängers sowol wie des Schreibers und ihrer Beziehungen zueinander, sodaß der Nuancen unendliche sind, wie: Excellenz, frei zum König Zutritt Habender, Geehrter, Geadelter, Befreundeter, Bruder, Freund, Augenlicht u. s. w., und die richtige Auswahl darunter oft ebenso viel Zeit und Mühe kostet, wie der Brief selbst. Der Text beginnt mit endlosen Versicherungen der Freundschaft und Hochachtung in blumigem Stil, und erst zuletzt kommt, wie beiläufig, der Gegenstand, um den es sich handelt, zur Sprache. Am Schluß wird, mit dem Wort ælbæteh (sicherlich) anhebend, der Sinn des Schreibens kurz und bündig wiederholt und die Phrase beigefügt, „ich habe kein weiteres Anliegen". Der Name wird nie unterschrieben, sondern nur das Siegel beigedrückt.

Auch die äußere Form des Briefs hat ihre eigenthümlichen, streng zu befolgenden Regeln. Man falzt das Papier an den Seiten breit ein, fängt die Schrift tief gegen die Mitte des Blatts an und bemißt die Distanz der Zeilen so,

daß der mittlere Raum nicht hinreicht, sondern die Fortsetzung auf die beiden eingeschlagenen Ränder zu stehen kommt. Ferner verlangt die Eleganz, am Ende jeder Zeile einige Worte schräg übereinander hinaufzuschreiben. Ist der Brief fertig geschrieben, so wird er sorgfältig mit der Schere beschnitten, manchmal auch einer Ecke abgestutzt, welche Verstümmelung die Unvollkommenheit alles menschlichen Thuns andeuten soll. Dann wird er gerollt, geplättet und mittels eines gummirten Papierstreifens, an dessen Klebestelle das Siegel mit Tinte aufgedrückt wird, verschlossen. Die Adresse erfordert wieder dieselben Umständlichkeiten wie die Anrede.

Der König erläßt oft Handschreiben an die Würdenträger, man nennt ein solches dæste-chæt-mebärek (gesegnetes Handbillet); die zur Veröffentlichung bestimmten werden in der Hofzeitung abgedruckt. Verliert ein Würdenträger seine Stellung, so werden ihm die empfangenen königlichen Handbillets wieder abgefordert, zu welchem Zweck sich der Schah deren Absendung in seinem Journal genau notirt.

Wegen der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche, wie erwähnt, die persische Orthographie sowie die richtige innere und äußere Form der Briefe bietet, ist in jedem guten Hause eigens für die Correspondenz ein Mirza (scriba) angestellt. Hohe Personen engagiren noch einen mit den Regeln der Rechtschreibung besonders vertrauten Secretär, munschi genannt; wenn ein Minister oder Gouverneur einen Brief von Wichtigkeit schreibt, so richtet er von Zeit zu Zeit an den in einiger Entfernung sitzenden Munschi Fragen, wie: wird dieses Wort mit he hæwæs oder hutti (mit aspirirtem oder gewöhnlichem h) geschrieben? u. s. w. Die Zahl der guten Munschis ist übrigens sehr gering, und ausgezeichnete Leistungen in diesem Fach bahnen oft den Weg zu den höchsten Staatsämtern. Der jetzige Minister des Aeußern

Mirza Seyd Chan z. B. verdankt seine Stellung nur seiner Gewandtheit in der Orthographie (imlā).

Früher war der Stil (inschā) noch complicirter, der Wortschwall und die Anhäufung von Synonymen so groß, daß der eigentliche Sinn (mætlæb) fast ganz darunter verschwand oder nur mit vieler Mühe errathen werden konnte. Die berühmte „Anweisung zum Briefstil" selbst (das Inscha von Meihdi Chan) wird, weil das Buch so furchtbar mit arabischen Ausdrücken überladen ist, nur von wenigen Persern verstanden. In neuerer Zeit hat der jetzige Schah, welcher die bombastische Redeweise nicht liebt, sie vielmehr bei Gelegenheit lächerlich macht, vortheilhaft auf die Vereinfachung des Stils eingewirkt. Hauptsächlich ist die bessere Geschmacksrichtung den bekannt gewordenen Uebersetzungen von Briefen europäischer Monarchen zuzuschreiben, was daraus hervorgeht, daß man in den Briefen und Manifesten des Schah häufig Sätzen und Wendungen aus der Correspondenz Napoleon's, Nikolaus' I., Peter's des Großen und Karl's XII. begegnet.

Ich besitze noch mehrere Briefe und Stilübungen aus der guten alten Zeit, unter andern ein vom Minister des Aeußern an mich gerichtetes Billet; im Eingang wird von Nachtigallen, Frühling, Rosen, Narcissen, Freundschaft und Gewogenheit gesprochen; der Gegenstand jedoch ist der, daß der Freund (der Schreibende) einen cariösen Zahn hat und im Namen der Freundschaft und Einigkeit davon befreit zu sein wünscht. Schluß: „Natürlich werden Sie die Zange nicht vergessen."

Die berühmtesten Mirzas und Munschi kommen aus dem Flecken Täfrisch in die Hauptstadt, daher die meisten Staatssecretäre, Mustafis u. s. w. von dort gebürtig sind.

Die höchste Blüte der Kalligraphie und des Inscha wird im königlichen firman (Patent, Ordre) entfaltet. Unter dem

Abdruck des großen Staatssiegels steht das königliche Anagramm (tugre), dann folgt das Schreiben selbst. Auf der Rückseite befinden sich die Siegel der Minister und der Staatssecretäre. An den Rand schreibt der Schah eigenhändig „Sahhih est" (Es ist genehmigt). Eine solche Urkunde wird selbstverständlich in höchsten Ehren gehalten; man läßt die einzelnen Worte und die Ränder vom Vergolder mit Arabesken umgeben.

Die Arithmetik (ilme hæssāb, auch hindisi) zählt für gewöhnlich nicht zu den Gegenständen des Unterrichts oder des Studiums. Die mit der Comptabilität betrauten Staatssecretäre bedienen sich statt der arabischen Ziffern eines eigenen complicirten, sehr schwer zu controlirenden Zahlensystems, hæssābe diwāni genannt. Krämer und Kaufleute machen von der bekannten Decimalmaschine (abacus) Gebrauch; sie besteht aus Kugeln, die, auf Drähte gereiht, Einheiten, Zehner, Hunderte u. s. w. repräsentiren. Neuerdings wurden jedoch durch den Unterricht der Mathematik am neuen königlichen Collegium sowie durch Uebersetzung des Lehrbuchs der Arithmetik und Algebra von Mirza Dschafer Chan mehr mathematische Kenntnisse verbreitet, und bei dem Talent der Perser für diese Wissenschaft steht zu erwarten, daß sie in wenigen Jahren allgemeinen Eingang finden wird.

Zu den Erfordernissen einer höhern Bildung gehört, nebst der Kenntniß des Gesetzes, der Sagen und der Poesie, ferner das Studium der Medicin (tibb), der Arzneimittellehre (karabādin), der Alchemie (kymia) und der Astrologie (nædschum).

Die Alchemie findet noch überall ihre zahlreichen Anhänger (kimiāger). In jeder Stadt treten Personen auf, welche Metalle umwandeln zu können behaupten und auch Producte ihrer Arbeit vorzeigen; Schwefel und Queckſilber spielen dabei die größte Rolle; das Streben geht dahin,

letzteres zu „fixiren“. Viele büßen dabei Vermögen und Gesundheit ein und ertragen den Spott der Menge, ohne in ihrem Glauben erschüttert zu werden. Sie behaupten stets, so nahe am Ziele zu stehen, daß nur eine Kleinigkeit noch zur Vollendung fehle. In diesem Wahn werden sie leider durch die unreinen Präparate unterstützt, welchen oft Gold und Silber in kleinen Quantitäten beigemengt ist; bleiben ihnen nun dergleichen Stoffe als Residuum zurück, so lassen sie sich täuschen, indem sie das Educt für das Product nehmen. Auch von vielen Pflanzen glaubt man, daß sie die Metamorphose der Metalle befördern, besonders von solchen, deren Genuß die Zähne der Schafe gelb färbt. Deshalb sind die Berge des Elwend stets von Derwischen besucht, welche die geeigneten Kräuter sammeln. Sogar Derwische aus Indien machen eigens die weite Reise, um in diesem berühmten Gebirge zu botanisiren. Daß auch viel absichtlicher Betrug dabei mitunterläuft, versteht sich von selbst. Es erscheinen von Zeit zu Zeit Derwische aus Indien, welche sich für erfahrene Alchemisten ausgeben. Als geschickte Taschenspieler und Gaukler wissen sie immer etwas Gold aus dem Tiegel herauszuziehen und so den Leichtgläubigen große Summen zu entlocken. Auch den König und die Minister gelang es ihnen mehrmals zu täuschen. Wird der Betrug entdeckt, so verschwinden sie, um wieder andern Platz zu machen.

Gleichen Credits erfreut sich die Astrologie; der Glaube daran steht noch, wie in Europa im Mittelalter, in voller Blüte. Der munædschim (Astrolog) stellt das Horoskop (tâleh), bestimmt die glücklichen und unglücklichen Stunden einer Unternehmung (saat), sowie die Stunde und Minute, in welcher der König die Stadt verlassen oder in dieselbe einziehen soll. In dem Geschichtsbuch von Malcolm wird in Bezug hierauf eine interessante Anekdote erzählt.

Die englische Gesandtschaft war im Begriff die Stadt Schiraz zu verlassen. Da erklärten die Astrologen, nach der Constellation der Sterne sei die Stunde, das Thor zu passiren, nicht günstig. Allein die Gesandtschaft bestand wegen dringender Geschäfte auf sofortiger Abreise. Um nun seine Gäste nicht ins Unglück zu stürzen, ließ der Gouverneur die Stadtmauer durchbrechen, und die Engländer zogen ohne Unfall durch die Lücke.

Während der Belagerung Herats war ein Astrolog so glücklich gewesen, den Tag der Uebergabe vorher zu bestimmen, wofür ihm ein reiches Geschenk zutheil wurde. Die Sache verhielt sich indeß sehr einfach. Durch die schwebenden Unterhandlungen war die Uebergabe schon im Princip festgestellt; nun bestimmten die Astrologen, nach untereinander getroffener Verständigung, verschiedene Tage, von denen natürlich einer der rechte sein mußte.

Die Sternkundigen bedienen sich der Tafeln (sitsch) des berühmten Astronomen Chadsche Näßir aus Märageh, der sogenannten Tafeln des Ilchani, und der des italienischen Astronomen Cassini zur Bestimmung des Jahrsanfangs (nauruz), des Eintritts der Jahrszeiten (fass'l), der Sonnen- und Mondfinsternisse (kæschuf-e-äftäb u mäh), desgleichen zur Abfassung der Ephemeriden und des Almanachs (takwim), welcher jährlich lithographirt wird und nach alter Weise auch die Empfehlung derjenigen Tage enthält, an welchen es gut ist, zur Ader zu lassen, zu baden, zu heirathen u. s. w. Der Zeitpunkt, wo der Mond sich dem Sternbild des Skorpions nähert (kæmer dar ægræb), wird als ungünstig für irgendeine neue Unternehmung angesehen. Zu ihren Beobachtungen benutzen die Astronomen das Astrolab und einen Quadranten.

Für die Zeitrechnung (tärich), besonders bei Bestimmung der religiösen Feste und selbst im bürgerlichen Kleinverkehr,

gelten die zwölf arabischen Mondmonate und das Mondjahr der Hedschireh. Zur Bestimmung des religiösen Monatsanfangs ist es unerlaßlich, daß der Neumond gesehen werde, daher oft Zweifel entstehen, welcher Tag der erste oder der zweite des Monats sei. Im Jahre 1858 campirten wir in einem engen Thal und feierten daselbst das Opferfest, als die Nachricht eintraf, in der Hauptstadt habe das Fest schon einen Tag früher stattgefunden, weil bei dem weitern Horizont der Mond dort um so viel eher gesehen worden war. Der Tag beginnt mit Sonnenuntergang; letzterer gilt auch als Anfang für die Stundenzählung; man sagt also z. B. drei Stunden vor, drei Stunden nach Sonnenuntergang u. s. w. Dies macht ein stetes Reguliren der Uhren nöthig, zu welchem Behuf auch die einzuschaltenden Secunden für jeden Tag im Kalender verzeichnet sind. Der einzige Vortheil dieser Stundenzählung besteht darin, daß in einem Lande, wo die Abenddämmerung sehr kurz währt, der Reisende oder der Arbeiter jederzeit weiß, wie viel Reise- oder Arbeitsstunden ihm noch vom Tage übrig sind.

In den Städten trifft man auch einzelne Gelehrte, meist unter den Priestern, welche ein paar Abhandlungen von griechischen Philosophen, von Aristoteles (Aristu), Plato (Uflatun), oder aus Euklid's Algebra und Gleichungen (dschæbr u mæḳâbil) in arabischer Uebersetzung gelesen haben. Sie lassen sich gern mit dem Europäer in philosophische und metaphysische Disputationen ein, insbesondere über Selbstbestimmung und freie Wahl, jedoch nicht ohne die vorherige Reservation, daß die geheiligte Lehre (der Koran) in allen diesen Fragen bereits endgültig entschieden habe, und daß sie nur die Ansichten des Europäers darüber hören wollten.

Diejenigen, welche sich dem Priesterstand widmen wollen, begeben sich nach beendeten Vorstudien in die Madrasses

(öffentliche Seminarien), in welchen sie Wohnung, Bücher, Kost und aus dem Stiftungsvermögen eine kleine Pension erhalten. Doch genießen die zahlreichen inländischen Madrasses keines besondern Rufs, weshalb viele Perser die Schule zu Kerbelah bei Bagdad besuchen, um sich für den höhern Priesterstand (itschtehad) vorzubereiten. Die Disciplinen, welche sie studiren, sind: Grammatik und Syntax (nahw u særf), Rhetorik (el maanæwi wa-l-bayan), Prosodie (arus), Logik (mæntik), Theologie (tauhid), Auslegung des Korans (tæfsir), die Traditionen (hadis), Jurisprudenz (el-fikh), Arithmetik (el hæsab) und Algebra.

Gegen früher hat die Bildung im ganzen an Extensität zu-, an Intensität aber abgenommen. Es gibt jetzt mehr Leute, welche lesen und schreiben können, sehr wenige aber, die ernstlich dem Streben nach wissenschaftlichem Fortschritt huldigen; außer einigen sophistischen Thesen über religiöse Dinge wird nichts Neues geschrieben. Perser selbst gestanden mir, wenn hier und da ein Mula aus Buchara nach Teheran komme, setze er alle Schriftgelehrten Persiens in Verlegenheit, da er sie, obgleich ein Suni, in Kenntniß der arabischen Sprache und in den humanistischen Zweigen der Bildung weit übertreffe.

Zu erwähnen wäre noch, daß fast alle im Lande lebenden Armenier ihre kleinen winkeligen, und ebenso die Chaldäer ihre großen quadratischen, den hebräischen ähnlichen Lettern sehr elegant zu schreiben verstehen. Die Kinder der erstern werden in den Schulen der Keschischs (Geistliche) unterrichtet, die der letztern von den Missionaren der amerikanischen Methodisten in Selmas und der katholischen Lazaristen in Urumieh. Die in Persien lebenden Juden schreiben das Persische mit hebräischen Buchstaben.

Die Perser haben Talent zum Zeichnen und Malen; viele würden bei gutem Unterricht Erkleckliches darin leisten.

Porträtähnlichkeit treffen sie leicht, doch mangelt ihnen alles Verständniß der Perspective, sodaß sie nicht im Stande sind, besonders im Gebiet des Landschaftlichen, ein perspectivisch richtiges Gemälde von einem schlechten Machwerk zu unterscheiden. Der Schah selbst zeichnet recht gut, wenigstens richtiger als die meisten andern einheimischen Künstler. Er besoldet einen eigenen Hofmaler (nækäsch bäschi), von dem er öfter sein Porträt malen läßt. Da es ihm jedoch an Zeit zu langen Sitzungen gebricht, so wartet er gewöhnlich nur bis der Künstler den Schnurrbart vollendet hat, die Aufgabe, das Gesicht daranzuhängen, ihm allein überlassend; als Büste wird stets die von Kaiser Nikolaus I. copirt, welche dem Schah besonders wohlgefällt. In gleicher Weise beschäftigt er auch einen russischen Maler aus dem Kaukasus. Es darf daher nicht befremden, wenn die Formen etwas kolossaler gerathen, als sie in Wirklichkeit sind.

Während meines dortigen Aufenthalts befahl der Schah, eine Bildergalerie nach europäischem Muster einzurichten; es wurde ein großer Saal ausgeräumt und die vorzüglichen Porträts der Königin Victoria und ihres Gemahls, des Kaisers Nikolaus, Ludwig Philipp's, Napoleon's u. s. w., welche sich als Geschenke von den betreffenden Höfen im Schlosse vorfanden, darin aufgehangen. Da sie aber zur Bedeckung aller vier Wände nicht hinreichten, wurden aus dem Bazar berliner farbige Lithographien: „Badende Mädchen" und dergleichen, angekauft und die Lücken damit ausgefüllt. Ein Prinz verkaufte dem Schah das von Swoboda in Oel gemalte Porträt einer pariser Soubrette, indem er es für ein Werk Rafael's (kär-e-Rafaïl) ausgab, und auf die Klage, daß der Preis von 200 Dukaten zu hoch sei, erwiderte er: „Rafael's Gemälde werden in Europa mit 5000 Dukaten bezahlt."

Andere schöne Künste werden fast gar nicht getrieben.

Der Perſer liebt zwar über die maßen Geſang, Muſik und Tanz, hält es aber nicht für ſchicklich, als freier Mann dieſe Künſte ſelbſt zu üben, ſondern will ſie nur für Entgelt von andern ſehen und hören. Bei öffentlichen Feſten, Wettrennen, Hochzeiten u. ſ. w. werden Künſtler gemiethet, welche durch ihre Productionen das Publikum oder die Gäſte unterhalten müſſen. Sie ſingen meiſt einige Lieder von Hafis oder Strophen aus Ferdauſi, mit dem oft wiederholten Refrain: „Dād bi dād, amān amān amān.“ Gute Sänger ſind ſehr geſchätzt und werden hoch honorirt. Man rühmte mir beſonders einen Sänger mit den Worten: „Wenn er ſingt, läßt ſich ein Bulbul auf ſeine Schultern nieder.“ An Inſtrumenten dienen zur Begleitung eine Art Guitarre (tār) und eine Zither (kentār). Der beſte Tarſpieler in Teheran heißt Ali-ekber. Europäiſche Muſik iſt dem Orientalen völlig unverſtändlich, ja ein Greuel, und die Anekdote, daß ein Orientale das Stimmen des Orcheſters für die Ouverture hielt, iſt gewiß buchſtäblich zu nehmen. Sah ich doch ſelbſt eine hochgeſtellte Perſon, weil die Taſten, welche ſie anſchlug, tönten, in Entzücken darüber ausbrechen, daß ſie das Piano ſpielen könne. Weder die Zeit noch ein längerer Aufenthalt in Europa kann hierin eine Aenderung hervorbringen. Wie beſtimmt er es auch in Abrede ſtellen mag, jede Oper wird den Perſer langweilen; und doch rühren ihn heimiſche Weiſen bis zu Thränen.

Tänze (raks) werden in den Harems von gemietheten Frauen und Sklavinnen ausgeführt; in öffentlichen Cirkeln der Männer ſind es unbärtige Jünglinge, welche, als Frauen gekleidet, durch ihre obſcönen Stellungen und wirbelnden Bewegungen das Publikum ergötzen. Die Tänze mit Caſtagnetten gleichen der italieniſchen Tarantella. Sänger und Tänzer gelten für Leute, die es mit den Vorſchriften der Religion und Sittlichkeit nicht genau nehmen, namentlich

das Verbot von Wein und andern Spirituosen als nicht für sie vorhanden ansehen, in welchem Betracht man sie mit den Lutis in eine Kategorie zu stellen pflegt. Die meisten Tänzerinnen sind vom Stamme der Susmani und kommen aus der Umgegend von Kirmanschah in Kurdistan. Die Honorare für dergleichen Productionen übersteigen oft alle Vorstellung; außer mit bedeutenden Geldsummen belohnt man die Künstlerinnen auch noch mit kostbaren indischen Shawls. Eine Sängerin in Kairo erntete bei jedesmaligem Auftreten 100 Pfd. St. In Sachen der Liebe und in der Belohnung von Sang und Tanz kennt der Orientale keine Sparsamkeit.

IX.

Verſuche zur Einführung der europäiſchen Civiliſation.

Inſtructoren der Armee. Engländer und Franzoſen. Reformbeſtrebungen des Emir Nizam. Berufung der Oeſterreicher. Unſere Reiſe. Ankunft in Teheran und ungünſtige Auſpicien. Sturz und Tod des Emir. Gründung der Militärſchule und der Lehranſtalt für Medicin. Meine Lehrthätigkeit. Die Polyklinik. Meine Lehrbücher der Anatomie und der Chirurgie. Operationen. Mein Plan zu einem Spital. Die Ausführung. Meine Sanitätsinſtruction für Offiziere. Perſiſche Studirende der Medicin in Paris. Leproſenhäuſer. Der Geniehauptmann Zatti. Der Mineur Czarnotta. Baron Gumoëns. Colonel Matrazzo. Der Artilleriehauptmann Krziz. Der Cavalerieoffizier Nemiro. Unſer Abſchied. Geſpräch mit dem Schah. Franzöſiſche Miſſion unter Commandant Brognart.

Während des engliſch-perſiſchen Kriegs rief der Schah einmal voll tiefen Unmuths aus: „O hätte doch nie ein Europäer ſeinen Fuß in mein Land geſetzt, dann wären uns alle die Quälereien erſpart worden; da die Fremdlinge aber nun leider eingedrungen ſind, will ich ſie wenigſtens ſo viel und ſo gut als möglich benutzen!“ In dieſen Worten liegt der Schlüſſel aller Maßregeln, welche er zur Verbreitung europäiſcher Bildung ergriffen hat; er fühlt den Druck der Großmächte auf ſich laſten und ſtrebt danach, ſie mit ihren

eigenen Waffen zu bekämpfen. Das erste, was in dieser Richtung geschah, war, daß man durch europäische Instructoren die Armee bilden und die Kriegswerkzeuge verbessern ließ. Erst in der neuesten Zeit wurde die Nothwendigkeit erkannt, auch einiges von den Künsten des Friedens einzuführen, und zwar weil die inländische Industrie in höchster Gefahr stand, durch die wachsende Concurrenz fremder Erzeugnisse gänzlich vom Markt verdrängt zu werden. Bei der schnellen Auffassungsgabe des Persers und seinem praktischen Sinn konnte es, trotz der in religiösen Vorurtheilen wurzelnden Abneigung gegen die Ideen des Auslands, nicht fehlen, daß europäische Bildung sich einigen Eingang verschaffte; ja man kann behaupten, wenn Persien, wie die Türkei, an Europa grenzte, wäre es schon fast im vollen Besitz der abendländischen Civilisation.

Einen Umstand darf man freilich nie aus dem Auge verlieren, daß nämlich Künste und Wissenschaften in Persien keinen jungfräulichen Boden finden. Das Land trägt bereits einen ganz bestimmten Charakter, welchen ihm seine nationalen Dichter des Mittelalters, deren Einfluß noch mächtig fortwirkt, aufgeprägt haben. So schwer es diesen ihrerzeit geworden, sich an die Stelle der Griechen: eines Plato, Aristoteles, Ptolemäus, Euklides, Hippokrates, Galenus zu setzen, ebenso schwierig ist es, die Bildung des heutigen Persien in andere Bahnen zu leiten; denn man glaubt die menschliche Erkenntniß zum Abschluß gebracht und keines Fortschritts mehr bedürfend. Irrthümlich dagegen ist die Annahme, daß der bekannte Satz: „Alles Wissenswerthe ist im Koran enthalten", in Persien den Stein des Anstoßes bilde. Der Koran ward hier nur der Form nach angenommen, er drang nie in Mark und Blut des Volks und war daher der Bildung weder förderlich noch hinderlich; die Gelehrten und Dichter wußten immer davon Umgang zu nehmen, sie legten

höchstens eine formelle Verwahrung ein, wo ihre Ideen mit jenen „des göttlichen Worts“ nicht übereinstimmten.

Der als Reformator berühmte Abbas Mirza, Sohn des Feth Ali Schah, nahm mit Bewilligung der englischen Regierung einige englische Offiziere als Instructoren der Armee in seinen Dienst. Daß es meist tüchtige und ihrer Aufgabe vollkommen gewachsene Männer waren, dafür sprechen die Namen eines Colonel Shiel und eines Rowlinson, welche beide später als Botschafter ihr Land am persischen Hofe vertraten. In der That ist das wenige von Disciplin, was sich noch in einigen persischen Regimentern besonders in der Artillerie erhalten hat, auf ihre Bemühungen zurückzuführen. Gleichzeitig wurden mehrere junge Perser nach England geschickt, um dort ihre Studien zu machen. Einer derselben, Mirza Baba, ward nach der Rückkehr Leibarzt Mehmed Schahs; ein anderer, Mirza Dschafer Chan, schrieb ein gutes Lehrbuch der Arithmetik und Algebra und bekleidete zweimal den persischen Gesandtschaftsposten in London. Allein als unter der Regierung Mehmed Schahs und seines den Russen ergebenen Veziers Hadschi Mirza Agassi die Verwickelungen mit Herat eintraten, quittirten die englischen Offiziere den Dienst. Statt ihrer berief man mehrere Franzosen ins Land, worunter auch der Sartip (General) Ferrier, der sich später durch sein Buch über Afghanistan bekannt gemacht hat. Bei der Planlosigkeit der damaligen Regierung dienten die Europäer jedoch nur zur Schau, etwa wie Elefanten und Giraffen; sie bezogen zwar ansehnliche Gehalte, ihre Dienste aber wurden nie in Anspruch genommen, und so ist, einige Anekdoten abgerechnet, kein Andenken an sie zurückgeblieben. Eine Ausnahme machte nur Dr. Ernest Cloquet, der sich stets durch Biederkeit des Charakters und besonders in den ersten Jahren durch sein wissenschaftliches Streben auszeichnete. Als tüchtiger Operateur ward er vom

Schah zum Leibarzt ernannt, und selbst als mit dem Tode Mehmed Schah's sämmtliche Europäer, weil man sie für nutzlose Brotesser ansah, die überdies aus Mangel an Beschäftigung allerlei Händel und Processe mit der Regierung suchten, aus dem Dienst entlassen wurden, bestätigte man ihn, wenn auch erst nach mannichfachen Schwierigkeiten, in seinem Amt. Mehrere persische Jünglinge, die um diese Zeit zu ihrer Ausbildung nach Paris gingen, brachten nichts als dürftige Kenntniß der französischen Sprache von dort heim.

So lagen die Verhältnisse, als im Jahre 1850 der damalige Großvezier Mirza Taghi Chan Attabek, genannt Emir Nizam, den Entschluß faßte, in Teheran eine Militärschule nach europäischem Muster zu errichten und damit eine Lehranstalt für Medicin zu verbinden, an der sowol Militär- als Civilärzte gebildet werden sollten. Ungeachtet bitterer Erfahrungen und der entschiedensten Abneigung gegen jeden fremdländischen Einfluß hatte er sich doch überzeugt, daß ohne Heranziehung europäischer Lehrkräfte das Ziel nicht zu erreichen sein würde. Er war ein seltener Mann, der das in Persien sonst unbekannte Beispiel eines Patrioten darbot, da der Fortbestand und die Entwickelung des persischen Staats ihm aufrichtig am Herzen lag. Wirklich gelang es ihm während seiner kurz zugemessenen Verwaltung die verwickelten Verhältnisse und die zerrütteten Finanzen zu regeln, den Nepotismus mit seinen vielen Pensionen und unnützen Besoldungen zu beschränken, die Armee zu reorganisiren und zu bewaffnen, die Erpressungen in den Provinzen und die Willkür der Gouverneure zu mäßigen, die Sicherheit der Wege und des Eigenthums herzustellen, endlich die Prätendenten zu Paaren zu treiben und die in mehrern Provinzen ausgebrochene Revolution daniederzuschlagen. Für Hebung der Population besorgt, führte er, um den Verheerungen der Blattern Schranken zu setzen, im ganzen Lande die Impfung

ein; er ließ eine Instruction aus dem Englischen übersetzen, lithographiren und vertheilen; er schickte Impfärzte mit guter Bezahlung in die verschiedenen Provinzen.

Seiner Absicht nach sollten die zu berufenden Lehrer den politischen Verhältnissen des Landes möglichst fernstehen, damit sie sich mit ungetheiltem Interesse ihrer Lehrthätigkeit widmeten. Deshalb nahm er von den Russen und Engländern wie von den Franzosen Umgang, und schickte einen ihm ganz ergebenen, sehr achtbaren Mann, Mirza Dâwud Chan, einen Armenier, nach Wien, um dort die geeigneten Kräfte anzuwerben. Binnen kurzem gewann derselbe die österreichischen Offiziere: Hauptmann Zatti für das Genieweſen, Hauptmann Gumoëns für die Infanterie, Oberlieutenant Krziz, jetzt pensionirter k. k. Major, für die Artillerie, Oberlieutenant Nemiro für die Cavalerie. Für das Montanisticum wurde Hr. Carnotta engagirt, und durch gütige Verwendung der wiener Professoren von Dumreicher und Dietl fiel auf mich die Wahl als Lehrer der Arzneiwissenschaft. Da die kaiserliche Militärbehörde bei dem Mangel einer directen diplomatischen Vertretung Oesterreichs in Persien unliebsame Verwickelungen besorgen mochte, wurde den Herren Offizieren vor ihrer Abreise eröffnet, daß man ihre Unternehmung als reine Privatangelegenheit ansehe; es bleibe ihnen zwar vorbehalten, nach der Zurückkunft in ihre respectiven Chargen wieder einzutreten, bis dahin jedoch hörten sie auf, zur kaiserlichen Armee zu zählen.

Dieser Zwitterzustand war, wie jede halbe Maßregel, für die ganze Expedition — der Name Mission würde nicht passen, weil jeder auf eigene Hand zu wirken hatte — unheilbringend, indem er die Offiziere des nöthigen Stützpunkts beraubte. Die österreichische Regierung brauchte sich nicht im geringsten weiter um sie zu kümmern, und hat auch in der That nicht ein einziges mal weder direct noch indirect

über das Befinden ihrer Landeskinder in Persien Erkundigung eingezogen, was äußerst schädlich auf unsere Verhältnisse und Stellungen einwirkte; denn man ist gewohnt, daß z. B. die französische Regierung von Zeit zu Zeit Anfragen über ihre dort bedienstete Angehörigen ergehen läßt und dieselben durch Ordensverleihungen oder andere officielle Auszeichnungen in den Augen des fremden Hofs zu heben sucht. Diese Vernachlässigung stempelte uns von vornherein zu Parias, welche nur des Brotverdienstes wegen in die Fremde gingen. Außerdem schadete es unsern Offizieren, daß sie zu bescheiden waren, sich einen höhern militärischen Rang beizulegen, da in Persien jeder junge Mann von gutem Hause wenigstens als Major oder Obrist in die Armee tritt.

Wir begaben uns im August 1851 nach Konstantinopel; dort rasteten wir einige Tage und setzten dann unsern Weg von Trapezunt aus mittels Karavane über Armenien fort. Mit den vielen Ungemächlichkeiten einer solchen Reise nicht vertraut, litten wir ungemein, zumal wir versäumt hatten, einen Dolmetscher mitzunehmen und daher, ohne Kenntniß der Sprache, auf Zeichen und die wenigen einstudirten Worte angewiesen waren. Ferner begingen wir den Fehler, uns nicht mit gehörigem Schutz weder gegen die intensiven Sonnenstrahlen des Tags noch gegen die empfindliche Kälte der Nacht zu versehen; wir badeten nach europäischem Gebrauch in jedem Bergstrom, an dem wir vorbeikamen, was in diesen Klimaten unvermeidlich schwere Krankheiten nach sich zieht und bekanntlich Alexander dem Großen fast das Leben kostete. Infolge dessen erkrankten mehrere unserer Expedition, worunter auch ich, am Wechselfieber. Meine Leidensgenossen behandelte ich mit Chinin und sistirte oder milderte wenigstens dadurch ihre Leiden; an mir selbst aber war ich nicht im Stande eine Diagnose zu machen, denn

viele in den medicinischen Lehrbüchern angeführte Symptome des Fiebers fehlten; ich hatte nur hier und da bald Hitze, bald einen flüchtigen unregelmäßigen Schauer, doch keinen Schweiß, dagegen nahmen Mattigkeit und Mangel an Appetit in einem Grade zu, daß ich apathisch dem nahen Tod entgegensah. In diesem Zustand mußte ich gleichwol reitend Tag für Tag dem Zuge folgen, denn zurückzubleiben war unmöglich. Endlich, vier Stationen vor Teheran, übermannte mich die Schwäche vollständig; ich sank vom Pferde und schlief auf dem Felde ein. Der Führer hielt in einiger Entfernung mit den Thieren. Etwa nach einer Stunde erwachte ich und ließ mich wieder auf das Pferd heben. Abends an der Station angekommen, ward ich erst gewahr, daß mir 40 Imperiales, die ich bei mir getragen, fehlten; sie mußten mir während der Lethargie entwendet worden sein. Meine Gefährten drangen in mich, ich möge strenge Durchsuchung anstellen; allein ich gab ihnen, wie ich mich erinnere, zur Antwort: „Ich zweifele, daß ich lebend in Teheran ankommen werde, brauche also kein Geld; sollte aber meine Vermuthung sich nicht bestätigen, so werde ich dort verdienen, soviel ich bedarf."

Am 24. November 1851 langten wir in Teheran an. Der Empfang war kalt; niemand kam uns zur Begrüßung entgegen, und bald erfuhren wir, daß die Scene sich inzwischen sehr zu unserm Nachtheil verändert hatte. Einige Tage vor unserer Ankunft war nämlich der Emir infolge von Palastintriguen, besonders von seiten der Königin-Mutter, einer erbitterten Gegnerin seines energischen Strebens nach Fortschritt, in Ungnade gefallen. Der unzeitige Schutz, den ihm eine europäische Gesandtschaft aufdrang, gab seinen Feinden, obgleich er ihn consequent zurückwies, weitere Waffen in die Hand, um ihn vollends ins Verderben zu stürzen; er wurde im Schlosse Fin, nahe bei Kaschan, gefangen gehalten

und zwei Monate später auf königlichen Befehl hingerichtet.*) Als er unsere Ankunft vernahm — es war am zweiten Tage seiner Haft — berief er den inzwischen auch aus Europa wieder eingetroffenen Mirza Däwud Chan zu sich und sagte ihm: „Auf meine Veranlassung sind die armen nemse (Deutschen) hierhergekommen; ich würde zu ihrer Zufriedenheit für sie gesorgt haben, wäre mir die Macht geblieben. Nun fürchte ich, daß es ihnen schlecht gehen werde. Suche du nach Kräften ihr Los zu erleichtern." So unglückliche Auspicien waren es, unter denen die Expedition ihren Einzug hielt! Der Emir sah richtig voraus, daß wir unsere Aufgabe weder in seinem noch unserm Sinn würden erfüllen können.

Mirza Agha Chan, genannt Sader-Azam, der neue Großvezier, war ein Intriguant sondergleichen und jedem Fortschritt, insbesondere jeder Schöpfung seines Vorgängers, principiell feindlich gesinnt. Er wollte die Errichtung einer Schule nach europäischem Muster verhindern, und da man contractlich gewisse Verpflichtungen gegen uns eingegangen war, versuchte er es, uns durch eine Entschädigung abzufinden, womit er um so eher zu reussiren glaubte, da auch der damalige englische Gesandte, Colonel Justin Shiel, der mit mehrern italienischen Emigranten wegen der uns zugesagten Stellen in Unterhandlung stand, unsere Mission nicht begünstigte. Diesen Planen trat jedoch der Schah entgegen, welcher die Anordnungen des Emir, seines Wohlthäters und Lehrers, nicht fallen lassen wollte. Den Befehl zu dessen

*) Da ihm von seinem Henker, einem frühern Schützling, die Wahl der Todesart freigestellt worden war, ließ er sich im Bade die Adern öffnen. Ich besuchte im Jahre 1859 dieses Badezimmer und fand noch an den Stellen der Wand, wo sich die Blutspuren befunden hatten, den Kalk abgeschürft; niemand nahm sich die Mühe, durch einen neuen Anwurf die Lücken auszugleichen.

Hinrichtung legte er als Act der Nothwehr aus, indem das Ansehen des Emir so hoch gestiegen war, daß nur er vom Volk gekannt und gefürchtet wurde, die Autorität des Königs aber ganz in den Schatten trat. Allerdings mochte die Besorgniß nicht ungegründet sein, daß trotz der Ergebenheit und Uneigennützigkeit des Emir derselbe mit der Zeit durch die Verhältnisse dahin getrieben worden wäre, die Rolle eines Usurpators zu spielen. Dergleichen Beispiele finden sich in der persischen Geschichte ziemlich häufig, und gerade um dieselbe Zeit war der Vezier von Herat auf ähnliche Weise zum Chanat gelangt.*)

Man beschloß daher, uns zu dulden. Wir wurden in einer öffentlichen Audienz vom König gnädigst empfangen, besonders zeigte er großes Interesse an den mitgebrachten Instrumenten und Apparaten, welche er sich durch einen Dolmetscher erklären ließ. Allein der Minister wußte es zu verhindern, daß wir die üblichen Ehrenkleider (chalat) erhielten; auch die Wohnung und Kost, welche uns als Gästen zukam, war unserm Range nicht entsprechend.

Auf Befehl des Schah trat eine Commission zusammen, um über die Statuten der Schule zu berathen. Durch Dolmetscher verständigte man uns über den Gang der Verhandlungen. Dieselben drehten sich um die wichtige Frage des Brückenbaus, obwol das Land keinen einzigen namhaften Fluß besitzt und die Schüler kaum über das Einmaleins

*) Als ich später viel um den König war, konnte ich bemerken, daß er geflissentlich jede Erwähnung des Emir vermied. Nur ein mal fragte er mich, ob ich denn nie von dem Emir habe sprechen hören. Ich antwortete ausweichend, worauf er nur die Worte sprach: „Adem-e-sæcht bud!“ (Er war ein harter Mann!) und sogleich das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenkte. Seinem Sohn war er jedoch sehr gnädig; er hielt ihn zwar fern vom Hof, übertrug ihm aber Aemter und Würden.

hinaus waren; ferner um die noch wichtigere Frage, welche Decoration man für die Schüler einführen sollte. Unsere Meinung in Bezug auf den Unterrichtsplan zu hören, fiel niemand ein, denn dies hätte dem Stolz des Persers widerstrebt. Endlich kam man überein, jedem Lehrer solle eine Anzahl Schüler behufs ihrer völligen Ausbildung übergeben werden; nur den Unterricht in der französischen Sprache solle ein besonderer Lehrer, Richard, ein sehr achtbarer Franzose, ertheilen. Zum Director der Schule wurde ein gelehrter Perser, Mirza Rezy Kuli, ernannt, während dem Kriegsminister und ersten Adjutanten des Königs (adjutān bāschi), einem Kurden Nameus Aziz Chan, die Oberinspection anheimfiel.

Bei dem Mangel an den nöthigsten Vorkenntnissen hätten die Schüler erst gemeinschaftlich in den Elementargegenständen unterrichtet werden müssen. Freilich wären wir dadurch in die unangenehme Lage versetzt worden, mehrere Jahre unbeschäftigt zu bleiben und unsern Feinden Anlaß zu der Beschuldigung zu geben, daß wir gleich andern unser Brot umsonst äßen. Da übrigens unsere Schüler aus guten Häusern waren und meist fertig lesen und schreiben konnten, auch sich auf ihre Poeten und etwas arabisch verstanden, so beschlossen wir, die Elementarstudien überspringend oder nach Umständen selbst nachhelfend so gut es gehen werde, mit unserm Unterricht zu beginnen.

Mir wurde die Aufgabe, meinen Schülern, vierzehn an der Zahl, die gesammte Medicin vorzutragen. Ich verstand kein Wort persisch, meine Schüler ebenso wenig französisch. Anfangs versuchte ich es, mich zu den Vorträgen eines Dolmetschers zu bedienen; es schien zu gelingen, denn er übersetzte, obwol der französischen Sprache nur unvollkommen mächtig, stets sehr geläufig; nur befremdete mich, daß er oft, wenn ich einen kurzen Satz gesagt, ziemlich lange sprach.

Bald kam ich jedoch dahinter, daß er mich gar nicht verstand, sondern den Schülern die falschen Lehren der persischen Bücher beibrachte, die ich später die größte Mühe hatte, wieder auszurotten. Da warf ich mich denn, trotz der Acclimatisationskrankheiten, an denen ich in den ersten zwei Jahren litt, der Wechselfieber und Dysenterien, die mich fast an den Rand des Grabes brachten, mit allem Eifer auf das Studium der persischen Sprache; ich suchte die technischen Ausdrücke in verschiedenen Wörterbüchern auf, und indem ich sie durch Zwischenworte verband, gelangte ich nach sechs Monaten dahin, mit Hülfe der Finger, Zeichen, Zeichnungen und Präparate einen, wie ich glaube, ziemlich verständlichen Cursus zu geben. Wenigstens schließe ich dies aus den Aufzeichnungen meiner Zuhörer, welche ich in spätern Jahren berichtigte. Ich hatte mir ein vollständiges Skelet*) sowie mehrere getrocknete, injicirte und andere in Weingeist aufbewahrte Präparate aus der Heimat mitgebracht, und meine Schüler überwanden das Vorurtheil, durch Anfassen der Knochen werde man gesetzlich unrein (nædschis), so gründlich, daß sie selbst behufs des Studiums Schädel aus den Gräbern holten. Ueberhaupt machten die meisten von ihnen, der Mangelhaftigkeit aller Einrichtungen und der sprachlichen Hindernisse ungeachtet, in der ersten Zeit überraschende Fortschritte; leider jedoch erkaltete ihr Eifer ebenso rasch. Das liegt eben im Charakter des Orientalen; er faßt und begreift leicht, wähnt sich aber schon nach den ersten Schritten an der Grenze des Wissens angelangt und läßt dann schlaff die Arme sinken. Der anhaltende Fleiß, das nulla dies sine linea sind ihm unbekannte Dinge. Rechnet

*) Das schön zusammengefügte Skelet war lange ein Gegenstand der Neugier. Der Schah und die Großen versäumten nie, wenn sie die Schule besuchten, es sich von mir zeigen zu lassen, und richteten dabei stets eine Menge Fragen an mich.

man hierzu, daß wegen der maßlos vielen Ferien kaum hundert Lehrtage aufs Jahr kamen, daß die Zöglinge von den Obern nicht nach Verdienst, Fleiß und Fähigkeiten belobt, sondern nach Familie, Protection und körperlicher Schönheit — begünstigt wurden, daß einzelne, obgleich kaum den Kindesjahren entwachsen, neben Unterricht, Bücher und Frühstück noch Stipendien von 50—200 Dukaten jährlich bezogen und bereits ein oder mehrere Weiber hatten: so wird man mir glauben, wie meine anfänglichen Erwartungen von den Resultaten meiner Wirksamkeit immer tiefer herabgestimmt wurden.

Es konnte nicht von mir beabsichtigt sein, vollkommene Aerzte zu bilden, dazu reichte weder meine Kraft noch das vorhandene Material aus; ich wollte nur meinen Schülern eine gute Grundlage in der Medicin und Naturforschung geben, sie mit den unerlaßlichsten chirurgischen Hülfsleistungen bekannt machen und sie dadurch befähigen, entweder selbst ihre Studien fortzusetzen oder weitere Ausbildung in Europa zu suchen. Als Lehrmittel dienten mir nebst den Vorträgen und den Unterweisungen bei Gelegenheit meiner Praxis 1) die Poliklinik; 2) mehrere theils von mir übersetzte, theils in persischer Sprache verfaßte Bücher; 3) ein auf meine Veranlassung errichtetes Spital.

1) Den Vorlesungen waren zwei Stunden täglich gewidmet. Nach Beendigung derselben kamen viele Patienten zu mir; ich unterwies meine Schüler in deren Aufnahme und in den Handgriffen bei kleinen Operationen. Alsdann begleiteten sie mich bei meinen Krankenbesuchen in der Stadt; sie assistirten mir in größern Operationen, und wurden so mit der Blutstillung und mit der Behandlung anderer Zufälle bekannt. Später ließ ich sie kleine Operationen zuerst in meiner Gegenwart und dann allein ausführen; selbst bei einigen Amputationen konnte ich sie selbständig agiren lassen.

Einer meiner Zöglinge, Mirza Abdul-Ali, jetzt in Täbris ansässig, steht im Rufe eines guten Operateurs; Steinschnitt und sonstige lebensgefährliche Operationen sind ihm bereits mehrfach gelungen.

2) Behufs gründlicher Erlernung der persischen Sprache las ich auch die vorhandenen medicinischen Werke. Dies setzte mich in den Stand, selbst ein Lehrbuch der Anatomie und eins der Chirurgie in der Landessprache niederzuschreiben. Das Lehrbuch der Anatomie enthielt nur die Anfangsgründe, meine Sprachkenntniß war, als ich es schrieb, noch zu ungenügend; überdies schien mir auch ein tieferes Eingehen aus dem Grunde nutzlos, weil das bestehende religiöse Vorurtheil mir nicht gestattete, Sectionen zu machen, selbst nicht an Verbrechern. Nur einmal, während der massenhaften Hinrichtungen der Babis, einer Communistensekte, welche sich eines Attentats auf den Schah schuldig gemacht hatten, stellte man das Ansuchen an mich, die Cadaver der Hingerichteten zu seciren, damit sie noch nach dem Tode geschändet würden. Ich hatte jedoch keine Lust, als Werkzeug der Rache zu dienen und den Haß einer ganzen Sekte auf mich zu laden. So behalf ich mich beim anatomischen Unterricht mit Sectionen an Thieren, mit Bildern und Präparaten. Weit gründlicher und ausführlicher verfaßte ich später das Lehrbuch der Chirurgie in zwei Bänden mit einem Anhang über Augenkrankheiten. Hier stand mir außerordentlich reiches, durch Erfahrung gewonnenes Material zu Gebote, denn ich habe allein hundertachtundfunfzigmal den Steinschnitt gemacht, und es verging kein Tag, wo nicht eine oder mehrere, namentlich Augenoperationen vorkamen. Hauptsächlich der gesunden und frischen Luft schreibe ich es zu — denn ich unternahm alle Operationen unter freiem Himmel und ließ die Operirten nie im Zimmer, sondern unter Verandas und Bäumen lagern —, daß mir die meisten Curen glückten und die Zahl

der Unfälle verhältnißmäßig gering war. Bei plastischen Operationen konnte ich sicher auf rasches Ankleben der Ränder rechnen. In meinem Lehrbuch der Chirurgie folgte ich im ganzen dem Plane von Chelius, doch machte ich auch viele eigene Zusätze, so über den Aleppo-Knoten, über die Gangraena endemica (schâkagulus), den Medinawurm, Lepra u. s. w. Den Kapiteln über Beinbrüche und Verrenkungen sind einige wohlgelungene Zeichnungen beigefügt.*)

3) Im dritten Jahr meines Aufenthalts setzte ich es nach großen Mühen endlich durch, daß ein Spital für kranke Soldaten außerhalb der Stadt erbaut werden sollte. Bis dahin waren die Kranken in den dunkeln, kellerartigen Kasernen verblieben, sodaß bei dem im Winter häufig grassirenden exanthematischen Typhen stets ganze Regimenter von der Seuche angesteckt wurden und die Mortalität unter den Truppen eine schreckliche war. Ich zeichnete den Plan für die einzelnen Säle, die Küche, Apotheke, die Magazine u. s. w. Das Ganze bildete ein Viereck mit einem geräumigen Hof, in dessen Mitte ein von Pflanzenbeeten umgebenes Bassin. Rings um das Gebäude sollte Buschwerk gepflanzt und das Ganze mit einer hohen Mauer eingefriedigt werden. Die Säle waren etwa $3^1/_2$ Fuß über dem Boden erhöht. Von dem höchsten Punkt der Wölbung erhob sich ein schornsteinartiger Schlauch, durch dessen Oeffnung eine mäßige Luftcirculation sich bewirken ließ. Für die Entleerungen waren nischenartige Vertiefungen in der Mauer angebracht, von wo kleine nach außen sich öffnende Thüren den Unrath sofort entfernten. Dies war mein ursprünglicher Plan, allein es

*) Beide Lehrbücher wurden in Teheran lithographirt; die „Anatomie" (teschrich bedene insân) erschien im April 1854, die „Chirurgie" (kitâbe dscherâhi-we resuleh kehâli) im Mai 1857, erstere ist in der Nâs'ch-, die andere in Taalikschrift geschrieben.

ging damit wie mit dem Entwurf zum Tempelbau im Buche Esra. Der General-en-Chef, ein Kurde und Anverwandter des Oberfeldarztes, sah das Unternehmen mit ungünstigen Augen an. Ich fand daher, als ich nach einigen Monaten vom Landaufenthalt in den Bergen zurückkehrte, meinen Plan gänzlich geändert; statt großer, luftiger Säle hatte man, um an den Kosten der Wölbung zu sparen, enge, kellerartige Zimmerchen gebaut. Glücklicherweise setzte ich es durch, daß alles niedergerissen und nach meinem Grundriß wieder aufgeführt werden mußte. Die Bäume zur Anpflanzung, die ich aus eigenen Mitteln beschafft, wurden ohne Wurzeln eingesetzt oder gestohlen und als Brennholz verbrannt. Im innern Hof ließ ich Klee anbauen, da auf andere Weise im heißen Sommer, selbst bei steter Berieselung, kein Rasen zu erhalten ist; das lockte die Reconvalescenten, sie konnten der persischen Vorliebe für rohe Vegetabilien, Grünzeug und Klee nicht widerstehen, sondern weideten mir buchstäblich die Pflanzen ab.*)

Die Hauptschwierigkeit fand sich aber erst, als es sich um die Unterhaltungskosten handelte: nicht etwa weil sie zu gering bemessen wurden, sondern weil man von anderer Seite gerade die rechtliche Verwendung der angewiesenen Gelder fürchtete. Bisher hatten nämlich die sogenannten Militärärzte in den Kasernen die Rechnungen über Verpflegung und

*) Es ist erstaunlich, in welchen Massen die Perser rohe Lactuca, Gurken, Lauch, Zwiebeln, Münze, Dracunculus, Scorzonera und die Blätter der Rettichpflanze, deren Wurzeln sie verschmähen, consumiren. Auf den Märschen erhält sich der persische Soldat fast ganz von den Krütern, die er am Wege findet. Hat er noch überdies eine Hand voll Mehl, Reis oder Bohnen, so kocht er sich damit seine beliebte Suppe (äsch). Der persische Minister rühmte einst gegen einen europäischen Diplomaten: „Euere Soldaten wollen verpflegt sein, die unsern können von Gras (œlaf) leben und doch gut marschiren!"

Medicamente geführt und dabei stets einen größern Krankenstand als den wirklichen angegeben, die armen Patienten aber aus Mangel an Pflege verkommen lassen; selbst das allernothwendigste Medicament, das Chinin, wurde nicht angeschafft. In dem neuerrichteten Spital erblickten sie deshalb Beeinträchtigung ihres Gewinns, den sie mit den Offizieren zu theilen pflegten. Auf ihren Betrieb wurde mir, zum Lohn für meine viele Mühe und Arbeit, der größte Theil der Säle abgenommen und einem persisch-kurdischen Medicus übergeben. So scheiterten leider, obgleich ich über hinreichende Geldmittel zu verfügen hatte und nöthigenfalls das Fehlende aus eigenen Mitteln zuschoß, alle meine Bestrebungen, eine vernünftige Norm und Ordnung einzuführen. Die zur Spitalwache commandirten Soldaten verließen eigenmächtig ihre Posten, indem sie meinten, sie seien nur zum Kriegsdienst, nicht zur Wache in den Spitälern da, und wurden dafür noch ihres Muthes wegen belobt. Meine Schüler, die ich der Reihe nach mit der Oekonomie des Hauses betraute, aßen*) das Geld, Köche und Wärter die Lebensmittel, Wäsche, Geräthschaften und Medicamente, welche für die Kranken bestimmt waren. Kurz, der Hauptzweck des Spitals, als eine Musteranstalt zu dienen, wurde durch die Untauglichkeit und den bösen Willen der daran Beschäftigten vereitelt!

Demungeachtet blieb meine Arbeit nicht ganz fruchtlos. Ich brachte doch meinen Schülern bessere Begriffe bei von der Organisation eines Spitals; sie beobachteten einige hundert Kranke, verfolgten und notirten den Verlauf der Krankheiten und lernten einsehen, was selbst mit gebundenen Händen für das Wohl der Soldaten geleistet werden könne.

*) Ein persischer Idiotismus; man ißt Geld, Kummer, Ruthenstreiche, Koth, Reue u. s. w.

Von den Verpflegten erhielt ich wohlthuende Beweise der Erkenntlichkeit, und während anfangs ein widerwilliges Vorurtheil gegen die Anstalt herrschte, baten die Erkrankenden zuletzt selbst um Aufnahme.

Als später meine Stellung als Leibarzt, weil damit häufige Reisen verbunden waren, mich hinderte, das Spital selbst zu leiten, wurde es gänzlich den persischen Hekims übergeben. Da sah ich denn freilich bei gelegentlichen Besuchen Greuelscenen, die mich mit Grausen vor meiner eigenen Schöpfung erfüllten. Typhus- und Dysenteriekranke wälzten sich auf dem nackten Ziegelboden buchstäblich in ihrem Koth; das Kleefeld war abgeweidet, jede Anpflanzung, jeder Baum verschwunden!

Auf solche Weise von der Unverbesserlichkeit dieser gewissenlosen Hekims überzeugt, schrieb ich nun eine mehr für Offiziere berechnete Instruction bezüglich des Verfahrens bei Erkrankungen der Soldaten. Ich behandelte darin speciell Intermittens, Dysenterie, Typhus und Erkältungskrankheiten: diejenigen Uebel, welche die meisten Todesfälle in Garnisonen wie auf Märschen zur Folge haben, und um die Anweisung verständlich zu machen, richtete ich sie in casuistische Paragraphen ein. Zu meiner großen Befriedigung vernahm ich von Offizieren, daß es ihnen mit Hülfe dieser Instruction gelungen sei, selbst in sehr berüchtigten Gegenden, wie in Arabistan, um Disful und Schuschter (Schuschan) u. s. w., die Sterblichkeit ihrer Truppen auf ein früher nicht gekanntes Minimum zu reduciren.

Nach vierjährigem Unterricht wurden drei von meinen Schülern, welche die Zeit auch zur Erlernung der französischen Sprache benutzt hatten, und einige Jahre später noch vier andere, behufs ihrer völligen Ausbildung nach Paris geschickt. Die erstern erlangten in den Jahren 1860 und 1861 an der pariser Facultät ihr Doctordiplom; einer von

ihnen, Mirza Houſſein, ſchrieb dort eine mir gewidmete Theſe „Ueber Behandlung des Wechſelfiebers mit arſeniger Säure, nach Erfahrungen am Spital zu Teheran", eine fleißige Arbeit, welche beachtenswerthe Aufſchlüſſe über dieſe Heilmethode gibt und um ſo intereſſanter iſt, da der Verfaſſer an ſich ſelbſt deren Wirkungen beobachtet hat. Auch die beiden andern ſchrieben jeder eine gut compilirte Theſe.*) Ueber Fleiß und Befähigung derſelben ſprachen ſich bei meiner letzten Anweſenheit in Paris die Profeſſoren lobend aus. Und ſo bleibt mir ſtets das frohe Bewußtſein, wenigſtens einige Keime zur Fortbildung in der Medicin, Naturwiſſenſchaft und freien Forſchung bei den Perſern gelegt zu haben, welche hoffentlich mit der Zeit gute Früchte tragen werden.

In frühern Jahrhunderten muß es eine ganze Anzahl Spitäler (dar et schæfa**) und Verſorgungshäuſer im Lande gegeben haben, wie aus den bezüglichen Statuten (tæswuk) und zahlreichen Verordnungen des Teymur leng (Tamerlan) hervorgeht. Das einzige von allem aber, das ſich erhalten hat, iſt das reich fundirte Hospiz in Meſchhed zu Ehren des Imam Reza, „des Protectors der Fremden".***) Sonſt finden ſich nur in Azerbeidſchan, Chämſeh und Chalchal einige Aſyle für die Lepröſen (dschezami). Es ſind elende, in weiter Entfernung von den Städten ſtehende

*) De la Polyurie, par le Dr. Mirza Reza ben Mokim (Paris 1860); Du diagnostique et du traitement des hydropisies enkystées, par le Dr. Mirza Ali Naghi (1861).

**) Dar et schæfa, d. i. Pforte der Geſundheit, iſt der ſchöne Name für Spital; möchte doch die Wirklichkeit dem Namen entſprechen!

***) Mit dem Hospiz iſt eine Speiſeanſtalt verbunden, wo die Reiſenden im Namen des Imams bewirthet werden. Daher hört man oft erzählen: „Wir wurden vom Propheten (hezret) mit Reis, Thee, Kaffee u. ſ. w. bewirthet."

Lehmhütten, die eher den Schlupfwinkeln der Raubthiere, als menschlichen Behausungen gleichen. Die Unglücklichen, denen sie zum Aufenthalt dienen, leben von milden Gaben der Umgegend oder der an ihrer Colonie vorbeiziehenden Fremden. Bisweilen spendet ihnen zwar der Schah einige hundert Ladungen Getreide; allein gewöhnlich ißt, wie man mir sagte, der Gouverneur die ganze Sendung, und den Unglücklichen kommt kein Körnchen davon zu. Betteln können sie nur von den vorüberziehenden Karavanen; in Städten und Flecken werden sie nicht eingelassen, denn sie gelten für unrein und ihre Krankheit für erblich. Man kann sich kaum einen Begriff von dem traurigen Zustand dieser Elenden machen, für welche der Tod die größte Wohlthat ist. Einmal gelang es mir, einen meiner Schüler zu den Leprosenhäusern abzuschicken; er sollte sehen, was sich thun ließe, und wenigstens das Todte vom Lebenden scheiden. Nach sechs Monaten kehrte er mit glänzenden Zeugnissen und Berichten von seinen glücklichen Curen zurück; doch fürchte ich sehr, daß alles erlogen war. Auch hier muß man also die Hoffnung auf Besserwerden in die Zukunft setzen, nach dem biblischen Spruch: „Es fällt kein Tropfen vom Himmel, der nicht, ehe er verdunstet, die Erde befruchtet."

Im Jahre 1858 bewog ich einige angesehene Chane in Teheran, zu einem Spital für Zugereiste zusammenzusteuern. Ich fand auch ein leerstehendes, passendes Local, der reichsten Prinzessin des Landes, der Zieh sultaneh, gehörig. Sie willigte anfangs in die Ueberlassung der Räume zu dem genannten Zweck, fragte mich aber dann, ob niemand in dem Spital sterben werde, und da ich diese Versicherung nicht geben konnte, zog sie mit dem Ausruf: „Ihr könnt doch nicht verlangen, daß mein Haus zu einer Leichenkammer (murdeschur chāneh) gemacht werde!" ihr Wort zurück. Der vielgenannte Emir hatte in seinem letzten Willen der

Stadt Teheran eine bedeutende Summe zur Gründung eines Spitals vermacht; nach seinem Ableben wurde jedoch das Testament umgestürzt und das Geld zur Erbauung einer mædræsseh (Priesterseminar) verwendet.

Es bleibt mir noch übrig, auch einiges über das Schicksal meiner Gefährten mitzutheilen.

Der Hauptmann Zatti hatte im zweiten Jahr nach unserer Ankunft das Unglück, an Kohlendunst zu ersticken. Mir fiel die Obduction zu, die erste, welche in Persien stattfand. Dem Wirken dieses tüchtigen, wenn auch etwas exaltirten Mannes war somit, nachdem es kaum begonnen, ein Ziel gesetzt. An seine Stelle trat später der k. k. Oberst Karaczay, der aber, ein hinfälliger Greis von 70 Jahren, trotz seiner fast krankhaften Thätigkeit wenig zu leisten vermochte.

Bald nach dem Hauptmann Zatti starb auch der Mineur Czarnotta. Düstern, melancholischen Temperaments, glaubte sich derselbe überall von Geistern und Feinden verfolgt. Er unternahm mehrere geologische Erforschungsexpeditionen, darunter eine auf den Vulkan Dämawend. Bei Besteigung des Gipfels ließ er sich aus Furcht vor seiner Umgebung von niemand begleiten; er verirrte sich im Gebirge und brachte die Nacht, um sich vor Kälte zu schützen, in der Höhle einer Solfatara zu. Früh ward er fast leblos aufgefunden; man trug ihn hinab und erwärmte seine erstarrten Glieder. Er kam wieder zu sich; doch war seit dieser Zeit seine körperliche wie geistige Kraft gebrochen. Auf einem neuen Ausflug in die Kupferminen von Karadagh, in der Nähe des Kaspischen Meers, erkrankte er an Intermittens. Er behandelte sich selbst homöopathisch, versäumte deshalb die Anwendung des wirksamsten Mittels, des Chinin, und starb kurz nach seiner Rückkehr nach Teheran an Continuo-Remittens, combinirt mit Leberabsceß. Seine Tagebücher hatte er aus Argwohn

in Chiffren geführt; die hinterlassene reiche Mineraliensammlung wurde nach Wien geschickt, langte jedoch daselbst nicht an. Sein Tod und schon vorher seine verkehrte Geistesrichtung waren für den wissenschaftlichen Erfolg unserer Expedition von unberechenbarem Nachtheil, denn, von der Regierung mit allen Mitteln reichlich ausgerüstet, hätte er für die Geognosie Persiens Großes leisten können. Durch den Verlust der Mineralien ging auch die letzte Spur von seinem Wirken unter.

Baron Gumoëns, ein geborener Schweizer, widmete sich dem Dienst der Infanterie. Als Offizier von geradem, offenem Charakter begann er den Kampf gegen die Unterschleife, den Nepotismus in Besetzung der Offizierstellen und die vielen andern bestehenden Misbräuche. Allein die Verhältnisse waren stärker als er, zumal er es versäumte, das Terrain, auf dem er wirken sollte, und die Leute, mit denen er es zu thun hatte, zu studiren. Hauptsächlich aber wurde seine Wirksamkeit durch den Umstand gelähmt, daß bald nach uns auf englische Verwendung ein Colonel Matrazzo mit noch fünf Offizieren in persische Dienste trat. Dieser Matrazzo, gewandt und schlau (smart), ein Jonier und als solcher ein halber Orientale, wußte sich gleich in den ersten Tagen zurechtzufinden und die Verhältnisse zu seinem Vortheil auszubeuten. Er errichtete ebenfalls eine Schule für die Infanterie, kleidete seine Zöglinge in goldgestickte Uniformen und umgab sich mit einer Leibgarde, die er Generalstab nannte. Knaben, die es kaum bis zum Einmaleins bringen konnten, gerirten sich dabei als Generale und empfingen sogar entsprechenden Gehalt, während fähige und fleißige Schüler übersehen und zurückgesetzt wurden. Auch Manöver veranstaltete er, Schlacht von Marengo, Austerlitz u. s. w. getauft; und da er unsere Offiziere zwingen wollte, als Subalterne bei denselben mitzuwirken, kam es zu

Reibungen, in denen der listige Charlatan natürlich immer die Oberhand behielt. Dies bestimmte Gumoëns, ihm den Platz zu räumen, froh, nach einem Aufenthalt von funfzehn Monaten Persien wieder verlassen zu können.

Bedeutenderes leistete der Artillerieoffizier Krziz während seiner achtjährigen Thätigkeit. Er bildete seine Schüler zu tüchtigen Mathematikern aus und machte sie mit allen theoretischen wie praktischen Hülfsmitteln des Fachs bekannt. Für jeden Gegenstand gab er ein selbstverfaßtes Lehrbuch mit den nöthigen Tafeln in Lithographie heraus, wobei er an seinem Dolmetscher Mirza Zeky Chan, der in Paris studirt hatte, eine sehr brauchbare Stütze fand. Außerdem führte Krziz die Telegraphie in Persien ein, indem er das Schloß des Königs mit dessen Garten vor der Stadt durch eine Telegraphenlinie verband und alle dazu erforderlichen Requisiten nach seinen Angaben und unter seiner Leitung in Teheran anfertigen ließ. (Als später die Telegraphenverbindung zwischen Teheran und Sultanieh angelegt wurde, mußte man den ganzen technischen Apparat aus Paris kommen lassen.) Er war auch der erste, der einen Plan von Teheran aufnahm und durch trigonometrische Messungen die Höhe des Demawend und anderer Gebirgsspitzen bestimmte. Sein civilisatorisches Wirken erfreute sich ziemlicher Anerkennung seitens der gebildeten Perser; der König zeichnete ihn durch Verleihung des Titels und der Decoration eines Särtip (General) aus. Von der österreichischen Regierung erhielt er die große Medaille für Kunst und Wissenschaft; doch da diese Auszeichnung nicht officiell dem Hof zu Teheran angezeigt wurde, blieb sie ohne Einfluß auf seine dortige Stellung.

Beschränkt und unvollkommen dagegen waren die Resultate, welche der Cavalerieoffizier Nemiro zu erzielen vermochte. Ihm stand die Meinung der Perser entgegen, daß

sie die besten Reiter und Fechter der Welt seien und daher keines Reit- und Fechtunterrichts bedürften. Wie kann überhaupt eine reguläre Cavalerie bestehen, wo der Sold so unregelmäßig gezahlt wird, daß der Soldat, um sein Pferd zu ernähren, oft genöthigt ist, Waffen und Reitzeug als Pfand zu versetzen? Auch er wurde übrigens mit dem Särtiptitel und der entsprechenden Decoration beehrt.

Machten unsere Offiziere dem Großvezier Vorstellungen über das, was zu ihrer gedeihlichen Wirksamkeit mangele, so fragte er seinen Secretär, ob die Herren ihren Gehalt richtig erhalten hätten, und wurde dies bejaht, so erwiderte er ihnen: „Sähib (Herr), ich begreife die Ursache Ihrer Klagen nicht, da Sie ja pünktlich bezahlt werden."

Wol blieben bei so unüberwindlichen Hindernissen unser aller Leistungen im ganzen weit hinter unsern Absichten zurück; dennoch können wir behaupten, daß die von uns ausgestreute Saat nicht ganz auf unfruchtbaren Boden gefallen ist, daß wir unserm Mutterland, obgleich es uns beharrlich ignorirte, Ehre gemacht, daß während der ganzen Zeit von keinem Mitglied der Expedition ein Schritt geschah, der ihm zur Schande gereicht hätte, und daß vor uns noch niemals Instructoren in Persien so tüchtig ihre Aufgabe erfüllt haben.

Die persische Regierung hielt die gegen uns übernommenen Verbindlichkeiten dem Wortlaut nach ein, aber freilich war sie weit entfernt, den Pflichten, welche sie uns als Lehrern und als von einer befreundeten Regierung anvertrauten Gästen schuldig war, in jeder Hinsicht nachzukommen. Wir schieden gegenseitig sine odio et amore.

Zur Bestätigung des Gesagten mag das folgende Gespräch dienen, welches am 25. April 1860 zwischen dem König und mir bei Gelegenheit meiner Abschiedsaudienz stattfand.

Schah: „Du haſt wol viel Geld geſammelt?“

Ich: „Ich habe wenig Bedürfniſſe, ich bin ein Derwiſch.“

„Haſt du 20000 Dukaten?“

„Ich will dein Opfer ſein; mache ſelbſt die Rechnung. In den erſten vier Jahren bezog ich 900 Dukaten jährlich als Profeſſor, ſpäter gegen 2000 Dukaten; die Geſchenke waren nicht bedeutend, die Einnahmen aus meiner Praxis ſehr mäßig.“

„Würdeſt du, im Fall dein Land Krieg führte, Militärdienſte nehmen?“

„Allerdings.“

„Wenn aber eine Kugel deine Kullah (Mütze) träfe?“

„Um die Kullah wär's nicht ſchade, aber ein Kopf findet ſich nicht alle Tage wieder.“

„Was macht Karaczay?“

„Er genießt eine gute Penſion; ich glaube etwa 200 Dukaten.“

„Das nennſt du gut? Warum verlangen dann die Frengis ſoviel Geld von mir?“

„Ich ſelbſt habe nie etwas verlangt. Die Europäer wollen in der Fremde Geld zurücklegen, denn den Lebensunterhalt verdienen ſie auch zu Hauſe; und da ihnen im perſiſchen Dienſt keine Penſion in Ausſicht ſteht, ſuchen ſie im Gehalt Entſchädigung.“

„Wenn dich dein Kaiſer zum Miniſter des Aeußern machte?“

„Das würde ich nicht annehmen.“

„Warum nicht?“

„Ich fühle in mir einige Fähigkeit zum Hekim, aber keine zum Vezier.“

„Und doch —“

„Große Miniſter des Aeußern, wie Pitt in England,

Talleyrand in Frankreich und — Mirza Seid Chan*) in Persien, sind rar."

„Was wirst du in Europa anfangen?"

„Ich werde reisen, um die Spitäler zu besichtigen."

„Komme bald mit deiner Frau zurück."

„Inschallah."

Um dieselbe Zeit kam auch eine französische Mission unter Leitung des Commandanten Hrn. Brognart ins Land. Wir Oesterreicher waren schon nicht mehr neu, wir waren abgenutzt; neue Formen und neue Physiognomien wurden gewünscht. Die Franzosen, meist Offiziere der afrikanischen Armee, konnten sich jedoch viel weniger in die Verhältnisse schicken; von Disciplin und Subordination war bei ihnen keine Rede. In Bezug auf den Commandanten Brognart ward das Bonmot in Umlauf gesetzt: „Die österreichische Mission reussirte nicht, weil sie keinen, die französische, weil sie einen Commandanten an der Spitze hatte." Fast alle verließen sie nach kurzer Zeit wieder ihren Posten, ohne irgend Nennenswerthes ausgerichtet zu haben, wie überhaupt der Franzose nur wo er en masse und in steter Verbindung mit seinem Vaterland, speciell mit Paris auftritt, sich nützlich machen kann; isolirt in einem uncivilisirten Lande, wird er sich nie, weder geistig noch körperlich, acclimatisiren.

Von dem Erfolg der civilisatorischen Bestrebungen der Missionäre zu Urumieh und Selmas konnte ich nirgends etwas wahrnehmen; sie scheinen sich auf Verbreitung religiöser Lehren und einiger Kenntniß der englischen und französischen Sprache zu beschränken.

Nachdem ich mich zur Genüge überzeugt, wie wenig unter den obwaltenden Umständen von im Lande selbst ge-

*) Er wird von den europäischen Diplomaten statt ministre aux affaires étrangères spottweise ministre étranger aux affaires genannt.

gründeten Schulen für die Cultur der Einwohner zu hoffen sei, daß überhaupt der Unterricht nicht hinreiche, sondern mehr durch das Beispiel civilisirter Länder gewirkt werden müsse, bewog ich im Jahre 1858 den damaligen Minister Feruch Chan, eine weitere Anzahl von Jünglingen nach Frankreich zu schicken, um sie daselbst in Künsten, Gewerben und Wissenschaften ausbilden zu lassen. Hoffentlich werden diese Landeskinder, welchen durch vorherigen Unterricht in der französischen Sprache ihre Aufgabe erleichtert wurde, bei ihrer Rückkehr in die Heimat das Erlernte mittheilen und in weitere Kreise verbreiten. Allzu viel darf man sich jedoch auch hiervon nicht versprechen; denn der Orientale hat einen scharfen Blick für die Schäden und Mängel unserer modernen socialen Zustände, vermag aber nicht den sittlichen Kern, der bei alledem den Grundcharakter der europäischen Gesellschaft bildet, zu entdecken; daher man ihn häufig von den Europäern sagen hört: „Sie sind ärger als wir." Und es ist eine in der Türkei und in Aegypten allbekannte Thatsache, daß solche Eingeborene, welche in Europa erzogen wurden, bei ihrer Rückkehr das europäische Element in weit höherm Grad hassen und verachten als diejenigen, welche niemals ihr Land verließen. Möchten meine Zöglinge von dieser Erfahrung eine erfreuliche Ausnahme machen! Nach den neuesten unparteiischen Berichten aus Paris berechtigen mehrere derselben, sowol in der polytechnischen und Militär-Schule als auch in den gewerblichen Etablissements, zu den besten Hoffnungen, daß sie ihrem Vaterlande als Träger künftiger Bildung und Gesittung dienen werden.

X.

Religion und Gesetz.

Sunniten und Schiiten. Die Priesterschaft. Die Mulas als Richter. Ihre Verderbniß. Die Scheriet und das Urf. Strafen. Tortur. Gebet. Der Muezzin. Wallfahrten. Almosen und Bettler. Fasten. Feste und Feiertage. Die Passionsspiele. Verbote. Hazardspiel. Schachspiel. Wucher. Aberglaube. Sekten (die Scheichi; die Ali Allah; die Babis).

Der Perser ist bekanntlich Schiite. Als solcher rühmt er sich: „Musulman em!“ (Ich bin Mohammedaner!), welchen Namen er den Sunniten nicht zugesteht. Man vergleicht oft den Schiismus des Islam, weil er die Sunna, die Interpretation des Korans, nicht anerkennt, mit dem Protestantismus des Christenthums. Der Vergleich paßt aber nicht; denn die Schiehlehre ist im Gegentheil die complicirtere, sich mehr vom Monotheismus entfernende und von den widersinnigsten Sagen (hædîs) entstellte, während die Sunna den ursprünglichen Islam nur insoweit umgestaltet hat, als es nothwendig war, um das für Nomaden gegebene Gesetz den Verhältnissen einer seßhaften Gesellschaft anzupassen.

Der Sunnite betet: „Lā ilah il allah muhammed rasul allah!“ (Es gibt kein göttliches Wesen außer Allah, und

Mohammed ist sein Apostel!) Er braucht nicht an die Wunder Mohammed's zu glauben, weil seine einfache und klare Lehre aller Wunder leicht entbehren kann. Der Schiite aber setzt zu obiger Formel noch hinzu: „Ali wali allah!" Das Wort wali hat, wie viele andere arabische Worte, die verschiedensten Bedeutungen: Sklave, Diener, Vertrauter, Stellvertreter u. s. w., und in den verschiedenen Bedeutungen dieses Worts liegen auch die mannichfachen Nuancen der Schiehlehre. Die meisten nehmen es in dem Sinn des locum tenens; andere aber betrachten Ali als Incarnation Gottes, sie schreiben ihm zahlreiche Mirakel zu und stellen ihn hoch über Mohammed. Der Perser ruft daher nie den Namen Mohammed an; sein gewöhnlicher Ruf, den er fast bei jedem Schritt und jeder Bewegung wiederholt, den man an alle Wände geschrieben, in die Rinde der Bäume eingeschnitten findet, ist: „Jā Ali!" Nur selten vernimmt man daneben: „Ai chudā!" (O Gott!) Dem Ali zunächst genießt sein Sohn Hussein die größte Verehrung, derselbe, welcher in der Schlacht zu Kerbelah ums Leben kam.

Das Dogma der Schiiten besteht eigentlich nur in Negationen. Sie leugnen das Successionsrecht Omer's, die Legitimität der drei ersten Chalifen Abubekr, Osman und Omer, indem das Chalifat rechtmäßig dem Ali gehört habe, und die Ehrbarkeit Aysche's, der Frau Mohammed's. In Betreff Omer's stützen sie sich auf die Sage: „Ein gottesfürchtiger Mann sah einst im Traum einen verstorbenen Missethäter hoch im Himmel sitzen und erhielt auf die Frage, wie sich das schicke, zur Antwort, derselbe habe noch in der Sterbestunde die Formel «Fluch dem Omer» ausgesprochen." Deshalb unterlassen sie nie, dem Namen Omer „Laanet ber!" (Fluch dem Omer!) beizufügen. Sie dichteten diesem Helden von historischer Sittenreinheit allerhand obscöne Geschichten an und behaupten, sein Mörder Abu Lulu sei

nach gelungener That mittels einer nächtlichen Himmelfahrt nach Kaschan versetzt worden. Dort wurde letzterm ein Mausoleum erbaut, welches bis auf den heutigen Tag viele fromme Gläubigen anzieht; als ich selbst im Juni 1859 daran vorbeizog, zeigte mir mein Führer voll Andacht den geweihten Ort. Ein Mittwoch im Jahre wird als Gedenktag der Ermordung Omer's im ganzen Land durch Freudenfeuer, Feuerwerk und Flintenschüsse gefeiert (aide omer-kuschi, Fest der Omertödtung); in manchen Gegenden wird eine Omer vorstellende Puppe auf einem Esel unter Musikbegleitung von Lutis durch die Straßen geführt und mishandelt, was an Orten, wo sich Sunniten befinden, häufig Anlaß zu Zank, Streit und ernstlichen Thätlichkeiten gibt. Die Regierung verbot zwar zur Vermeidung dieses Unfugs mehrmals dergleichen Processionen, allein nie mit dem nothwendigen Ernst, weil sie nicht wagte, gegen eine im religiösen Dogma begründete Ceremonie mit Strenge einzuschreiten.

Der Sunnite verrichtet nicht gern in einem Zimmer sein Gebet, wo unverzerrte Abbildungen von Menschen oder Thieren sich befinden; soweit geht seine Scheu vor dem Bilderdienst. Ich sah häufig, daß Afghanen, welche während der Verwickelungen mit Herat in Teheran lebten, z. B. der feingebildete Mir Alem Chan, ein Neffe des Fürsten von Kandehar Kohendil Chan, alle Bilder verdecken oder aus dem Zimmer schaffen ließen, ehe sie ihr Gebet sprachen. Anders die Schiiten: sie lieben die Bilder, und fast in jedem Hause des Volks ist ein schlechter Holzschnitt, den Propheten Ali vorstellend, zu finden. Da man jedoch sagt, sein Gesicht sei von so vollkommener Schönheit gewesen, daß kein Maler sich daran wagen könne, wird er immer verschleiert dargestellt. Der König glaubt sich im Besitz des wahrhaften Conterfeis Ali's. Es soll ihm aus Indien zugekommen sein

und wird in einem goldenen Kästchen mit feiner Emaillirung aufbewahrt; wenn dasselbe durchs Zimmer getragen wird, verneigen sich alle Höflinge, auch der Schah macht eine tiefe Verbeugung gegen den heiligen Schrein. Vor einigen Jahren stiftete er sogar einen Orden des heiligen Ali und machte sich zu dessen Großmeister. Die Ceremonie wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen, und um ihr eine religiöse Weihe zu geben, wurden selbst Priester dazu entboten; diese fanden sich jedoch nur mit Widerwillen ein, weil sie mit Recht in dem Act einen wirklichen Bilderdienst erblickten, von dem der Koran so eindringlich abmahnt. Nasser-eddin Schah erhob den Geburtstag Ali's zu einem Feiertag, was er bis dahin nicht gewesen war. Aus dem allen geht hervor, daß die Schiehlehre vom reinen Monotheismus abweicht, und gewiß würde der Chalif Ali, wenn er noch lebte, sie deshalb als Götzendienst verdammen, wie er es mit einer Sekte that, welche ihn schon bei Lebzeiten als göttliches Wesen verehrte.

Nach einem beglaubigten Hädis ist es dem Perser erlaubt, in Fällen, wo ihm durch deren Bekennung ein Nachtheil erwachsen könnte, seine Religion zu verleugnen (tækkieh din). Häufig geben sich daher Perser in türkischen Ländern für Sunniten aus und verrichten nach Art der letztern ihr Gebet. Diese für erlaubt gehaltene Heuchelei herrscht auch im Verkehr der Perser untereinander; man überbietet sich in Betheuerungen seines Glaubens und Anpreisungen der „gereinigten Religion" (mæzhæb-e-mutähereh), so sehr man auch gegenseitig von der Täuschung überzeugt ist. Dasselbe gilt von den Priestern. Gleich den römischen Auguren innerlich über sich lachend, jammern zwei Mulas einander die Misgeschicke Hussein's und Hassan's vor. Die Religion ist zur leeren Formel herabgesunken. Unter den Gebildeten glaubt niemand an den Koran; die einen setzen gar nichts

an deſſen Stelle, die andern bilden ſich eigene individuelle Anſichten, oder adoptiren das philoſophiſche Syſtem von Derwiſchen, die ſie dann als ihre Leiter (murschid) verehren. Aus den letztern beſtehen die zahlreichen Sekten der Sufis; doch gelten alle äußerlich für Schiiten. Nach dem Grundſatz des Täkkieh glaubt ſich jeder Perſer zur Scheinheiligkeit berechtigt; überdies gebietet ihm ſchon ſeine bekannte Vorſicht, mit der wahren Meinung zurückzuhalten, bevor er das Terrain genau ſondirt hat, und ſelbſt dann verclauſulirt er ſich noch in einer Weiſe, daß man ihm nicht leicht beikommen kann.

So darf behauptet werden, daß der Schiismus, obgleich die in Perſien herrſchende und verbreitetſte Religion, die wenigſten Anhänger aus Ueberzeugung zähle.

Man könnte demnach zu der Annahme verſucht ſein, das Land müſſe einen günſtigen Boden zur Verbreitung des Chriſtenthums bieten, allein man würde ſich hierin täuſchen. Faſt noch nie hat ſich ein Muſelman aufrichtig zum Chriſtenthum bekehrt; das Dogma der Trinität iſt ihm unfaßlich, ebenſo der Begriff chriſtlicher Tugend und Entſagung. Man leſe die ehrlichen Berichte der Miſſionare, und man wird in die Wahrheit des Vorſtehenden keinen Zweifel ſetzen. Die mit ſo bedeutenden Koſten gedruckten, eingebundenen und gratis vertheilten Bibeln werden von den Empfängern ſofort aus den Deckeln geriſſen und im Bazar als Maculatur verbraucht. Der einfache Bibelſtil iſt dem Orientalen zuwider; er liebt pomphafte Worte, eine blumige, bilderreiche Sprache, der er gern Gedanken und Inhalt aufopfert. Zuweilen ließ ſich der Schah zur Beluſtigung einige Kapitel aus der Bibel vorleſen, und jedesmal brachen er und die Höflinge ſehr bald in lärmendes Gelächter aus, ſodaß an ein Fortſetzen der Lektüre nicht zu denken war. Damit dem Koran nicht trotz ſeiner Heiligkeit ein ähnliches Schickſal zutheil werde,

ist es bekanntlich verboten, ihn ins Persische zu übersetzen.

Die Religion Mohammed's kennt keinen Priesterstand im eigentlichen Sinn, ebenso keinen Tempel; jedermann ist befugt mit lauter Stimme das Gebet (azân) vorzutragen, und jeder Ort kann dazu gewählt werden. Noch heute geschieht es, daß irgendein mit guter Stimme begabter Mann auf den Giebel des Hauses oder auf die Plattform (musællâ) des Bazars tritt und die Nachbarschaft zum Gebet einladet. Wenn sich trotzdem eine Priesterschaft ausbilden konnte, so geschah es, weil der Koran, welcher das Gesetz enthält, in arabischer Sprache geschrieben, also nur den Gelehrten zugänglich ist, und weil nach dem strengen Ritus Gebete und Trauungsformeln mit reinem arabischen Accent ausgesprochen werden sollen, was der persischen Kehle nur nach jahrelanger Uebung oder vielmehr nie ganz gelingt. So entstanden die Scheich ul islam, die Imam-dschumeh, die Mutschtehid und der Troß der Mulas; die drei erstgenannten müssen aus dem Stamm des Propheten, letztere können auch aus dem Volk hervorgehen. Anfangs waren es durch Frömmigkeit und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, deren viele sich in der Literatur berühmt gemacht haben. Nach und nach aber misbrauchten sie ihre bevorzugte Stellung; sie verdrängten die Kazis (weltliche Richter) und maßten sich ausschließlich die Befugniß Recht zu sprechen und Processe (mœrafeh) zu schlichten an; sie verfälschten Testamente, verdrehten das Recht, ließen sich bestechen, beraubten Wittwen und Waisen, borgten unter der Hand Geld auf hohe Zinsen und ergaben sich in geschlechtlicher Beziehung den gröbsten Ausschweifungen. Sie verstanden es, die niedern Volksklassen an sich zu fesseln, indem sie Verbrechern ein schützendes Asyl gewährten und, selbst ungläubig, die Menge fanatisirten. Es ist soweit gekommen, daß kein Testament vor ihren Praktiken sicher ist, und daß

notorisch das Gut der Witwen und Waisen von ihnen „verspeist" (churde) wird. Während sie vor der Welt Armuth und Demuth heucheln, sammeln sie für sich, ihre Familie und die Moscheen Reichthümer an; denn auch die Erträgnisse des Moscheenguts (mākufāt) fallen ihnen zu. Sie suchen glänzende Verbindungen, selbst mit Prinzessinnen einzugehen. Die ärgsten Rabulisten und mit allen Spitzfindigkeiten des Gesetzes vertraut, beugen sie das Recht, zumal oft beide Parteien durch denselben Priester-Richter vertreten sind, nach der Seite derjenigen Partei, welche ihnen am meisten zahlt.

Da es in Persien keine Grundbücher gibt und der Besitz nirgends registrirt, sondern einfach in einem Contract (kæbāleh) von einzelnen Mulas bestätigt wird, kann sich leicht jemand durch Bestechung eines Mula ein falsches Document frühern Datums verschaffen, auf Grund desselben den Besitz eines längst in andere Hände übergegangenen Grundstücks in Anspruch (idéā) nehmen und, falls es ihm nicht gelingt, seine fingirten Ansprüche durchzusetzen, doch eine hohe Abfindungssumme erpressen. Denn das muselmanische Gesetz kennt kein Verjährungsrecht; vor sechs Jahren wurde zwar ein solches, auf 20 Jahre lautend, vom König gegeben und durch das officielle Organ promulgirt, es erlangte jedoch, wie viele andere Gesetze, keine Rechtskraft. Manche Häuser in der Stadt Teheran, ja ganze Dörfer finden deshalb keine Käufer und verfallen, weil man die Geltendmachung veralteter Ansprüche seitens irgendeines frühern Besitzers fürchtet. Kaum verbreitet sich die Kunde, daß dieser oder jener Chan der Gunst des Hofs verlustig gegangen sei, als auch schon von allen Seiten Rechte auf seine Besitzthümer angemeldet werden. Mein Nachbar in Teheran kaufte eine Ruine; er baute sich an deren Stelle ein schönes Haus und hatte es bereits zehn Jahre lang inne, da kam

ein Derwisch zugereist, der einen alten Contract präsentirte, und der Besitzer mußte froh sein, daß sich der unerwartete Prätendent mit einem Pferd und 15 Dukaten abfinden ließ.

Haben die Mulas im Pöbel und unter den Lutis mächtigen Anhang, so sind sie dagegen vom Bürgerstand gehaßt und verachtet, weil sie häufige Beispiele geben, daß die Vollstrecker des Gesetzes selbst gegen dasselbe freveln, von der Regierung aber als Anstifter von Meuterei und Aufruhr gefürchtet. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die Furcht vor ihnen den Despotismus der Machthaber einigermaßen in Schranken hält; allein es fragt sich sehr, was verabscheuungswürdiger sei: das Werkzeug, oder das dadurch bekämpfte Uebel. In der öffentlichen Meinung ist der Stand der Mulas sehr gesunken; man spricht allgemein von mulā-bāzi (Mularänken); sie werden häufig in obscönen Bildern als handelnde Personen dargestellt und in den beliebten Farcen (zaynet) ihrer spitzfindigen Gesetzinterpretationen wegen verspottet.

Schon Nadir-Schah begünstigte die Priesterschaft nicht; er zog einen großen Theil ihrer kirchlichen Fundationen ein, besonders solche, die für Kerbelah (türkisches Gebiet) bestimmt waren; doch erst unter Mehmed Schah (starb 1848) begann eine eigentliche Controle der Mulas durch Aufhebung des Asylrechts für Verbrecher. Der Großvezier Emir nizam (starb 1851) versetzte ihnen sodann den herbsten Schlag. Er citirte den Scheich ul islam von Tabris nach Teheran zur königlichen Audienz. Der Scheich, Böses ahnend, ließ sich von mehrern tausend Lutis aus Tabris begleiten, wurde aber vom Emir bedeutet, der Schah wünsche ihn „allein" in einer Privataudienz zu empfangen, und so sah er sich in der Alternative, entweder offen als Rebell aufzutreten oder Gehorsam zu leisten; er wählte das letztere und wurde mit Pension ins Exil geschickt. Der Emir setzte ferner die

Richter-Priester (mutschtehid) auf festen Gehalt und vindicirte der Krone das Recht der Investitur. Mit dem Amtsantritt seines Nachfolgers, des Sader Aazam, athmeten die Priester wieder freier auf; von neuem wurden die Asyle respectirt, und das Ansehen des Imam-dschumeh von Ispahan stieg zu bedrohlicher Höhe. Diesen günstigen Umschwung ihrer Lage verdankten sie dem Umstand, daß von den Babis ein Attentat auf den König verübt worden war und er nun zu seiner Sicherheit die Religion oder vielmehr das Ansehen der Priester stärken zu müssen glaubte; es entstand ein förmlicher Ali-Fanatismus. Doch bald erntete der Schah die bittern Früchte dieses Beginnens. Die Provinz Rescht wurde durch den Mutschtehid Hadschi Mula Rafi zum Aufruhr gereizt, dessen Dämpfung viel Menschenblut kostete. Nun strebte man, die Priestermacht wieder einzuschränken. Da drohten die Mutschtehids das Land zu verlassen; viele waren bereits nach Schah abdulazim ausgewandert, sie wurden aber unter Versprechungen zurückgerufen. Im Jahre 1856 war es endlich beiden Theilen klar, daß weder die Regierung sich auf die Priester stützen könne, noch diese der Regierung vertrauen dürften.

Neben der priesterlichen Rechtspflege (scheriet) wurde eine weltliche (urf) eingeführt, welche von dem König, den Gouverneuren und dem hohen Gerichtshof (dīwān-chāneh) gehandhabt wird. Man kann das Urf nicht eigentlich Gesetz nennen, weil es sich weder auf Antecedenzien noch feste Normen gründet, sondern nur auf augenblicklichem Bedürfniß, Staatsrücksichten und auf Willkür beruht. Welche Angelegenheiten der Scheriet, welche dem Urf zufallen sollen, darüber gibt es keine Regeln. Die Mulas erkennen natürlich die Competenz des Urf nicht an; sie erklären dessen Decrete für ungesetzlich; allein der König übt die Gerichtsbarkeit de facto aus. Ja selbst als von drei Sektirern ein Attentat auf den

Schah verübt worden, bestritten einige Mulas das Recht, dieselben zu tödten, indem sie geltend zu machen suchten, daß die Mörder, drei an Zahl, nach der Satzung des Koran sich durch eine bestimmte Geldsumme loskaufen könnten.

Dem Urf verfallen meist politische Verbrechen: Auflehnung gegen die Macht des Schahs oder Gouverneurs, Verbreitung falscher Gerüchte gegen die Regierung, Unterschlagung öffentlicher Gelder; polizeiliche Uebertretungen, wie Skandal in den Straßen, Rausch, Kartenspiel u. s. w.; aber auch Diebstähle, Mordthaten und Straßenraub.

In Persien gilt die Strafe nicht als Nothwehr zur Selbsterhaltung der Gesellschaft gegen diejenigen, welche die Bedingungen ihrer Existenz bedrohen und antasten, sondern sie ist ein Act der Rache; daher die Grausamkeit und das Raffinement in den Strafarten. Dem König und den Gouverneuren sind mir-kæsab (Nachrichter) in großer Anzahl zugetheilt, welche sie auch auf allen Reisen und Expeditionen begleiten. Die Strafe erfolgt meist augenblicklich auf ein gegebenes Zeichen, hier und da auch in persönlicher Gegenwart des Königs.

Die Todesstrafe wird entweder durch den Strang oder durch Köpfen oder mittels Schleifen des Opfers durch die Straßen vollstreckt. Nach der Execution wird der Körper des Hingerichteten geviertheilt, ein Theil auf dem Pranger, die andern auf den Stadtthoren ausgestellt. Mit Ausnahme der grausamen Hinrichtung der Babis findet in neuerer Zeit eine raffinirte Verlängerung der Todesqualen nicht mehr statt, während früher z. B. die Verbrecher lebendig mit freibleibendem Kopf eingemauert wurden. Ebenso hat der jetzige Schah die Strafe des Blendens abgeschafft; er sagte mir eines Tags: „Ich ließ noch niemand blenden, und werde es auch nie thun; ich ziehe es vor, den Frevler zu tödten!“ Als Strafe für geringere Vergehen: wiederholten Diebstahl,

Fälschen des Siegels u. s. w., werden oft die Finger der rechten Hand abgehauen. Auf solche Weise bestrafte Individuen sieht man ziemlich häufig als Bettler in den Straßen. Kleinere Diebe werden aus dem Rayon ihres Wirkungskreises exilirt, zuvor jedoch mit einem Strick durch den Nasenknorpel durch die Stadt geführt (mæhär).

Das Ohrenabschneiden (gusch-buriden), eine uralte persische Sitte (smerdis), ist die Strafe für Verleumdung und Verbreitung falscher Nachrichten. Es wird jedoch nicht die ganze Ohrmuschel auf einmal weggeschnitten, sondern gewöhnlich nur ein sehr kleiner Theil, sodaß die Strafe an einem und demselben Individuum wol zehnmal vollzogen werden kann. Das Mehr oder Weniger steht im Belieben des Mirkäzab, er bemißt es nach der größern oder geringern Summe, die der Delinquent ihm anbietet. Bei der Gewohnheit der Perser, die Mütze tief über die Ohren zu ziehen, ist der Defect wenig bemerkbar (Smerdis). Ein witziger Chan, welchem Mehmed-Schah wiederholt die Ohren abschneiden ließ, bis endlich nichts mehr übrigblieb, entblößte, als ein neuer Befehl zu dieser Strafe erfolgte, vor dem Schah sein Haupt und sagte: „Glauben denn Ew. Majestät, daß mein Ohr eine Wiese sei, welche mit jedem Frühling frische Keime treibt?"

Auch das Nasenabschneiden scheint jetzt gänzlich außer Gebrauch zu sein, doch kamen mir noch mehrere Beludschen mit abgeschnittenen Nasen zu Gesicht; an einem übte ich mit Glück die Rhinoplastik.

Wegen Schmähgedichten (hædschw) ließ der Schah mehrern Prinzen die Locken glatt wegschneiden und ihnen in den Bart speien (zulf buriden u berisch tuf kerden). Zur Applicirung der Bastonnade (tschub-churden) gibt es einen eigenen Apparat (tschube felek). Die Füße des Sträflings werden oben an einen horizontalen Balken gebunden,

darunter liegt er mit dem Rücken auf der Erde. Während der Streiche unterhandelt er mit dem Mirkäzab, von dessen Willen die Gewalt oder Milde der Schläge abhängt. Wenige mit aller Heftigkeit geführte Streiche können den Tod oder wenigstens langwierige Eiterung der Fußsohlen und Zehen herbeiführen, hingegen lassen mehrere hundert schonend ertheilte Schläge kaum merkliche Spuren zurück. Oft wird nur auf die halbe Strafe erkannt; dann bindet man zwei Individuen zugleich, den einen mit dem rechten, den andern mit dem linken Fuß an den Balken.

Misliebig gewordene Würdenträger werden oft mehrere Jahre in ihr Haus oder in eine Stadt internirt und daselbst durch aufgestellte Polizeileute bewacht (chäneh næschin).

Für politische Verbrecher hat der Großvezier Emir nizam in Teheran ein unterirdisches Gefängniß (ambär) eingerichtet, wo sie mit Händen und Füßen an Balken angeschlossen sind. Die Verpflegung der Gefangenen geschieht auf deren eigene Kosten oder durch Mildthätigkeit von Privaten. Die Unglücklichen verbleiben daselbst jahrelang ohne alle Untersuchung, bis Typhus, Cholera oder sonst eine Epidemie das Local aufräumt. Nur zuweilen erscheint der Mirkäzab in ihrer Mitte, um auf Befehl ein Opfer zur Hinrichtung herauszuholen. Bei Krankheitsfällen oder einem glücklichen Ereigniß in der königlichen Familie pflegt allerdings eine Anzahl Sträflinge entlassen zu werden, wobei es aber nicht auf die Schwere oder Geringfügigkeit des Vergehens, sondern auf die Summen ankommt, welche der einzelne dem Vorsteher des Gefängnisses für seine Befreiung zu bieten vermag. Als solcher fungirte lange Zeit der berüchtigte Hadschi Ali Chan, von welchem später berichtet werden soll. Ein Gefängniß dieser Art kann natürlich kein Fortschritt zur Humanität genannt werden.

Der Tortur (sekentsche) werden noch hier und da

Angeklagte zur Erpressung eines Geständnisses, vorzüglich aber gefallene Würdenträger unterworfen, um sie zur Geldherausgabe und zum Verrathen des Orts, wo ihre Schätze vergraben liegen, zu nöthigen.

Als Torturmittel wendet man an: die Daumenschrauben, das Binden der Hände an einen Baum, sodaß der Körper in der Luft schwebt, das Brennen in der Achselhöhle, das Setzen des nackten Körpers auf Eisstücke, das Unterbinden des Glieds zur Hinderung des Urinirens u. s. w. Da es jedoch nicht in der Absicht der Regierung liegt, durch die Tortur zu tödten, so wird die Marter nur so lange fortgesetzt, bis der Gepeinigte eine gewisse Summe zugesteht. In einigen Tagen beginnt dann eine ähnliche Procedur, worauf ein abermaliges Zugeständniß erfolgt. Es ist weder Gewohnheit der Regierung, den ganzen Betrag auf einmal zu fordern, noch die des Opfers, ihn auf einmal zu leisten; daher die Sitte, das Geld in Parcellen an verschiedenen Orten zu vergraben, um bei jeder Tortur eine theilweise Enthüllung machen zu können; denn würde der Gefolterte bei der ersten Tortur alles herausgeben, so bliebe ihm kein Mittel der Bestechung und des Ausgleichs, er müßte dann bei dem nächsten Experiment sicher unterliegen. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!

Die wichtigsten religiösen Acte des Persers bestehen in: Gebet, Wallfahrten, Almosengeben, Fasten und Feier der heiligen Feste.

Dem Gebet (næmäz) muß die Waschung des Gesichts, der Füße und Hände vorhergehen (wuzu). Die Hände werden vom Elnbogen gegen die Fingerspitzen zu gewaschen; man verspottet die Türken, die es umgekehrt machen, weil sie damit die Unreinlichkeit von der Peripherie dem Centrum zuführen. Aller Schmuck wird abgelegt, vorzüglich Ringe, ebenso die seidenen Kleider, denn sie sind nicht „gebetfähig"

(næmaz nedārend). Der Körper muß sich im Zustand der Reinheit befinden, andernfalls erst durch ein Vollbad von der Verunreinigung befreit werden. Mit besonderer Vorsicht wählt man den Ort des Gebets; es darf kein unrechtmäßig erworbener sein, weshalb man vermeidet, in einem Hause, das confiscirt oder dem Eigner durch Gewalt oder Betrug genommen worden, das Gebet zu verrichten. Bekanntlich wendet sich der Perser beim Beten gen Mekkeh (kæbleh); er trägt, um in zweifelhaften Fällen die Richtung zu finden, einen kleinen Kompaß (kæbleh-næmāh, Mekkehzeiger) bei sich.

In der Moschee zu beten, ist nicht vorgeschrieben; es kann jemand ein sehr frommer Muselman sein, ohne je in seinem Leben die Moschee besucht zu haben. Uebrigens wird das Gebet häufig benutzt, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen oder eine Unterhaltung abzubrechen. Ich war oft Zeuge, wie der Großvezier mitten im Gespräch mit dem Agenten einer fremden Macht plötzlich sagte: „Wækt-e-næmāz est!“ (Es ist die Gebetzeit!), womit die Verhandlungen zu Ende waren. Der Betende braucht vor niemand, wer es auch sei, aus seiner Stellung sich zu erheben; und geht der Schah selbst an einem betenden Diener vorbei, so läßt sich dieser nicht im mindesten stören. Das Gebet, welches fünfmal des Tags zu bestimmten Stunden verkündet wird, heißt Azan. Der Verkünder (muezzin) singt es mit kräftiger, sonorer Stimme und verstärkt durch Vorhalten der Hand die Schallwelle nach einer Seite hin, sodaß die Stimme oft eine Viertelmeile weit zu hören ist. Text wie Melodie haben in ihrer Einfachheit etwas Ergreifendes auch für den Europäer. Jeder Reisende wird sich mit Wohlgefallen des Eindrucks erinnern, wenn bei ruhiger, sternklarer Nacht die liebliche Stimme des Muezzins von der Wüste herübertönt und unwillkürlich zur Andacht stimmt. Der Perser behaup-

tet, geborener Muezzin zu sein, sodaß weder Türke, Araber noch Aegypter ihm darin nahe komme. Muezzins mit starker und wohlklingender Stimme werden sehr gut bezahlt.

Die Wallfahrt (ziäret) nach Mekkeh unternehmen, der bedeutenden Kosten, Unbequemlichkeiten und Gefahren wegen, nur wenige ältere Personen, meist Aerzte, um durch den Titel Hadschi Ruf zu erlangen, hohe Priester und reiche Kaufleute, vorzüglich aus Gilan am Kaspischen Meer. Bei weitem die Mehrzahl der Pilger kommt unterwegs um; oft sieht kaum der zehnte Theil der Ausgezogenen die Heimat wieder. Man nennt daher den Gesang des tschausch (Zugführer) das Todtenlied (marsieh). Um die Gefahren der Wüste, namentlich die räuberischen Anfälle der Beduinen zu meiden, nehmen die Pilger den Weg über Tabris und Scham (Damaskus) oder über Konstantinopel und Kairo. Doch noch schlimmere Feinde bedrohen dieselben unter der Form von Krankheiten, welche der Wechsel des Klimas erzeugt; bricht z. B. die Cholera in einer Karavane aus, so entrinnen wenige dem Tod. Auf dem Landweg dauert die Hin- und Rückreise sammt Aufenthalt neun Monate; zur See, welchen Weg die Bewohner der Südprovinzen zu wählen pflegen, nimmt sie viel kürzere Zeit in Anspruch.

Am häufigsten sind die Wallfahrten nach Kerbelah bei Bagdad. Dieser Ort steht bei den Schiiten fast in gleichem Ruf der Heiligkeit wie Mekkeh, und wird von Pilgern selbst aus Indien, dem Kaukasus und aus Aegypten besucht. Man findet selten einen Perser von Stand, der nicht ein- oder mehreremal im Leben, sei es aus wirklicher oder erheuchelter Frömmigkeit, einer Wallfahrt nach Kerbelah sich angeschlossen hätte.

Nächst Kerbelah genießt der Wallfahrtsort Meschhed, an der nordöstlichen Grenze des Reichs gelegen, das größte Ansehen. Die Reise dorthin hat ebenfalls ihre Beschwerlich-

leiten und Gefahren, indem viele Pilger von den Turkomanen geraubt und nach Chiwa oder Buchara in die Sklaverei verkauft werden, aus der sie sich durch schweres Lösegeld befreien müssen oder auch nie zurückkehren.

Der Titel eines Hadschi wird jedoch nur durch die Fahrt nach Mekkeh erlangt; Kerbelah und Meschhed berechtigen zur Benennung Kerbelai und Meschhedi.

Als kleinere Wallfahrtsorte sind noch Kum und Schah abdul Azim zu nennen.

Die von Mekkeh Heimkehrenden bringen ihren Bekannten arabische Fächer, Datteln, Kaffee u. s. w. als Angebinde mit und werden von ihnen mit dem Glückwunsch: „Ziäret kæbul!“ (Die Pilgerfahrt möge genehm sein!) empfangen. Die Pilger sollen sich während der Reise eines gottgefälligen Wandels befleißigen, keinen Wein trinken, auch sich in geschlechtlicher Beziehung zurückhalten; doch finden häufig Uebertretungen dieser Gebote statt.

Auf Reisen begegnet man nicht selten einem Karavanenzug von Pilgern. An der Spitze reitet beim Zug durch die Städte der Tschausch; er trägt eine rothe Fahne und singt mit gellender Stimme das Lob des zu besuchenden Patrons. Ihm folgt ein langer Troß von Männern und Frauen, auch Kinder, einzeln oder paarweise in Körben (kædschäweh) auf Pferde und Esel gebunden. Im Karavanserai angekommen, richtet jeder seine kleine Wirthschaft ein, versorgt die Thiere und bereitet sich den Mundvorrath. So geht es Tag um Tag langsam weiter. Pilger, welche von Indien aus zu Fuß den Weg nach Mekkeh und Kerbelah zurücklegen, brauchen mehrere Jahre, bis sie wieder in der Heimat anlangen.

Die jetzigen Könige von Persien wallfahrten höchstens nach Kum, da Meschhed an der äußersten Grenze des Reichs liegt und ein Schachzug in jene Gegend schlimm ablaufen

könnte, die andern heiligen Orte aber, als außer Landes gelegen, begreiflicherweise gar nicht in Betracht kommen. Kum hat außerdem noch den Vorzug, daß mehrere Fürsten der Kadscharendynastie daselbst beigesetzt sind.

Ueber das Almosengeben (zækut) enthält das Religionsgesetz bestimmte Vorschriften, in denen auch das Minimum normirt ist. Obwol der gewöhnliche Mann an diese Norm sich nicht hält, weil seine Mittel dazu kaum ausreichen würden, gibt er doch viel Almosen an Thiere wie Menschen; er folgt ohne Heuchelei dem Zuge seines Herzens und steht in diesem Punkt dem Europäer voran. Auch den Gelübden (næzær besten), die er in schwierigen Lebenslagen thut, bleibt er die Erfüllung nicht schuldig. Soll das Almosen gottgefällig sein, so muß es von rechtmäßig erworbenem Geld gegeben werden, und da der Perser diese Eigenschaft seinem Geld nicht immer zutraut, so verpfändet er häufig ein kostbares Geräth oder einen Shawl, verschenkt das dafür erhaltene Geld und löst später sein Pfand wieder ein. Vor dem Opferfest wurde ich häufig von Würdenträgern um ein Darlehn von 5—20 Dukaten angegangen; ich glaubte anfangs, es geschehe aus wirklichem Geldmangel, überzeugte mich aber dann, daß es keinen andern Grund hatte, als weil sie meinen Erwerb für ehrlich und deshalb mein Geld zum Almosen geeignet hielten. Ich konnte bei Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man am Europäer alles für unrein halte, nur nicht, wie es scheine, sein Geld. Bei Krankheiten geliebter Angehörigen schlachtet man Schafe und vertheilt das Fleisch an die Armen.

Infolge der Bereitwilligkeit zum Almosengeben ist auch die Zahl der Bettler sehr groß. Die Blinden werden vorzugsweise reichlich bedacht, sodaß manche von dem Erlös ihres Bettels mehrere Weiber anständig erhalten, andere nicht unbedeutende Summen vergraben haben sollen. Es herrscht unter den Blinden

ein Geist der Association; sie betteln gewöhnlich zu vieren, und rufen dem Vorübergehenden zu: „Vier Blinde für einen Kreuzer!“ In der Zwischenzeit treiben sie allerhand Späße und Schwänke. Häufig begegnet man Bettlern mit verstümmelten Händen; dies sind bestrafte Diebe, doch schwächt der Umstand das Mitleid nicht, sie erhalten gleichen Antheil wie die übrigen. Auch den Europäer verschmähen die Bettler nicht in Contribution zu setzen; sie machen ihm das Compliment, das Mitleid des Frengi sei größer als das des Muselman, obgleich das Gegentheil wahr ist.

Aeußerst belästigend sind die Fasten (rūzeh, siām) im Monat Ramazan; sie unterbrechen Handel und Verkehr und erfordern eine vollständige Umwandlung der Lebensweise. Man wacht und ißt des Nachts, und schläft den ganzen Tag bis zum Sichtbarwerden der Sterne. Die Sunniten nehmen schon gleich nach Sonnenuntergang den Imbiß (iftār) und werden deshalb von den Schiiten beschuldigt, die Fasten nicht zu halten, obwol sie sich im Durchschnitt strenger als die Schiiten kasteien; denn abgesehen von der großen Zahl der Sektirer finden sich auch viele der Sufis keineswegs geneigt, die gebotenen Entbehrungen zu tragen. Müssen sie auch zum Schein an der Nachtmahlzeit theilnehmen, so lassen sie es sich doch im geheimen auch am Tage schmecken. Wenn zwei solche Sünder, die einander recht gut kennen, sich begegnen, so macht dennoch einer dem andern in vollem Ernst Complimente über das magere Aussehen, und man tröstet sich gegenseitig, daß bereits so viele Fasttage abgelaufen, mithin nur noch wenige zu überstehen seien. Abends stellen sie sich matt vor Hunger und betrachten mit scheinbarer Sehnsucht die Speisen.

Während der Nacht wird im Koran gelesen; bei nahender Morgenröthe verkündet in den Städten ein Kanonenschuß, daß man sich von nun an der Speise und des Tranks

zu enthalten habe; darauf wird das Morgengebet verrichtet und man legt sich zu Bett. Nachmittags füllen sich die Moscheen mit Andächtigen; andere verweilen bis Sonnenuntergang auf dem großen Platz, wo eine Art Markt oder Ausstellung europäischer Waaren stattfindet.

Der Ramazan ist unbedingt für nicht arabische Klimate eine höchst widersinnige Einrichtung. In einem Staat, dessen meiste Bewohner vom Ertrag der Arbeit leben, wo also die Geschäfte ihren regelmäßigen Gang haben müssen, erfordert er die größten Opfer an Zeit und Arbeitskräften. Er ruinirt sowol die Gesundheit als das Hauswesen, denn die Ersparniß an Kost ist nur eine scheinbare, die Consumtion ist im Gegentheil größer und kostspieliger als in der gewöhnlichen Zeit, und viele Familien stecken sich in Schulden, um dem Aufwand für Nahrung und Beleuchtung zu genügen. Leute, denen nothwendige schwere Geschäfte obliegen, dispensirt zwar das Gesetz vom Fasten; allein gerade diese verschmähen in der Regel den Dispens, während Müßiggänger sich selbst dispensiren oder durch vorgeschützte Krankheit Mittel finden, von den gebotenen Entbehrungen Umgang zu nehmen.

Außer dem Freitag jeder Woche gelten als große Feste: der Neujahrstag (ayde nawruz), das Opferfest (ayde kurbān), das Ramazanfest (ayde bairam); als kleine: der Geburtstag Mohammed's (ayde maulude peigæmber) und die vom jetzigen König beigefügten: der Geburtstag Ali's und das Fest des Imam der Auferstehung (imāme āchere zæmān), des Imam Mehdi. Im strengen Sinn werden die Feste jedoch nur von den zum Hofe Gehörigen, den Regierungsbeamten, Offizieren u. s. w. gefeiert; das Volk kennt mit Ausnahme des Neujahrsfestes keinen Feiertag. Am Freitag sind alle Bazare geöffnet, die Gewerbs- und Handelsleute gehen ihren Geschäften nach, der Landmann bearbeitet sein Feld wie an den übrigen Wochentagen. Der König und

die Gouverneure aber ertheilen Freitags und an sonstigen Festtagen feierliche Audienz (salam), die Minister und Würdenträger lassen sich Glückwünsche darbringen; die gebräuchliche Formel lautet: „Ayde schumā mæbārek bād.“ Allgemein, von hoch und niedrig, wird nur der Nauruz nebst den darauffolgenden Tagen festlich begangen.

Das Opferfest fällt auf den 10. des Mondmonats Zilhadeh und trifft daher nach einem Cyklus von Jahren mit dem Versöhnungstag der Juden zusammen. Beiden liegt dieselbe Tradition, das Opfer Abraham's zu Grunde, nur daß die Moslims Ismael für Isaak substituiren. Während bei den heutigen Juden das symbolische Opfer sich auf das Schlachten einiger Hähnchen am Vorabend des Festes beschränkt, wird es von den Muselmanen im großartigen Maßstab ausgeführt. Ganze Heerden von Opferschafen werden in die Städte getrieben; in manchen Häusern schlachtet man deren zehn, und es gibt kaum eine Familie, welche nicht wenigstens ein Schaf opfert. Fleisch ist daher um diese Zeit so häufig, daß, obgleich jeder Arme nach Belieben davon holen kann, doch noch vieles verdirbt und auf die Straße geworfen wird. Hier bleibt es sammt den Resten und Eingeweiden mehrere Tage liegen, denn die Hunde und Schakale vermögen die großen Massen nicht so rasch zu consumiren, und es entstehen infolge dessen fast immer Dysenterien und andere Krankheiten. Wird das Opferfest im Sommerlager des Schah gefeiert, so muß der Platz am folgenden Tag geräumt werden, da die verpestete Luft und das von hineingeworfenen Eingeweiden verunreinigte Wasser längern Aufenthalt daselbst unmöglich machen. In Jahren, wo die Cholera herrscht, kann man stets nach dem Fest eine gesteigerte Heftigkeit der Epidemie wahrnehmen. Gleich dem Fastnachtsochsen in Paris, wird in Teheran ein Kamel mit Musik und unter großem Gepränge durch die Straßen

geführt. Früher wurde es von dem König selbst geschlachtet, jetzt ist dieses Amt einem nahen Anverwandten aus der königlichen Familie übertragen; eigenhändig schlachtet der Schah nur einige Schafe, die ihm zu dem Zweck vorgeführt werden.

Zu den Festen sind ferner die Passionstage (jaum äschureh) in den ersten zehn Tagen des Monats Muharrem zu rechnen, an welchen die Passionsvorträge (taazieh) und Passionsspiele (taazieh-schæbih) zum Andenken an die Niederlage und das Märtyrerthum der Aliden bei Kerbelah abgehalten werden. Sie gleichen einer allgemeinen Landestrauer, jedermann legt schwarze Gewänder an, Processionen durchziehen die Stadt und besingen in düstern Weisen mit dem stets sich wiederholenden Refrain: „Ai Hussein, ai Hassan!" die Leiden der verehrten Opfer. Bei dem Refrain schlagen die Kinder aufhüpfend zwei hölzerne Rollen taktförmig aneinander, während die Erwachsenen sich mit der flachen Hand so fest an die Brust schlagen, daß der Schall weithin gehört wird und die getroffenen Stellen noch lange mit Blut unterlaufen sind. Die Berber aus Kabulistan und Kaschmir, von denen eine beträchtliche Zahl das Berberviertel in Teheran bewohnt, und andere Wallfahrer aus fernen Gegenden, die an den Umzügen theilnehmen, geiseln sich sogar die Brust mit Ketten. Der eintönige Gesang, die dumpfen Schläge an die Brust, das Zusammenschlagen der Holzcylinder und das Rasseln der Ketten ertönen oft schaurig bis spät nach Mitternacht in den Straßen.

An vielen öffentlichen Plätzen der Städte sieht man Circus (tækkieh), welche durch fromme Stiftungen gebaut und erhalten werden. In der Mitte des umschlossenen Raums erhebt sich eine Plattform, die Bühne zur Aufführung der Passionsspiele. Zu den Festtagen werden die innern Wände des Circus mit geblümtem Kattun und

mit Shawls decorirt; als Dach wird eine große Zeltdecke (tschäder-pusch) darüber ausgespannt. Auf breiten Gestellen prangen chinesische Schüsseln und Vasen von hohem Werth, europäische Krystallgläser, Kandelaber u. s. w., die aus den Nachbarhäusern zur Verherrlichung der Imams entlehnt werden. Auch ich wie andere Europäer wurden oft angegangen, unser Scherflein zur Ausschmückung beizutragen. Mit besonderm Luxus sind die Tekkiehs des Ministers und des Königs decorirt; der Staat schießt bedeutende Summen zu, die kostbarsten Gefäße und Krystalle aus der königlichen Schatzkammer bedecken die Gestelle, und den Acteurs, welche die Pagen Jezid's, des Besiegers der Aliden, vorstellen, werden die Kronjuwelen unter Bewachung anvertraut. Sänger (ruzichän) kommen aus allen Theilen des Reichs herbei; berühmt sind die von Kaschan, sie erhalten für jede Vorstellung ein bedeutendes Entgelt. Da ihre Mitwirkung nur in einigen Scenen nöthig ist, so finden die Vorstellungen in den verschiedenen Stadttheilen zu verschiedenen Stunden statt; die Ruzichans reiten im Galop von einem Ort zum andern und treten oft an einem Tage in funfzehn verschiedenen Tekkiehs auf.

Der Cyklus der Aufführungen nimmt eigentlich neun Tage hintereinander in Anspruch, an deren jedem eine andere Reihe von Begebenheiten zur Darstellung kommt. Weil aber die Zahl der Acteurs nicht ausreicht, so dauern sie die vollen zwei Monate Muharrem und Sefer hindurch. Die Personen des Stücks — auch die weiblichen werden von verschleierten Männern dargestellt — erscheinen meist zu Pferde mit Panzerhemd und Helm; auch ganze beladene Karavanen ziehen über die Bühne. Manche Scenen sind von ergreifender Wahrheit und machen einen wirklich tragischen Effect, nur wird das Ganze zu sehr in die Länge gezogen. Die Zuhörer schluchzen und weinen; sie folgen der Handlung mit

so lebhafter Theilnahme, daß sie die Person, welche den Jezid vorstellt, zerfleischen möchten. In den uncivilisirten Gegenden von Luristan soll es wirklich vorgekommen sein, daß ein Acteur sein allzu täuschendes Spiel mit dem Leben büßte; der Bösewicht pflegt daher, um die Illusion abzuschwächen, bei den ergreifendsten Scenen selbst mitzuweinen.

Nach der Tradition soll ein europäischer christlicher Gesandter im Lager des Jezid erschienen sein, um für die unglücklichen Opfer Fürsprache einzulegen, und da seine Bitten kein Gehör gefunden, er sich zum Islam bekannt und ebenfalls den Märtyrertod erlitten haben. Auf diese Scenenreihe, welche am siebenten Tage aufgeführt wird, verwenden die Darsteller allen Witz und alle Erfindungsgabe. Der erste europäische Gesandte, der an den persischen Hof kam, trug ein Fernrohr bei sich: darum hält man es für die Wahrheit der Darstellung erforderlich, daß der Gesandte stets mit einem Fernrohr unter dem Arm auf der Bühne erscheine. Zu seiner Costumirung werden Kleider von den Europäern entlehnt, wodurch nicht selten die lächerlichsten Caricaturen entstehen. So sah ich, wie der Gesandte (iltschi), mit seiner Tochter, einem Knaben in Crinoline und Damenkleidern, in einem Cabriolet sitzend, vorfuhr; er stieg aus, das unvermeidliche Fernrohr unter dem Arm, sang mehrere Arien und Duette und starb endlich sammt Fräulein Tochter den Märtyrertod. Einmal ersuchte auch mich der Kriegsminister, einige Kleidungsstücke aus meiner Garderobe für den Iltschi zu leihen; ich gab Frack und Hose, doch der Hut fehlte, da ich die persische Mütze trug. Man behalf sich mit einem vorräthigen österreichischen Dragonerhelm, und so erschien der Gesandte in Frack und Helm.

Auch unter den Zuschauern fehlt es nicht an komischen Auftritten; die armen Frauen, welche viele Stunden lang eingepfercht auf den Teppichen knien, gerathen bisweilen zur

Beluſtigung des ganzen Publikums in Streit; ſie fahren einander ins Geſicht, reißen ſich die Schleier herunter und laſſen nicht eher ab, bis ſie durch königliche Diener getrennt werden. Man ſagt, der Schah unterhalte eigene agens provocateurs, welche die Frauen zum Streit reizen müſſen.

Am achten Tage wird die Taazieh des Emir Teimur (Tamerlan) aufgeführt, vermiſcht mit luſtigen Schwänken und Farcen. Endlich am zehnten Tage findet auf einem großen öffentlichen Platz die Apotheoſe der Märtyrer ſtatt. An einem Seil fährt eine den Erzengel Gabriel vorſtellende Puppe herab und empfängt die Seelen der Imams, um ſie in die Gefilde des Paradieſes zu geleiten. Vorher laſſen die Großen ihre reichgezäumten und mit köſtlichen Shawls geſchmückten Galapferde auf dem Platze herumführen. Der Europäer hat hier Gelegenheit, manches edle Thier zu bewundern, das ihm ſonſt nie zu Geſicht gekommen wäre.

Die Sitte der Taaziehſpiele iſt ſo allgemein, daß ſich kein Großer ihr entziehen kann, obgleich ſie ſehr bedeutenden Koſtenaufwand verurſachen; denn abgeſehen von dem Entgelt für die Acteure, müſſen die Gäſte während der Vorſtellung mit Sorbets und nach derſelben mit einem ſplendiden Souper bewirthet werden. Da außerdem während der langen Zeit von zwei Monaten alle Geſchäfte ſtocken und die Arbeit zurückbleibt, ſo iſt es klar, daß auch dieſe Feſte viel zum Ruin des Hauſes und zur Verſchuldung der Familien beitragen.

Von Strenggläubigen werden übrigens die ſceniſchen Darſtellungen für unerlaubt, für eine Entheiligung der Imams und für Götzendienſt erklärt; ſie beſchränken die Feier der Paſſionstage auf die Vorträge (taazieh), welche darin beſtehen, daß ein Sänger vom Podium herab in Form von Recitativen die Paſſionsgeſchichte der Aliden abſingt. Die vortreffliche Modulation der Stimme nach dem Alter und Geſchlecht der handelnden Perſonen beweiſt, daß der Perſer

zum Schauspieler geboren ist. Diese Taaziehs besuchen auch die Mullas, während sie die Spiele zwar dulden, doch misbilligen. Nicht selten werden sogar noch in andern Monaten des Jahrs infolge von Gelübden Taaziehspiele aufgeführt. Man muß Augenzeuge gewesen sein, um sich von dem Enthusiasmus des Publikums, besonders des weiblichen Theils, für diese theatralischen Aufführungen einen Begriff zu machen.

Haben wir bisher von den mancherlei Uebertretungen der positiven Gebote (amer) berichtet, so geht aus dem Nachfolgenden hervor, daß ebenso wenig die Verbote (nahf) streng befolgt werden.

Ueber den häufigen Genuß berauschender Getränke wird an einer andern Stelle unsers Buchs Ausführliches mitgetheilt werden.

Ein hazardiöses Kartenspiel ist unter den höhern Ständen und deren Bediensteten sehr im Schwung; es heißt Kändschefeh, auch Asbazi, und hat Aehnlichkeit mit dem sogenannten Landsknecht. An den königlichen Hof werden bei Festlichkeiten oder Jagden einige Prinzen und Würdenträger zum Spiel geladen; es soll dabei manchmal ein Weib auf eine Karte gewonnen und verloren worden sein. Leute aus den niedern Klassen ziehen sich in die Ruinen (chæräbät) zurück, um dort der Leidenschaft des Spiels zu fröhnen. Werden sie von der Wache dabei ertappt, so droht ihnen die Strafe der Bastonnade. Erlaubte Spiele sind: das Trictrac (tæchte nard) und das Schachspiel (schätrendsch). Die Schachfiguren heißen: König schäh, Königin vizir (der Name Vezier ist ganz dem orientalischen Begriff angemessen, eine Königin kann nie in die Oeffentlichkeit treten und besonders keine weiten Ausflüge machen), Thurm fil (Elefant), Ritter asp (Pferd), Läufer farsin, Bauer piädeh (Fußgänger); Schachmatt heißt schäh mät (nicht von dem arabischen Wort

mat, todt, sondern von dem persischen, welches, ähnlich dem deutschen „matt", abgespannt, zerrütteten Geistes bedeutet). Das Schachspiel ist in den bessern Klassen sehr beliebt, wird aber mit weniger Studium und Nachdenken gespielt als in Europa, obwol die Regeln ganz dieselben sind. Junge Leute aus den niedern Klassen sieht man ziemlich häufig beim Morraspiel. Ein auf Kenntniß der klassischen Epigramme beruhendes Spiel besteht darin, daß von dem einen ein kurzes Sinngedicht citirt wird, worauf der andere rasch ein solches hersagen muß, das mit demselben Anfangsbuchstaben beginnt, mit welchem das erste endigte. Ich wohnte einem derartigen Wettkampf bei, der über eine Stunde dauerte, bis endlich kein passender Satz mehr aufgefunden wurde.

Das Verbot, Wucherzinsen zu nehmen, läßt sich wol bei einem Nomaden-, nicht aber bei einem Handelsvolk, welches die Perser sind, aufrecht erhalten. Es wird daher gänzlich umgangen. Der gesetzliche Zinsfuß (tænzil) beträgt 12 Procent; bei den ungeregelten Ausgaben aber, durch kostspielige Heirathen, Feste, Fasten, der Prunksucht in den höhern Ständen und den alles Maß überschreitenden Luxus der Frauen verursacht, sowie bei dem augenblicklichen Bedarf großer Summen, um durch Bestechung eine Anklage niederzuschlagen oder ein Amt zu erkaufen, darf es nicht befremden, daß Gelder zu weit höhern Zinsen, bis zu 80 Procent, und zwar mit monatlichem Zuschlag der Zinsen zum Kapital, aufgenommen werden, und daß es kaum jemand in Persien gibt, der nicht entweder Schuldner (gharsdār) oder Gläubiger (talabdar) wäre. Selbst Priester leihen durch Vermittelung von Agenten Gelder auf hohe Zinsen aus. Der glückliche Zustand des Derwischthums, d. h. der Unabhängigkeit, wird mit den Worten bezeichnet: „Ne ghars dārem ne talab!" (Ich bin weder Schuldner noch Gläubiger!) Die Zahl dieser Glücklichen mag jedoch eine äußerst geringe sein.

Der Glaube an Zauberei, Hexenwesen (sæ'hr u dschādu) und Wahrsagerei (fāl) ist nicht so allgemein, wie er etwa bei uns im Mittelalter gewesen. Ich hörte wol von Individuen sagen, daß sie im Verdacht ständen, mit Diws und Dschins (bösen und guten Geistern) zu verkehren, doch nie, daß man sie deshalb verfolgt oder bestraft hätte. Wie allerwärts, sind es auch hier die Frauen, welche zumeist dem Aberglauben huldigen, besonders in Sachen der Liebe und Fruchtbarkeit, sowie in Bezug auf Krankheit und die Sterblichkeit der Kinder; sie glauben an den bösen Blick (bæd næzer), an die Möglichkeit, durch Bezauberung die Liebe des Mannes zu- oder abzuwenden; sie behängen sich und ihre Kinder mit schützenden Amuleten und Talismanen (taawiz, teles'm) oder suchen verderbenbringende an die Kleider ihrer Nebenbuhlerinnen und Feindinnen zu heften. Diese Amulete, allen drei Naturreichen entnommen, stehen zwar in unbestrittenem Ansehen, doch sagt der gebildete Perser lächelnd von ihnen: „Kāre zenāne est!" (Sie sind Sache der Frauen!) Anders verhält es sich mit dem Befragen des Orakels (istechāre und fāl); denn wenige Perser gehen an ein Unternehmen selbst von geringer Wichtigkeit, ohne vorher das Schicksal um Rath zu fragen. Man bedient sich dazu des Rosenkranzes oder des Koran und des Hafis, indem durch Einstechen in das Buch eine Stelle aufgeschlagen wird, oder einer Art Würfel (ræm'l); für letztere Procedur gibt es eigene Deuter, ræmmāl genannt. Nicht nur die Annahme einer Expedition, eines Commandos, des Gouvernements einer Provinz, sondern auch das Essen eines Apfels, das Trinken einer Tisane wird oft von der Istechare abhängig gemacht.

Ebenso betrachtet man die Träume (chāb diden) als Hinweisung auf kommende Dinge. Am festesten wurzelt jedoch der Aberglaube, daß gute und böse Vorbedeutungen

(chusch und bæd kadam) an drei Dingen sich kundgeben: an der Frau, dem Pferde und dem Hause. Begegnet dem Perser bei Erwerbung eines derselben etwas Günstiges, so entledigt er sich ihrer um keinen Preis; stößt ihm hingegen etwas Uebles zu, so sucht er sie so rasch als möglich wieder los zu werden. Manche Frau des Schah mußte blos deshalb den Harem verlassen, weil sie „bæd kadam" war. Rappen und Pferde mit einem weißen Hinterfuß bringen Unglück. Die Zahl 13 ist besonders schlecht angeschrieben, der Kaufmann vermeidet sogar sie beim Zählen zu nennen, auf 12 läßt er ziädeh, d. i. plus, und sodann gleich 14 folgen. Jeder Tribus hat seine eigenen glücklichen und unglücklichen Wochentage. Doch nirgends findet sich der Glaube an Gespenster, für welche auch die Sprache kein Wort besitzt. Oft hört man Märchen von menschenfressenden, in Wüsten hausenden Ghuls, den Werwölfen in europäischen Sagen entsprechend.

Ein im ganzen Orient üblicher Brauch ist es, an gewissen Moscheen, Bäumen, Steinhaufen oder auf hohen Bergen kleine Fetzen der Kleidung als Vota anzuheften (vota suspendere).*) In Teheran steht nahe dem Schemiranthor eine Kapelle, deren Gitter mit Tausenden von Lumpen behangen ist, und auf dem Wege nach Abegerm am Demawend sah ich eine einzelnstehende mächtige Juniperus excelsa, an der kein Vorüberziehender ein Stück aus seiner Kleidung hängen zu lassen versäumt. Der ihm zugeschriebenen Heiligkeit verdankt der Baum seine Erhaltung. In Ermangelung eines Baums trägt auch an gewissen Stellen jeder Reisende einen Stein herzu; mit der Zeit entsteht eine Pyramide, und in ihrem Schutz wächst bald ein Rhamnus auf, an welchem dann die Vota befestigt werden.

Für besonders vertraut mit den Diws und Dschins

*) Vgl. Kremer, Aegypten (Leipzig 1863), S. 151.

gelten die Schlangenbeschwörer: Derwische, welche allerlei giftige Schlangen, Skorpione und Warnechsen auf öffentlichen Plätzen produciren. Sie reizen die Thiere, schlingen sie sich um den Hals, stecken die Hand in ihren Rachen, und theilen, unter Anrufen der Dschins und Afrit (Kobold), auch andern Personen für ein Entgelt die Unverletzlichkeit (afsun) vom Biß giftiger Thiere mit. Manche behaupten, das Affun nur in der rechten oder linken Hand zu besitzen, sodaß sie nur mit dieser giftige Thiere berühren und fangen könnten.

All dergleichen Beschwörungen und Zauberkünste sind vom Gesetz verpönt; allein sie finden in der Praxis mehr Anerkennung als die Religion, welche sie verbietet.

Allgemein respectirt wird nur das Verbot, Schweinefleisch und das Fleisch von erstickten Vieh zu genießen. Der Orientale, auch der im Orient lebende Christ, hat eine ausgesprochene Antipathie dagegen. Jedes Thier, von dem er genießen soll, muß so geschlachtet sein, daß dem Blut gehöriger Abfluß gestattet wurde. Er weicht hiervon nur im äußersten Nothfall ab, denn die Macht der Gewohnheit und der Ekel, der ihm von Kindheit auf gegen diese Speisen eingeflößt wird, unterstützen das religiöse Verbot.

Von den Schiiten wenig unterschieden ist die Sekte der Scheichi. Sie hat ihren ursprünglichen Sitz in Kirmanschah, wo viele schlagfertige Männer mit den Waffen für ihre Lehre einstehen; doch leben auch Anhänger derselben in verschiedenen Städten zerstreut, selbst in der Residenz. Trotz der Anfeindungen von seiten der Mulas wußten die Scheichi ihre Gleichberechtigung zu behaupten; sie besitzen eine Moschee in Teheran und Priester, welche Predigten halten. Eine vorgeschlagene Disputation mit den Schiehpriestern wurde von diesen nicht angenommen. Ihre Lehre beschäftigt sich vornehmlich mit subtilen Untersuchungen über die Form der Existenz des Imam Meihdi, welcher am Tage der

Auferstehung erscheinen soll, und erinnert dadurch an die Sophismen der byzantinischen Kirche. Wie jede neue Sekte zeichnen sich die Scheichi durch Fanatismus und Starrsinn aus; daher die Civilisation nichts von ihnen zu hoffen hat.

Unter dem Namen Ali Allah versteht der Perser alle die verschiedenen Sekten, welche an die Incarnation Ali's glauben: sowol diejenigen, welche ihn als die unmittelbare Incarnation Gottes, als die, welche nur die mittelbare durch Abraham, Moses, David und Jesus Christus annehmen. Obgleich sie sich zu den Moslems rechnen, leugnen sie doch die Gültigkeit des Korans, verrichten nicht das Gebet und halten sich weder an die Speise- noch an die Reinigungsgesetze. Des letztern Umstandes wegen können die Europäer leichter mit ihnen verkehren und wählen deshalb meist Ali Allahs zu Dienern. Ihr Hauptsitz ist in und um Kirmanschah, wo sie öffentlich auftreten und ihr geistliches Oberhaupt residirt, dem sie übermenschliche Verehrung zollen. Ich sah diesen Hierarchen einst in einer Audienz des Königs. Der Schah empfing ihn zwar nur im Garten, zeigte sich aber sehr gnädig und ertheilte ihm beim Abschied die Ehre des Chalaats. Man erzählt sich in Persien die abenteuerlichsten Geschichten von diesen Sektirern. Sie sollen unbeschädigt durch das Feuer passiren und ihre Kinder ohne Nachtheil von hohen Stockwerken herabstürzen können: Märchen, welche wol, da sie so oft unter Garantie des Augenscheins wiederholt werden, in bei ihnen eigenthümlichen Ceremonien ihren Ursprung haben mögen. Ali Allahs sind über das ganze Land zerstreut, besonders viele wohnen in der Stadt Demawend. Der Zweig, welcher sich den Namen Däwudi beilegt, hat die Gegend um Kaswin inne und die Dörfer, welche gegen Resht zu liegen.

Sunniten befinden sich auch in beträchtlicher Anzahl

in Kurdistan, in Azerbeidschan, am Persischen Golf, in Talisch und am Kaspischen See.

Viel Aufsehen erregte in neuester Zeit die Sekte der Babis. Ihr Stifter, ein gelehrter Seïde (Propheten-Abkömmling), nannte sich bâb eddin (Pforte des Glaubens). Er schrieb einen Kanon in arabischer Sprache, leugnete den Koran, führte den Communismus der Güter und die volle Emancipation der Frauen ein, und lehrte, daß, wer für die Vertheidigung und die Ausbreitung des von ihm verkündeten Glaubens falle, unsterblich sei und im Moment des Todes an einem andern Ort wieder auflebe.

Diese Lehre, eine Erneuerung und Fortsetzung der in der Sassanidenzeit von Mäzdak aufgestellten Dogmen, gewann bald zahlreiche Anhänger in Schiraz, Masanderan, Ardistan, Sendschan und in andern Städten, vornehmlich unter den Seïden, den Gelehrten des Reichs. Auch viele durch Geist und Wissen ausgezeichnete Frauen schlossen sich ihr an; unter ihnen ward besonders die gelehrteste Frau Persiens, Gurret el ayn (Augenweide), als eifrige Bekennerin genannt. Die einen traten aus Ueberzeugung zu der Sekte über, andere ließen sich im Rausch, vom Genuß des Haschisch in einen Zustand der Seligkeit versetzt, dazu werben. Demnach wurde dieses Narkotikum von den Babis zu gleichem Zweck wie von den Assasinen benutzt.

Im Anfang der Regierung des Nassereddin Schah beging der Großvezier Emir nizam den Fehler, daß er den Babeddin, weil er seine Lehren nicht widerrufen wollte, anstatt ihn als Schwärmer und Narren durch Einsperrung unschädlich zu machen, zum Tode des Erschießens verurtheilte. Bei der Execution, welche in Tabris stattfand, wurde der Delinquent gegen eine Mauer gestellt, und eine kleine Abtheilung Soldaten hatte auf Commando zu schießen. Da aber die Soldaten wahrscheinlich sehr ungern dem Befehl

gehorchten, drückten sie ohne zu zielen ihre Gewehre ab. Babeddin benutzte den entstandenen Pulverdampf, um durch das Loch einer Wasserleitung zu schlüpfen. Zu seinem Unglück und zum Glück des Landes wurde er jedoch auf der andern Seite der Mauer entdeckt und nun wirklich erschossen. Wäre er nicht aufgefunden worden, so hätte das Volk unbedingt an seine Himmelfahrt geglaubt, und dieses Wunder hätte hingereicht, den größten Theil der Bevölkerung zu seiner destructiven Lehre zu bekehren, da man ohnehin, von der herrschenden Religion unbefriedigt, sich nach etwas Neuem sehnt.

Bald nach dem Tode Babeddin's erhoben seine Anhänger die Fahne der Empörung. Sie nahmen mehrere feste Orte in Masanderan und kämpften mit Löwenmuth, sodaß sie nur durch die ungeheuere Uebermacht und erst nach langen Kämpfen erdrückt werden konnten. Einzelne, obgleich schlecht befestigte Orte, wie Sendschan, hielten sie viele Monate gegen die Kanonen der königlichen Truppen; allein sie wurden endlich völlig besiegt, und damit schien die Sekte erloschen.

Als im Spätsommer 1852 der Schah in Begleitung von etwa 500 Mann Garde von seinem Lustschloß Niaveran aus einen Spazierritt unternahm, kamen drei Männer auf ihn zu, wovon der eine à bout portant eine Pistole auf ihn abfeuerte. An das parthische Reiterkunststück gewöhnt, glitt der Schah im Nu unter den Bauch seines Pferdes; die Garde, wie Ein Mann zurückweichend, überließ ihn seinem Schicksal, denn alle waren der Meinung, er sei todt herabgesunken und auf Anstiften eines Prätendenten ermordet worden; wegen einer Leiche aber es mit den Lebenden zu verderben, hielt man für überflüssig. Nur ein fremder Diener bemerkte, daß der Schah sich regte; er trat beherzt hinzu und ergriff einen der Mörder. Es entstand ein Kampf,

in welchem der Diener einen Dolchstich in den Bauch erhielt; unterdessen traten aber andere hinzu, packten die Mörder — und der König war gerettet. Wie sich ergab, hatten ihn nur einige kleine Schrotkörner in der Gegend der Gesäßmuskeln getroffen. In den Attentätern erkannte man fanatische Babis, welche den Tod ihres Propheten rächen wollten. Die Pistolen und die Munition, deren sie sich bedient, waren aber so schlecht, daß sie nur durch ein Wunder ihr Ziel hätten erreichen können. Der Schah zeigte sich sogleich dem Volk, um allen böswilligen Gerüchten zuvorzukommen. Einem Prinzen, der ihm Glück wünschte, daß Gott ihn gerettet habe, erwiderte er: „Allerdings hat Gott mich gerettet, denn ihr habt mich sämmtlich im Stich gelassen."

Nun begannen die Verfolgungen. Man bestärkte den Schah in dem Glauben an ein weitverzweigtes Complot der Babis; man hinterbrachte ihm, unter den Regimentern, Staatsbeamten, Leibdienern, Priestern, Lehrern, Garden, in jedem Hause befänden sich Sektirer und er sei keinen Augenblick mehr seines Lebens sicher. Sogar die Frau des Großveziers, die aus Masanderan gebürtig war, beschuldigte man, zu der Sekte zu gehören; mit mehr Grund wurde der Oberste der Läufer, Schatir baschi, und seine Familie der Ketzerei angeklagt. Von allen Seiten in Angst und Schrecken gesetzt, verfiel der Schah auf ein macchiavellistisches Mittel zur Ausrottung der Verschwörer. In Teheran lebte der Oberste der königlichen Farasche (færasch bäschi), Hadschi Ali Chan, ein Mann ohne Herz und auf Commando zu jeder Grausamkeit bereit; ihm gab er den Befehl, alle Babis auszuforschen und ins Gefängniß zu werfen. Dann verordnete er, jedem Corps, jeder Branche des Civil- und Militärstandes solle wenigstens ein Babi zur Hinrichtung übergeben werden, damit, falls in einem oder dem andern Corps noch heimliche Anhänger der Sekte wären, sie sich

durch die Theilnahme an der Execution für immer bei ihren Glaubensgenossen compromittirten. Dieser Plan wurde auch ausgeführt. Hadschi Ali, ein erfinderischer Kopf, ersann die gräßlichsten, qualvollsten Todesarten. Das Wegblasen vor der Kanonenmündung wurde als zu gelind nur einmal angewandt; man amputirte stückweise, räderte, brannte, trieb Hufeisen in die Sohlen und zwang den Gemarterten damit zu tanzen, bohrte Löcher in den Leib und steckte brennende Kerzchen hinein u. s. w., und mit aller Strenge wurde darauf gehalten, daß jeder einzelne im ganzen Corps sich bei Verübung der Martern betheiligte. Die Märtyrer bewiesen den Muth und die Standhaftigkeit des Fanatismus; keiner widerrief, keinem entschlüpfte ein Schmerzensschrei. Ich war Zeuge von der Hinrichtung der Kurret el ayn, die vom Kriegsminister und seinen Adjutanten vollzogen wurde; die schöne Frau erduldete den langsamen Tod mit übermenschlicher Stärke.

Viele andere wurden unter der Anklage des Babismus von Hadschi Ali ihres Vermögens beraubt, und auch in den Provinzen vollstreckten die Gouverneure massenhafte Executionen. Dennoch dürfte die Gefahr für das Land wie für den König keineswegs beseitigt sein. Die Anhänger Bab-eddin's besitzen das von ihm verfaßte Gesetzbuch*), sie haben einen Propheten und viele Märtyrer, also den vollständigen Apparat zu einer festgegründeten Religion. Sie zogen sich in die entfernten Provinzen zurück und verbergen nach dem schiitischen Grundsatz (takkieh) ihren wahren Glauben; andere flüchteten nach Kerbelah, wo sie vielleicht auf eine neue Schilderhebung sinnen.

*) Ein Exemplar dieses Kanons befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Teheran; eine Abschrift davon soll für die kaiserliche Bibliothek in Petersburg genommen worden sein.

Von den andern Religionsgenoſſen: den Armeniern, Juden und Gebern, war ſchon im Anfangskapitel die Rede. Es wäre nur noch zu erwähnen, daß am Urumieſee die Lazariſten und die Methodiſten ſich das Seelenheil einiger armer fleißiger Chaldäer-Neſtorianer ſtreitig machen, und daß es ihnen bereits gelungen iſt, unter dieſer kleinen Heerde viel Zwietracht und Bruderkampf zu ſtiften — ad majorem Dei gloriam!

XI.

Bäder und Begräbnißstätten.

Oeffentliche Bäder. Der Dalak (Badediener). Das Färben der Haare. Badeproceduren. Die Frauenbäder. Vorzüge und Nachtheile des persischen Bades. Tod und Beerdigung. Friedhöfe. Transport der Leichen nach den heiligen Orten.

A. Bäder.

Im engen Zusammenhang mit dem religiösen Leben der Perser stehen die Bäder (hammām, gærm-âbe, warmes Wasser); denn sowol durch die geschlechtliche Vermischung, die Menstruation, das Gebären, überhaupt durch jede Krankheit, als auch durch das Berühren für unrein geltender Gegenstände, wie Blut, Eiter, Cadavertheile, Hunde u. s. w., wird der Körper gesetzlich unrein (nedschis), und in allen diesen Fällen muß er der Reinigung durch das Bad unterzogen werden. Aber auch abgesehen von den rituellen Bestimmungen sind Bäder dem Orientalen ein unentbehrliches Bedürfniß; ohne sie kann er sich keinen Comfort für möglich denken, und er verwendet daher auf den Bau und die Erhaltung derselben große Sorgfalt. Es gibt öffentliche und private Badeanstalten. Erstere verdanken ihr Dasein und ihre Unterhaltung frommen Stiftungen; letztere dienen zwar

mehr zum eigenen Gebrauch des Besitzers, stehen aber zu gewissen Stunden für Entgelt auch dem Publikum offen.

Die Heizung geschieht mit getrocknetem Pferdemist; ein mit Rohr geschichteter Düngerhaufen läßt immer auf die Nähe eines Bades schließen. Den Eingang des Gebäudes schmücken Abbildungen, gewöhnlich die Heldenkämpfe Rustan's mit den Diws darstellend, wobei die beliebteste Figur ein vom Sieger mittendurch gespaltener Reiter zu sein scheint, dessen eine Hälfte bereits vom Pferde sinkt, während die andere sich noch aufrecht hält. Die Bäder selbst befinden sich in gewölbten Souterrains, welche das Licht von oben durch zahlreiche gläserne Halbkugeln empfangen. Das erste Zimmer heißt das Kühlzimmer (ser-e-hamam). Um einen in dessen Mitte sprudelnden Springbrunnen zieht sich rings an den Wänden eine mit Teppichen bedeckte Balustrade hin. Hier entkleidet man sich und schürzt ein Tuch (lung) um die Lenden. Dann tritt man in das zweite Zimmer. Es enthält ein großes, mit Wasser gefülltes Bassin, unter dessen aus einer mächtigen Bronzeplatte (tun) bestehendem Boden ein gelindes Feuer brennt. Für die gesetzliche Reinigung (wuzu) genügt mehrmaliges Untertauchen in diesem Bassin. Das zu einer bestimmten Quantität darin befindliche Wasser wird nicht erneuert, ob auch hundert Personen nacheinander baden, denn es kann der mohammedanischen Satzung gemäß, trotz der Ueberfüllung mit animalischen Substanzen, nie unrein werden.

Gilt es jedoch, der Gesundheit oder Annehmlichkeit wegen ein Bad zu nehmen, so begibt man sich in das dritte Zimmer. Der Fußboden desselben besteht aus Ziegel- oder Marmorsteinen, welche mittels unterirdischer Röhren durch Wasserdampf erhitzt werden. Man wird sogleich von dem Dalak (Bader und Kneter) in Empfang genommen und verbleibt ihm wenigstens zwei volle Stunden zur unbeschränkten

Disposition. Der Dalak gießt Wasser auf die heißen Ziegel, um etwas Dampf zu erzeugen; doch ist die Dampfmasse keineswegs so groß wie in dem gewöhnlichen russischen Bad. Hierauf breitet er ein Tuch (lung) auf dem Boden aus, rollt ein anderes als Kopfkissen zusammen und heißt den Badenden sich niederlegen. Nun beginnt die Haarfärbung. Jeder Perser färbt sowol Haupt- und Barthaar wie die Augenbrauen bis ins höchste Alter, theils zur Verschönerung, theils weil er der Meinung ist, das Haar dadurch zu stärken und zu conserviren. Jedenfalls können die dort gebräuchlichen Färbemittel dem Haarwuchs nicht schädlich sein, denn Kahlköpfigkeit findet man äußerst selten, nur infolge des überstandenen Erbgrindes; hingegen ist der starke und volle Bartwuchs der Perser als eine nationale Eigenthümlichkeit berühmt. Das schwarzgefärbte Haar gibt den Männern ein jugendliches Aussehen, welches einen Fremden in Betreff des Alters leicht irreführt. Auch die dort lebenden Europäer färben sich das Haar, um der Sitte und den Schönheitsansprüchen des Landes zu genügen.

Zum Zweck der Färbung werden die Haare mittels dreimaliger Waschung mit Seife vom Fett gereinigt und dann mit der Paste von Henna eingerieben. Henna ist ein mit lauem Wasser angerührtes Pulver der Lawsonia inermis, welche von vorzüglicher Güte in der Nähe der Stadt Yezd gedeiht, in Ispahan sortirt und gemahlen wird und von da aus in den Handel kommt. Die Paste muß wenigstens eine Stunde liegen bleiben; Frauen, die nicht von Geschäften gedrängt sind, lassen sie oft 4—6 Stunden einwirken. Danach wird sie mit lauem Wasser abgespült. Dunkele Haare nehmen davon eine cochenillenartige Nuance an, während helle sich brennend hochroth färben. Diejenigen, welche diese Hennafarben lieben, stehen von jeder fernern Operation ab. Die meisten jedoch wollen ein glänzendes

Rabenschwarz erzielen und bedienen sich dazu der Paste von Reng, des Pulvers einer Indigofera, welche in Arabistan in der Nähe von Schuschter und Disful cultivirt wird. Das gemahlene Pulver ist sehr hygroskopisch, bäckt leicht zusammen und verliert dann mit der erbsgrünen Farbe auch seine Kraft. Gutes Reng muß, mit lauem Wasser angemacht, in kurzer Zeit tiefblau werden und an der Oberfläche pfauenschwanzfarbig anlaufen. Die Reng-Pasta bleibt ebenfalls eine Stunde lang auf den Haaren liegen; mehrere Stunden nach der Abspülung entsteht Oxydation, welche die tiefste und so festhaftende Schwärze erzeugt, daß sie durch keine Säuren und Alkalien wieder entfernt werden kann. Nur wegen des Nachwuchses bedarf es von Zeit zu Zeit einer Wiederholung der Procedur. Um den eigenthümlichen Glanz, welchen die Henna hervorbringt, zu erhalten, wird von manchen nach der Anwendung des Reng das Haar wieder noch eine Viertelstunde mit Henna behandelt.

Frauen und hier und da auch Männer lassen sich außer den Haaren die Handteller und Fußsohlen, besonders aber die Nägel im Bade mit Henna färben, wodurch diesen Theilen ein orangegelbes Aussehen gegeben wird, das im Orient sehr beliebt ist. Die Farbe dringt dabei nur in die dicken Epidermis- und Hornschichten dauernd ein, von den dünnen, z. B. an den Grenzen der Stirn, läßt sie sich mittels eines eingeseiften Wollbeutels leicht wieder abwaschen.

Eine tiefblaue Färbung der Augenbrauen wird dadurch erzeugt, daß man dieselben tagelang mit einer Masse aus grobgemahlenen Indigoblättern (wasmeh) belegt.

Mittels Henna werden auch die Schweife der königlichen Pferde gefärbt und Schimmel zu Goldfüchsen umgewandelt, oder durch auf den Leib gelegte Schablonen mit Figuren von Quasten und Troddeln bemalt.

Endlich wendet man die Henna bei erfrorenen Gliedern,

Contusionen, Abschürfungen und leichten Gelenkentzündungen als vermeintliches Hautstärkungsmittel an.

Während der Zeit, welche die Färbung erfordert, beschäftigt sich der Dalak mit den übrigen Manipulationen. Er entfernt mit einem Messer die überflüssigen Haare an den Extremitäten und am Kopf. Priester, überhaupt Leute, welche noch den Turban tragen, lassen sich das Haupt eigentlich ganz kahl rasiren. Nach der neuern Mode bleiben jedoch die Partien um die Schläfe und am Wirbel unberührt; erstere werden in zwei Locken vor und hinter dem Ohr, letztere zu einem Schopf oder einer Art chinesischem Zöpfchen vereinigt. Die Frauen behalten ihr volles Haupthaar. Auch von den Genitalien und aus den Achselhöhlen müssen nach dem Ritualgesetz die Haare entfernt werden, damit kein Schmuz oder excrementeller Stoff an diesen Theilen hafte. Dies geschieht mittels einer Paste von Auripigment und Kalk (nureh). Hierauf reibt der Dalak mit einem polirten Lavastein (senge pā, Fußstein) die Fußsohlen, um sie von überflüssigen Epidermislagern zu befreien. Der ganze Leib aber wird mit den Händen tüchtig durchgeknetet, alsdann mit einem rauhen Wollbeutel abgerieben, endlich ganz mit Seifenschaum bedeckt, welcher der Haut eine weiche, sammtartige Oberfläche verleiht. Zuletzt werden die einzelnen Gelenke, besonders die Wirbelsäule, nochmals durchwalkt und ausgestreckt. In dem Orientalen erzeugt die Procedur, welche ihn in einen Zustand von Ermattung (langueur) versetzt, angenehm wollüstige Empfindungen. Nachdem der Körper wiederholt mit lauem Wasser abgespült worden, taucht der Gebadete zum Ueberfluß noch einmal ins Bassin des zweiten Zimmers. Im ersten Zimmer wieder angelangt, wird er mit Tüchern bedeckt und von den Dienern einer abermaligen sanften Knetung (muschte māl) unterzogen, um den Körper zu trocknen und die Hautthätigkeit zu beleben, wonach er

die Kleider anlegt und die Anstalt verläßt. Beim Heraustreten spürt man in den ersten Momenten eine ziemliche Mattigkeit, die jedoch bald dem Gefühl allgemeinen Wohlbehagens Platz macht. Ist man recht angegriffen von einem starken Ritt, so genügt ein solches Bad, um dem Körper seine frühere Spannkraft zurückzugeben.

Von vielen Frauen werden die Bäder als Versammlungsorte zur Unterhaltung und zum Austausch von Stadtneuigkeiten benutzt; sie bringen oft halbe Tage darin zu, Scherbets schlürfend oder mit Musik und Gesang die Zeit vertändelnd. Die Sitte, sich in den Bädern zu tätowiren (châl), d. h. an Kinn, Hals, Brust und um den Nabel Figuren und Blumenstöcke einzuätzen, ist bei den Frauen heutiger Zeit immer mehr im Abnehmen.

In gemeinschaftlichen Bädern bleiben die Morgenstunden ausschließlich für Frauen reservirt. Die Eröffnungszeit wird in jedem Stadtviertel durch ein Trompetensignal verkündet. Da die öffentlichen Badeanstalten, wie erwähnt, durch Fundationen erhalten werden, ist der Preis eines Bades sehr gering. Wegen des religiösen Charakters, den der Perser den Bädern beilegt, verbietet er Nichtmohammedanern deren Benutzung, selbst der Eintritt wird von Fanatikern ungern gesehen. In der Türkei dagegen steht ihr Gebrauch jedermann, auch den Christen, frei.

Ein persisches Bad reinigt allerdings den Körper am gründlichsten; es leistet auch bei Ermüdung durch Strapazen sowie in manchen rheumatischen Leiden gute Dienste; unleugbar aber erschlafft und verweichlicht es bei häufigem Gebrauch, und es kann deshalb seine Einführung in Europa zu andern als medicinischen Zwecken nicht empfohlen werden. Nachahmungswerth ist nur die Billigkeit der öffentlichen Bäder und ihre gleichmäßige Vertheilung in den verschiedenen Stadtbezirken, ferner das Abreiben des Körpers mit einem

rauhen, härenen Beutel; denn es wird dadurch eine so durchgreifende Reinigung der Haut bewirkt, wie sie durch gewöhnliche Wannenbäder nie zu erreichen ist.

Dem Orientalen gilt jedoch sein Bad als unerlaßliches Erforderniß zu einem behaglichen Dasein. Spricht er von den Annehmlichkeiten eines Aufenthaltsorts, so hebt er zuerst hervor, daß dort gute Bäder zu haben seien. Ebenso beurtheilt er die Größe und Mächtigkeit einer Stadt nach der Zahl von schönen, mit Marmorplatten ausgelegten Bädern, welche sie besitzt.

Unter den Badedienern findet man viele Neger; sie widerstehen dem schädlichen Einfluß der lauwarmen Dämpfe besser als die Weißen, von denen die meisten an Gelenkkrankheiten und an gefährlichen Dysenterien erkranken. Von dem Misbrauch der Bäder zur Befriedigung der niedrigsten thierischen Leidenschaft, der bekanntlich in der Türkei sehr verbreitet ist, halten sich die Perser frei.

B. Begräbnißstätten.

Der Perser erwartet den Tod mit bewundernswerther Fassung und Ruhe. Nie sah ich dort jene qualvolle Todesangst, wie sie dem Arzt in Europa so häufig am Krankenbett entgegentritt. Seine Ruhe gründet sich jedoch nicht auf das Bewußtsein eines gottgefälligen Lebenswandels und die Zuversicht in eine bessere Welt versetzt zu werden, denn ich beobachtete sie nicht minder bei Verbrechern, denen ihr Todesurtheil verkündet war, sondern sie wurzelt in dem Glauben an ein unabänderliches Fatum, das erfüllt werden muß, ohne dessen Zustimmung, wie Saadi sich ausdrückt, selbst der Fisch auf dem Trockenen nicht sterben kann. Auch die Sorge um das Los der Zurückbleibenden stört nicht die Ruhe des sterbenden Persers, so sehr er auch im Leben an der Familie hängt; ist er doch sicher, daß nach seinem Tode ein

anderer Familienchef den leergewordenen Platz ausfüllen wird, daß seine Kinder von den Verwandten aufgenommen und versorgt, daß seine Frauen durch Wiederverheirathung ihren Lebensbedarf decken werden. Er macht zwar in Gegenwart eines Mula sein Testament (wassiet), doch betrifft dasselbe mehr Legate zur Anlage von Brücken, Karavanserais, Moscheen, Madrasses u. s. w., als die Vertheilung seiner Güter unter die Erben, da das Erbrecht durch feste gesetzliche Bestimmungen geregelt ist. Wenige unterlassen es, eine Summe für den Transport ihrer Leiche an eine der heiligen Grabstätten festzusetzen. In den letzten Augenblicken umgeben die Koranleser (ḳāri) das Lager des Sterbenden, mit lauter Stimme die wohltönenden Verse des heiligen Buchs vorlesend.

Sowie der letzte Lebenshauch (ræmæḳ) entflohen, beginnt das officielle Geheul der Frauen, welche Wüthenden gleich umherfahren, sich die Haare ausraufen und die Fäuste ins Gesicht schlagen oder dermaßen mit dem Kopf gegen die Wand rennen, daß nicht selten die Bildung des Staars daraus erfolgt. Bei den armen Klassen wird sofort zur Beerdigung (dæf'n) geschritten, zumal wenn der Todesfall am Donnerstag nachmittags eintrat, denn man hält es für unheilbringend, am Freitag eine Leiche im Hause zu haben; bei den Wohlhabenden wartet man wenigstens einige Stunden, um den nöthigen Pomp herzurichten und die Freunde des Verstorbenen zum Leichenzug einzuladen. Nur die Beerdigung eines Ermordeten suchen die Angehörigen so lange zu verhindern, bis der Mörder ausgemittelt und der Blutrache übergeben worden.

Die Leiche wird auf einer Bahre, gewöhnlich mit einem Shawltuch bedeckt, unter Begleitung der Freunde und dem ununterbrochenen eintönigen Klagegesang: „La ihla il Allah!" auf den nächsten Imamzadeh (Friedhof) getragen. Hier

nehmen sie die Murdeschuren (Todtenwäscher) in Empfang, denen es obliegt, den Körper, ähnlich wie bei den Juden, zu waschen und, falls sie eine Wunde an demselben entdecken, dem Kalamter (Polizeimeister) davon Anzeige zu machen. Dieser soll die Beerdigung nicht eher, als bis die Todesursache constatirt worden, gestatten. Einigemal wurde die Beerdigung von Todten, welche an einer von mir ausgeführten Operation gestorben waren, beanstandet, und ich mußte erst die Todesursache bescheinigen. Nach beendeter Waschung legt man dem Leichnam etwas Kampher (kâfur) in den Mund, hüllt ihn in ein weißes, mit heiligen Sprüchen bedrucktes Bahrtuch und senkt ihn, mit dem Gesicht gegen Kerbelah gewendet, ins Grab.

Einige Tage nach der Beerdigung eines Staatsbeamten schickt der Schah einen Würdenträger zur Condolenz (aazâdâri) an die Familie mit dem Geheiß, die Trauer aufzulassen (aaza werdäschten). Die Söhne werden dem König vorgestellt und erhalten als Zeichen seiner Gnade ein Ehrenkleid (chalât). In der Regel wird auch das Amt und die Würde des Vaters auf sie übertragen, sodaß nicht selten einem sechsjährigen Kinde die Generalswürde verliehen wird. Dies hindert jedoch den Schah nicht, unter dem Vorwand, daß die Rechnungen des Verstorbenen defect seien, einen großen Theil des Nachlasses für sich in Anspruch zu nehmen und wirklich einzuziehen.

Die Begräbnißstätten (kaberistân), neben den Imamzadehs inmitten der Stadt sich befindend, haben keine Einfriedigung und sind von Verkehrswegen, häufig auch von offenen, nicht ausgemauerten Wasserleitungen durchkreuzt. In der Regenzeit versinkt oft der Fuß des Pferdes in ein gähnendes Grab. Die geringe Tiefe der Gräber macht sie Schakalen und Hyänen leicht zugänglich. Man pflegt deshalb in den Dörfern schwere Steine auf das Grab zu wälzen,

um den Leichnam vor Ausgrabung durch Hyänen zu schützen. Die Grabsteine sind meist unansehnlich, gewöhnlich bezeichnet nur ein senkrechter Schieferstein das Vorhandensein eines Grabes. Nur über den Grabstätten einiger weniger vornehmer Personen erheben sich massiv aus gemeißelten Steinen errichtete, mit Inschriften versehene Denkmäler (dæchmeh).*) Dergleichen Dächmehs stehen z. B. auf den Gräbern von Saadi und Hafis in der Nähe von Schiraz und auf dem Grabe Avicena's in Hamadan, welches die Inschrift trägt: „Hekimel hukemā afsel el fazela scheich ib'n Ali Sina." (Dem Doctor der Doctoren, dem Vorzüglichsten der Vorzüglichen, dem Avicena.)

Bei der beschriebenen Lage und mangelhaften Einrichtung der Friedhöfe darf es nicht wundernehmen, daß die benachbarten Stadtviertel beständig von Dysenterien heimgesucht sind und durch Cholera- oder Typhus-Epidemien besonders hart mitgenommen werden. Es gibt zwar auch Friedhöfe außerhalb der Stadt — sehr ausgedehnt und berühmt ist der von Ispahan, auf welchem, wie es heißt, hundertvierundzwanzig Propheten begraben liegen —, am meisten benutzt aber werden die in der Stadt gelegenen, weil es für die Hinterlassenen bequemer ist, dort die vorgeschriebenen Gebete am Grabe zu verrichten.

Die Ueberreste wohlhabender und angesehener Personen werden entweder sogleich oder nach erfolgter Wiederausgrabung zum Imamzadeh eines der geheiligten Orte Kerbelah, Meschhed, Kum oder Schah abdul aazim abgeführt. Auf diesen geweihten Imamzadehs kommt eine Grabstätte sehr hoch zu stehen. Der Preis wechselt je nach dem Grad der Heiligkeit des Orts und der größern oder geringern Ent-

*) Ganz ähnliche Grabmonumente sieht man auf dem alten Friedhof in Prag.

fernung vom Heiligen Grabe (saneh) zwischen 5—2000 Dukaten. Da ferner auch der Stand des Verstorbenen auf die Bestimmung des Preises von Einfluß ist, so lassen manchmal die Angehörigen eines Würdenträgers, um einer zu hohen Forderung zu entgehen, die Leiche incognito nach Kerbelah bringen und dort beerdigen; es war dies z. B. mit den Ueberresten Suliman Chan's, eines Onkels des Königs, der Fall.

Behufs des Transports werden die Leichen mit Filz umwickelt, an zwei seitliche Stangen befestigt und quer über den Rücken eines Maulthiers gelegt. Gewöhnlich überläßt man dem Mauleseltreiber allein den Conduct, zuweilen aber wird eine Schar Diener und Knechte zur Begleitung mitgegeben.

Auf Reisen begegnet man oft einer Todtenkarawane; ihre Annäherung macht sich im Sommer schon aus weiter Ferne dem Geruch bemerkbar. So offenkundig indeß die Nachtheile solcher Leichentransporte für die Gesundheit der Lebenden sind, scheint es doch unmöglich, das tief eingewurzelte Vorurtheil auszurotten. Als Dr. Cloquet und ich während einer herrschenden Cholera-Epidemie es bei der Regierung durchgesetzt hatten, daß nur nach besonderer von uns und dem Kalamter einzuholenden Erlaubniß Leichen ausgegraben und transportirt werden sollten, erhob sich ein solcher Sturm des Unwillens in der Bevölkerung, daß wir bald inne wurden, etwas Unausführbares und unsere Person aufs äußerste Gefährdendes angestrebt zu haben. Schon nach einigen Tagen blieb die königliche Verordnung unbeachtet.

Wer die christlichen Gottesacker zu Tabris, Teheran, Ispahan und Schiraz besucht, wird dort die Namen mancher verdienten europäischen Reisenden lesen, welche in dem ungewohnten

Klima ein frühzeitiges Grab fanden. Fern von den Ih
gebettet, sind doch ihre Namen nicht vergessen, denn
bar haben die Annalen der Wissenschaft verzeichnet,
der einzelne zur Erweiterung menschlicher Erkenntniß
getragen. Friede ihrer Asche!

XII.

Der Nauruz (Das Neujahrsfest).

Zeitrechnung. Vorbereitungen zum Feste. Investitur der Gouverneure. Derwische. Salam für die Priester und Würdenträger. Aelteste Gebräuche. Neujahrscour beim Großwezier. Gratulationscour der Gesandten. Oeffentliche Audienz. Das Volksfest. Der Frauensalam. Besuche. Pferderennen. Der letzte Festtag.

Bei den Mohammedanern aller Sekten gilt bekanntlich das Mondjahr als Norm der Zeitrechnung, namentlich zur Bestimmung der religiösen Feste und Feiertage. Da nun in das Mondjahr keine Schalttage eingefügt werden, so fallen die Feste wechselnd in verschiedene Jahreszeiten und kehren erst nach einem Turnus von über dreißig Jahren zu derselben Periode zurück. Besonders auffallend tritt dieser Wechsel an dem Fastenmonat (ramazan) hervor, denn er bewirkt, daß selbst in den persischen Breitegraden die tägliche Fastenzeit zwischen neun und sechzehn Stunden variirt.

In der vormuselmanischen Epoche lag seit dem grauesten Alterthum das Sonnenjahr der Zeitrechnung zu Grunde, dessen Einsetzung dem fabelhaften Kaianidenkönig Dschem oder Dschemsid zugeschrieben wurde. Immerhin bleibt es bemerkenswerth, daß man demselben König auch die Erfin-

dung oder Verbesserung des Pflugs zuschrieb, da allerdings ein fortgesetzter Landbau ohne regelmäßig wiederkehrende Jahresperioden nicht wohl möglich ist. Der Islam schaffte natürlich alle heidnischen Feste ab, und man darf annehmen, daß der kluge Mohammed hauptsächlich deshalb statt des bis dahin geltenden Sonnenjahrs das Mondjahr einführte, um in die Daten der alten, zum Theil noch zäh im Volk haftenden Festtage Verwirrung zu bringen; die agrarischen Verhältnisse lagen ihm als Nomaden zu fern, als daß er auf dieselben hätte Rücksicht nehmen sollen. Nur die Feier des Neujahrsfestes (nauruz), die zu tief mit dem iranischen Stamm verwachsen war, wagten die spätern Gesetzgeber und Eroberer nicht anzutasten. Man fand eine plausible Form für deren Fortbestand, indem man sie dem Andenken der Siege des vierten Chalifen, des in Persien besonders hoch verehrten Ali, weihte. Der Nauruz ist daher auch der einzige Feiertag, welchen die Schiiten mit den im Lande lebenden Gebern (Parsen) gemein haben.

Erst unter der Regierung des Seldschukidenfürsten Melik Schah Dschelal-eddin stellte der gelehrte Astronom Chadsche Näßir genaue Beobachtungen an, welche eine Wiederannäherung an das alte Sonnenjahr zur Folge hatten. Doch kennt auch das persische Sonnenjahr keine Schalttage; es beginnt mit der Secunde, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt; sein Anfang fällt also in die verschiedenen Tag- und Nachtstunden der Frühlingsäquinoctien.

Das Neujahrsfest ist epochemachend im öffentlichen und Familienleben des Persers und kann in mancher Beziehung mit der in einigen Ländern Europas üblichen Weihnachtsfeier verglichen werden. Schon zwei bis drei Monate vorher beginnen die Vorbereitungen dazu. Fabelhafte Massen von Süßigkeiten (schirini) werden in den Städten Ispahan und Yezd fabricirt und von dort mit Karavanen durchs

ganze Land verschickt. Der Verbrauch in diesem Artikel übersteigt alle Vorstellungen. Ohnehin sind die Perser jeden Alters und Geschlechts große Freunde von Süßigkeiten; am Nauruz aber muß auch der ärmste sowol einen Vorrath davon im Hause haben, als auch seinen Freunden und Verwandten dergleichen zuschicken. Nirgends fehlen, in besserer oder schlechterer Qualität, die Fladen aus Gez-Manna; nächst diesen sind Candis, Zeltchen, überzuckerte Mandeln, verschiedene candirte Samen und Früchte, mit Butter und Fettschwanz versetzte Pasten u. s. w. allgemein beliebt. Die ärmsten Klassen behelfen sich mit Traubensirup (schire) statt des Zuckers zur Bereitung ihrer Schirini. Aber was es auch koste, das Jahr muß süß beginnen.

Neben den Süßigkeiten werden Früchte, die man sehr künstlich aufzubewahren und bis zum Nauruz frisch zu erhalten versteht — Melonen von Ispahan und Kum, Trauben, Granatäpfel von Saweh, Birnen von Nätäns, Aepfel von Demawend —, in riesigen Ladungen verschickt. Einer alten Sitte gemäß läßt man auf Tellern Gerste, Weizen, Linsen und Kresse keimen, sodaß eine liebliche kleine Rasenfläche entsteht, welche demselben Gebrauch zufolge am dreizehnten Tage, dem letzten des Festes, auf die Gasse geworfen wird.

Wer es irgend zu erschwingen vermag, besonders aber jede Frau, legt am Nauruz ein neues Gewand an. Die Fabrikation und der Verkauf von Stoffen gehen daher um diese Zeit am stärksten, und manches Haupt einer zahlreichen Familie muß alle Mittel aufbieten, selbst Schulden machen, um dem unumgänglichen Bedarf zu genügen. Vorzüglich sind die seidenen Pluderhosen, worauf sich die Wünsche der Frauen concentriren, die Klage und Verzweiflung der Männer.

Der Schah empfängt aus allen Theilen des Landes Geschenke (pischkisch) an Shawl-, Seiden-, Woll-,

Kamelot- und Baumwollstoffen, während er seinerseits das ganze Personal seines Harems sammt der zahllosen Dienerschaft zu beschenken, sowie den Staatsbeamten und Gouverneuren Ehrenkleider (chalat) zu überschicken hat. Bis vor etwa zehn Jahren erhielten sogar noch der uralten Sitte des Dschemschid gemäß fast alle Diener und die Offiziere der Armee jeder einen Shawl im Preise von 8—100 Dukaten, die hohen Würdenträger und Gouverneure aber fertige, bis 400 Dukaten kostende Tunicas (dschubbe) aus Shawl, mit Perlenquasten und Goldtressen besetzt, vom König verehrt. Die hierzu erforderlichen Ausgaben waren ebenso belastend für den Staatsschatz als erträgnißlos für den Empfänger; denn schon beim Einkauf wurden die angewiesenen Summen fast zur Hälfte unterschlagen; alsdann schnitt sich der Ueberbringer ein Stück von dem Shawl ab, um es zu verkaufen; endlich mußte der Beschenkte für die Ehre der königlichen Spende wenigstens den vollen Werth des Erhaltenen in Geld entrichten. Seit dem Jahre 1854 wurden deshalb die officiellen Gaben auf die Minister, die höchsten Würdenträger, die Gouverneure und die anwesenden europäischen Gesandtschaften beschränkt mit Ausnahme der englischen, welche von jeher das Geschenk ablehnte.

Für die Gouverneure der Provinzen hat übrigens das königliche Ehrenkleid die Bedeutung einer wirklichen Investitur; das Ausbleiben desselben gilt als Zeichen für die bevorstehende Amtsentsetzung, denn am Nauruz muß der Gouverneur entweder in seiner Würde bestätigt oder ihm ein Nachfolger designirt werden. Vor sieben Jahren wurde eine Verordnung erlassen, wonach die sämmtlichen Gouverneure sich zum Nauruz in der Residenz einfinden sollten; natürlich war es dabei auf die von ihnen mitzubringenden Geschenke für den König und die Minister (haddieh) abgesehen. Allein der Befehl kam nie zur Ausführung, sondern es blieb wie

früher beim Chalat. Man sieht daher um diese Zeit königliche Kämmerlinge als Ueberbringer der Ehrenkleider nach allen Richtungen des Landes abgehen. Der pomphaften Mission entsprechend, reisen sie mit großem Gefolge von Dienern, Handpferden (jedek) und Lastthieren. Der Gouverneur, begleitet von seinen Secretären und Dienern, zieht dem königlichen Sendboten einige Meilen entgegen; vor einem reichlich mit Süßigkeiten und Früchten versehenen Zelt steigt er vom Roß und empfängt mit derselben Ehrerbietung, als stände er vor dem Schah selbst, das Ehrenkleid, welches ihm von dem Kämmerling über die Schulter geworfen wird. Die ganze Ceremonie heißt davon Chalat puschan. Nachdem man im Zelte Süßigkeiten, Thee, Kaffee und Nargileh genossen, kehrt der Investirte unter steten Glückwünschen in seine Behausung zurück. Nun muß er für namhafte Geschenke an den Schah sowie für nicht minder reiche Gaben an den Premierminister und andere dem Thron nahestehende Personen Sorge tragen, damit sie im Gespräch mit dem König seiner in Gutem gedenken, wenigstens nichts Nachtheiliges von ihm sagen. Oft ist die Summe, für welche ihm das Chalat geschickt wird, schon im voraus festgesetzt. Selbstverständlich liegt ihm die glänzende Verpflegung des Kämmerlings und seines zahlreichen Trosses ob; er hat demselben aber auch noch ein baares Geschenk von 800—2000 Dukaten einzuhändigen, damit er bei seiner Zurückkunft an den Hof viel von der Tugend und Gerechtigkeitsliebe des Gouverneurs spreche, und von dem überglücklichen Zustand, in welchem sich seine Provinz befinde. Der Schah versäumt nie, sich bei den Zurückkehrenden nach dem Ertrag ihrer Mission zu erkundigen; er schickt seine Lieblinge dahin, wo das meiste für sie zu gewinnen ist, und Wehe dem Gouverneur, der bei solcher Gelegenheit sich knickerig zeigen wollte! Da der Ueberbringer des Chalat in der Regel auch noch Pferde,

Teppiche, Eunuchen und andere Sklaven zum Geschenk erhält, so vermag die Sendung in eine gute Provinz den zerrütteten Vermögensverhältnissen eines Mannes gründlich wieder aufzuhelfen.

Sowie der König im großen, muß jeder in seinem kleinern Kreis den Dienern und Clienten Geschenke zukommen lassen, die jedoch zumeist nur in Kleidern von Tuch und Nanking bestehen.

Einige Tage vor dem Feste schreitet man zum Scheuern der Wohnungen und zum Ausklopfen der Teppiche (farschtekun), und zwar geschieht letzteres nur dies eine mal im Jahr, obgleich von den Dienern häufig der zusammengekehrte Staub unter die Teppiche verborgen wird. Um das Farschtekun in der königlichen Wohnung vornehmen zu lassen, begibt sich der Schah nach einem seiner Lustschlösser und verweilt daselbst, bis das Geschäft vorüber ist.

Zwei bis drei Wochen vor dem Nauruz strömen die Derwische aus den verschiedenen Theilen des Landes in die Städte. Sie stellen sich ihrem Chef, dem Derwisch-Baschi, vor und erhalten von ihm Anweisung auf Unterkunft bei den wohlhabenden Einwohnern. Vor dem ihm zugewiesenen Hause angekommen, schlägt der Derwisch seinen mit eiserner Spitze versehenen Stock in die Erde und ruft mit gellender Stimme sein Losungswort: „Ja hakk!“ (Göttliche Wahrhaftigkeit!) Hierauf lehnt er ein Halbzelt neben die Hausthür, gräbt rings umher den Boden auf, säet Gerste und einige Frühlingsblumen, und richtet sich völlig heimisch ein. Der Wirth hat die Pflicht, für seinen Unterhalt zu sorgen und nach dem Fest ihm ein hübsches Sümmchen als Viaticum zu schenken. Unterläßt er es, so setzt sich der Derwisch mehrere Monate an seiner Hausthür fest, während welcher Zeit derselbe verpflegt werden muß und überdies die Aus- und Eingehenden mit seinem unaufhörlichen Ruf: „Ja hakk!“

und durch den gellenden Ton einer aus Steinbockshorn gefertigten Posaune belästigt. Einen Derwisch barsch abzuweisen, wagt niemand; man scheut das allgemeine Vorurtheil sowie den Fluch und die Rache seiner sämmtlichen Genossen.

An dem letzten dem Fest vorhergehenden Tage begibt sich alles in die Bäder, wo die Haare schwarz und die Nägel gelb gefärbt werden. Die Parsen bestreichen sogar den ganzen Körper, das Gesicht ausgenommen, mit Henna, um sich einen gelben Teint zu verschaffen.

Bei Hofe wird der Eintritt des Nauruz, fände er auch erst um Mitternacht oder noch später statt, durch einen Salam (öffentliche Audienz) gefeiert, zu welchem nur Priester, Seide, hohe Staatsbeamte von der Kategorie der Mukareb el Chakan, d. i. die zum König freien Zutritt Habenden, und einige Stabsoffiziere geladen werden. Man versammelt sich in einem inmitten des königlichen Gartens (diwänchäne) gelegenen Kiosk, der einen geräumigen achteckigen Saal mit Bassin und Springbrunnen bildet. Der untere Theil der Wände, aus weißem Marmor bestehend, ist mit Reliefsculpturen und zierlich in Gold und Blau ausgelegten Arabesken reich und geschmackvoll decorirt; der obere Theil und der Plafond sind ganz mit Spiegelglas belegt. Den Boden bedeckt ein kostbarer persischer Teppich von zartem Muster und lebhaften Farben. In einer tiefen Fensternische liegt, etwa um eine Spanne erhöht, ein mit Perlen gestickter Seidenteppich und darauf ein rundes Polsterkissen von Brocat, mit Perlenquasten verziert. Es ist der für den Schah bestimmte Sitz.

Nach und nach füllt sich der Saal mit den Mukareb el Chakans; an ihrer Spitze der Premierminister, mit Chalat bekleidet und in der Rechten einen hohen mit Diamanten besetzten Stab haltend, während draußen vor den Fenstern die Offi-

ziere der Armee, in Reih und Glied postirt, des entscheidenden Moments harren.

Etwa zwanzig Minuten vor dem Jahreswechsel erscheint der Schah. Er trägt ein so schwer mit Perlen, Smaragden und Rubinen besetztes Staatskleid, daß er nur mit Mühe unter dessen Wucht sich fortbewegen kann. Auf seinem Haupt sitzt die schwarze Lammfellmütze, ebenfalls von Diamanten strotzend und überragt von dem mächtigen Reiherbusch (dschiggeh), der oben in einen breiten Bart von bunt-farbigen, gesponnenen Glasfäden endet. Vor und hinter den Ohren wallt, der herrschenden Mode gemäß, eine Haarlocke hervor. Um jeden Arm schlingt sich eine goldene Spange; die eine enthält den großen Krondiamanten daria enur (das Meer des Lichts), eine große, flache Tafel von reinstem Wasser, die andere den in Delhi erbeuteten größten Rubin der Erde, auf dessen Basis die Namen sämmtlicher Mogolherrscher eingravirt sind. Der Gürtel von Goldtressen, vorn durch eine reich mit kostbaren Steinen besetzte Platte geschlossen, Epauletten aus Demantschnüren und ein Hindusäbel mit ebenfalls reich incrustirtem Griff ergänzen den pompösen Anzug.

Beim Eintritt in den Saal ist der König von einem Eunuchen und einigen Kämmerlingen begleitet. Er schreitet auf seinen Platz in der Fensternische zu, setzt sich mit untergeschlagenen Beinen auf den seidenen Teppich und lehnt sich gemächlich an das Polsterkissen. Unmittelbar nach ihm treten einige Mutschtehiden-Seïden (Priester höhern Rangs) ein und nehmen, einer alten Prärogative zufolge, ohne dessen Erlaubniß abzuwarten, neben dem König Platz. Dieser richtet einige Worte an sie, gewöhnlich das Wachsthum der Macht und der Heilighaltung des Islam betreffend, worauf sie stets etwa Folgendes erwidern: „Unter dem Schatten Euerer Majestät, dem Asyl des Glaubens, schlägt die Religion

immer tiefere Wurzel und verringert sich täglich die Zahl der Ungläubigen" (kafir). Hierauf hält der Schah die officielle Ansprache an den Premierminister, worin er ihn nach den neuesten Berichten aus den Provinzen fragt. Der Minister antwortet in langer, wohlgesetzter Rede: „Der Regen und die Barmherzigkeit Allahs stiegen auf die Gefilde und Fluren herab, alles gedeiht unter der gesegneten Hand, überall herrscht Fülle und Ueberfluß" — obwol notorisch in einigen fernen Provinzen die Bewohner vom Mangel aufgerieben werden —; er berichtet ferner über den Fortschritt der Gewerbe, der Künste und der Civilisation überhaupt — welches europäische Wort er stets im Munde führt, ohne den Umfang seiner Bedeutung zu ahnen —, über die Siege der ruhmreichen Armee, über die Bauten von Brücken, Karavanserais und Straßen — welche meist nicht existiren —, und schließt damit, daß unter einem solchen Hort der Segen von Tag zu Tag nothwendig sich mehren müsse.

Indessen naht der entscheidende Moment, nur wenige Minuten fehlen noch. Der nizam el ulema (der Chef der Gottesgelahrten) schreibt mit Goldlösung auf eine weiße Porzellanschale die neue Jahreszahl und darunter einen Segenswunsch. Jetzt geben die Sternkundigen das Zeichen, eine Kanone wird abgefeuert und der Hofastronom kündigt dem König feierlich an, das neue Jahr habe begonnen. Sofort rufen die anwesenden Priester und Würdenträger ihr „Mæbärek bäd!" (Es sei gesegnet!) Vom Finanzminister werden dem Schah mehrere Säcke voll neugeprägter kleiner Gold- und Silbermünzen gereicht. Der Schah schüttet den Inhalt auf ein großes Silberplateau, mischt ihn durcheinander und vertheilt an jeden der Eingeladenen einige Stücke davon; denn es gilt als gutes Omen (maymenet), in der Stunde des Jahrswechsels neue Münzen zu empfangen. Der Reihe nach treten die Priester, die Minister und dann

die übrigen im Saal befindlichen Personen einzeln vor, und jeder fängt in den zusammengehaltenen Hohlhänden die Spende auf, welche er zum Zeichen des Dankes an Herz und Stirn drückt. Zuweilen richtet der Schah einige verbindliche Worte an den Empfänger. In derselben Reihe verlassen die Beschenkten den Saal. Der Schah jedoch bleibt, von den Hofcharzen umgeben, auf seinem Platz und vertheilt nun in gleicher Weise auch an die Draußenstehenden durch das offene Fenster die königliche Gabe. Die Ceremonie (ayde-tahwil, das Fest der Austheilung) dauert an zwei Stunden. Nach Beendigung derselben zieht sich der König ermüdet in die innern Gemächer zurück.

Die Gebräuche beim Eintritt des Nauruz, wie sie in den ältesten Zeiten stattfanden, beschreibt der gelehrte Richardson folgender Art: „Kurz vor dem Eintritt des Jahreswechsels wurde ein wohlgestalteter Jüngling, allegorisch das neue Jahr darstellend, an die Thür des königlichen Schlafgemachs postirt. Im Augenblick, wo die Sonne über dem Horizont erschien, trat er unangemeldet ein. Der König fragte ihn: «Wer bist du? Woher kommst du? Wohin gehst du? Wie heißt du? Was bringst du?» Worauf der Jüngling erwiderte: „Ich bin beglückt und gesegnet; ich bin von Gott zu dir geschickt; ich bringe das neue Jahr.» Ein anderer brachte eine Schüssel voll Weizen, Bohnen, Linsen, Sesam und Reis, ferner einen Klumpen Zucker und zwei neugeprägte Münzen. Dann überreichten die Minister und Würdenträger des Reichs einen Laib Brot. Der Schah kostete davon und vertheilte das übrige unter die Anwesenden, wobei er die Worte sprach: «Das ist der neue Tag des neuen Jahres der neuen Zeit, wo alles Bestehende sich erneuert.» Zuletzt beschenkte er die Großen mit neuen Gewändern und andern Gaben.“ Man ersieht aus dieser Schilderung, daß die Gebräuche, wenn auch nicht ganz, doch

im wesentlichen bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben sind.

Das Fest, welches mit dem Nauruz beginnt, dauert dreizehn Tage. Während dieser Zeit ruhen fast alle Geschäfte; man widmet sich ausschließlich der Erholung, den Freuden des Familienlebens sowie gegenseitigen Besuchen und Gratulationen. Fällt jedoch das Nauruzfest in den Fastenmonat Ramazan, so wird nur die Nacht zu Belustigungen benutzt, den Tag über hingegen gefastet; denn welche Concessionen auch in Betreff der Feier gemacht worden sind, die Fasten, auf welche sich das Fundamentaldogma des Islam gründet, blieben davon unberührt.

Nur der erste Tag trägt eigentlich ein religiöses Gepräge. Der zweite ist ein großes, allgemeines Volksfest. Schon am frühen Morgen wimmelt es auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen. Jedermann trägt ein neues Kleid, und da die hellen Farben am beliebtesten sind, sieht man grün-, gelb-, blau-, rothgekleidete Scharen bunt durcheinanderwogen; die Frauen freilich müssen ihre neuen Gewänder unter dem dunkelfarbigen Domino verbergen. Bekannte, welche sich begegnen, drücken einer die gefalteten Hände des andern und umarmen sich unter dem Ruf: „Ayd mebarek!" (Gesegnetes Fest!) Ein Untergebener spricht und empfängt den Glückwunsch, indem er mit beiden Händen die eine Hand seines Herrn oder Gönners umfaßt.

In den Prunksälen sitzen der Großvezier und der Kriegsminister, mit dem Chalat bekleidet, und um sie herum die Prinzen und Würdenträger in ihren Staatskleidern. Beim Einnehmen der Sitze wird sehr streng auf Rang und Anciennetät gehalten; man preßt sich in die unbequemste Lage, blos um sein Recht zu behaupten. Jeder Eintretende begrüßt den Vezier mit dem Wunsch „Ayd mebarek", welchen dieser mit derselben Formel erwidert. Zuerst werden Süßig-

keiten und Scherbets herumgereicht; dann ertönt der Ruf: „Khaliān biār!“ (Bringt das Nargileh!) und sofort stürzen an funfzig Diener in den Saal, jeder eine reich mit Silber, Gold, Edelsteinen und Email verzierte Pfeife in der Hand tragend. Sie suchen einander in der Bedienung ihres Herrn zuvorzukommen, um hierdurch dessen Vorrang anzudeuten. Bald hört man nichts als ein allgemeines Brodeln, wie wenn einige hundert pneumatische Wannen in einem chemischen Laboratorium in Thätigkeit wären; der Saal füllt sich mit dichtem Qualm, der jedoch durch die geöffneten Fenster in Strömen wieder entweicht. Auch alle übrigen Stände bringen dem Großvezier ihren Glückwunsch dar, doch ziehen sie nur von außen an dem Fenster, an welchem er seinen Sitz hat, vorüber. Den Schluß bilden die Poeten (schaèrā), welche das Lob des Veziers in Ghaselen besingen. Er wird von ihnen mit dem salomonischen mythischen Minister Wassaf und andern großen Divangelehrten verglichen, sein Stamm wird verherrlicht, die Weisheit, womit er Segen über das Land verbreitet, gepriesen, u. s. w. Jeder Poet recitirt laut das Product seiner Muse, und es gehört ein nicht geringer Grad von Geduld dazu, um alle die sinnlosen Hyperbeln, welche nur der schönen Reime und des zu erwartenden Geschenks halber erfunden sind, mit anzuhören. Dennoch unterbricht häufiges barik-allah, āferin (Bravo) die Declamation. Nach Anhörung eines besonders schlechten Gedichts wandte sich der Minister lächelnd mit der Frage an mich, ob ich die persische Poesie bereits gut verstünde. Ich konnte mich der ironischen Antwort nicht enthalten: „Wie sollte ich das, da Ihr selbst diese Poesie nicht versteht!“

Unterdessen hat der Schah gebadet, das Frühstück eingenommen, festliche Toilette gemacht und von den Kronjuwelen die kostbarsten ausgewählt, um sich damit zu

schmücken. Nun gibt er den verschiedenen europäischen Gesandtschaften in dem mittlern Spiegelsaal, der Pfauensaal genannt, weil sich darin der Pfauenthron aus Delhi befindet, eine feierliche Audienz zur Empfangnahme ihrer Glückwünsche. Die Gesandten erscheinen in großem Galaanzug und begleitet von ihren sämmtlichen Hausofficianten. Nach geschehener ceremonieller Anmeldung betreten sie, durch den Hofceremonienmeister (isik agassi baschi) eingeführt, den Saal. In früherer Zeit mußten sie sich vor der Thür ihrer Fußbekleidung entledigen und der Audienz stehend beiwohnen. Aber 1829 im Frieden von Turkoman-tschai wurde von Rußland die Aufhebung dieses demüthigenden Zwangs ausdrücklich zur Bedingung gemacht; um nun den Russen keinen besondern Vorzug einzuräumen, entschloß man sich, auch den andern Gesandtschaften gegenüber von dem bisherigen Brauch Abstand zu nehmen. Noch heute jedoch empfindet der Schah die abgedrungene Concession sehr schmerzlich; denn erstens werden durch das Betreten mit Schuhen aus unreinem Leder, an denen außerdem vielleicht auch Gassenstaub haftet, die Teppiche gesetzlich verunreinigt und müßten eigentlich unmittelbar danach gewaschen werden; zweitens verletzt das Niedersitzen in Gegenwart des Schah, das nicht einmal einem Prinzen, nicht dem eigenen Kind, sondern nur den Seiden-Priestern erlaubt ist, seine Autorität. Er sucht daher in gewöhnlichen Audienzen dem Dilemma zu entgehen, indem er, hinter einem Vorhang hervortretend, die Gesandten selbst stehend anredet, oder die Bedeutung der unangenehmen Licenz dadurch abzuschwächen, daß er seinem Großvezier ebenfalls einen Sitz anbietet. Bei der Neujahrscour indeß werden seitdem einige Minuten vor der Ankunft der Gesandten Sessel für sie hingestellt. Während der Audienz soll zwar niemand in der Nähe des Saals sich aufhalten, theils damit die Fremden nicht sitzend vor dem Schah gesehen werden,

theils damit die gepflogenen Verhandlungen nicht in die Oeffentlichkeit gelangen. Allein es scheint, daß die Wände Ohren haben, denn selten bleiben die vom Schah gesprochenen Worte verschwiegen. Sobald die Gesandtschaft eines Staats sich verabschiedet hat, tritt auf ein gegebenes Zeichen das Personal einer andern ein. Vom Schah begeben sich die Gesandten in derselben Ordnung zum Großvezier, wo sie mit Scherbet, Süßigkeiten und Pfeifen bewirthet werden.

Gegen Mittag ertönt das Signal zu der großen öffentlichen Audienz (salam e aam), welche an diesem Tag im Saal des Sulimanthrons (tälär-e-tacht-e-Suleyman) abgehalten wird. Der geräumige, erste Hof füllt sich mit Offizieren und Civilbeamten. Letztere werden vom Ceremonienmeister nach ihrem Rang in zwei Reihen geordnet. Vor und zwischen ihnen stehen die reich mit Teppichen und Shawls geschmückten, ihre buntgefärbten Rüssel emporhebenden Elefanten und eine Giraffe, welche wesentlich zum Pomp des Salams gehören. Ein Strauß, der ebenfalls viele Jahre zur Verherrlichung des Salams diente, starb leider an Indigestion. Am Ausgang des Hofs führen einige Stufen zu einer erhöhten Plattform empor. Die Geländer derselben sind mit Blumen, Früchten und Schirini besetzt. Im Vordergrund enthält sie ein weites Bassin mit Springbrunnen; der hintere Raum aber endet in einen großen, prächtigen Spiegelsaal, welcher den sogenannten Thron des Suliman umschließt. Zwei schöne Marmorsäulen tragen die Façade des Saals; sie wurden zur Zeit des ersten Kadscharenschahs Agha Muhamed Chan mit unsaglicher Mühe auf ungebahnten Wegen, über Berg, Fluß und Thal, meist durch Menschenhände von Schiraz nach Teheran transportirt. Vor dem Bassin erwartet der Großvezier den Schah, an seiner Seite stehen die königlichen Prinzen, einige Chane aus der Kadscharenfamilie und eine Anzahl rothgekleideter Scharf-

richter mit Ruthen und Beilen. Königliche Garden, mit langen Stäben bewaffnet, halten die Ordnung aufrecht; außerdem liegt in der Nähe ein Bündel Ruthen, damit auf ertheilten Wink augenblicklich die Strafe der Baſtonnade vollzogen werden kann.

Ein Kanonenſchuß verkündigt das Erſcheinen des Schah. Derſelbe beſteigt den Sulimanthron und läßt ſich langſam mit unterſchlagenen Beinen darauf nieder. Sein Gewand iſt dermaßen mit Juwelen überladen, daß vom Reflex der Sonnenſtrahlen das Auge geblendet wird. Zur Seite des Throns ſtellen ſich der Reichsſchildträger (speherdār) und der Scepterträger (tāpuzdār) auf. Alsbald beginnt ein wahrhaft betäubendes und oft ohrzerreißendes Getöſe; es wird nämlich eine Salve von hunderteinundzwanzig Kanonenſchüſſen gegeben, und gleichzeitig ſtimmt am Eingang des großen Platzes (maydan) die königliche Hauskapelle (næghārechāneh), aus etwa vierzig Spielleuten beſtehend, auf Hörnern, Zinken, Trompeten, Keſſelpauken, Schalmeien, eine barbariſche Muſik an. Die Näkare Chaneh iſt eine, wie es heißt, von Dſchemſchid eingeführte Prärogative des Königs. Sie producirt ſich jeden Tag bei Sonnen-Aufgang und -Untergang, ſpielt ferner zur Feier großer Feſte und Siege, und begleitet den König überall auf ſeinen Reiſen. Nur Prätendenten wagen es, ſich ebenfalls eine eigene Kapelle zu halten, und legen eben dadurch ihre Prätentionen an den Tag. Man kann ſich in der That von dieſen Mistönen keinen Begriff machen; dennoch gewöhnen ſich die Menſchen daran, nur Pferde, welche zufällig in die Nähe kommen, werden ſcheu und gehen mit ihrem Reiter durch. Außerdem bemühen ſich auch noch verſchiedene Militärmuſikbanden, die einen europäiſche, die andern perſiſche Weiſen ſpielend, die Kanonen, die Näkare-Chaneh und das Plätſchern der Springbrunnen zu übertönen.

Sobald der Schah auf dem Thron Platz genommen, verneigen sich alle Umstehenden tief mit Einschluß der Elefanten, welche theils hierzu dressirt sind, theils durch die Stachel der Treiber gezwungen werden. Der erste Kammerdiener des Salam, mit Tiara und Hermelin bekleidet, reicht dem Schah ein Täßchen Kaffee und entfernt sich, rückwärts schreitend, um das mit Edelsteinen geschmückte Narghile zu holen. Der König schlürft den Kaffee vor allem Volk und thut einige Züge aus dem Nargileh. Nun beginnt er einen Dialog mit dem Großvezier, eine Art Thronrede in Form von Fragen und Antworten, obgleich bei dem anhaltenden Lärm und der Distanz von etwa 60 Fuß unmöglich einer den andern verstehen kann. Fragt z. B. der Schah, ob die Wege sicher und von den Karavanen ohne Gefahr zu passiren seien, so antwortet der Vezier: „Das Wetter ist günstig und ladet Ew. Majestät zu Jagdausflügen ein." Der König spricht dabei über seine Plane für den kommenden Sommer, über die projectirten Reisen und Expeditionen, doch ist diesen Vorsätzen kein großer Werth beizulegen, da sie durch den Einfluß seiner Umgebungen gewöhnlich starke Modificationen erleiden.

Während dieser Conversation läßt sich der Schah noch drei Täßchen Kaffee und drei Nargileh serviren. Nach Beendigung derselben bringt der älteste Oheim, dem Thron näher tretend, seine Glückwünsche dar, welche der Schah mit einigen verbindlichen Worten beantwortet. Sodann spricht der Chatib baschi (der für das Wohl des Königs Betende) mit gellender Stimme die Chutbeh (Gebet für die Dynastie). Bei der Stelle „der Sultan, Sohn des Sultans, Nachkomme der Sultane, der Chagan, Sohn des Chagans, Nachkömmling der Chagane — Nassereddin — Schah der Khadscharen" beugt sich wieder alles Volk sammt den Elefanten

überragt mächtig die ganze

...et zu Ende, so zieht der
...a, die Sonne der Sänger)
...n Shawl-Ehrenkleid und liest
...asel zum Preise des mächtigen
...r Könige, vor. Mit den Reizen
...n Luft und der nie fehlenden Gul
...Nachtigall) beginnend, kommt er mit
...ang auf die Körperschönheit, Stärke
...önigs und auf dessen Kämpfe mit Löwen
... Glied, selbst nicht das geheimste, bleibt
...ie verschont. Dann besingt er die könig-
...ten und ermahnt den Welteroberer, da er
...nstantinopel) bereits fertig geworden, noch
...rocken China nicht zu verschmähen. Besonders
...Endreime betont er nach persischer Sitte mit
...me, die noch lange nachher in den Ohren

...manchen Jahren wird noch ein Kurier vorgeführt,
...tanzug, ganz mit Staub bedeckt, als sei er soeben
...Pferde gestiegen, der von neuen Siegen über die Turko-
...n Bericht erstattet. Oder zufällig anwesende Deputirte
... den tributpflichtigen Reichen Afghanistan, Sistan, Be-
...ndschistan bringen ihre Huldigung dar; so sah ich deren aus
dem Stamme der Hezare aus Afghanistan. Zum Schluß
vertheilt der Finanzminister an die Umstehenden neue Silber-
münzen. Der Schah erhebt sich und kehrt in gemessenem
Schritt in den Harem zurück. Hiermit ist der Salame aam
beendigt.

Eine halbe Stunde danach beginnen die öffentlichen
Spiele auf dem großen Meydan (maydan-e-tubchāneh).
Der König sieht von einem Balkonfenster dem Treiben zu;

in zwei Seitenlogen ist das Personal der europäischen Gesandtschaften placirt. Auf den platten Dächern der das Meydan umgebenden Gebäude stehen Kopf an Kopf gedrängt verschleierte Frauen und buntgekleidete Kinder. Unten auf dem Platze führen Pahlewans (Athleten), welche sich das ganze Jahr hindurch in den Turnhallen (zurchâneh) geübt haben, ihre Ringkämpfe auf. Es sind nackte, kräftige Gestalten; nur eine steife Hose bedeckt die Lenden, Gesicht und Kopf sind glatt rasirt bis auf den Schnurrbart und einen vom Wirbel herabhängenden Zopf. Lauernd beobachtet jeder die Bewegungen seines Gegners; jetzt glaubt er den günstigen Augenblick gekommen, ihn um den Leib zu fassen; durch einen raschen, unvermutheten Kunstgriff streckt er ihn zu Boden, setzt seinen Fuß auf den Besiegten und wirft ihn dann zur Belustigung der Zuschauer in das nahe Bassin. Gaukler auf Pfählen und Stelzen, Seiltänzer, Harlekine, als Bären oder Löwen verkleidete Clowns tummeln sich durcheinander. Von Zeit zu Zeit wirft der Schah kleine Gold- und Silbermünzen in das dichte Gewühl herab, die man zu erhaschen und sich abzujagen sucht. Löwen und Tiger aus den Wäldern Masanderans, Leoparden aus Arabistan, nur lose an Stricken gehalten, promeniren dazwischen umher. Affenhüter aus Schiraz produciren die Schwänke ihrer abgerichteten Thiere. Im Vordergrund stehen die Elefanten und die Giraffe als stumme Zuschauer. Hier wird ein Kampf zwischen zwei Argaliwiddern veranstaltet; die Thiere rennen wüthend gegeneinander und müssen schließlich, damit sie sich nicht tödlich verletzen, mit Gewalt getrennt werden. Dort geben Afghanen interessante Scheinkämpfe mit Schild und Säbel zum besten. Sie sind als ebenso kühne wie gewandte Streiter (schemschiri, Säbelkundige) bekannt, und ihr Schwert ist im ganzen Orient gefürchtet. Früher fand auch die öffentliche Aufführung obscöner Farcen statt; unter

der gegenwärtigen Regierung aber wurde dieser Skandal abgeschafft. Zur Vervollständigung des wüsten Lärms läßt die Näkare-chaneh ununterbrochen ihr Charivari erschallen.

An einem der folgenden Tage gibt die Königin-Mutter (Valideh) in ihren Gemächern einen Frauen-Salam für die Prinzessinnen und deren Gefolge, zu dem auch die Damen der europäischen Botschafter geladen werden; man nennt diesen Salam spottweise dschumeh-bāzār (Ausverkauf). Obwol das theo-demokratische Gesetz des Propheten in dieser Beziehung keinen Unterschied kennt zwischen Fürst und Volk, maßt sich doch der Schah das Recht an, ebenfalls zu erscheinen und die anwesenden Frauen unverschleiert zu sehen. Ja er zeichnet Caricaturen von den dabei vorkommenden Scenen, die oft noch lange nachher dem Hofe zur Belustigung dienen. Auch den Damen werden nämlich neue Münzen nicht nur ausgetheilt, sondern auch zum Erhaschen hingeworfen, und es sollen dabei hitzige Kämpfe geführt werden, in denen man gegenseitig nicht eben schonend mit den kostbaren Toiletten umgeht. Die Valideh macht die Honneurs des Hauses; sie fragt auch die europäischen Frauen nach ihrem Befinden. Letztere bilden überhaupt den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Neugier. Ihre Physiognomie wird angestaunt, ihr Anzug mit bewundernden Blicken gemustert.

Die übrige Zeit des dreizehntägigen Festes ist Besuchen und Gratulationen gewidmet. In der Reihenfolge der Visiten herrscht eine strenge Etikette. Ueberall werden Süßigkeiten gereicht und genossen. Der König besucht in pomphaftem Aufzug die vornehmsten Priester der Stadt, die ihn ihrerseits mit affectirter Einfachheit empfangen, um sich in den Ruf der Armuth und Entsagung zu setzen. Die Veziere statten den europäischen Gesandten ihre Gegenvisite ab und

benutzen die Zusammenkunft zur Besprechung von Staats- und Privatangelegenheiten, zur Ausgleichung persönlicher Mishelligkeiten und zu Betheuerungen ihrer Loyalität gegen die betreffenden Cabinete.

In den Häusern ergötzen Spaßmacher und Gaukler durch ihre Künste und Farcen; Affentreiber aus Schiraz lassen die drolligen Schwänke ihrer Thiere sehen oder singen unter Begleitung von Tamburinen und Zimbaln, denn sie sind die berühmtesten Lutis des Landes. In Ungnade gefallene Größen werden von ihnen verspottet, indem sie einen Affen denselben ähnlich kleiden und ihn mit Streichen tractiren. So sah ich den Sohn des exilirten Großveziers durch einen Affen darstellen, der eine Shawl-Tunika trug und einen Kameh (Tscherkessendolch) im Gürtel stecken hatte. Gezähmte Elefanten, Löwen, Tiger und Leoparden werden in die Höfe geführt, wo die Kinder ohne Scheu sich ihnen nahen, ohne daß man von einem Unglück hört. Nur das Pferd kann ihren Anblick nicht ertragen, es bäumt sich und ist nicht von der Stelle zu bringen. Auch Hofnarren (luti bäschi) gibt es, meist armselige Creaturen ohne Geist und Witz; doch erzählt man von solchen aus frühern Zeiten, die, ohne Furcht vor dem Kopfabschlagen, der Majestät manche Wahrheit gesagt haben sollen.

Am neunten oder zehnten Tage findet das Pferderennen (æsp-dæwäni) statt. Es werden dazu einige Pferde aus dem königlichen Marstall bestimmt; die übrigen müssen die Prinzen, die hohen Beamten und Gouverneure stellen, so gern sich mancher dieser Pflicht entziehen möchte, da viele edle Thiere dabei zu Grunde gehen. Einen Monat lang werden die Rennpferde trainirt (sähun kerden), indem man sie täglich in der Bahn laufen läßt und ihnen, um sie mager zu machen, auch des Nachts nur kurzen Schlaf gönnt.

Die Länge der Rennbahn beträgt einen halben Pharsach; sie bildet einen weiten, durch Meilensteine in vier Stationen getheilten Kreis. Gegen Nordost steht ein kleines, unansehnliches Häuschen (imārete-æsp-dewāni, der Rennpalast), worin der König und die Würdenträger dem Schauspiel beiwohnen. Zu beiden Seiten desselben sind Zelte für die europäischen Gesandten aufgeschlagen. Auf einer Plattform gegenüber nehmen die königlichen Spielleute und Tänzer Platz. Ein dröhnender Kanonenschuß gibt das Zeichen, daß der Schah sein Schloß verlassen habe. Er kommt in einem großen Galawagen angefahren. Voranschreitet der große Elefant, mit rothem Tuch behangen und nach indischer Weise ein Zelthäuschen auf dem Rücken tragend. Eine zahlreiche Kamelartillerie, die decorirten Hofchargen und der Oberschatzmeister mit dem kleinen Kronschild verherrlichen den Zug. Dichte Scharen von Stadtbewohnern, zu Fuß oder auf Pferden und Eseln reitend, füllen den äußern Raum. Sobald der Schah ausgestiegen, was durch eine Artilleriesalve verkündigt wird, und sich auf den reichen Teppich niedergelassen hat, werden die Pferde einzeln vorgeführt, wobei der Ceremonienmeister die Kennzeichen, die Rasse und den Besitzer eines jeden ausruft. Die Rennen sind in drei Abtheilungen getheilt: in der ersten muß der Umkreis der Bahn sechsmal, in der zweiten viermal, in der dritten nur zweimal durchlaufen werden. Bei dem sechsmaligen Umlauf ermatten die meisten Pferde lange vor Erreichung des Ziels, andere werden dadurch zurückgehalten, daß man ihnen auf Anstiften von Mitbewerbern Sand in die Augen streut. Naht sich das vorderste dem Ziel, so springt der Jockey des Eigners hinzu, faßt es mit einem raschen Griff am Zügel und langt gleichzeitig mit ihm an, um den ausgesetzten Preis in Empfang zu nehmen, welchen er in einem Beutel auf dem Kopf davonträgt. Natürlich wird stets dafür gesorgt,

daß nicht eine misliebige Persönlichkeit den Preis erlangt und daß vor allen die Pferde des Schah als Sieger hervorgehen.

Die Turkomanenrosse bewähren sich zwar in ihren heimatlichen Steppen und auf Raubzügen als die wildesten Renner, an Ausdauer und Intelligenz aber stehen sie den Pferden arabischer Rasse nach, welchen letztern daher fast immer der Preis zufällt.

Während der Pausen verkürzen die Spielleute durch Musik und die Tänzer durch ihre lasciven Sprünge und Pantomimen der harrenden Menge die Zeit.

Auch die königlichen Läufer haben eine Tour um die Rennbahn zu machen. Dieser Wettlauf von einer halben Meile sieht übrigens anstrengender aus, als er in der That ist, denn nachdem die ersten einen Theil der Bahn durchlaufen, werden sie, ohne daß es das Publikum merkt, von andern abgelöst, diese wieder von andern, bis die letzten scheinbar athemlos das Ziel gewinnen. Den empfangenen Preis theilen die Sieger laut vorherigem Uebereinkommen mit ihren Kameraden. Der Schah nimmt unterdeß ein Frühstück ein und kehrt dann, sehr befriedigt von der Vortrefflichkeit der persischen Pferde, in seine Residenz zurück.

Endlich erscheint der dreizehnte, der letzte Tag des Festes. Nach einer alten Tradition sollen an diesem Tag die Häuser mit Einsturz bedroht sein. Es wandert deshalb alles vor die Thore der Stadt den Gärten zu, besonders die weibliche Bevölkerung, welche neben der Furcht vor Gefahr wol auch noch andere Motive ins Freie locken. Um diese weibliche Auswanderung einigermaßen zu beschränken, wird auf Anordnung des Polizeimeisters von jeder durch das Thor Passirenden eine kleine Accise erhoben.

Hiermit endet das fröhliche Nauruzfest. Dem Bauer dient es zugleich als Zeitabschnitt, wonach er die Bestellung

des Bodens, die Aussaat und Ernte bestimmt; er weiß, daß dieser oder jener Same zwanzig Tage vor oder nach dem Fest ausgestreut, dieser oder jener Baum soviel Tage vorher oder nachher gepfropft werden müsse. Im allgemeinen ist der Nauruz unter dem schönen Frühlingshimmel Irans ein Fest der Wonne und des Ergötzens; doch bleiben in vielen Haushaltungen wegen der übermäßigen Kosten, die er verursacht, allerdings die Nachwehen nicht aus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Perſien.

Das Land und ſeine Bewohner.

Zweiter Theil.

Perſien.

Das Land und ſeine Bewohner.

Ethnographiſche Schilderungen

von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Perſien und Lehrer an der mediciniſchen Schule zu Teheran.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1865.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

I. **Nassereddin Schah, seine Regierung und sein Hof.** Titel des Schah. Sein Vater Mehmed Schah. Seine Jugend und Erziehung. Seine Thronbesteigung. Der Großvezier Emire Nizam. Dessen Nachfolger der Sader-azam. Die Expedition nach Merw. Plünderzug des Chan von Chiwa. Die Einnahme von Bender-Abbas. Ansichten über den Besitz Herats. Plane auf Kandahar. Die Expedition nach Herat. Tod des Kronprinzen. Ermordung des Prinzen Schahzadeh Jussuf. Ernennung Kasem Chans zum Thronfolger. Ausbruch des englisch-persischen Kriegs. Die Engländer besetzen Buschir. Das Treffen bei Burazdschan. Das Bombardement von Muhammereh. Der Frieden. Tod des Kronprinzen Kasem Chan. Sturz des Sader-azam. Unglückliche Expedition nach Seraechs. Persönlichkeit und Charakter des Schah. Despotie und Gesetz. Patriarchalismus. Königliche Prärogative. Der Sonnenlöwenorden. Die Würdenträger. Gouverneure und Gouvernements. Hofbeamte und Hofdienerschaft. Die Diplomatie. Die europäischen Gesandtschaften in Teheran. Betrachtungen über die Zukunft des Landes 1

II. **Das Reisen in und nach Persien.** Beschaffenheit der Wege. Mangel an gebahnten Straßen. Brücken. Folgen der erschwerten Communication. Karavanserais. Verschiedene Arten des Transports. Kurierpost. Die wichtigsten Karavanenwege. Reiserouten von Deutschland nach Persien. Gesundheitsregeln für Reisende. Sicherheit des Reisens mit der Karavane. Unsichere Gegenden. Maßregeln zum Schutz der Reisenden. Zeitweilige Unsicherheit. Raubsucht der Soldaten 49

Seite

III. **Oeffentliche Sicherheit in den Städten. Asyle.** Waarenniederlagen. Respectirung des Siegels. Barate (Schuldscheine). Hausdiebstähle und Mittel zur Wiedererlangung des Gestohlenen. Die Sicherheitspolizei. Bestrafung der Diebe. Asyle, beschränkte und unverletzliche. Asyle für Bittsteller. Das Asylrecht der europäischen Gesandtschaften 77

IV. **Viehzucht und Bodencultur.** Das Nomadenthum. Ursachen desselben. Sitten und Charakterzüge der Nomaden. Schafe. Ziegen. Rinder. Kamele. Esel und Maulthiere. Nomadenlager. Weideplätze. Abgaben. Das Pferd (Rassen. Gestüte. Geschlecht. Farbe. Preis. Dressur. Fütterung. Stallung. Sattelzeug. Hufbeschlag. Wartung. Krankheiten und Seuchen). Ackerbau. Künstliche Bewässerung. Dörfer. Besitzverhältnisse. Grundsteuer. Methode des Feldbaus. Heuschrecken und Wanzen. Viehstand. Körnerfrüchte. Gemüse. Wein und Obst. Seidenraupenzucht. Oelfrüchte. Farbepflanzen. Baumwolle. Rosen. Zuckerrohr. Wälder 90

V. **Gewicht, Maß und Münze.** Gewichte. Juwelen- und Medicinalgewicht. Längenmaße. Edle Metalle. Gold- und Silbermünzen. Scheidemünze. Abnahme des Geldes. Gepräge. Verschlechterung und Fälschung der Münzen 157

VI. **Industrie und Handel.** Baumwolle. Wolle. Shawlfabrikation. Teppiche. Filze. Patu und Abbâ. Strümpfe. Einfuhr von Tuchen. Seidenstoffe. Färberei und Bleiche. Leder. Pelzwerk. Metalle und deren Verarbeitung. Kupfer. Eisen. Messing. Blei. Zink. Kobalt. Mangan. Schwefel. Kochsalz. Salpeter. Steinkohlen. Edelsteine. Glas. Porzellan. Fayence. Thon. Seife. Metallmosaik. Miniaturmalerei. Mislungene Versuche zur Errichtung von Fabriken nach europäischem Muster. Handwerker. Handel. Der persische Kaufmann. Fremde Kaufleute. Handelsplätze. Handelswege. Zölle. Consulate . . . 165

VII. **Aerzte und Heilkunde.** Mangelhafte Berufsbildung der persischen Aerzte. Juden als Aerzte. Medicinische Kenntnisse der Laien. Die Praxis. Consultationen. Die Dscherah (Chirurgen). Die Dallak (Bader). Der Schikeste-bänd. Das Impfen. Gerichtliche Medicin. Augenärzte. Hebammen. Curschmiede. Europäische Aerzte. Der Hekim baschi (Leibarzt des Schah). Militärärzte. Quacksalber. Arzneikrämer. Einkommen der Aerzte. Volksmedicin. Klystiere. Auflösende Mittel

Seite

und Purganzen. Frühjahrscuren. Mineralquellen. Medicinische Theorie. Krankheitsursachen. Heilmittel. Wundercuren. Der Puls. Aderlaß. Blutegel. Schröpfen. Fontanelle und Haarseil 192

VIII. **Narkotika, Gifte und Gegengifte.** Haschisch. Opium. Tabak. Stechapfel. Bilsenkraut. Alraunwurzel. Taftwurzel. Brechnuß. Eisenhut. Bittermandelöl. Thee. Kaffee. Wein. Branntwein. Bier. Kumiß. Arsenik. Erden. Mumiaï. Bezoar 243

IX. **Pflanzenexsudate.** Fundorte. Gummi-Resinapflanzen (Dorema ammoniacum, Ferula galbanum, F. asa dulcis, F. asa foetida, F. sagapenum, F. kurdica, Terebinthaceen, Sarkokalla). Manna (gez-engebin, ter-engebin, schir-chischt, bid-chischt, Tragantgummi). Verpflanzung der persischen Umbelliferen nach Europa 277

X. **Krankheiten und Epidemien.** Epidemien. Allgemeiner Krankheitscharakter. Nötheln. Rothlauf. Blattern. Masern. Scharlach. Nesselsucht. Furunkel und Karbunkel. Pemphigus. Krätze. Acne. Aleppoknoten. Aussatz. Syphilis. Diarrhöe. Kolik. Ruhr. Cholera ablactatorum. Hämorrhoiden. Eingeweidewürmer. Leberleiden. Stein. Harnruhr. Blutharnen. Kindbettfieber. Potenz. Keuchhusten. Chronischer Lungenkatarrh. Lungentuberkulose. Herzklopfen. Krampfadern. Geisteskranke. Skrofel. Krebs. Wechselfieber. Typhus. Cholera. Augenkrankheiten. Schagnguins. Wunden 290

XI. **Akklimatisation.** Sterblichkeit der Europäer in Persien. Akklimatisation der Landesbewohner und der Neger. Vorsichtsmaßregeln für Reisende. Verhalten bei Krankheiten und Epidemien. Kleidung. Diät. Behandlung der Diener. Verkehr mit den Großen. Bekämpfung des Mismuths 349

XII. **Geographische Nomenclatur** 361

I.

Nasſereddin Schah,

ſeine Regierung und ſein Hof.

Titel des Schah. Sein Vater Mehmed Schah. Seine Jugend und Erziehung. Seine Thronbeſteigung. Der Großvezier Emire Nizam. Deſſen Nachfolger der Sader-azam. Die Expedition nach Merw. Plünderzug des Chan von Chiwa. Die Einnahme von Bender-Abbas. Anſichten über den Beſitz Herats. Plane auf Kandahar. Die Expedition nach Herat. Tod des Kronprinzen. Ermordung des Prinzen Schahzadeh Juſſuf. Ernennung Kaſem Chans zum Thronfolger. Ausbruch des engliſch-perſiſchen Kriegs. Die Engländer beſetzen Buſchir. Das Treffen bei Burazdſchan. Das Bombardement von Muhammereh. Der Frieden. Tod des Kronprinzen Kaſem Chan. Sturz des Sader-azam. Unglückliche Expedition nach Seraechs. Perſönlichkeit und Charakter des Schah. Despotie und Geſetz. Patriarchalismus. Königliche Prärogative. Der Sonnenlöwenorden. Die Würdenträger. Gouverneure und Gouvernements. Hofbeamte und Hofdienerſchaft. Die Diplomatie. Die europäiſchen Geſandtſchaften in Teheran. Betrachtungen über die Zukunft des Landes.

Der jetzt regierende Schah Nasſereddin, aus dem Stamm der Kadſcharen, iſt der Sohn des Mehmed Schah, Enkel des Abbas Mirza, Urenkel des Feth-Ali Schah. Als Herrſcher von Perſien gebühren ihm die Titel: Schāh (König), Pādschāh (König und Beſchützer), Schāhinschāh (König der Könige) und

der moguliſche Titel Chāḳān. Letzterer kommt nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten zur Anwendung; außerdem pflegt man ihn verſtorbenen Königen beizulegen, man ſagt: Chāḳāne mæghfur oder Chāḳāne merhum für Mehmed oder Feth-Ali Schah. In officiellen Actenſtücken, auch in der Staatszeitung ſteht dem Titel Schahinſchah das Wort Alāhæzret (Majeſtät) voraus. Angeredet aber wird der König nicht damit, ſondern mit ḳæbleh ālem (Punkt, gegen den die Welt ſich neigt) oder ḳurban schæwæm (ich will dein Opfer ſein). Im weitern Verlauf der Rede meidet man möglichſt die Fürwörter; wo ſie aber nicht zu umgehen ſind, bedient man ſich des „Du". Natürlich werden nach orientaliſchem Geſchmack dem Titel noch eine Menge Epitheta und arabiſche Gebetformeln beigefügt.

Um den Charakter des jetzigen Königs ſowie ſeine innere und äußere Politik richtig zu würdigen, müſſen wir erſt einen Blick auf ſeine Erziehung, ſeine Antecedenzien vor der Thronbeſteigung und die Ereigniſſe während ſeiner Regierung werfen. Sein Vater Mehmed Schah war ein ſchwacher, kränklicher Mann, der nur einmal, indem er den Großvezier Kaimekam ermorden ließ, die den Kadſcharen ſonſt eigene Wildheit bekundete. Unfähig zu allen Regierungsgeſchäften, überließ er das Regiment ſeinem alten Lehrer Hadſchi Agaſſi, aus Maku am Ararat gebürtig, einem ſiebzigjährigen Mula. Er erblickte in demſelben ein höheres Weſen, deſſen Willen er unbedingt folgen müſſe; der Miniſter war der Murſchid (der Verehrte), der Schah der Murid (der Verehrer). Hadſchi Agaſſi, ohne alle Kenntniß vom Staatsweſen, aber mit der ganzen Schlauheit und Verſchlagenheit des Prieſters ausgeſtattet, wußte ſich die Schwäche und Bigoterie des Schah trefflich zu Nutze zu machen. Unter ſeiner Verwaltung gerieth die Armee gänzlich in Verfall, während der königliche Schatz und die Provinzen der Plünderung ſeiner von ihm protegirten

Landsleute, der Makuer, preisgegeben waren. Die Makuer standen außer dem Gesetz, sie drangen mit Gewalt in die Harems und kein Knabe war vor ihren Lüsten sicher. Man erzählt sich noch jetzt die haarsträubendsten Geschichten von den Orgien seines Stiefsohnes, des berüchtigten Ilchani, von dessen maßloser Verschwendung, dem Troß unbärtiger Diener und den gewaltsamen Einbrüchen in die Harems.

Prinz Nassereddin, der älteste Sohn Mehmed Schahs, war ihm im Jahre 1830 von seiner Frau Maehdeh alia, Tochter des Kadscharenhäuptlings Kasem Chan, in einem Dorfe bei Tabris geboren worden. Der König liebte die Mutter des Prinzen nicht; er beargwohnte, schlimmen Einflüsterungen Gehör gebend, ihre Treue und trug sich mit dem Gedanken, seinen zweiten von ihm sehr bevorzugten Sohn Abbas Mirza zum Thronfolger zu machen. Hingegen gingen die Makuer mit dem Plane um, den obengenannten Ilchani, welcher mütterlicherseits von den Kadscharen abstammte, auf den Thron zu erheben. Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen der erstgeborene Prinz Nassereddin in jeder Hinsicht vernachlässigt, daß weder auf seine körperliche Ausbildung noch auf seine Erziehung große Sorgfalt verwendet wurde; höchst selten durfte er in der Gegenwart (hæzur) seines Vaters erscheinen, überall und von allen erfuhr er Zurücksetzung und Kränkungen, sein Bruder und der Ilchani hatten den Vorsitz vor ihm. Kein Wunder auch, wenn solche Behandlung den jungen Prinzen plump und unbeholfen in seinen Bewegungen, mürrisch und menschenscheu machte. Nassereddin Schah erinnert sich noch mit Bitterkeit seiner vernachlässigten Jugend. Eines Tages zeigte er den Höflingen das carikirte Bild eines struppigen, tölpelhaften Knaben mit der Aufforderung, zu errathen, wen es vorstellen solle. Keiner hatte den Muth, seine Meinung auszusprechen. Endlich sagte der Schah: „So sah ich als Knabe aus"; und als einer der Anwesenden äußerte:

„Was ist das für eine Rede! (In tsche hærf est!) Du warst jederzeit König", entgegnete der Schah: „Ja wol war ich König, aber in der Weise wie der Schahzadeh Jussuf!" — ein unglücklicher Prinz von Herat, der kurz zuvor hingerichtet worden war. — Von seinem Vater und seinem Murschid Hadschi Agassi vermeidet er sorgfältig, zu reden; ich hörte ihn nie ihrer Namen erwähnen.

Als der Knabe herangewachsen, wurde er nominell zum Gouverneur der Provinz Azerbeidschan gemacht, in deren Hauptstadt Tabris er sich mit seiner Mutter begab. Dort lebte er, fern vom königlichen Hofe, in völliger Vergessenheit. Mit seiner Apanage war er auf das Einkommen aus der südlichen Provinz Fars angewiesen *); allein der damalige Gouverneur derselben, Hussein Chan Nizam eddaule, verzögerte die Einsendungen, sodaß sich der Prinz stets in großer Geldnoth befand; er konnte seine Diener nicht bezahlen, ihr zerrissenes Gewand nicht erneuern und mußte die wenigen Freunde, welche ihre Hoffnung an seine Zukunft knüpften, in Mangel und Elend lassen. Kam endlich eine Rate an, so bestand sie selten in Baarem, sondern in den verschiedensten Gegenständen. Der König erzählte uns einmal aus jener Zeit: „Wir waren aufs äußerste reducirt, da erhielten wir die ersehnte Nachricht, unser Gehalt von Teheran sei angelangt. Mit Neugier und Erwartung öffneten wir die Kisten; doch wer malt unsere Enttäuschung, als wir einige Dutzend Schlafmützen, Lichtscheren, Porzellan, Tuch und andere dergleichen Sachen darin vorfanden, welche uns für hohen Preis

*) Es besteht für die Staats-Einnahmen und Ausgaben keine Centralkasse, sondern die Gehalte werden aus den Erträgnissen einer bestimmten Provinz gezahlt. So waren wir Oesterreicher z. B. ebenfalls auf die Provinz Fars angewiesen. Blieben die Gelder von dort aus, so blieb auch unser Gehalt rückständig, wenngleich aus den übrigen Provinzen die Steuern längst eingeliefert waren.

angerechnet wurden; wir mußten froh sein, von einem Kaufmann eine geringe Summe dafür zu erhalten."

Am 15. October 1848 um 3 Uhr morgens wurde der Prinz aus dem Schlafe geweckt. Der russische Generalconsul Anitschkoff (später Gesandter in Teheran) stand vor ihm und begrüßte ihn als König. Mehmed Schah war an einem heftigen Gichtanfall verschieden. Theils religiöse Scrupel, theils der mit den europäischen Mächten bestehende Vertrag, wonach stets der erstgeborene Prinz die Krone erben sollte, hatten ihn von der Ausführung seines Plans, den zweiten Sohn zum Thronfolger zu ernennen, abgehalten; er starb ohne letztwillige Verfügung. Seine Leiche ließ man unbewacht auf einem alten Teppich, und als dieser gestohlen worden, auf dem nackten Boden liegen, bis sie endlich in die Familiengruft nach Kum übertragen wurde. In der Hauptstadt brachen Unordnungen aus; die Bazars wurden geschlossen, die Häuser der Makuer geplündert und die Zufuhr zur Stadt abgeschnitten. Der alte Hadschi flüchtete sich ins Asyl nach Schah-abdulazim, nahm jedoch das Reichssiegel mit und stempelte mit demselben Anweisungen auf den Staatsschatz in enormen Beträgen, die er an seine Anhänger vertheilte.

Gleich nach dem Tode des Schah gingen Kuriere nach allen Richtungen ab; der russische legte den Weg von Teheran nach Tabris, eine Strecke von 94 Farsach*), in der beispiellos kurzen Zeit von 48 Stunden zurück, sodaß Anitschkoff der erste war, welcher dem legitimen Thronfolger die Kunde von dem Ereigniß mittheilen konnte. Dieser, mehr wie jeder andere Perser dem Vorurtheil vom guten und bösen Omen ergeben, schenkte deshalb dem russischen Diplomaten von da an seine besondere Gunst: ein Umstand, der nicht ganz ohne Einfluß auf die Politik des künftigen Herrschers blieb.

*) Farsach und Farsang, beide Ausdrücke sind richtig und gebräuchlich.

Dem jungen Schah, aller Mittel zur Besoldung der Truppen entblößt, bot sich nun die Schwierigkeit dar, nach Teheran zu gelangen; denn schon waren mehrere Kronprätendenten aufgetreten. Einer von ihnen, der Prinz Seif eddauleh, erklärte sich in Kaswin zum König, nahm dem russischen Kurier, welcher mit einigen tausend Dukaten nach Teheran eilte, die Baarschaft ab und gab ihm dafür eine Anweisung auf den Staatsschatz. In Teheran vereinigten sich die Notablen zu einer Art republikanischen Junta (dschumhuriā), um wenigstens der Plünderung Einhalt zu thun.

Unter den Freunden und Leidensgenossen des Prinzen befand sich ein Mirza Namens Taghi, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten. Derselbe, früher Consul in Erzerum, hatte daselbst viele Kaufleute kennen gelernt und sich große Gewandtheit in Geschäften erworben. Er schaffte in der schwierigen Lage Rath, indem er bedeutende Summen von den Kaufleuten und Consulaten entlehnte und damit einige Regimenter besoldete. Unter ihrem Schutz konnte der neue König, welcher sogleich den Mirza Taghi, Sohn eines königlichen Kochs, unter dem Namen Mirza Taghi Chan Emire nizam zu seinem Großvezier ernannte, den Zug nach Teheran antreten. In Kaswin nahmen die Truppen den Prätendenten Seif eddauleh gefangen. Die Thore der Residenz öffneten sich dem König, und Nassereddin bestieg den Thron von Dschemschid und Käus.

Jetzt galt es, Schwierigkeiten anderer Art zu überwinden. Der achtzehnjährige Herrscher verstand nicht im geringsten, die königliche Würde zu repräsentiren; entweder blickte er scheu zur Erde, oder er schnitt Grimassen und brach mitten in wichtigen Gesprächen in lautes Lachen aus. Seine Umgebung hatte stets türkisch mit ihm geredet, daher sprach er das Persische schlecht und vermochte bei den salams (Audienzen) nur schwer und fehlerhaft sich auszudrücken. Im Schatz war

kein Geld, die Steuern gingen nicht ein; dagegen meldeten sich die Gläubiger mit ihren von Hadschi Agassi ausgestellten Anweisungen; mehrere Provinzen, worunter Meschhed und Ispahan, befanden sich in offenem Aufstand; der Süden war mehr als zweideutig, und Schiraz wartete nur auf die Parole des Hadschi Kaewam und seiner Frau Hadschi Bibi*), um ebenfalls die Fahne der Empörung aufzupflanzen; die Sekte der Babis fing an sich zu regen; die Makuer hatten ihre Aemter verlassen und waren noch nicht durch neue Gouverneure ersetzt; die Armee war desorganisirt, in der Hauptstadt selbst kam es in einigen Regimentern zur Meuterei; die von Tabris mitgebrachten Genossen des Schah drängten sich vor, um rasch zu Würden und Reichthümern zu gelangen; die Prinzen verlangten Apanagen; kurz die ganze Staatsmaschine stockte, und es schien fast unmöglich, sie wieder in geordneten Gang zu bringen.

Der Emir jedoch zeigte sich dieser riesigen Aufgabe gewachsen. Er unterwies den Schah in den Erfordernissen einer würdigen äußern Repräsentation und studirte ihm die Reden ein, die er bei den Salams zu halten hatte. Nach schweren Kämpfen gelang es, die Revolution niederzuschlagen; die Zaghaften wurden eingeschüchtert, die Rädelsführer aber durch List und Vorspiegelungen festgenommen und bestraft. Es erfolgte die Normirung der Einnahmen und Ausgaben des Staats; bei Vorzeigung von Anweisungen auf den Schatz mußte die Rechtmäßigkeit der Forderung dargethan werden. Die Armee ward reorganisirt und neu bewaffnet. Nach außen hin war das Streben des Emir dahin gerichtet, unter Ab-

*) Diese merkwürdige Dame ist im ganzen Lande durch ihre Energie berühmt. Sie war die einzige Frau des Hadschi und leitete, ganz in dessen Plane eingeweiht, während seiner Abwesenheit alle Geschäfte. Man will sie sogar bei mehrern Aufständen verschleiert gesehen haben, wie sie Waffen aus ihren Depots an die Leute vertheilte.

weisung alles fremden Einflusses womöglich die alten Grenzen des persischen Reichs wiederherzustellen; allein er erkannte sehr wohl die schwachen Seiten der gegenwärtigen Staatsverfassung und warnte daher vor jeder ernstlichen Verwickelung.

Der Schah hat sich begierig die ehrgeizigen Plane seines Lehrers angeeignet, nicht aber zugleich dessen berechnende Vorsicht in Abwägung der Mittel; unter allen Umständen, selbst den gefahrdrohendsten und mislichsten, die Mehrung des Reichs anzustreben, darin besteht der Hauptgrundsatz seiner Politik! Das tragische Ende des Emir wurde schon bei einer frühern Gelegenheit erzählt. Er fiel als Opfer seines unbeugsamen männlichen Willens, weil man ihm nicht das Recht zugestand, an einem verderbten Hofe besser zu sein als andere und sich zum Sittenrichter der Königin-Mutter aufzuwerfen.

Im November 1851 ernannte der Schah den Mirza Agha Chan zum Großvezier, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, selbst die Zügel der Regierung zu führen und den Minister blos als als willenloses Werkzeug zu gebrauchen. Dieser fügte sich scheinbar der ihm zugedachten untergeordneten Rolle, beobachtete aber dabei eine sehr geschickte Taktik, denn er überhäufte seinen Herrn sofort mit einer Masse kleiner Geschäfte, mit der Durchsicht von Detailrechnungen über Bauten, Gartenanlagen, Reparaturen u. s. w. Einige Nächte arbeitete der Schah bis 2 Uhr morgens, bald jedoch begnügte er sich, die Acten während des Frühstücks und unter zerstreuender Conversation sich vorlesen zu lassen. Er hatte im Sader abermals seinen Meister gefunden, der noch dazu das Talent besaß, ihn in seinen kleinen Vergnügungen nicht zu stören und jede Idee, welche er ausgeführt haben wollte, in einer Weise vorzutragen, daß dem Schah keine andere Schlußfolgerung übrigblieb, während derselbe glaubte, der Gedanke sei aus seinem eigenen Kopfe hervorgegangen. In kurzer Zeit er-

langten die Nuris, die Stammesgenossen des Sader, eine fast nie dagewesene Herrschaft und Allgewalt. Sie breiteten ein Netz von Corruption und Nepotismus über das ganze Land, und es gab kein einflußreiches oder gewinnbringendes Amt mehr, das nicht von einem Nuri verwaltet wurde. Die Gouverneurstellen verblieben zwar den Prinzen des königlichen Hauses, aber jedem wurde ein Nuri als Vezier zur Seite gesetzt, welcher sich der Geschäfte bemächtigte und die Gewinnste einzog. Die Familie erwarb unermeßliche Reichthümer, ganze Stadttheile wurden von den Nuris angekauft. Der eine Sohn des Sader heirathete die Schwester des Schah, die Witwe des Emir, welche zu dieser Ehe förmlich gezwungen werden mußte, und bekam den im Orient so begehrten Titel Nizam em mulk; der andere Sohn, ein Knabe von sechzehn Jahren, wurde Kriegsminister. Es entwickelte sich ein Spionirsystem sondergleichen; jedes von dem König gesprochene Wort wurde durch dessen Frauen, deren viele im Solde des Sader standen, diesem hinterbracht. Wer sich dem Schah ergeben zeigte, wurde verdächtigt, seiner Würden entsetzt und exilirt. Alle Politik des Sader schien sich in der Erhebung seiner Familie und seines Stammes zu concentriren; daß er dahinter noch andere gefährliche Plane verbarg, muß, obgleich keine directen Beweise dafür vorhanden sind, um so eher vermuthet werden, da er innerlich den König verachtete, ihm mistraute und mit Haß gegen den Stamm der Kadscharen erfüllt war.

Um der Leidenschaft des Königs für die Mehrung seines Reichs zu schmeicheln, rüstete der Sader eine Expedition nach Merw aus und ließ diese Stadt einnehmen. Nichts ist leichter im Orient, besonders in Turkestan, als eine Stadt zu erobern. Die Angreifer finden in der Regel wenig Widerstand, sie werden von einer überall vorhandenen Partei Unzufriedener mit Freuden begrüßt. Hinterher jedoch folgen

die Feindseligkeiten der Einwohner gegen die Eroberer; man tritt nicht mit offener Gewalt auf, sondern conspirirt im geheimen, indem man die Zufuhr abschneidet, den Anbau hindert, kurz den Feind auszuhungern sucht. In ähnlicher Weise sah sich bald die persische Besatzung in Merw hart bedrängt. Der Schah bestimmte zwar bedeutende Summen zum Ankauf und zur Hinsendung von Getreide; allein der größte Theil des Geldes wurde bereits in Meschhed unterschlagen, und den für den Rest angekauften Proviant fingen die Turkomanen auf, sodaß nichts in die Festung gelangte. Die Mannschaft war von Mangel aufs äußerste getrieben; trotzdem fütterten die Offiziere noch mit der wenigen übriggebliebenen Gerste ihre Luxuspferde. Da stellte sich ein Corporal Namens Hussein, aus dem Stamme der Turschis in Chorassan, ein Mann von großer Energie, aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze. Die Offiziere mußten ihm gehorchen, die Luxuspferde wurden vor die Kanonen gespannt, die Köpfe der Leichen aufgeladen, damit sie nicht als Trophäen zurückblieben, und so führte er unter beständigen Kämpfen mit den Turkomanen die Besatzung glücklich in das damals befreundete Herat und von da unangefochten bis an die persische Grenze nach Meschhed. Dort angekommen, erkannte Hussein erst, welche Gefahr er durch seine verdienstliche That über sich heraufbeschworen; denn die degradirten Offiziere murrten wegen der untergeordneten Stellung, die er sie einzunehmen gezwungen hatte. Er floh nach Turschis zu seinem Stamm, wo er vor jeder Verfolgung sicher war. Doch die Rachgier der Offiziere ruhte nicht. Der Commandant von Meschhed, Abbas Kuli Chan von Urumieh, genannt Kātir (das Maulthier), welcher sich unter ihnen befand, überschickte Hussein ein königliches Patent der Straflosigkeit, in welchem ihm sogar eine glänzende Belohnung versprochen wurde. Hussein ging in die Falle und stellte sich in Meschhed; von dort wurde er in

Ketten nach Teheran geführt und ins Staatsgefängniß geworfen. Der Tod erlöste ihn bald; er starb angeblich an der Cholera.

Fast in dieselbe Zeit fällt ein kriegerisches Ereigniß, welches von der größten Tragweite hätte werden können, dessen glücklicher Ausgang aber den Schah in der Ueberzeugung bestärkte, daß sein Glücksstern hoch stehe (tāleh Schāh bulænd est). Der Chan von Chiwa unternahm mit mehr denn 30000 Mann einen Raubzug gegen Meschhed. Die Stadt, deren Tempel mit den Opfergaben frommer Pilger angefüllt sind, hatte eine ganz unzulängliche Besatzung und ermangelte aller Vertheidigungsanstalten. In einer weiten Ebene vor der Stadt lagerte das Heer des Chan; er selbst ließ sich nach orientalischer Sitte auf einem isolirten Hügel fern vom Lager sein prächtiges Zelt aufschlagen. Diesen Umstand benutzte ein Chan von Chorassan; mit hundert Mann irregulärer Cavalerie ritt er in der Nacht gegen den Hügel, erreichte ihn vor beginnender Dämmerung, metzelte die wenigen sorglosen Wachen nieder, und drang in das Zelt des Chan, der sich eben zum Morgengebet anschickte. Als dieser die Gefahr erblickte, bot er alle Schätze für sein Leben, erhielt aber zur Antwort, seine Schätze seien ohnehin verfallen, es handle sich jetzt um seinen Kopf. Unter den Eingedrungenen, von denen jeder den Preis gewinnen wollte, entspann sich nun ein erbitterter Kampf, welcher zwei Menschenleben kostete, bis endlich einer das streitige Ziel erreichte. Man steckte den abgeschnittenen Kopf des Chan auf eine Pike und ritt in die Stadt zurück. Als die Chiwaner eine Stunde nachher ihren Führer ohne Kopf fanden, zogen sie sich in eiliger Flucht zurück, die ganze Expedition aufgebend. Der Kopf wurde nach Teheran gebracht. Nassereddin Schah stellte sich erzürnt, daß man das Haupt eines Herrschers entwürdigt habe; er ließ dasselbe vor dem Stadtthore feierlich beisetzen und ein

Mausoleum darüber errichten. Der Vollstrecker dieses seltenen Coup erhielt eine unansehnliche Belohnung, doch wurde er wenigstens für seine That nicht bestraft!

Eine andere glückliche Episode bildete die Einnahme von Bender Abbas. Diese Stadt war sammt dem umliegenden Bezirk vor längerer Zeit dem Imam von Mascat in Pacht gegeben worden. Jetzt verweigerte derselbe die Zahlung des Pachtschillings und machte Souveränetätsrechte geltend. Die Perser nahmen die Stadt mit Sturm, worauf der Imam gezwungen wurde, den Pacht zu erneuern und durch Beifügung einer beträchtlichen Summe in Maria-Thereſienthalern den Schah zu versöhnen. In Betracht des Mangels einer Flotte sowie des ungesunden Klimas jener Gegend, in welchem persische Truppen scharenweise unterliegen, war die Erneuerung des Contracts und das Ueberlassen des Bezirks an die Araber allerdings das Zweckmäßigste, was die Regierung thun konnte.

Nachstehender Brief des seit einer Reihe von Jahren in Persien lebenden schwedischen Arztes Fagergreen, eines Augenzeugen der Erstürmung von Bender Abbas, schildert die Details so anschaulich und gibt überhaupt ein so charakteristisches Bild von persischer Kriegführung, daß ich für angemessen halte, ihn vollständig mitzutheilen.

„Bender Abassi, den 2. Februar 1855.

„Seit zwei Monaten bin ich hier in dieser Hölle, diesem wie ein Krebsschaden an der Macht und den Finanzen Persiens nagenden Orte, welchen man Bender Abassi nennt.

„Die Expeditionstruppen bestanden aus beiläufig 5000 Mann aus der Provinz Schiraz, und ungefähr ebenso viel aus der Provinz Kirman, alle im höchsten Grade undisciplinirt, schlecht genährt und fast die Hälfte fieberkrank.

„Nach ihrer Ankunft in Bender ruhten die Truppen acht Tage aus. Am 9. Rabiul-avval kam man überein, die Stadt

anzugreifen. Die Sache war schwierig, weil erstens alle Befehlshaber aufeinander eifersüchtig waren, zweitens keiner außer mir das Terrain um die Stadt kannte, und drittens die Araber tüchtige Anstalten zur Vertheidigung getroffen hatten. Von früh morgens bis 3 Uhr nachmittags discutirte man über die Art des Angriffs, endlich nahm man mein Erbieten an, die Truppen ohne Verlust an Todten bis 400 Schritt vor die Stadt zu führen; und so ward das Signal zum Aufbruch gegeben.

„Da mir vom vorigen Jahr her der schwächste Punkt bekannt war, so führte ich die Truppen an diese gegen Norden gelegene Stelle und machte dadurch alle Befestigungen der Araber auf der östlichen Seite für sie nutzlos. Nach einem halbstündigen Marsch stand die ganze Armee 400 Schritt vor der Stadt. Die Araber thaten vier bis fünf Schüsse, ohne daß ein Mann verwundet wurde.

„Sie kennen noch nicht die Kriegsweise der Perser; sie ist von dem europäischen System wie Tag von Nacht verschieden. An eine regelmäßige Belagerung mit Parallelen, Laufgräben, Anlage von Batterien, ist bei ihnen nie zu denken; führten doch die 8000 Soldaten nicht ein Dutzend Grabscheite mit sich. In den Kriegen der Perser kann ein Zufall, eine Bagatelle die Schlacht verlieren oder gewinnen machen; ein einziger von einer Kugel getroffener Soldat kann die ganze Armee entweder in Schrecken oder in Wuth versetzen; gelingt es nur, zwei bis drei vorwärts zu bringen, so folgen die andern wie Schafe, wo Gefahr, oder wie Löwen, wo Aussicht auf Beute vorhanden ist. Weder Commando noch Gehorsam gibt es am Tage der Schlacht, jeder folgt der eigenen Eingebung.

„Als die Armee an dem besagten Punkte angelangt war, der genügenden Schutz gegen die feindlichen Kugeln gewährte, begannen wir das Feuer gegen die Stadt; die vier Kanonen

machten viel Lärm, thaten jedoch wenig Schaden, und schon nach einer Stunde dachten die Offiziere daran, auszuruhen und sich für die Nacht zu verschanzen. Was die Kanonen nicht bewirkt hatten, das bewirkte die Geldgier. Während der Kanonade sammelte ich nämlich acht bis zehn junge Leute und versprach jedem fünf Dukaten, wenn sie sich auf eine kleine Anhöhe neben der Mauer hinwagten und sich dort behaupteten. Mit dem halben Betrage als Draufgeld in der Tasche, gingen sie, ohne meinen Befehl abzuwarten, auf den bezeichneten Punkt los; nicht Einer wurde verwundet. Hierdurch war der Impuls gegeben, denn als die andern Soldaten die zehn Leute vorwärts gehen sahen, rückten sie ebenfalls vor, und in weniger denn 10 Minuten standen über 500 Mann auf der Anhöhe, welche nur etwa 50 Leute schützen konnte. Dieser Augenblick entschied das Los des Tages; die Soldaten, hart bedrängt durch die Geschosse der Belagerten, waren genöthigt, entweder vorwärts gegen die Mauer eines Gartens zu stürmen, oder sich zurückzuziehen. Zum Glück für den Ruhm Persiens wählten sie das erste, und die Araber, welche glaubten, daß die Perser stürmen wollten, verließen den wichtigen Posten. Hätte jedoch in diesem kritischen Moment nur ein einziger Soldat sich zur Flucht gewendet, so wären ihm unfehlbar alle andern gefolgt.

„Kaum war der etwa 15 Schritt von der Mauer entfernte Garten genommen, als auch ein vollkommen anderer Geist unter den Soldaten und Offizieren sich bemerkbar machte. Die sämmtlichen Truppen rückten jetzt — nicht wie die Schafe, denn sie waren des Sieges gewiß, sondern wie die Löwen vor. Die Haubitzen des Feindes schreckten sie nicht; ohne Sturmleitern, ohne Befehl, viele ohne Waffen, erkletterten sie die Mauer von 18 Fuß Höhe und reichten sich von oben die Hände; in wenigen Minuten waren die Wälle erstürmt und die Stadtthore forcirt. Es war ein schöner Anblick; er über-

zeugte mich, daß der persische Soldat sehr tapfer sein könne, wenn man ihn gehörig zu benutzen und in Ekstase zu setzen versteht.

„Die Araber wichen nach und nach gegen die Citadelle, an das Meer und auf die Schiffe zurück; die Perser waren Meister der Stadt und zwar mit Verlust von nur 2 Todten und 25 Verwundeten. (??)

„Hiermit war jedoch die Affaire noch nicht zu Ende. Die persischen Soldaten fingen an sich in der Stadt zu zerstreuen, jeder ging wohin es ihm beliebte. So kamen die Mannschaften des Reza Kuli Chan zur Holländischen Citadelle am Meere, sie trafen dort die Araber mit den Vorbereitungen zur Abfahrt beschäftigt. In der Hoffnung, Beute zu machen, greifen sie die Fliehenden an, diese stürzen sich ins Wasser, viele ertrinken, andere retten sich durch Schwimmen in die Citadelle. Eine halbe Stunde nachher wollten die Soldaten von Hamadan, in der Meinung, daß kein Araber mehr in der Stadt sei, in die Citadelle einziehen. An das Meer gelangt, sahen sie viele Araber darin schwimmen. Es wurde Befehl gegeben, ein 12pfündiges Feldstück mit Haubitzen zu laden und auf die Unglücklichen zu schießen. Das Geschütz war zum Abfeuern fertig, da krachte plötzlich aus der Citadelle eine Salve, welche einen Hauptmann, einen Lieutenant, 28 Mann und 4 Pferde tödtete. Es entstand ein panischer Schrecken, denn es ergab sich, daß die Citadelle noch von Arabern besetzt, folglich der Krieg noch nicht beendet sei.

„Drei Tage dauerte der Kampf um die Citadelle, endlich wurde sie mit Sturm genommen. Die darin gefangene Mannschaft ließ man größtentheils über die Klinge springen, der Prinz zahlte für jeden Kopf einen Dukaten. Das war das Ende des Krieges.

„Nach der angestellten Schätzung beträgt der Verlust der

Araber zwischen 800 und 1000 Mann. Zwei Häuptlinge, ein Sohn des Imam von Mascat und der berüchtigte Scheich Seid, retteten sich wie durch ein Wunder, indem sie unter dichtem Kugelregen schwimmend das Schiff erreichten. Ihr Begleiter, Scheich Abdul Rahman, war nicht so glücklich, er wurde von einer Kugel getroffen und sein Leichnam, welchen das Meer auswarf, ebenfalls enthauptet. Der Beludsche Mulla Seid, Commandant der Citadelle, war bei der Erstürmung gefangen und getödtet worden. Der Verlust der Perser beläuft sich auf 50 Todte und 150 Verwundete."

Zu den beiden den Schah beherrschenden Ideen, ein Mehrer des Reichs zu werden und von einem steigenden Glücksstern begleitet zu sein, kommt noch hinzu, daß er sich in den Kopf gesetzt hat, den Kriegsruhm eines Peter des Großen, Karl XII., Nadir Schah und Napoleon, deren Geschichte er eifrig gelesen, auf sein Haupt zu sammeln. In Bezug darauf, daß er nicht persönlich die militärischen Operationen leitet, pflegt er zu sagen, diese Helden hätten selber ihre Thaten verrichten müssen, er aber brauche nur seine siegreiche Armee unter Anführung erprobter Generale auf den Kampfplatz (maydäne dawä) zu schicken. Sein Ehrgeiz ist, angestachelt durch die Traditionen seiner Vorfahren, des Najibeh-sultaneh und des Mehmed Schah, vornehmlich auf die Eroberung von Herat und Kandahar gerichtet; und auch Rußland sucht diese Eroberungsplane geflissentlich in ihm zu nähren, wohl wissend, daß jede kriegerische Diversion der Perser, so wenig Aussicht auf Erfolg sie haben mag, doch ganz Centralasien in eine Aufregung versetzt, deren letzte Wellenschläge sich bis nach Indien fortpflanzen. Daß Persien sich dadurch immer mehr schwächt und noch der geringen ihm übriggebliebenen Hülfsmittel beraubt, das kümmert Rußland wenig, denn die bundesgenossenschaftliche Hülfe Persiens ist gewiß der letzte Factor

einer politischen Combination von seiten Rußlands sowol wie Englands!

Es gab allerdings eine Zeit, wo England Persien als Vormauer gegen Indien zu benutzen gedachte, wo es alle Mittel anwandte, um das Reich zu kräftigen und dessen Armee zu organisiren. Allein die Engländer überzeugten sich bald, daß diese kostspielige Freundschaft im Grunde doch sehr unzuverlässig und daß unter der Kadscharen-Dynastie eine wünschenswerthe Organisation des Landes nie zu erwarten sei; daher ließen sie die Idee wieder fallen, womit natürlich auch die Zahlung von Subsidien aufhörte. Auch könnte ihnen eine Besetzung Herats durch die Perser ziemlich gleichgültig sein, da dieselben sicher bei der ersten Gelegenheit von den Afghanen wieder verdrängt werden würden, wenn nicht, wie gesagt, die Rückwirkungen des von Persien ausgehenden Stoßes sich immer weithin auf unliebsame Weise fühlbar machten.

Was die Ansicht betrifft, Herat sei der Schlüssel Indiens und die Einnahme dieser Festung durch die Perser werde den Russen mit Leichtigkeit den Weg dorthin bahnen, so ist der erste Theil geographisch richtig, der zweite Theil aber läßt eine Menge wichtiger Umstände außer Acht, durch welche die geographische Begünstigung vollständig illusorisch wird.

Herat im Besitze der Perser könnte einer russischen Invasions-Armee nur dann zum Stützpunkt dienen, wenn die Afghanen sowol mit der persischen Occupation wie mit der russischen Invasion einverstanden wären: zwei Voraussetzungen, welche bei dem gegenseitigen Haß der Afghanen und Perser, bei dem kriegerischen Geist und Unabhängigkeitssinn der erstern nicht denkbar sind. Wol rufen die Afghanen bei ihren innern Parteikämpfen oft die Perser zu Hülfe; doch kaum stehen diese im Lande, als sich auch die Parteien untereinander vertragen, um gemeinschaftlich den Nationalfeind herauszutreiben. Gelänge es also den Persern, Herat mit Gewalt zu behaupten,

so hätten die Russen schon deshalb alle Eingeborenen gegen sich; und böten umgekehrt die Afghanen der Invasionsarmee die Hände, dann wäre die persische Besatzung Herats nur den Engländern von Nutzen. Tractate mit den Orientalen gewähren nicht die mindeste Sicherheit; man muß immer darauf gefaßt sein, daß sich die Bundesgenossen plötzlich in feindliche Guerrillas verwandeln. Nun denke man an die Möglichkeit, die russische Armee würde durch Unfälle zu einem Rückzuge gezwungen. Wie wäre bei dem gänzlichen Mangel an Communicationsmitteln, bei der Gefahr, daß jeder Nachzügler ermordet, jeder Brunnen verstopft und der Proviant abgeschnitten würde, auf dessen glückliche Ausführung zu hoffen? Das unbesieglichste Hinderniß aber bilden die klimatischen Verhältnisse. Mag eine nordische Armee noch so viel Energie und Widerstandsfähigkeit mitbringen, die Soldaten müssen in dem dortigen Klima während eines dreimonatlichen Zuges erschlaffen; kaum der zehnte Mann erreichte thatkräftig den Ort der Bestimmung. Krankheiten, namentlich Fieber und Ruhr, würden schlimmer als gezogene Kanonen ihre Reihen lichten. Kurz, ich halte den Gedanken, daß eine europäische Armee zu Lande nach Indien vordringe, für eine Chimäre, welcher nur derjenige nachhängen kann, der weder die Bevölkerungszustände der dazwischenliegenden Gebiete, noch die Verderblichkeit des Klimas in Rechnung zieht.

Der erste Anlaß zur Einmischung in die afghanischen Händel bot sich dem jetzigen Schah im Jahre 1854 dar. Kuhendil Chan, der Beherrscher von Kandahar, in Furcht gesetzt durch die übergreifende Macht seines Bruders, des alten Dust Mohammed Chan von Kabul, schickte einen Gesandten an den Hof von Teheran, um dort Rath und Hülfe zu erbitten. Der Schah ergriff die Gelegenheit mit Freuden; er sandte ihm 2000 Gewehre und einen jungen Kurden, Mirza Reza, behufs Ausbildung der Truppen, stellte jedoch die Bedingung,

daß zwei der einexercirten Regimenter nach Persien versetzt würden, womit eine Art Suzeränetät über Kandahar anerkannt worden wäre. Der Chan nahm zwar vorläufig die Bedingung an, erklärte aber später das Absenden der zwei Regimenter für eine Unmöglichkeit, weil die Maßregel ihm unfehlbar Thron und Leben kosten würde. Uebrigens starb er kurz darauf. Sofort fiel Dust Mohammed in Kandahar ein und vereinigte das Gebiet mit seinem Reiche Kabul. Die Söhne des Kuhendil Chan und die seines andern Bruders Rahimdil Chan, auf diese Weise ihres Erbes beraubt, flüchteten sich nach Persien. In Teheran wurden sie von der Regierung bereitwillig aufgenommen und subventionirt. Einer von den Flüchtlingen, ein Sohn Rahemdil Chans, der Sardar Mir Alim Chan, ein Mann von auffallender Schönheit und guter Bildung, der geläufig englisch sprach und schrieb, auch in der englischen Literatur ziemlich bewandert war, wußte den Schah zu überreden, die Einnahme Herats sei bei der im Innern herrschenden Verwirrung ebenso leicht wie der drohend anwachsenden Macht Dust Mohammed's gegenüber nothwendig im Interesse der persischen Politik. Die Expedition wurde beschlossen und ein bedeutendes Armeecorps abgeschickt. Mit demselben bezwang rasch General Pascha Chan die Grenzfestung Kurian. Nicht so schnell wollte die Einnahme Herats gelingen. Man vermochte die Stadt nicht vollständig einzuschließen, und die Afghanen brachten durch nächtliche Ausfälle (schæb-chun), in denen sie Meister sind, den Belagerern empfindliche Verluste bei. Erst nach Verlauf mehrerer Monate nöthigte Krankheit, Verrath, Bestechung und innere Meuterei die Besatzung zur Capitulation. Die Festung ergab sich dem Prinzen Sultan Murad Mirza, einem Onkel des Schah, unter Bedingungen, die jedoch von diesem nicht gehalten wurden. Er brandschatzte die Stadt, sammelte unermeßliche Reichthümer und ließ eine Münze schlagen mit der

Legende Nasſereddin Schah, auf der Rückſeite: „Geprägt in der beſiegten Stadt (dār en nussret) Herat.“ Der Chan von Herat, welcher ſich zur Begrüßung des Prinzen vor die Thore begeben hatte, wurde beim Austritt aus deſſen Zelt meuchlings ermordet. Auch der obengenannte Sardar Mir Alim Chan, welchem Verſprechungen bezüglich der Herrſchaft von Herat gemacht worden waren, kam auf gewaltſame Weiſe auf der Rückreiſe von Herat ums Leben.

In derſelben Stunde, in welcher die Kanonen den Bewohnern von Teheran die glorreiche Waffenthat der Einnahme Herats verkündeten, ſtarb der Kronprinz an der Cholera. Es war dies bereits der zweite deſignirte Thronfolger, welcher mit Tode abging. Da aber der Schah dieſen Prinzen nicht geliebt hatte, ſondern ſich ſchon damals mit der Idee trug, ſeinen von mütterlicher Seite unebenbürtigen Sohn Kaſſim Chan zum Thronfolger zu ernennen, ſo galt ihm das ſeltſame Zuſammentreffen eher für ein glückliches Omen, und es wurden zur Feier des Sieges Illuminationen, Feuerwerke und Volksfeſte veranſtaltet. Tags darauf hielt der Schah einen großen Salam ab, wobei er ſich rühmte, daß er nun endlich zu ſeinem ihm rechtmäßig gebührenden Erbe gelangt und eine Eroberung durch ihn vollbracht worden ſei, an welcher Abbas Mirza und Mehmed Schah umſonſt ihre Kräfte verſchwendet hätten.

Allein der Siegesrauſch ſollte nicht lange währen. Die Engländer verlangten kategoriſch den Abzug der Perſer aus Herat, und mit ſchwerem Herzen ſah man ſich genöthigt nachzugeben. Der Schah ſuchte zwar Troſt in dem Gedanken, der Name eines Muzzafer und Kāzi (Sieger und Triumphator), den er ſich erworben, biete hinlängliche Entſchädigung für die Opfer an Gut und Menſchenleben; auch gründete er neue Hoffnungen auf den Umſtand, daß der jüngſt erwählte Gouverneur von Herat, Sultan Ahmed Chan, für die Perſer Partei

zu nehmen schien, wenigstens eine englische Botschaft unter Leitung des Colonel Taylor sehr schnöde behandelt hatte. Dennoch empfand er wegen der erlittenen Demüthigung tiefen Groll, der sich auf irgendein Haupt entladen mußte. Prinz Schahzadeh Jussuf, der Sohn des frühern Regenten von Herat, war das dazu ausersehene Opfer. Derselbe hatte sich, von seinem Minister Kamran Chan des Thrones entsetzt, auf persischen Boden nach Meschhed geflüchtet, benutzte sodann ausgebrochene Unruhen in Herat, um dahin zurückzukehren, ward aber nach kurzer Zeit wieder vertrieben und flüchtete abermals nach Persien. Jetzt genoß er seit mehrern Monaten die königliche Gastfreundschaft am Hofe zu Teheran. Der Schah wohnte zu dieser Zeit in seinem Lustschlosse Kasser-Kadschar bei Teheran. Eines Morgens begleiteten wir ihn zur Jagd, er war eben beim Frühstück, als sein Feraschbaschi (Leibhenker) eintrat und mit Wohlgefallen berichtete, Prinz Jussuf sei im Garten des königlichen Schlosses, wohin er sich zur Aufwartung begeben wollte, von vier Afghanen, welche ihm Blutrache geschworen, überfallen und niedergehauen worden. Lächelnd sagte der Schah: „Dem Prinzen mag bei diesem Handel nicht besonders wohl zu Muthe gewesen sein.“ Es bedarf kaum der Bemerkung, daß ein Mord im königlichen Garten nicht anders als auf ausdrücklichen höhern Befehl verübt werden kann. Somit haftet die meuchlerische Ermordung des Prinzen, der unter dem Schutze des Gastrechts stand, als einer der schwärzesten Flecken an der Person des Monarchen, es sei denn, daß man dem Großvezier, weil von ihm der unmittelbare Befehl ausging, allein die Schuld zuwälzen will.

Nach anderer Seite sich Befriedigung schaffend, setzte nun der Schah seinen Lieblingsplan, den ihm von einer ehemaligen Tänzerin geborenen Sohn Kassim Chan zum Kronprinzen zu erheben, ins Werk. Die Hofheraldiker mußten

beweisen, daß die Tänzerin aus der Familie der Sassaniden-könige stamme, und dem Sader-azam ward die Aufgabe, die Zustimmung der europäischen Mächte zu diesem Staatsact zu erwirken. In der That fügten sich dieselben, im Widerspruch mit dem von ihnen garantirten Hausgesetz, kraft dessen Nasse-reddin selbst zum Throne gelangt war, dem dringenden Wunsche des Königs, und bei den festlichen Gastmählern, welche aus Anlaß der Ernennung am Hofe stattfanden, tranken ihre Repräsentanten auf das Wohl des illegitimen Thronerben.

Die wegen der Räumung Herats zwischen dem persischen und englischen Cabinet eingetretene Spannung steigerte sich unterdeß immer mehr. Verschiedene an sich unbedeutende und kleinliche Reibereien verschärften den Conflict. Namentlich war es das Schutzrecht der Engländer, was dem persischen Hofe beständigen Vorwand zu erbitterten Noten gab. Ein unter englischem Schutz stehender sehr reicher Kaufmann, Namens Hadschi Abdul Kerim, dessen Schätze schon längst die begehrlichen Blicke des Schah auf sich gezogen, pfändete auf Grund einer Geldforderung das Haus des königlichen Schwiegervaters, wobei englische Farasche (Diener) mit Gewalt in den Harem drangen. Ein von dem Großvezier wegen Widerspenstigkeit entlassener Mirza aus dem Stamme der Nuri, Haschim Chan, fand im Bureau der englischen Gesandtschaft Aufnahme und gute Bedienstung. Ein Bruder des englischen Consuls Stevens weigerte sich, einige Tausend Dukaten, die er angeblich der Familie des Großveziers schuldig war, zu bezahlen, und reizte dadurch den Zorn des geizigen Ministers aufs höchste. Dieser und der ebengenannte Consul Stevens, ein äußerst schlauer Diplomat, wurden deshalb geschworene Feinde, und ihren beiderseitigen Bemühungen, die Flamme der Zwietracht zu schüren, ist hauptsächlich der Ausbruch des englisch-persischen Krieges zuzuschreiben.

Nachdem die Engländer schon mehrmals mit Einziehen

ihrer Flagge gedroht hatten, gab eine in besonders unziemlichem Ton abgefaßte Note den Ausschlag.

Im Herbst 1856 verließ die britische Gesandtschaft Teheran und begab sich über Kurdistan nach Bagdad. Mit der politischen Vertretung der Interessen englischer Unterthanen wurde die französische Gesandtschaft beauftragt; zur Ausübung der Consularfunctionen aber blieb Herr Stevens zurück, dessen Anwesenheit natürlich nicht zur Beilegung der Mishelligkeiten dienen konnte. Erst als ihm die Nachricht zuging, daß englische Schiffe gegen Bender Buschir abgeschickt seien, entfernte er sich heimlich, die Rache des Sader-azam fürchtend, aus der Stadt und erreichte glücklich die russische Grenze. Kaum war seine Abreise bekannt geworden, als eine officielle Proclamation der persischen Regierung erschien, worin alle Beschwerden gegen die Engländer Punkt für Punkt aufgezählt, sie unter anderm beschuldigt wurden, die Heiligkeit des Hauses und des Harem verletzt zu haben, und sodann der Flucht des Consuls Stevens Erwähnung geschah mit dem Hinzufügen, dieselbe sei durchaus überflüssig gewesen, da man die Gebote des Völkerrechts genugsam achte, um den Vertreter einer auswärtigen Macht, selbst wenn man sich mit ihr im Kriege befinde, unbelästigt abreisen zu lassen, es wären ihm sogar Pferde zur Verfügung gestellt worden. Trotz dieser nachträglichen Versicherungen dürfte es indeß Herrn Stevens auf offenem Wege schwerlich gelungen sein, mit heiler Haut aus Persien zu entkommen.

Kurz darauf gelangte die Kunde von der Landung englisch-ostindischer Truppen auf der Rhede von Bender Buschir nach Teheran. Man erfuhr, daß der Nomadenhäuptling Bagher Chan Deschti nur schwachen Widerstand geleistet habe, daß dessen Sohn im Kampfe geblieben, die befestigte Stadt Buschir ohne Schwertstreich genommen, die Besatzung, aus zwei Regimentern bestehend, entwaffnet und entlassen, dagegen der

Dariabeghi (Admiral in partibus) gefangen nach Bombay geschickt worden sei. Diese Nachrichten verbreiteten Schrecken in der Hauptstadt. Erst jetzt fing man an ernstlich an den Krieg zu glauben; man fürchtete, daß die Engländer sich der Stadt Schiraz bemächtigen würden, denn der Süden war fast ganz von Truppen entblößt und man wußte, wie sehr der Ilchani, der Anführer des mächtigen Nomadenstammes der Kaschgai, den Engländern zugeneigt und wie wenig auf die Treue der übrigen Bevölkerung jener Gegenden zu rechnen war. Allerdings wäre dies der vernünftigste Plan gewesen, den die Engländer hätten verfolgen können. Die Einnahme von Schiraz hätte den Krieg mit Einem Schlage ohne Blutvergießen beendigt; von dort aus konnten sie den Persern ihre Bedingungen dictiren, namentlich die Entlassung des Saderazam peremtorisch verlangen, ihr Ansehen in Asien wäre nicht gesunken, und es ist mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Meuterei in Indien nicht zum Ausbruch gekommen wäre. Allein die Sachen nahmen einen ganz andern unerwarteten Gang, und es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob die Engländer oder die Perser den Krieg planloser angefangen und geführt haben. Erstere glaubten, mit der Einnahme Buschirs sei der Feind hinlänglich eingeschüchtert, wie überhaupt nicht ein Krieg sondern nur eine Demonstration in ihrer Absicht lag. Sie blieben daher in Buschir stehen und begnügten sich, einige Verschanzungen daselbst aufzuwerfen. Von den Asiaten wurde aber ihre Unthätigkeit als Schwäche ausgelegt; es hieß, die Engländer wagen nicht, sich vom Meere zu entfernen, und der Schah sagte von ihnen: „Sie sind Enten, die wohl im Wasser Muth haben, sich aber nicht getrauen, zu Lande einem iranischen Kriegsheer gegenüberzutreten.“ Befangen in dieser Meinung, ließ er die Rüstungen eifrig betreiben, sodaß endlich Truppen gegen den Süden entsandt werden konnten. Die im Lande zurückgebliebenen

Schützlinge der Engländer wurden bedroht und gezwungen, dem englischen Schutze zu entsagen. Von einem Armener ward der Gedanke angeregt, den Krieg als einen heiligen, einen Religionskrieg (dschenge dschæhät) zu proclamiren, worauf der Schah und sein Vezier um so bereitwilliger eingingen, als sie darin ein treffliches Mittel erblickten, unter dem Vorwande, der Islam sei in Gefahr, von den Unterthanen Geld zu erpressen. Die Mulas suchten in den Moscheen durch Versammlungen und Predigten den Fanatismus anzufeuern, doch ohne die gewünschte Wirkung, denn sehr bald merkte das Volk, daß es nur auf seinen Beutel abgesehen sei. Immerhin kamen im Anfang nicht unbedeutende Summen ein, die sämmtlich in den Seckel des Großveziers flossen.

Die persischen Truppen, auf die Unthätigkeit der Engländer bauend, lagerten sich einige Meilen von Buschir bei Burazdschan, wurden aber sofort von den ausrückenden Engländern, unter Zurücklassung des ganzen Lagers, aus ihrer Position vertrieben. Auch ein Ueberfall (schæb-chun), den sie in der folgenden Nacht ausführten, mislang. In derselben Nacht bezogen die Engländer, weil sie glaubten, daß eine große Anzahl der irregulären Truppen ihres Freundes, des Ilchani, zu dem persischen Heer gestoßen sei, ein verschanztes Lager bei Dalaki. Als der Morgen anbrach, sahen die Perser das englische Lager nur 1000 Meter von sich entfernt. Sie wagten einen Angriff und wurden, obwol die Truppen sich mit mehr als gewöhnlichem Muthe benahmen, besonders durch die englische Cavalerie gründlich geschlagen. Uebrigens vermochten die Engländer den errungenen Vortheil nicht zu benutzen. Herabströmender Regen, welcher den Boden völlig aufweichte, eine besonders ihren indischen Truppen empfindliche Kälte, der Mangel an Zelten oder anderm Obdach, alle diese mislichen Umstände nöthigten sie, sich schleunigst nach

Buschir zurückzuziehen. Ihr Rückzug glich so sehr einer Flucht, daß die Perser infolge desselben sich den Sieg zuschrieben. Der commandirende Obergeneral Sudschah emmulk, ein Nuri, Neffe des Großveziers, berichtete sogar an den Schah: „Hätten wir hinlängliche Cavalerie zur Verfolgung gehabt, kein Mann von den Feinden wäre uns entronnen." War dies allerdings eine arge Uebertreibung, so steht doch fest, daß die Engländer bei weitem nicht mit der Energie auftraten, welche allein den Orientalen Respect einzuflößen vermag. Darum legte man auch den Selbstmord zweier höhern englischen Offiziere, die an dem Treffen theilgenommen, als Zeichen einreißender Muthlosigkeit aus. In welchem Lichte den Persern vom militärischen Standpunkt aus die ganze Affaire erschien, zeigt folgender Schlachtbericht eines persischen Offiziers:

„Schlachtfeld von Chuschkab, den 27. Redscheb 1857.

„Den 7. Dschemädrel sâni l. J. erfuhren die Perser in ihrem Lager, daß die Engländer aus Buschir ausgerückt seien und rasch gegen Burazdschan marschirten. Sogleich faßte der Obergeneral Sudschah emmulk den Entschluß, ihnen entgegenzuziehen und sie noch in der Nacht anzugreifen. Gegen Abend setzte sich das ganze Lager in Bewegung. Kaum aber befanden wir uns auf dem Marsche, als ein fürchterlicher Regen herabstürzte, der nicht nur unsere Kleider und Munition gänzlich durchnäßte, sondern auch den Weg nach Tschaekuta unpassirbar machte, sodaß wir zur Umkehr gezwungen waren. Im Lager wieder angelangt, erhielten wir durch einen Kurier des Bagher Chan Deschti die Meldung, daß die Hauptmacht der Engländer, aus 13,000 Mann Infanterie, 1000 Mann Cavalerie und 28 Stücken bestehend, im Anzuge sei und uns am nächsten Tage eine Schlacht zu liefern beabsichtige. Infolge dieser für wahr und verbürgt gehaltenen Nachricht änderte unser General seinen strategischen Plan; der ver-

sammelte Kriegsrath erklärte es für thöricht, mit 3000 Mann und 15 Stücken einen viermal überlegenen Feind erwarten zu wollen, und beschloß, sich auf die Engpässe von Naniſek und Dalaki zurückzuziehen.

„Gegen Mittag marſchirte Sudſchah emmulk mit den regulären Truppen gegen Dalaki, der Ilchani von Schiraz mit ſeiner Reiterei und den Füſilieren gegen Naniſek. Eine Stunde ſpäter zogen die Engländer, ohne einen Schuß gethan zu haben, in unſer Lager ein, wo ſie nichts weiter vorfanden als einige Zelte und einige Kiſten Munition, die wir zurücklaſſen mußten, weil zwei Tage vorher eine große Zahl Laſtthiere nach Dalaki geſchickt worden war, um Mundvorrath von dort zu holen.

„Für dieſe Affaire, welche die Engländer und ſelbſt einige Perſer als eine Art Sieg verkünden, verdient nach meiner Meinung unſer Commandant nur großes Lob. Denn im Lager von Burazdſchan wären wir ſchutzlos dem Feuer der engliſchen Artillerie ausgeſetzt, unſer Verluſt wäre ein enormer, ja wahrſcheinlich wäre alles verloren geweſen; hingegen ward durch das Verlaſſen des Lagers faſt alles gerettet, indem wir dem Feinde den Paß nach Schiraz verlegten und ihn zwangen, ſich in zweckloſen Strapazen zu ermüden.

„Abends erreichten wir in guter Ordnung Dalaki. Schon am zweiten Tage ging uns von allen Seiten die ſichere Kunde zu, daß die Macht der Engländer bei weitem überſchätzt worden, daß ſie höchſtens 5000 Mann Infanterie und 700 Mann Cavalerie nebſt 7 Stücken von kleinem Kaliber betrage. Hierdurch wieder mit Hoffnung erfüllt, den Feind zu ſchlagen, beſchloß Tags darauf unſer Obergeneral einen nächtlichen Ueberfall. Er ſchickte einen Kurier an den Ilchani mit der Ordre, ſich gegen 3 Uhr morgens zum Angriff bereit zu halten; ein Kanonenſchuß vom Gebirge ſolle ihm als Signal dienen, daß er ſeinerſeits die Attake beginne.

„Die Vorbereitungen wurden so geheim als möglich betrieben, und gegen 6 Uhr abends setzten sich 2400 Mann mit 8 Feldstücken in Marsch gegen Burazdschan. Dennoch war durch irgendeinen Böswilligen, dergleichen es leider sehr viele in hiesiger Gegend gibt, unser Angriffsplan den Engländern verrathen worden, sodaß sie, wie wir später erfuhren, schon acht Stunden vor unserm Auszug von allem unterrichtet waren. Nach zweistündigem Marsch ließ Sudschah emmulk auf dem Berge, welcher die Ebenen von Dalaki und Burazdschan trennt, das verabredete Kanonensignal geben. Unmittelbar darauf überzeugte er sich, daß sein Plan, den Feind zu überraschen, vereitelt war. Damit jedoch nicht der Ilchani, durch das Signal zum Angriff verführt, etwa allein dem Feuer des Feindes ausgesetzt sei, ward der Befehl erlassen, zwar vorsichtig, aber mit größtmöglicher Eile vorwärts zu gehen.

„Als wir etwa 3000 Meter vom englischen Heere entfernt waren, hörten wir den Ruf: „Jā Ali!“: ein Zeichen, daß die Truppen des Ilchani heranstürmten, und um sie von unserer Nähe zu benachrichtigen, feuerten wir unsererseits drei Kanonenschüsse ab. Der Schlachtruf von der einen und unser Signal von der andern Seite machte die Engländer stutzig. Sie scheuten die Gefahr, zwischen das Feuer zweier Feinde zu gerathen, deren Kräfte sie nicht kannten, und hielten es daher für gerathen, statt eine Schlacht zu wagen, den Rückzug gegen Tschakuta anzutreten.

„Von diesem Momente an begann eine glänzende Verfolgung des Feindes, welche 3½ Stunde dauerte und der Unerschrockenheit und Tapferkeit unserer Truppen alle Ehre macht. Die Engländer wurden unausgesetzt beunruhigt, von dem Wege nach Tschakuta abgeschnitten und gezwungen, sich gegen Schif zu wenden. Wäre es möglich gewesen, alle unsere Truppen auf einem Punkt zu vereinigen, so wären meines Erachtens wenige Engländer in dieser Nacht entkommen. Ich

habe nie in meinem Leben Soldaten mit so unermüdlicher Ausdauer die Strapazen eines forcirten Marsches ertragen und von so unwiderstehlicher Kampfbegier erfüllt gesehen. Sechs Stunden Wegs hatten sie im Laufe zurückgelegt und doch wollten sie von Ruhe nichts hören. „Führt uns gegen den Feind!“ war ihre einzige Antwort, und die Offiziere, von demselben Geist beseelt, ließen sie immer weiter vordringen.

„Nur durch unsere Unbekanntschaft mit den Wegen auf der weitgestreckten Ebene und unterstützt von der Dunkelheit der Nacht, konnte es den Engländern zuletzt gelingen, uns mittels einer Kriegslist über ihre Bewegung zu täuschen. Dieselben feuerten nämlich plötzlich alle ihre Geschütze ab und begannen gleichzeitig ein wohlgenährtes Gewehrfeuer auf unsere leichten Truppen. Während diese nun ein wenig zurückwichen, änderten sie, unbemerkt von uns, die Richtung ihres Marsches. Um sie wieder aufzufinden, dechargirten wir ein Dutzend Kanonen. Die Geschosse richteten in der That, wie ich später erfuhr, in ihren Colonnen großen Schaden an; aber aus Furcht, ihre Position zu verrathen, erwiderten sie das Feuer nicht, sodaß unser General glaubte, die Kugeln hätten den Feind nicht erreicht, und den Tag zu erwarten befahl.

„Beim Anbruch des Morgens gewahrten wir zu unserm Erstaunen, daß der Feind nur 2000 Schritt von uns entfernt war. Hinter drei Hügeln in der Tiefe der Ebene lag die englische Infanterie, ihr zur Rechten in einem Dattelwald hatten 1200 Mann Cavalerie Posto gefaßt, die Zwischenräume zwischen den Hügeln waren durch 18 Kanonen schweren Kalibers vertheidigt. Die ganze Position war sehr gut gewählt, während wir in der Ebene ganz schutzlos dastanden. Trotzdem erweckte der Anblick des Feindes neue Kampflust in unsern Soldaten. Etwa 500 Mann Schirazer, Kaschkai und Araber stürmten, ohne Befehl von

ihrem Chef abzuwarten, auf den nächsten Hügel los und eröffneten dort die Schlacht durch ein lebhaftes Feuer gegen die englische Infanterie. Diese erste Attake, obwol mit großer Bravour ausgeführt, verdarb jedoch den Schlachtplan unsers Generals, da er sich hierdurch gezwungen sah, augenblicklich die Schlacht gegen einen weit stärkern und überdies wohlverschanzten Feind aufzunehmen. Denn um die Anstürmenden am Fuße des Hügels nicht im Stich zu lassen, mußte er auch die andern Truppen, welche aus 500 Mann vom Regiment Chasseh und 500 Mann vom vierten Regiment bestanden, dorthin entsenden. Das Regiment Karaguslu von Hamadan erhielt den Befehl, sich mehr nach links aufzustellen, um als Reserve zu dienen und zugleich nöthigenfalls die Flanke zu decken.

„Unsere zuerst anstürmenden Truppen wurden von den Engländern mit einem fürchterlichen Feuer empfangen, das große Verheerung unter ihnen anrichtete; dennoch gingen sie unaufhaltsam vorwärts. Schon waren die Schirazer fast am Fuße des Hügels angelangt, als zwei mit Kartätschen geladene Kanonen in ihrem Rücken zu spielen begannen und gleichzeitig auch die englische Cavalerie im Carrière rechts und links sich entfaltete, ihnen jeden Succurs abschnitt und sie mit dem Säbel in Stücke hieb. Nun richteten sich die Geschosse auf dem Hügel mit voller Heftigkeit gegen das Regiment Chasseh und gegen das vierte Regiment. Es war unmöglich für die Unserigen vorzudringen; doch wichen sie nicht zurück, sondern harrten einige Minuten in dieser verzweifelten Lage aus, die tödlichen Wunden erwartend, bis der Befehl zum Rückzug kam. Anfangs versuchte die Cavalerie uns zu verfolgen, sie kehrte jedoch bald wieder um und schwenkte links ab mit der Absicht, uns zu umgehen und alle zu Gefangenen zu machen. Allein hier traf sie auf das Regiment Hamadan, welches ihren Angriff mit dem Bajonnet zurückschlug und ihr

bedeutende Verluste beibrachte. Erst als der Feind zwei Feldstücke in der Nähe aufpflanzte, ward auch dieses brave Regiment genöthigt, den Widerstand aufzugeben und seine Stellung zu verlassen. So hatte weder die Artillerie noch die Cavalerie unsere Truppen in Unordnung zu bringen vermocht; die Angriffe der Cavalerie kosteten ihr selbst viele Leute, und nur vier Gefangene fielen in ihre Hände. Wir kamen gegen Mittag in Burazdschan an, der Feind verschanzte sich wieder hinter den Wällen von Bender Buschir.

„Das ist der wahre Hergang der Schlacht von Chuschkab, wie ich ihn vom Anfang bis zu Ende beobachtete. Dem Anscheine nach haben wir die Schlacht verloren, denn wir wurden gezwungen uns zurückzuziehen; doch ist nicht immer der Rückzug das entscheidende Merkmal. Auch die Engländer haben sich zurückgezogen, und so sind wir in dieser Hinsicht quitt. Nach meiner Meinung ist es der Verlust an Todten und Verwundeten, welcher den Ausschlag gibt. Daß die Engländer nicht Sieger waren, beweist ihr plötzlicher Abmarsch nach Buschir, das Aufgeben von Burazdschan, der Selbstmord ihres Generals und die kleine Anzahl Gefangener, die sie machten. Im ganzen kann die Schlacht nur als ein zufälliges Treffen betrachtet werden, nach welchem alle Vortheile auf unserer Seite blieben, und ich bin überzeugt, daß die Engländer selbst sich nie wieder einen so zweifelhaften Sieg wünschen werden. Unser Verlust an Todten betrug beiläufig 300, an Verwundeten 200 Mann; die Verluste der Engländer sollen nicht geringer sein."

Das englische Volk, müde die Kosten eines Krieges zu tragen, dessen Ursache ihm, wie aller Welt, unverständlich war, drang auf Frieden, und so wurden unter Fürsprache des Kaisers Napoleon vom Cabinet Unterhandlungen mit dem damals in Paris residirenden persischen Gesandten Ferruch Chan eingeleitet, die einen

um so bessern Fortgang nahmen, als beide Parteien nichts Wesentliches voneinander verlangten. Damit aber Englands Name in Asien nicht allzu sehr an Gewicht verliere, mußte vorher noch irgendeine siegreiche Waffenthat ausgeführt werden. Zu dem Zweck erschien die englische Flotte vor Muhammereh, wo der Oheim des Schah Chanler Mirza, Gouverneur von Arabistan, an der Spitze von 10,000 Mann ein Lager innehatte. Von den Schiffen aus wurde das Lager bombardirt; die Kugeln trafen Schlag auf Schlag, und alsbald lief das ganze Heer unter Zurücklassung einer großen Anzahl von Todten und Verwundeten in wilder Flucht auseinander. Mag das Bombardement von Muhammereh als ein Act politischer Klugheit betrachtet werden, vom Standpunkt der Humanität bleibt es, da der Commandant der englischen Flotte bereits die sichere Nachricht vom Abschluß des Friedens hatte, eine nicht zu entschuldigende Barbarei.

Wenige Tage später überbrachte ein Kurier dem Hofe von Teheran den Friedenstractat. Als der Schah den Artikel las, in welchem England auf jede Entschädigung für Kriegskosten Verzicht leistete, brach er in die Worte aus: „Al hamdu lilah!" (Gott lob) so billig glaubte ich nicht davon zu kommen!" Wie mit dem Beginn und der Führung des Krieges begingen die Engländer auch bei Stipulation der Friedensbedingungen politische Fehler, welche grobe Unkenntniß der asiatischen Zustände bekundeten und sicher sehr viel zum Ausbruch des indischen Aufstandes beigetragen haben. Es lag von Anfang an kein Grund zum Kriege vor. Durch diplomatische Gewandtheit und einige wohlangebrachte Geschenke hätte dasselbe, ja mehr erreicht werden können, als in den Friedensartikeln gewährt wurde. Mit Recht sagt der Araber: „Die letzte der Listen ist das Schwert." Was die strategischen Operationen betrifft, so mußte bei der Langsamkeit und Unvollkommenheit, womit Nachrichten im Orient sich weiterverbreiten, die

Demonstration auf einen so fernen Punkt wie Buschir ohne alle Wirkung bleiben; hingegen wäre durch die Einnahme von Schiraz, einer in ganz Asien bekannten Stadt, der Krieg mit Einem Schlage beendigt worden, der Schah hätte sich jeder Bedingung, selbst der Forderung, seinen Großvezier zu entlassen, gefügt, und man wäre nicht in den Fall gekommen, die bons offices des Tuilerienhofs ansprechen zu müssen, durch welche überdies der Schah mit Recht sich gegen Frankreich zu Dank verpflichtet fühlte. Bei den Friedensbedingungen endlich mußten die Engländer vor allem auf die Absetzung des Sader azam bestehen, welcher, einst ihr Schützling, jetzt am feindseligsten gegen sie agitirte. Daß man keine Entschädigung für Kriegskosten verlangte, war großmüthig, aber im höchsten Grade unpraktisch; denn der Orientale hält sich nur dann für überwunden, wenn er Geld oder Land an den Sieger herausgeben muß. In einem Artikel des Friedensvertrages entsagte England seines Schutzrechts, wodurch es seiner Autorität in den Augen der Chane wie des Volks viel vergeben hat. Die errungenen Vortheile dagegen sind schon um deswillen precär, weil Verträge von den Orientalen nur so lange gehalten werden, als man nicht die Macht besitzt, sie zu brechen. In der That wurde gleich nach Schluß des Friedens von neuem gegen die Engländer intriguirt, denn eine Gesandtschaft, bestehend aus zwei Offizieren und einem Arzte unter Führung des Colonel Taylor, welche sie in Absicht einer Demonstration gegen Persien nach Herat schickten, fand dort sehr schlechte Aufnahme und mußte unverrichteter Sache nach Teheran zurückkehren. Auf der Durchreise wurde ihr die einer Gesandtschaft gebührende Achtung, sogar die Gewährung eines Mehmendars und der Gulams versagt.

Kurze Zeit nach Beendigung des Krieges, am 29. Juni 1858, starb infolge plötzlich eingetretenen Siechthums der neuernannte Kronprinz Kasem Chan. Der Schah war untröstlich,

er ſtieß den Kopf gegen die Mauer und nahm mehrere Tage faſt gar keine Nahrung zu ſich. Alle ſeine übrigen Kinder vernachläſſigend und mit Abneigung betrachtend, hatte er zu dieſem Sohne eine ſo leidenſchaftliche Liebe gefaßt, daß er kaum einen Augenblick deſſen Gegenwart entbehren mochte. Er war ſogar mit dem Gedanken umgegangen, ſobald Kaſem Chan das ſiebzehnte Jahr erreicht haben würde, zu Gunſten deſſelben vom Throne zu ſteigen. Wenigſtens ſagte er oft zu mir: „Hekim, in einigen Jahren, wenn mein Valieht erwachſen ſein wird, will ich in schallah! eine Reiſe nach Frankiſtan (Europa) unternehmen. Du wirſt mich begleiten.“ Einmal ging ich näher auf ſeine Reiſeprojecte ein. Ich ſetzte ihm auseinander, daß der bequemſte Weg nach Europa der über Tiflis ſei; da verfinſterte ſich aber ſofort ſeine Miene, wahrſcheinlich weil Tiflis einſt zu Iran gehört hatte, und kurz abbrechend ſprach er: „Ich werde einen andern Weg wählen.“

Der damals noch mächtige Großvezier wurde, gewiß mit Unrecht, beſchuldigt, den Tod des Prinzen veranlaßt zu haben; Palaſtintriguen beuteten dieſe Gerüchte aus, und im Herbſte deſſelben Jahres erfolgte ſein Sturz ſowie natürlich der ſeiner ganzen Familie. Der Schah hatte den Saderazam, obgleich er ihn öffentlich ſeinen Wohlthäter, Vater und Vormund nannte, im Herzen doch immer gehaßt; jener wußte ihn aber in der Meinung zu erhalten, daß kein anderer das Land regieren könne und daß ſeiner Abſetzung allgemeine Revolution auf dem Fuße folgen werde. Voll ängſtlicher Beſorgniß begab ſich daher der Schah, nachdem er den Befehl zur Verhaftung gegeben, unter ſtarker Begleitung auf die Jagd. Erſt als ihm die Nachricht von der vollzogenen Feſtnahme überbracht worden war, kehrte er in ſein Luſtſchloß Niaveran zurück. Auch hier ſpähte er noch furchtſam durchs Fenſter, ob nicht die Volkshaufen ſich ſeiner untenſtehenden

Pferde bemächtigen würden, und da nichts dergleichen geschah, rief er endlich freudig aus: „Ich hätte nie geglaubt, daß der Sturz meines Veziers so ruhig ablaufen werde, sonst hätte ich ihn schon vor mehrern Jahren vom Amte entfernt."

Aus den bisherigen Erfahrungen belehrt, wie gefährlich es sei, alle Macht in Einer Hand zu concentriren, faßte Nassereddin den Entschluß, das Amt eines Großveziers von nun an gar nicht mehr zu besetzen. Er ernannte Fachminister für die einzelnen Zweige der Verwaltung, für die äußern Angelegenheiten, für das Innere, die Justiz, den Handel, den Krieg, und außerdem in der Person des Mirza Dzafer Chan, der mehrmals Gesandtschaftsposten in Europa bekleidet hatte, einen Minister ohne Portefeuille, sich selbst die Ueberwachung der verschiedenen Dikasterien vorbehaltend. Eine Zeit lang conferirte er mit den Secretären und andern untergeordneten Beamten; er bildete sich ein, auf diese Weise nicht nur zu herrschen, sondern auch zu regieren. Wie sich bald ergab, hatte er jedoch abermals nur den Herrn gewechselt. Die Königin Mutter und einige Höflinge gewannen jetzt um so unbeschränktern Einfluß auf ihn, je mehr er das Ansehen der Minister untergrub und sie als nutzlose Diener behandelte. Unter diesen Umständen war es eine lächerliche Idee, ein Ober- und Unterhaus errichten zu wollen; der Unterschied zwischen den beiden Häusern sollte darin bestehen, daß dem Oberhause einige Schüsseln Reis zum Frühstück mehr geliefert würden. Was das Land von einer solchen Repräsentation zu hoffen hätte, kann man sich denken.

In der jüngsten Zeit nahmen die Einfälle der Turkomanen wieder sehr überhand; ganze Gegenden wurden durch sie entvölkert und die Bewohner als Sklaven nach Chiva und Buchara verkauft. Man rüstete endlich im Winter 1860 eine Expedition gegen Serächs aus. Die persischen Truppen besetzten ohne Widerstand die Stadt und machten sie zu einem

festen Waffenplatz. Allein man schickte ihnen, wie gewöhnlich, keine Verstärkung nach, sondern überließ sie ihrem Schicksal. Es währte nicht lange, so gelang es den Turkomanen, durch Abschneiden der Zufuhr die Besatzung auszuhungern. Sie mußte sich ergeben und sämmtliche Soldaten wurden in die Sklaverei verkauft. Der Expedition war ein europäischer Photograph zugetheilt, damit er die Siege der glorreichen Armee photographisch aufnehme. Statt dessen sah sich nun der Unglückliche gezwungen, viele Monate Sklavendienste als Kamelhüter zu thun, bis man ihn durch ein hohes Lösegeld befreite.

In Vorstehendem gab ich eine flüchtige Skizze der bemerkenswerthesten Ereignisse, welche sich, mit Einschluß des im ersten Theil erzählten Attentats der Babis, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich das Land verließ, unter der Regierung des Nassereddin Schah zutrugen. Ich schließe hieran eine kurze Schilderung seiner Persönlichkeit. Der Schah stand damals im 32. Lebensjahre. Er ist von mittlerer Größe, eher mager als beleibt. Das Gesicht bildet ein gefälliges Oval mit dunkelbraunen Augen, stark gewölbten und über der Nase zusammengewachsenen Brauen, etwas kurzem Kinn und umrahmt von einem üppigen, nach türkischer Weise kurz geschorenen Bart, wogegen der Schnurrbart sehr lang über den Mund herabhängt. Seine Hände sind schön geformt, dagegen die Unterschenkel nach einwärts gebogen, welcher Fehler, zwar durch weite Beinkleider verdeckt, sich doch im Gange bemerkbar macht. Zu Pferde ist seine Haltung kühn und elegant. Abgerechnet eine schwache Verdauung und eine erbliche Anlage zu Hämorrhoidalleiden, erfreut er sich guter Gesundheit. Er spricht sehr rasch, abgebrochen und stoßweise — eine Eigenthümlichkeit des Kadscharenstammes —, weiß aber im Gespräch nach persischer Manier jedem etwas Verbindliches zu sagen. Vor seiner Thronbesteigung wortkarg und unbeholfen, drückt er sich

jetzt geläufig in türkischer wie in persischer Sprache aus; auch spricht und schreibt er ziemlich gut französisch, worin ihm Dr. Cloquet und ich Unterricht ertheilten. Seines Talents zum Zeichnen und der Sucht, die Lächerlichkeiten oder Gebrechen anderer durch Caricaturen zu verspotten, ward schon früher gedacht, ebenso seiner poetischen Versuche wie seiner Kenntnisse in der Landesgeschichte und der neuern Geschichte Europas seit Friedrich dem Großen. Wohlwollende herzliche Zuneigung bezeigt der Schah für niemand, weder für seine Frauen, die von ihm bis auf die eine, mit welcher er gerade lebt, vernachlässigt werden, noch für die Stammesgenossen, in deren Pensionen er nur eine unnütze Belastung der Staatskasse erblickt, weshalb er auch die Nachkommen Feth Ali Schahs nicht als legitim anerkennt, noch für die eigenen Kinder, seitdem der abgöttisch geliebte Sohn Kasem Chan gestorben ist. Vielmehr sind hervorstechende Züge seines Charakters: Geiz und Habsucht; besonders reizen Edelsteine, der Lieblingsbesitz jedes Orientalen, seine Habgier. Unter allerlei Vorwänden sucht er das Vermögen reicher Unterthanen an sich zu bringen, das seiner nächsten Blutsverwandten nicht ausgenommen. Er sammelt jedoch nicht für seine Privatchatoulle, sondern speichert alles Geld im Staatsschatz (chasineh) auf, den er mit Argusaugen hütet und wozu er die Schlüssel in persönlicher Verwahrung hat. Gewissenhaft zahlt er die Summen zurück, die er zum eigenen Gebrauch daraus entlehnt. Ist der Schatz zu einer gewissen Höhe angewachsen, so wird an die Ausrüstung einer Expedition zum Zweck der „Mehrung des Reichs" gedacht; denn der Ehrgeiz des Schah überwiegt fast noch seine Geldgier. Unablässig träumt er von Wiederherstellung der alten Grenzen Irans; er überschätzt die Kräfte des Landes sowie die Leistungsfähigkeit der Armee und vernachlässigt über dem Trachten nach äußerer Vergrößerung die innern Interessen des Reichs. Sehr hohe

Verehrung zollt er dem verstorbenen Czaren Nicolas, welcher ihn als Kind, bei einer Zusammenkunft am Araxes, auf den Schos genommen, und nicht geringere dem Namen Napoleon; es schmeichelt ihn, wenn Louis Napoleon den Titel Schah mit „Kaiser" übersetzen läßt und ihn in Briefen „Bruder" anredet. Nicht grausam von Natur, spart er doch kein Blut, wenn ihm seine persönliche Sicherheit oder das Staatswohl gefährdet scheint, wie die Hinrichtung seines Lehrers und Wohlthäters des Emir, die Ermordung des Prinzen Jussuf von Herat, die massenhaften Executionen der Babis und zahlreiche andere Fälle beweisen. Seit dem Attentat der Babis schwebt er in beständiger Furcht; kein Unbekannter, die Europäer ausgenommen, darf sich ihm auf Schußweite nähern. Oft war ich auf unsern Reisen Zeuge, wie Landleute, welche sich, von Neugier getrieben, etwas zu nahe herangewagt, sofort auf königlichen Befehl mit Ruthenstreichen gezüchtigt wurden. Zieht der Schah durch eine Stadt, so werden die Dächer aller Gebäude von seinen Dienern besetzt, um jeden Unberufenen fern zu halten.

Infolge der Untreue von Personen, die er durch Wohlthaten sich verbunden zu haben glaubte, namentlich des Verraths seitens seines ehemaligen Busenfreundes Pascha Chan, welcher dem Großvezier von der geheimen Correspondenz Mittheilung machte, hat er überhaupt das Vertrauen zu den Menschen eingebüßt. Eigennutz gilt ihm für die alleinige Triebfeder menschlicher Handlungen. So äußerte er zu mir, als von den in Rußland entdeckten Unterschleifen während des Krimkrieges die Rede war: „Die Welt ist überall dieselbe, man stiehlt und ißt das Geld in Europa ebenso wie in Iran." Auch keinem seiner Diener und Beamten traut er Gutes zu. Wenn er ihnen schmeichelt, sie beschenkt und mit Lob überhäuft, so geschieht es nur aus Besorgniß, daß sie ihn sonst verrathen oder ihm schaden möchten. Darum

bezeigt er sich am gnädigsten gegen diejenigen, deren Sturz er bereits beschlossen hat. Sie sollen bis zum letzten Augenblick ihr Verderben nicht ahnen, damit sie nicht etwa nach dem Spruche Saadi's: „Der Verzweifelnde greift nach der Schärfe des feindlichen Schwerts", zu einem Act verzweifelter Rache schreiten. In natürlicher Wechselwirkung traut andererseits niemand am Hofe dem Schah und seinen Worten; jeder ist bereit ihn zu verrathen, sobald er seinen Vortheil dabei findet. Es ist klar, daß auf diese Weise gerade die Gefahren, denen er vorbeugen will, vom Schah selbst heraufbeschworen werden.

Je autokratischer die Regierungsform eines Landes, desto geringer ist die Achtung vor dem Gesetz. Ein Despot muß, weil alle Gesetze Ausfluß seines persönlichen Willens sind, consequenterweise jede kleinste Uebertretung als Auflehnung gegen seine Person ansehen und mit der Strafe des Hochverraths ahnden. Da er jedoch nicht durch fortwährende Executionen sein Land und seinen Hof entvölkern kann, so leidet seine Autorität, und er muß es geschehen lassen, daß seine Befehle unvollzogen bleiben. So ist auch Nassereddin Schah trotz seiner zahllosen Dienerschar der am schlechtesten bediente Herr. Seine Gesetze werden nicht befolgt, seine Verfügungen, in der officiellen Zeitung proclamirt, kommen nicht zur Ausführung. Allerdings wird jeder seiner Befehle mit der Unterwerfungsformel „Beli kurban schæwæm" („Ja ich will dein Opfer sein") beantwortet, nichtsdestoweniger aber unter irgendeinem Vorwande umgangen oder gänzlich unbeachtet gelassen. Er weiß das auch sehr wohl, und um nicht beständig wegen Ungehorsams strafen zu müssen, fragt er fast nie nach dem Vollzug der ertheilten Befehle. Absichtlich gibt er sich vielmehr, unterstützt durch den Mangel jedweden offenen Widerspruchs, dem täuschenden Wahne hin, als ob er allein und selbständig regiere, während er in der That stets der Spiel-

ball in den Händen anderer ist, sei es seiner Mutter, seiner Frau, seiner Minister oder irgendeines Höflings, der es versteht, ihm die Umstände und Thatsachen in solchem Lichte darzustellen, daß er nothwendig zu der von jenem gewollten Schlußfolge gelangen muß und doch nach eigenem Antriebe zu handeln glaubt. Uebrigens ist seine Herrschergewalt an und für sich keine völlig unumschränkte. Das theo-demokratische Gesetz des Korans, das Ansehen der Priester, die öffentliche Meinung, welche auch in Persien bis zu einem gewissen Grade Einfluß übt, endlich die Scheu vor dem Urtheil der europäischen Zeitungen, deren Stimmen um so mehr beachtet werden, als man sie für den Meinungsausdruck hochgestellter Personen hält, setzen seinem despotischen Willen mannichfache Grenzen.

Außerdem mildert das im Orient noch alle Verhältnisse durchdringende patriarchalische System die Strenge des Despotismus. Der Schah bekümmert sich theilnehmend um die Familienangelegenheiten seiner Diener, um ihre Heirathen, ihr directes und indirectes Einkommen (mædächel). Er schlichtet ihre kleinen Streitigkeiten, indem er die Parteien vor sich kommen läßt, ihre Klagen anhört und zu einem billigen Ausgleich mahnt. Will dann eine Partei sich nicht dabei beruhigen, sondern die Verhandlung fortsetzen, so beginnt der Schah ein anderes Gespräch, um anzudeuten, daß die Sache erledigt sei. Manchmal zeugen seine Urtheile von nicht gewöhnlichem Scharfsinn. Einst klagte ihm einer seiner Günstlinge, daß ein Kaufmann wegen einer unbegründeten Forderung von 400 Dukaten ihn durch die Mulas mit Processen quälen lasse. Der König erwiderte: „Ich kann unmöglich glauben, daß man es wagen würde, einen Mann, der meine besondere Gunst besitzt, ohne Grund zu quälen; bezahle die 400 Dukaten und du bist den ärgerlichen Handel los.“ Nicht selten überreicht ein Diener der untersten Kategorien dem Schah ein Lamm, einen Hut Zucker oder eine Schüssel

Candis; der Schah nimmt das Geschenk gnädig auf, erkundigt sich nach dem Anliegen des Gebers und erfährt gewöhnlich, daß derselbe sich verheirathen wolle, in welchem Fall er ihm eine angemessene Beisteuer zu den Hochzeitskosten gewährt.

Die orientalische Sitte erheischt, daß niemand mit leeren Händen vor dem Antlitz des Königs erscheine, selbst derjenige nicht, welcher sich eine Gabe von ihm erbitten will. Hiernach richten sich auch seit jeher die nach Persien kommenden Gesandtschaften, sowol die asiatischen wie die europäischen: jene bringen Pferde, Shawls, Reis, Taback, Woll- und Seidenstoffe, diese Orden, europäische Waffen, Gemälde, Krystalle u. s. w. als Ehrengaben mit. Sie empfangen dafür beim Abschied ein entsprechendes Gegengeschenk unter dem Namen Chalat. Die mitgebrachten Geschenke werden dem Schah in feierlicher Audienz auf silbernen und goldenen Plateaux überreicht und huldvoll von ihm entgegengenommen. Sobald die Gesandtschaft sich entfernt hat, tritt der Schatzmeister hinter einem Vorhange (perdeh), wo er bis dahin gewartet, hervor, um jedes Stück, jeden Diamanten in der Fassung eines Ordens genau nach dem Geldwerth zu taxiren.

Als Symbol für Anerkennung der Souveränetät des Schah über eine Stadt gilt erstens das Gebet für den Schah (chutbehi benâme schâh) in der Hauptmoschee, zweitens die Geldprägung in seinem Namen (sikkeh). Zu den übrigen königlichen Prärogativen sind zu rechnen: die Negâreh-châneh (das Musikchor des Königs); der Diamantreiher auf der spitzen Mütze (dschiggeh); zwei Läufer (schâtir), sowie eine Anzahl Farasche und Mirkæzæbs (Nachrichter) mit Ruthen (fasces), welche ihn auf allen seinen Reisen und Umzügen begleiten; die durch Henna erzeugte goldgelbe Farbe seines Leibrosses und eine goldene Kugel (gu) am Schweife desselben; ein rothes Zelt und ein rother Regenschirm.

Ferner steht dem Schah die Verleihung des Sonnen-

und Löwenordens (schire-churschid) zu. Es gibt verschiedene Grade und Kategorien: mit und ohne Band (hæmāil), für Inländer und für Fremde (letzterer heißt sitarehdār). Die Verleihung ist stets von einem Firman begleitet. Den höchsten Würdenträgern wird die Decoration gewöhnlich mit dem von Diamanten eingefaßten Bildniß des Königs (timsāl) verliehen. Die Farbe des Bandes soll zwar je nach dem Ordensgrade verschieden sein; allein man nimmt eine Farbe, wie sie sich eben im Bazar vorfindet. Ein Löwe mit darüber aufgehender Sonne bildet auch das Wappen des Landes; bestimmte Landesfarben kennt man nicht.

Die höchste amtliche Würde ist die des Großveziers; sie wird durch verschiedene Titel bezeichnet: Emir eddauleh, Itemad eddauleh, Sader-azam, Emir, Kaimakam. Ihm sind nach Umständen bei- oder untergeordnet: der Vezier der auswärtigen Angelegenheiten (vezir dāwelet chāredscheh); der Vezier des Innern (mustāfi el memālek); der Vezier der Finanzen (muajir el memālek); der Vezier der Justiz (vezir adālet); der Vezier des Handels (vezir tedschāret); der Vezier für die Verwaltung der Fundationen (vezir maukufāt); der Minister ohne Portefeuille (muschir eddauleh); der Kriegsminister (sepāh sālār); der Minister der Wissenschaften (vezir ālum); der Polizeimeister der Hauptstadt (kalanter). In gleichem Range stehen noch die beiden Admirale in partibus (dæriābeghi), welche am Kaspischen Meer und am Persischen Meerbusen stationirt sind, obwol die Regierung nicht eine einzige Schalupe besitzt.

In den Provinzen gehören zu den Würdenträgern (arkan u æjāneh daulet, die Pfeiler und Stützen des Reichs): die Gouverneure (hākem), welche wieder Veziere für die einzelnen Verwaltungszweige zur Seite haben. Der Gouverneur wird vom Schah selbst auf ein Jahr ernannt, die Subgouverneure können von dem Gouverneur ein- und abgesetzt werden.

Das Land ist jetzt in 20 Gouvernements (hākemneschin oder viläjet) getheilt: 1. Azerbeidschan mit der Hauptstadt Tabris; 2. Chamseh mit der Hauptstadt Saendschan; 3. Hamadan; 4. Kaswin; 5. Teheran; 6. Kum; 7. Kaschan; 8. Ispahan; 9. Schiraz; 10. Yezd; 11. Kirman; 12. Malär-tusirkan; 13. Charassan mit der Hauptstadt Meschhed; 14. Arabistan mit der Hauptstadt Schuschter; 15. Kirmanschah; 16. Kurdistan mit der Hauptstadt Senneh; 17. Astrabad; 18. Gilan mit der Hauptstadt Resht; 19. Masanderan mit der Hauptstadt Sari; 20. Burudschird.

Jedes Gouvernement zerfällt in Bezirke (bæluk und keschwer), mit Städten (schæhr), Flecken (kæsæbeh), kleinen Flecken (kæsæbdscheh) und Dörfern (deh). Der Ortsvorstand einer Stadt heißt der Kalanter, einer kleinern Ortschaft der Kætchudā.

Die Nomaden stehen nicht unter der Jurisdiction des Gouverneurs, sondern unter der ihres Chef, des Ilchani, welcher eine coordinirte Stellung zum Gouverneur einnimmt und ebenfalls zu den Stützen des Reichs (arkane daulet) gezählt wird.

Bei den Hofbeamten und der Hofdienerschaft (naukere chās) unterscheidet man folgende Klassen: die Pischchedmets (Kammerdiener und Kammerherren) tragen dem Schah die Speisen auf, lesen ihm vor, begleiten ihn auf seinen Spaziergängen, beschäftigen sich, mit einem Wort, um seine Person; die Gulāms, an ihrer Spitze der Serkeschiktschi bāschi, halten die Wache im Schlosse und bilden auf Reisen des Schah in einer Anzahl von 200 — 300, zu Pferde und mit Flinten bewaffnet, unter Führung des Jessāul bāschi den Vortrab, um ihn vor einem etwaigen plötzlichen Ueberfall zu schützen, während einer von ihnen mit der königlichen Standarte, einer etwa 15 Fuß hohen mit rothem Tuch überzogenen Lanze, unmittelbar vor dem König herreitet; die

Tufenktschis (Büchſenſpanner), geübte, mit vortrefflichen Gewehren verſehene Schützen, treiben dem Schah das Wild zu und ſpielen die Rolle der Leibjäger; die Færäsche, unter dem Befehl des Færäsch bäschi, ebenen den Lagerplatz, ſchlagen die königlichen Zelte auf und belegen ſie mit Teppichen (farsch); die Farāsch chælvet haben für die Teppiche in den Gemächern des königlichen Schloſſes zu ſorgen; die Abdār führen auf Reiſen Waſſer, Eis, Früchte, Süßigkeiten, überhaupt den Mundvorrath nach; die Aschpæs (Köche), an der Spitze der Aspas bäschi, ſtehen nebſt den Abdars unter der Oberaufſicht des königlichen Intendanten (Nazire chās), welchem der Titel Ayn el mulk (Auge des Reichs) zukommt, und werden wegen der Gefährlichkeit ihres Amts vom Schah mit beſonderer Schonung behandelt; der Kahwedschi bäschi hat den Schah mit Thee, Kaffee und Nargileh zu verſorgen; der Issik agassi baschi (Ceremonienmeiſter) führt die Geſandtſchaften bei den Salams zur Audienz ein; der Gutschi baschi (Großfalconier); die Hekim bäschi (Leibärzte); der Muterdschim baschi (Dragoman); der Melek-esch-schnera (Hofpoet); der Vaḳāieh neḳār (Chroniſt); der Nækkāsch bäschi (Hofmaler); der Nizam el ulemā (Chef der Gelehrten); die Schātir (Läufer) mit der Schellenkappe, unter ihrem Chef Schātir bäschi; die Reitknechte mit ihrem Chef, dem Mirāchur; der Muhrdār (Großſiegelbewahrer), Sandukdār (Garderobier) und Chazinehdār (Schatzmeiſter), meiſt in einer Perſon vereinigt; der Zerger bäschi (Gold- und Juwelenarbeiter), gewöhnlich ein Armener; die Gulām betscheh (Pagen); die Chādscheh (Eunuchen) mit ihrem Chef dem Chadscheh bäschi; der Kaptschi bäschi (Thürſteher); die Mir-kæzæb oder Nasaktschi (Scharfrichter) mit ihrem Chef dem Nasaktschi bäschi; der Munedschim bäschi (Hofaſtronom); der Lessān em mulk (Hofhiſtoriker).

Die diplomatischen Vertreter Persiens an fremden Höfen heißen, je nach ihrem Range, Iltschi, Vezir mukim (Ministerresident), oder Vezir muchtār (Bevollmächtigter Minister), oder Mæslæhæt-guzār (Botschafter). Ständige Gesandte residiren: in Paris für Frankreich und England, jetzt in der Person des Hassan Chan Kerus; in Konstantinopel, jetzt Hussein Chan, der tüchtigste Diplomat, welchen Persien besitzt; und am Hofe zu St.-Petersburg. Ihre Stellung ist meist eine sehr undankbare und gefahrvolle. Nicht nur daß sie nach der Rückkehr oft auf empfindliche Weise zur Verantwortung gezogen werden, man schmiedet auch während ihrer Abwesenheit Kabalen gegen sie, welche nach dem Sprichwort: „Die Abwesenden haben immer unrecht", ihren Feinden leicht gelingen. Und schon die Entfernung von seiner Familie fühlt jeder Perser äußerst schmerzlich; eine Frau ins Ausland mitzunehmen, ist aber unter keiner Bedingung gestattet, selbst nicht nach Konstantinopel.

Von europäischen Staaten unterhalten in Teheran Gesandtschaften: Rußland, England, Frankreich und die Türkei. Kurze Zeit hatte auch Preußen einen Botschafter daselbst, er wurde aber wieder abberufen. Die Unterhaltung einer Gesandtschaft in Teheran ist allerdings keine leichte Sache. Erstens erfordert sie, wenn ihr Land nach orientalischen Begriffen würdig repräsentirt werden soll, enorme Ausgaben. Es ist unerlaßlich, eine große Anzahl Diener und Pferde zu halten; die Kosten für Teppiche und Zelte, für Kuriere und Trinkgelder verschlingen bedeutende Summen, noch bedeutendere die Geschenke und Bestechungen, ohne welche sie ganz isolirt dastehen und nichts von den Vorgängen am Hofe erfahren würde. Sodann wird eine Gesandtschaft im Orient nur dann sich in achtunggebietender Stellung behaupten, wenn ihr Land im Fall von Inconvenienzen oder Interessenverletzung nicht blos zu drohen, sondern auch zuzuschlagen

bereit und im Stande iſt. Andernfalls muß ſie Beleidigungen ſtillſchweigend hinnehmen oder ſich an eine befreundete Macht, z. B. an England oder Rußland wenden, um Genugthuung zu erlangen: beides im höchſten Grade erniedrigende Alternativen. Aus dieſen Gründen werden immer nur Geſandtſchaften von den beiden großen Nachbarſtaaten Rußland und der Türkei und nächſtdem die von England, ſolange es ſein Uebergewicht zur See und den Beſitz von Indien behauptet, mit Nutzen in Teheran reſidiren können. Schon die von Frankreich beruht eigentlich blos auf Convention und Duldung wegen der Achtung, die der Schah dem Namen Napoleon zollt. Eine unter Louis Philipp nach Perſien gekommene, vom Grafen Sartiges geleitete franzöſiſche Geſandtſchaft ſah ſich bald wieder zur Rückkehr genöthigt.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die allgemeine Lage des Landes, ſo finden wir eine Dynaſtie, welche bis jetzt nur ſchwache Wurzel gefaßt hat, einen König, dem zwar nicht guter Wille abgeſprochen werden kann, der aber weder Kraft noch Ausdauer beſitzt, um ſeine Abſichten durchzuführen, und eine entartete Prieſterkaſte, von welcher der Schah nicht als legitimer Herrſcher anerkannt wird, weil er nicht aus der Familie des Propheten ſtammt, die in ihren Augen allein zum Chalifat berechtigt iſt. In den Provinzen, den Bedrückungen der Gouverneure preisgegeben, herrſcht Unzufriedenheit: der Süden war jeher ſchwer zu regieren und ſtets in halber Empörung; der Oſten iſt von Turkomanen und Chiwanern bedrängt und durch Wegführung der Bewohner entvölkert; die reichen und ergiebigen Provinzen am Kaſpiſchen Meere wurden durch lange Misregierung dahin gebracht, daß ſie nichts ſehnlicher als eine ruſſiſche Occupation wünſchen und in der That auch ſchon zweimal darum anhielten; ſelbſt die der Dynaſtie bisher treueſte Provinz Azerbeidſchan haben die Gouverneure durch ſyſtematiſches Ausſaugen zur Verzweiflung

getrieben; kurz nirgends findet sich eine Spur von Liebe und Anhänglichkeit an König und Thron. Die Industrie liegt danieder, weil sie mit den Fortschritten der europäischen nicht concurriren kann. Aus alledem möchte man schließen, daß mit der Zeit das Land eine Beute der europäischen Mächte werden, daß namentlich das Gebiet am Kaspischen Meer unvermeidlich an Rußland fallen müsse. Bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung wäre allerdings ein Zug von 10000 Mann, wie zu Zeiten Xenophon's, nichts Unmögliches, ja die Hälfte dürfte vielleicht genügen, um ganze Provinzen zu erobern. Anders stellt sich die Frage, ob und wie das Eroberte auf die Länge zu erhalten sein würde. In einem alten Culturlande kann man nicht tabula rasa machen. Mag der Sieger die unterjochte Nation mit Güte oder mit Strenge behandeln, sie wird die Erinnerung an ihre Selbständigkeit nicht aufgeben und aus der Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, immer neue Kraft zum Widerstand schöpfen.

Man sagt, es sei das Fatum von Großstaaten, daß sie, ohne es zu wollen, ihre Grenzen beständig erweitern müssen. Sie können Beleidigungen von kleinen Nachbarstaaten nicht ungerächt ertragen; es kommt zu Beschwerden, zu Drohungen, endlich erfolgt die Besitznahme. So werde auch Rußland über kurz oder lang Peter's des Großen Idee, das Kaspische Meer zum russischen Binnensee zu machen, verwirklichen müssen. Sei dem wie ihm wolle, es wird Rußland nie gelingen, diese Provinzen sich zu assimiliren, auch nicht durch Errichtung einer Secundogenitur im Kaukasus, die übrigens dem Mutterlande keinesfalls großen Segen bringen könnte.

Betrachte ich die reichen Hülfsquellen, welche Persien besitzt, vor allem aber die kräftige und aufgeweckte

Rasse seines Volks, so kann ich nicht umhin, an die Wiedererhebung des Landes aus seiner gegenwärtigen Lethargie zu glauben. Ein Reich geht unter, wenn die Masse seiner Bewohner der Depravation verfiel. Dies ist in Persien nicht der Fall, und darum steht ihm noch eine Zukunft bevor. Dasjenige Volk jedoch, welchem wegen seiner Bildungsfähigkeit, seines kriegerischen Muths, seines Selbstvertrauens und Unabhängigkeitsgefühls mit der Zeit die Herrschaft über Centralasien zufallen wird, dürften die Afghanen von rein iranischer Abstammung sein.

II.

Das Reisen in und nach Persien.

Beschaffenheit der Wege. Mangel an gebahnten Straßen. Brücken. Folgen der erschwerten Communication. Karavanserais. Verschiedene Arten des Transports. Kurierpost. Die wichtigsten Karavanenwege. Reiserouten von Deutschland nach Persien. Gesundheitsregeln für Reisende. Sicherheit des Reisens mit der Karavane. Unsichere Gegenden. Maßregeln zum Schutz der Reisenden. Zeitweilige Unsicherheit. Raubsucht der Soldaten.

In wenigen Ländern setzt die Natur der Anlage von Straßen und Bahnen so geringe Schwierigkeiten entgegen wie in Persien. Die langgestreckten Hochebenen, der feste Boden, der einen Unterbau fast entbehrlich macht, die Seltenheit von Regen und sonstigem Wasserniederschlag, der gänzliche Mangel großer breiter Ströme, die reichhaltigen Kohlen- und Eisenerzlager, die Vortrefflichkeit der Pferde und Maulthiere, kurz alles würde den Straßenbau in jeder Weise begünstigen und erleichtern.

Und doch gibt es in ganz Persien keine gebahnte Straße. Man reist auf denselben Karavanenwegen, die schon vor Jahrtausenden bestanden haben, über Hügel und Berge, an Sturzbächen entlang, durch Schluchten und Wasserrisse immer die möglichst gerade Richtung verfolgend.

Eine einzige kurze Strecke, von der Station Imamzadeh Haſchem am Seſidrud durch den Gilaner Wald bis Reſcht, wurde vor einigen Jahren auf dringende Verwendung des ruſſiſchen Conſuls zu Reſcht, des Herrn Tegeborsky, gebaut. Der Boden des alten Weges war nämlich ſo aufgewühlt und ausgetreten, daß zur Regenzeit ruſſiſche Waaren unmöglich von Enzeli nach Teheran transportirt werden konnten. Man lichtete an dieſer Stelle den Wald, zog Abzugsgräben und machte eine Unterlage aus Holzkohlen, die dann mit Flußkies bedeckt wurden. Von Reſcht aus bis zum Kanal Pirebazar*) führt aber immer noch der Weg eine deutſche Meile weit durch Moraſt und Dickicht. Der Kanal ſelbſt iſt ſo ſchmal und flach, daß zwei mäßig große Kähne nur ſchwer einander ausweichen können, und wird außerdem durch die vom Ufer hineinreichenden Baumäſte verengt; denn es darf bei Strafe des Handabhauens kein Aſt heruntergeſchlagen werden.

Shah Abbas der Große ließ einige Karavanenwege am Kaspiſchen Meer und den Uebergang über den Kaflankuh auf dem Wege nach Tabris mit großen Steinen pflaſtern (chiabān). Da aber ſeit etwa 200 Jahren nichts für die Ausbeſſerung geſchah, ſind von jenen Arbeiten kaum noch dürftige Spuren zu finden.

Unter den Urſachen der Verabſäumung von Straßenbauten ſteht natürlich obenan die Indolenz der Regierung, welche die reiche Productionsfähigkeit des Landes nicht zu benutzen weiß und von dem Umfang der trotz aller Hemmniſſe beſtehenden Ausfuhr von Roh- und Kunſterzeugniſſen keinen Begriff hat. Der Schah äußerte einmal zu mir: „Perſien beutet den Schatz ſeiner edeln Metalle nicht aus, wir gewinnen unſer Gold und Silber durch Alchemie.“ Die

*) Dieſer Kanal, etwa eine Meile lang, mündet in das Murd-ab (todtes Waſſer), welches durch Haffbildung vom Meere geſchieden iſt.

Kaufleute wissen freilich besser, woher die edeln Metalle kommen. Ein zweiter Grund liegt in der thörichten Furcht, dem Feinde einen bequemen Zugang ins Land zu bereiten. Ferner bildet der Mangel an Holz und Eisen ein bedeutendes Hinderniß. Denn das Holz aus den großen Urwäldern am Kaspischen Meer kann auf den jetzigen ungebahnten Wegen nicht von der Stelle geschafft werden, und ebenso bleiben die Schätze der reichhaltigen Eisen- und Kupferminen gleichwie die der mächtigen Steinkohlenlager ungehoben im Schos der Erde liegen. Endlich ist es der Besitz seiner vortrefflichen Lastthiere: der Pferde, Maulesel, Esel und Kamele, ihre Kraft und Ausdauer, ihre Sicherheit des Ganges, was dem Perser alle andern Communicationsmittel entbehrlich erscheinen läßt. Ich ritt einst im Gefolge des Schah eine Höhe von 12000 Fuß hinauf; oben angekommen, fragte er mich, ob unsere europäischen Pferde wol eine solche Tour auszuhalten vermöchten? Als ich es verneinte, meinte er: „Hättet ihr unsere Pferde, so würdet ihr auch keine Straßen anlegen."

Die einzige Verkehrserleichterung von Menschenhand gewähren die an den unvermeidlichsten oder gefährlichsten Punkten befindlichen Brücken (pul). Sie werden lediglich aus dem Ertrag von Legaten und Stiftungen gebaut, und auch nie wieder reparirt oder erneuert, als bis nach vielfältigen Unglücksfällen ein frommer oder reuiger Sterbender das Geld zu ihrer Instandsetzung vermacht. Fast alle befinden sich daher, zumal sie der von den Gebirgen herabströmenden reißenden Frühlingswasser wegen auf hohen Spitzbogen ruhen müssen, im kläglichsten Zustande; die Decken sind ausgetreten, ja an vielen Stellen ganz durchgebrochen, und man zieht, wo es irgend angeht, das Uebersetzen mittels einer Fähre vor. Ein Sprichwort sagt: „Die Brücken sind Warnungszeichen, daß man sie nicht passiren soll." An Orten jedoch, wo kein anderer Ueber-

gang möglich ist, hemmt die Schadhaftigkeit einer Brücke oft für lange Zeit die gesammte Communication.

Im Sommer 1854 kehrte ich von Masanderan längs des Flusses Häras nach Teheran zurück. Da dieser Fluß zwischen steilen Felswänden sich durchwindet, wäre das Thal unzugänglich, wenn nicht Schah Abbas einige Stellen in den Kalkfelsen eingehauen und so, bald das rechte bald das linke Flußufer benutzend, eine Art Straße geschaffen hätte. Allein viele der Brücken und Dämme sind bereits verfallen, und der Weg ist nur noch im Sommer bei trockenem Wetter, und auch da nur unter großen Schwierigkeiten und Gefahren zu passiren. Eine Stunde vor der Station Ask überfiel uns ein heftiger Regen, an das Fortsetzen der Reise war nicht zu denken, die Karavane blieb in einem elenden Karavanserai; wir aber mußten wegen Mangel an Platz in einer Höhle, dergleichen zu diesem Zweck an verschiedenen Orten künstlich in den Lehmhügeln eingegraben sind, Unterkunft suchen. In der Nacht wurde die vor uns liegende Brücke weggeschwemmt, sodaß nichts übrigblieb als auf improvisirten Wegen an den schroffen Felswänden hinzuklimmen. Anfangs versuchte ich, zu Fuß weiter zu kommen, doch ich bemerkte bald, daß mein Pferd weit sicherer ging als ich selbst, und überließ mich reitend meinem Schicksal; ja ich gab sogar, da ich schon mehrere Nächte schlaflos zugebracht, zeitweise der unüberwindlichen Neigung zum Schlafe nach, erst beim Erwachen gewahr werdend, über welch gefahrvolle Stellen das Thier mich glücklich hinweggetragen hatte. Seit dieser beschwerlichen Reise fand ich keinen Weg mehr schlecht und unpraktikabel. Nach zehnstündigen Kreuz- und Querzügen gelangten wir endlich in das Städtchen Ask. Von der Karavane, welche sehr zahlreich war, denn die Thalbewohner bezogen eben, von Amel in Masanderan kommend, ihr Yeylok (Sommerquartier) in den Bergen von Laridschan am Demawend, verunglückte aber eine

Mutter mit zwei Kindern und ein mit Orangen beladenes Maulthier; erstere wurden todt aus dem Abgrunde geholt, letzteres lebte noch einige Stunden.

Sehr schön sind die Brücken bei Ispahan, Schiraz, Amel und die bei Balafrusch in Manschil über den Sefidrud, welche erst in jüngster Zeit von Hadschi Mula Resi gebaut wurde; sie zählen jedoch zu den vereinzelten Ausnahmen.

Natürlich hat der Mangel an Communicationswegen die verderblichsten Folgen. Obgleich bei der Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Landes niemals die Ernte überall misräth, kommt es doch häufig vor, daß in einer Provinz Hungersnoth herrscht, während in andern das Getreide fast gar keinen Werth hat. So verkaufte die fruchtbare Provinz Azerbeidschan im letzten russisch-türkischen Kriege ihre reichen Vorräthe sammt allen Lastthieren um hohen Preis; das nächste Jahr wurde sie von anhaltender Dürre heimgesucht und es entstand in Tabris eine furchtbare Hungersnoth, trotzdem in Kaswin, 45 Meilen südlicher, und in Hamadan Frucht im Ueberfluß vorhanden war.

Vor einigen Jahren befahl der König, daß eine Baumwollspinnfabrik angelegt werde. Man erbaute sie mitten in der Wüste, wo Wasser und Brennmaterial fehlen und wegen der großen Hitze vier Monate im Jahre nicht gearbeitet werden kann. Da in Persien noch der Glaube an die alte Lehre von den vier Elementen besteht, wies ich von vornherein darauf hin, daß der Fabrik alle vier Elemente abgehen würden. Dennoch entschied man sich für den Bau in der Wüste, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil in der Nähe das Jagdrevier des Königs liegt und das Etablissement einen bequemen Platz zum tämäschä (Spectakel) bietet. Die Dampfmaschinen und Apparate mußten vom Kaspischen Meere auf dem kürzesten, jedoch beschwerlichsten Wege durch Menschenhände herbeigeführt werden. Ganze Ortschaften wurden auf-

geboten, ein ganzer Bezirk zerstört und entvölkert, und 50 Menschen kamen dabei ums Leben. Selbstverständlich muß das mit enormen Kosten begründete Unternehmen ohne allen Ertrag und Nutzen bleiben.

Auch beim Transport von Kanonen und Munitionswagen in die fernen Provinzen wird viel Kraft, Zeit und Menschenleben vergeudet. Steinkohlen, welche in unerschöpflichen Massen sechs Meilen von der Hauptstadt zu Tage liegen, werden auf dem Rücken von Eseln transportirt. Daher ist der Preis der Kohle in Teheran etwas höher als in Wien; 530 wiener Pfund werden durchschnittlich mit 1 — 1⅕ holl. Dukaten bezahlt.

Der König und einige Große des Reichs besitzen des Pompes halber Kutschen (koliskā), so schwerfällig dieselben auch fortzubewegen sind. Die Diener müssen den Wagen an abschüssigen Stellen zu beiden Seiten mit Stricken halten und über Wasserrisse nach echt argonautischer Weise auf ihren Schultern hinübertragen.

Selbst von der Hauptstadt bis in das nächste Lustschloß des Schah, Niaveran am Fuße des Elburz-Gebirges nur 1½ Meile in der Ebene entfernt, wird trotz der bedeutenden Frequenz keine Straße unterhalten; Gerölle, Erdrisse und offene Wasserleitungen durchschneiden an vielen Stellen den Weg.

Um die Felder zu bewässern, namentlich die Reisfelder am Kaspischen Meer, leitet man nicht selten das Wasser von einem zum andern quer über den Weg und verwandelt dadurch lange Strecken in einen grundlosen Sumpf. Die Karavanen mögen sehen, wie sie sich weiter helfen. Paßt es dem Landmann, so benutzt er den öffentlichen Weg zum Anbau oder zur Vereinigung zweier Grundstücke, und die Aufgabe der Reisenden ist es dann, sich einen neuen Weg zu suchen.

Gasthäuser im europäischen Sinne des Worts sind un-

bekannt. Jeder führt die auf der Reise unentbehrlichsten Gegenstände mit sich: Bettzeug, Teppiche, Eß- und Trinkgeschirre u. s. w. Der Europäer versäume ja nicht, ein Trinkgefäß bei sich zu tragen; er erhält nirgends eins geliefert, weil nach dem Glauben der Perser jedes Gefäß unrein wird, sobald es ein Nichtgläubiger benutzt.

Im Sommer bei dem heitern Himmel und der trockenen Luft bietet das Uebernachten keine Schwierigkeiten. Man lagert sich an einer Quelle oder einem Bächlein im Schatten einer Weide, Ulme oder Pappel, schlägt das kleine Reisezelt auf oder breitet wenigstens einen Teppich aus, fügt dann einige Steine zusammen und entzündet unter dem Kupfertopfe ein lustiges Feuer aus den harzigen Reisern der Wüste, um von den mitgebrachten Vorräthen an Reis und Butter eine der beiden Lieblingsspeisen, Tschillaw oder Pillaw, zu kochen. Kresse und Münze, welche man am Bache findet, würzen das Mahl; ein Trunk frischen Wassers und, wenn ein Dorf oder eine Hürde in der Nähe ist, sauere Buttermilch stillen den Durst; die Müdigkeit und die frische kühle Abendluft laden zum Schlafe ein, und bereits um Mitternacht geht die Reise weiter.

Im Winter aber, bei Regen und in wasserlosen Gegenden ist man auf die Einkehr in eins der öffentlichen Karavanserais angewiesen, die an den Karavanenwegen in einer Distanz von fünf zu fünf Meilen angetroffen werden und entweder der frühern Dynastie der Safavieh oder Privatstiftungen ihr Dasein verdanken. Sie sind nebst den Moscheen fast die einzigen soliden, aus Ziegel- und Quadersteinen aufgeführten Gebäude, ein regelmäßiges Viereck bildend mit einem gewölbten Portal, über dem ein die Aussicht auf die umliegende Gegend beherrschender Erker, schäh-neschin (der Königssitz) genannt, hervorragt. Durch das Thor gelangt man in einen viereckigen Hof. In dessen Mitte erhebt

sich ein würfelförmiger Sockel, welcher den Knechten zur Lagerstatt dient, oft auch eine Cisterne bedeckt. Rings um den Hof laufen kleine Logen, durch eine Estrade miteinander verbunden und mit Kaminen zur Bereitung der Speisen versehen. An der Rückseite des Gebäudes befinden sich die Stallungen und Magazine.

In dem ganzen Bauwerk ist kein Stückchen Holz verwendet, theils um Feuersgefahr zu verhüten, theils damit das Holz nicht ausgebrochen und als Brennmaterial verbraucht werde. Ein Karavanserai hat daher weder Thüren noch Fenster.*)

Das Hauptbedürfniß der Reisenden besteht in Trinkwasser für Mensch und Thier. Die Beschaffung desselben ist in den Salzwüsten mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft; so konnte z. B. die Station Hauze-Sultan auf dem Wege nach Kum nur durch eine vier Meilen lange unterirdische Leitung spärlich mit Wasser versorgt werden. Wo aber die Leitung absolut unausführbar ist, da wird eine mächtige Cisterne angelegt, die, im Winter mit Regen- und Schneewasser gefüllt, den Bedarf für den Sommer liefern muß. Um ihre Wände wasserdicht zu machen, werden sie mit einem aus ungelöschtem Kalk, feiner Badehausasche**) und dem Papus von Arundo donax bereiteten Kitt bestrichen. Dieser Cement hält sich an feuchten Orten vortrefflich, bröckelt jedoch, wenn er trocken wird, leicht ab und springt im Froste. Ist daher die Cisterne gut bedeckt, vor Sonnenstrahlen und Frost geschützt, und wird sie wenigstens einmal im Jahre gut gereinigt, so erhält sich darin das Wasser den ganzen Sommer

*) Thüren und Fenster bilden überhaupt die schwache Seite persischer Baulichkeiten. Ein hochgestellter Diplomat führte auf Reisen im Orient womöglich immer Thüren und Fenster mit sich.

**) Diese Asche stammt von verbranntem Pferdemist und Stroh, enthält daher viel Silicium.

hindurch frisch und gut; viele ziehen sogar das ab-e-ambar (Cisternenwasser) jedem andern, besonders dem Brunnenwasser vor. Andernfalls aber wird es brackig, faulig und so dick mit animalischen Substanzen versetzt, daß nur dre heftigste Durst zum Trinken desselben einzuladen vermag. Nach muselmanischer Satzung kann fließendes Wasser oder stehendes Wasser in einer bestimmten Quantität niemals unrein werden. Im Glauben an dieses Dogma trinkt der Perser das schlechteste Wasser, oder kocht seinen Thee und seine Speisen damit. Der Europäer aber, der an Trinkwasser andere als rituelle Ansprüche macht, ist oft seinen Ekel nicht zu überwinden im Stande. Im August 1859 war ich wegen Müdigkeit der Lastthiere gezwungen, in dem Karavanserai Schur-ab, der letzten Station vor Kum, Einkehr zu halten. Zu essen fand sich dort nichts vor als gesalzener Käse. Ohne an den Durst zu denken, sättigte ich mich damit; als ich darauf zu trinken verlangte, brachten mir die Diener ein dickflüssiges, grünliches, animalisirtes Wasser, das ich trotz aller Gewohnheit nicht hinabwürgen konnte. Ich war glücklich, nach zwölf Stunden durch das Salzwasser der Wüste von meinem Durste befreit zu werden!

Ohne Unterschied des Standes und Herkommens hat jeder Ankömmling das Recht, so viel Raum im Karavanserai zu occupiren, als er braucht, und so lange zu weilen, wie ihm gut dünkt; Zahlung ist dafür nicht zu entrichten. Zur Aufrechthaltung der Ordnung ist ein Thorwächter (dāländār) angestellt, der gewöhnlich Futter für die Thiere, auch manchmal Brot, Reis, Butter, Käse, Holz und Melonen zu verkaufen hat. Doch kann der Reisende darauf nicht rechnen; er thut vielmehr jedenfalls gut, von der nächsten Stadt einigen Mundvorrath mitzunehmen.

Im Aeußern zeigen viele Karavanserais verschwenderische Pracht: mit Marmor bekleidete Façaden, geschmückte Portale

und darüber eine Votivtafel mit dem Namen des Stifters und dem Jahr der Erbauung. Doch wie der Orientale überhaupt zwar Sinn für das Bauen, aber nicht für das Erhalten hat, so sind auch die schönsten Gebäude dieser Art Ruinen oder drohen es zu werden, obgleich oft eine geringe Summe hinreichen würde, sie wieder in Stand zu setzen. Z. B. das Karavanserai Madere-Schah in der Nähe von Ispahan, ein durch Eleganz und Solidität ausgezeichnetes Bauwerk, geht seinem Verfall entgegen: die Wasserleitung ist verschüttet, die Marmorplatten lösen sich ab oder werden von frevlerischer Hand zerbrochen; „Charāb u wirān est", sagt der Perser, d. h. es ist im Verfall und Ruine.

Reiche und Vornehme, namentlich die Gouverneure und andere hohe Würdenträger reisen mit eigenen Pferden und in Begleitung einer zahlreichen Dienerschaft. Den Zug eröffnen zwei bis vier reichgezäumte und mit schwerem indischen Shawl bedeckte Pferde (jedek), von berittenen Dienern an der Leine geführt. Hierauf folgt eine Anzahl mit charassaner Flinten bewaffneter Schützen (tufenktschi). In einigem Abstande davon reitet der Gouverneur oder Chan, auf einem hohen Turkomanenrosse sitzend; der türkische Sattel liegt hohl auf dem Rücken des Pferdes und bildet eine Erhöhung von mehrern Zoll, die Bügel sind kurz geschnallt, sodaß der Reiter, zumal wenn er sich erhebt, mit seiner hohen Tatarenmütze die Umgebung weit überragt und einen langen Schatten wirft, somit den persischen Wunsch: „Nie möge Euer Schatten (Schutz) sich mindern!" wörtlich in Erfüllung gehen sieht. In seiner nächsten Umgebung reiten die Schreiber (mirzas), Falconiers (gutschi), Kammerdiener (pischchedemets), der Mundschenk (ābdār), welcher Speisen, kleine Leckerbissen, Eiswasser und Scherbets reicht, und der Kaliantträger, dessen Obhut das Wasser- und Feuerbecken zur Bereitung des Nargileh anvertraut ist. Auf den ersten Wink des Herrn ist das

Nargileh bereit und mit frischen Kohlen versehen; dieser nimmt das flexible Rohr in den Mund, während die Pfeife, solange er raucht, von einem neben ihm reitenden Diener gehalten wird. Wieder in einer gewissen Entfernung schließt der Troß der Maul- und Lastthiere, welche die Zelte, Koffer, Teppiche u. s. w. tragen, den weitgestreckten Reisezug. Zur Unterbringung der Effecten dienen Koffer (jæchdān) oder zu beiden Seiten der Thiere herabhängende Ledersäcke (mæfræsch) von gleichmäßigem Gewicht; letztere sind zum Transport von Teppichen und Bettzeug besonders zweckmäßig und deren Anschaffung daher jedem Reisenden zu empfehlen. Hinten am Sattel ist noch ein Bisac (churdschin) befestigt, der die momentanen Bedürfnisse der Reise enthält. Alle diese Utensilien werden solid und billig im Lande verfertigt.

An jeder Station, wo der Gouverneur halt macht, wird zu seinem Empfange von dem Ortsrichter (kätchudā) ein Schaf geschlachtet (ḳurbān). Wegen des großen Gefolges sind übrigens die Reisen der Gouverneure so kostspielig, daß sie trotz der Erpressungen, welche sich diese Herren auf dem Wege erlauben, ein bedeutendes Vermögen zerrütten können.

Eine Karavane (ḳāfeleh, karawān) besteht aus etwa 100—200 Last-, meist Maulthieren. Voran geht das erfahrenste und deshalb besonders gut genährte und gepflegte Pferd; es kennt genau den Weg, hält den rechten Schritt ein, und kein anderes Thier macht ihm den Vortritt streitig. Jedes Lastthier ist mit einem Gewicht von etwa 240 Pfund beladen, das sich rechts und links in zwei gleiche Hälften vertheilt. Durch Kamelkaravanen werden in der Regel schwere Lasten von Getreide, Früchten, Holz u. s. w. transportirt. Ein Kamel vermag auf seinem Rücken 3—5 Centner zu tragen, und da diese Thiere sich unterwegs von dürren und salzigen Wüstenkräutern ernähren, ist der Transport mittels Kamelen der billigste. Auf sumpfigem und steinigem Boden, für weite

Wege mit wechselndem Terrain sind sie jedoch nicht zu gebrauchen. In der Wüste von Kirman werden zur Sommerzeit bisweilen Kurierritte auf Dromedaren unternommen, so von Sistan nach Jezd und Ispahan. Man soll mit ihnen an 20 Farsach täglich zurücklegen können. Andere Thiere sind hier des mangelnden Wassers wegen nicht verwendbar; will man sich nicht der Dromedare bedienen, so muß man auf einem weiten Umwege die Wüste an ihrem Rande umgehen.

Die Miethpreise für Lastthiere sind verhältnißmäßig sehr gering; sie variiren je nach Billigkeit oder Theuerung des Futters, nach dem geringern oder stärkern Verkehr, nach der Befrachtung auf der Hin- und Rückreise. Auf dem frequentesten Wege, von Teheran nach Tauris, 16 Tagereisen, zahlt man 1 — 2 holländische Dukaten für ein Thier, sodaß mit allen Nebenspesen eine einzelne Person die Reise höchstens 3 Dukaten kostet.

Die Karavane geht in der Regel nachts und macht täglich eine Station von 6 Farsach, etwa $5\frac{1}{4}$ deutsche Meilen. Der Karavanenführer (tschährwädär) und die Knechte folgen in kräftigem Schritt zu Fuße nach. Wenigstens alle zehn Tage hält die Karavane einen Rasttag. Am ersten Tage wird nicht mehr als eine Meile zurückgelegt, damit die Thiere allmählich, nach persischem Ausdruck, aus der Roheit herauskommen.

Das Reisen im Tächtravan oder, wie er in Indien heißt, Palankin, der von zwei vorn und hinten eingespannten Maulthieren getragen wird, ist bequem, aber, weil es viel Dienerschaft und Thiere erfordert, sehr theuer, außerdem auf abschüssigen und schlechten Wegen gefährlich oder gar nicht practicabel. Es eignet sich vorzüglich für den Transport von Kranken und Verwundeten.

Für Frauen und Kinder ist die Kedschaweh beliebt, zwei zu beiden Seiten eines Maulthiers befestigte Körbe, in

welchen je eine Person auf persische Weise hockt. Europäerinnen würden sich an diese beschwerliche Art zu sitzen nicht gewöhnen können; auch bedroht jede Verschiebung des Gleichgewichts die im Kedschaweh Sitzenden mit Gefahr.

Von dem seinem Lande leider zu früh entrissenen Emir Nizam stammt neben mancher andern wohlthätigen Institution auch die Einrichtung der Posten in Persien. In Distanzen von einer Tagereise befinden sich Posthäuser (tschæpærchâneh), wo Pferde zunächst für die Kuriere, aber auch sonst für jeden mit einer Reisekarte versehenen Passagier zu bestimmten Taxen geliefert werden. Man reist auf diese Weise sehr schnell; ich legte mit Postpferden gewöhnlich 20 deutsche Meilen des Tags zurück. Kuriere reiten von Teheran bis Trapezunt, etwa 37 Tagereisen, in 10 Tagen, von Teheran nach Schiraz, 23 Tagereisen, sogar in 5 Tagen.

Durch die Posten und Kuriere verkehrt die Regierung mit den einzelnen Provinzen, die Gesandtschaften mit ihren Höfen und Consuln. So expedirt und empfängt die englische Gesandtschaft ein- bis zweimal im Monat Briefe und Packete nach und aus Tabris, Trapezunt, Buschir, Bagdad und Resch, von Zeit zu Zeit auch von Meschhed; die russische fast alle acht Tage von Tiflis, alle zwei Wochen von Resch und Astrabad; die französische und die osmanische Gesandtschaft schicken alle Monat einen Kurier nach Trapezunt; die preußische Regierung hat mit der russischen eine Uebereinkunft bezüglich der persischen Post abgeschlossen. Kurz, es vergehen nie acht Tage, ohne daß Nachrichten aus Europa nach Teheran gelangen.

Allein auch die Einrichtung der Posten, so wichtig sie für das Land ist, geht von Tag zu Tag mehr zurück. Obgleich die Taxen ziemlich hoch sind (0,075 holländische Dukaten für den Farsach), so fehlt es doch stets an Pferden, oder die vorhandenen sind so unbrauchbar, daß der Kurier oft einen Theil seines Weges zu Fuß zurücklegen muß. Die Distanzen

sollten verringert und die Zahl der Pferde vermehrt werden, denn wenige Pferde halten es lange Zeit aus, täglich 6 — 12 Meilen zu galopiren; es wurden auch der Regierung mehrmals Vorschläge dieser Art gemacht, jedoch nie von ihr beachtet, wie sie überhaupt die ganze Einrichtung fallen ließe, wenn nicht die europäischen Gesandten auf deren Fortbestand drängten. — In den letzten Jahren wurde eine telegraphische Verbindung mit Tiflis hergestellt, und die Linien nach Buschir und Bagdad sind in Angriff genommen.

Irgendwelchen gesetzlichen Beschränkungen unterliegt der Reisende in Persien nicht. Nur auf dem Wege nach Gilan erhob der Gouverneur, ein Onkel des Schah, eigenmächtig eine Abgabe von den Durchreisenden. Von Reisepässen (teskere), die der Emir eingeführt hatte, ist man wieder abgekommen. Auch die Quarantäne, welche beim Uebertritt aus Persien über die türkische Grenze, bei Bajazit und bei Bagdad, zu bestehen war, wurde auf Verwendung des persischen Gesandten in Konstantinopel Mirza Hussein Chan vor einigen Jahren aufgehoben. Und zwar mit vollem Recht; denn niemals ward bisjetzt die Pest von Persien nach der Türkei eingeschleppt, sondern immer umgekehrt, und es wäre daher weit eher eine Quarantäne für die aus der Türkei nach Persien eingehenden Personen und Waaren am Platze.

Alle Theile des Landes werden von Karavanen durchzogen; die wichtigsten Karavanenwege aber sind die, auf welchen sich der Handel mit dem Auslande, mit Konstantinopel, Bagdad, Rußland und Indien bewegt, ferner diejenigen, welche nach den berühmten Wallfahrtsorten führen. Als solche Hauptarterken (schahráh, Königsstraße) müssen die folgenden bezeichnet werden:

1) Von Teheran nach Konstantinopel über Kaswin, Sendschan, Mianeh, Tabris, Choi, Erzerum und Trapezunt — im ganzen 37 Tagereisen;

2) von Teheran nach Benderbuschir und Indien, über Kum, Kaschan, Ispahan, Kamischeh, Schiraz, Benderbuschir — 30 Tagereisen;

3) von Teheran nach Bagdad und Kerbelah, über Hamadan und Kirmanschah — 22 Tagereisen;

4) von Teheran nach Meschhed, über Damgan und Sabsawar;

5) von Teheran nach Resicht und ans Kaspische Meer, über Kaswin und Maenschil — 7 Tagereisen;

6) von Teheran nach Masanderan, über Stadt Demawend, Amel, Balafrusch — 8 Tagereisen; die beiden letztern vermitteln den Handel mit Rußland, vorzüglich mit Astrachan, Baku und Nischni-Nowgorod;

7) von Ispahan nach Benderabbas, über Jezd und Kirman, für den Handel mit Maskat und Indien;

8) von Tabris nach Tiflis, wo man in Booten über den Araxes setzt.

Die Reise von Europa nach Persien ist noch immer eine der beschwerlichsten, kostspieligsten und zeitraubendsten, die es geben kann. Nehmen wir Wien als Ausgangspunkt und Teheran als Bestimmungsort an, so können folgende Routen eingeschlagen werden:

1) Ueber Triest oder Galatz nach Konstantinopel und Trapezunt und von da durch Armenien. Von Trapezunt nach Erzerum rechnet man 7, von Erzerum nach Tabris 14, von Tabris nach Teheran 16, im ganzen 37 Karavanentage. Da jedoch die Karavane öfters Rasttage hält, so wird der Weg beinahe nie in weniger als 50—60 Tagen zurückgelegt, besonders während des Frühjahrs, weil in dieser Zeit die Thiere von Grünfutter leben und daher nicht übermüdet werden dürfen. Ein Karavanenführer unternimmt selten die ganze Reise, sodaß man in der Regel drei verschiedenen Karavanen: in Trapezunt, Erzerum und Tabris, sich anschließen muß.

2) Von Trapezunt über Batum nach dem russischen Hafen Poti, von dort mittels Dampfers auf dem Reihan (Phasis) nach Maran, von Maran mit der russischen Post oder mit den Omnibuswagen der deutschen Colonisten nach Tiflis; von Tiflis entweder a) mit der Karavane, über den Araxes, nach Tabris 9, von Tabris nach Teheran 16, zusammen 25 Karavanentage; oder b) mit der Post nach Baku am Kaspisee, von Baku auf dem russischen Dampfer, der laut Programm alle 15 Tage, in Wirklichkeit aber ziemlich unregelmäßig abgeht, in den persischen Hafen Enzeli, von dort mittels Barke über das Haff (murdab) nach Pirebazar und nach Resht; von Resht nach Teheran sind noch 7 Stationen; oder c) von Baku mit der Karavane die Küste des Kaspisees entlang über Lenkoran und Astara nach Resht. Dieser Weg von 7 — 9 Stationen ist zwar beschwerlicher, bietet jedoch Gelegenheit, das schöne Talischland mit seiner üppigen Vegetation, seinen Wäldern und Triften zu bewundern.

3) Ueber Moskau nach Twer; von dort mit Dampfer auf der Wolga nach Nischni-Nowgorod, dann nach Astrachan am Kaspischen Meere und nach Enzeli (2 b).

4) Ueber Alexandrien und Suez nach Bombay, und, da auf der Hinreise die Schiffe im persischen Golf nicht anlegen, von Bombay auf der Rückreise nach Buschir; von Buschir mit der Karavane nach Schiraz 7, von Schiraz nach Ispahan 11, von Ispahan nach Teheran 10 — 12, zusammen etwa 28 Stationen.

Von diesen Routen ist die durch Armenien (Erzerum, Tabris) die relativ billigste und sicherste; die über Tiflis und Resht die schnellste und am wenigsten beschwerliche, aber kostspieligere und, wenn man nicht mit einem besondern Recommandationsschreiben von der Behörde versehen ist, langsamere; die über Buschir und Schiraz die interessanteste, weil man Persepolis, Nachsche-Rustam, Schiraz, Ispahan, Kaschan

und Kum zu besehen bekommt. Je nachdem die eine oder die andere Tour benutzt wird, kommen die Reisenden aus Europa bald von Norden, bald von Süden, bald von Westen her ins Land, welcher Umstand natürlich viel dazu beiträgt, die Begriffe der Perser von der geographischen Lage Europas zu verwirren, und oft wurde die Frage an mich gerichtet, in welcher Himmelsgegend Frengistan eigentlich liege.

Nächst den Beschwerden und Ungemächlichkeiten, welche die schlechte Beschaffenheit der Wege mit sich bringt, sind es die schädlichen Einflüsse des Klimas, womit der in Persien reisende Europäer zu kämpfen hat. Sie bedrohen unfehlbar Gesundheit und Leben, wenn er es an dem erforderlichen diätetischen Verhalten fehlen läßt. Leider muß ich hier wiederholen, was ich schon im Vorwort ausgesprochen: der Europäer pflegt im Orient sein Pferd richtiger zu behandeln als seinen eigenen Körper. Er weiß z. B., daß er nach einem starken Ritt dem Thiere nicht sogleich den Sattel abnehmen und es nicht eher in den Stall führen darf, als bis das erhitzte Blut nach und nach wieder ruhiger geworden; er selbst aber entledigt sich sogleich der Kleider und sucht die kühlste Stelle auf, um sich zur Ruhe zu legen: ein Verfahren, dem Fieber, Ruhr und andere Krankheiten fast immer auf dem Fuße folgen. Am ungesundesten ist die Zeit von Mitte August bis Ende October; diese Monate sollten nie von einem Europäer, der nicht bereits durch mehrjährigen Aufenthalt im Lande sich acclimatisirt hat, zu einer Reise ins Innere benutzt werden. Selbst der Perser zieht für seine Reisen die Wintermonate, obgleich sie in anderer Beziehung größeres Ungemach bieten, der sogenannten schönen Jahreszeit vor. Als Hauptregel ist zu empfehlen, daß der Reisende, sobald er die ersten Spuren von Erkrankung an sich wahrnimmt, ungesäumt eines der hochgelegenen Gebirgsdörfer zu erreichen sucht. In einer

Höhe von beiläufig 6000 Fuß verliert das Klima vollständig seine verderbliche Wirkung.

Weit überschätzt werden gewöhnlich die Gefahren für die Sicherheit der Person und des Eigenthums, denen der Reisende in Persien ausgesetzt ist. Ich habe das Land in den verschiedensten Richtungen durchreist, in Karavanen, blos in Begleitung meiner Diener, auf Postpferden, oft nachts viele Meilen weit durch Steppen und Einöden, und nie ist mir etwas Erhebliches auf dem Wege zugestoßen. Meines Wissens wurde in den letzten zehn Jahren kein Europäer gewaltsam des Lebens oder Vermögens beraubt.

Die meiste Sicherheit bezüglich der Person sowol wie des Guts gewährt der Anschluß an eine Karavane. Nur höchst selten kommt es vor, daß eine Karavane mit Gewalt angegriffen wird, und, wenige Fälle ausgenommen, werden dann die Räuber sehr bald entdeckt und zur Strafe gezogen. Denn da der gesammte Handel des In- und Auslandes durch Karavanen vermittelt wird, muß die Regierung auf deren Schutz bedacht sein und jede Beraubung derselben aufs strengste ahnden. In den weiten Ebenen kann ein Ueberfall nur zu Pferde, und wegen der Stärke der Karavane nur durch eine Schar von 20—30 Berittenen ausgeführt werden. Nun sind aber fast alle Dörfer mit hohen Mauern umgeben, aus welchen ein einziges des Nachts verschlossen gehaltenes Thor ins Freie führt. Es ist also unmöglich, daß ein Haufen Berittener ohne Wissen und Zustimmung der ganzen Einwohnerschaft aus- und einpassire. Ebenso wenig können von weitem herkommende Räuber unentdeckt bleiben, wenn der Gouverneur des Bezirks die erforderlichen Maßregeln ergreift. Aus diesem Grunde wird man die Einrichtung ganz praktisch finden, daß wenn eine Karavane geplündert worden, zunächst der Gouverneur den Schaden ersetzen muß. Besonders können Europäer, weil die Regierung die Reclamationen der Gesandt-

schaften fürchtet, fast immer darauf rechnen, das geraubte Eigenthum zurückzuerhalten. Wird eine Karavane von Räubern überfallen, so thun die Passagiere am besten, da die Angreifer sich stets in bedeutender Uebermacht befinden, auf jede Gegenwehr zu verzichten. Sie werden dann zwar ausgeplündert (lucht kerden, nackt machen, heißt es in der persischen Gaunersprache); aber die Räuber bedrohen nicht ihr Leben, sondern lassen ihnen noch einige Kleidungsstücke und einen Zehrpfennig. Darum ist es überflüssig, daß der Europäer Waffen mit sich führt, wenigstens muß er sie gut im Reisegepäck verbergen, denn europäische Waffen liebt der Orientale dermaßen, daß er schwer der Versuchung, sie sich anzueignen, widerstehen kann.' Bevor die Räuber sich entfernen, durchschneiden sie allen Pferden der Karavane die Fußsehnen, damit man ihrer Spur nicht folgen kann.

Der Karavanenführer übernimmt das Gut nach dem Gewicht und kümmert sich nicht darum, was es enthält; nie wird ein Colli von ihm geöffnet. Man vertraut ihm Ballen Baumwolle, Taback u. s. w. an, deren Inneres Geldsummen von 2 — 5000 Dukaten birgt, überzeugt, daß sie wohlconditionirt an den Ort der Bestimmung gelangen.

Als wirklich unsicher sind jedoch folgende Gegenden berüchtigt.

1) Ein Theil des Weges nach Meschhed. Hier werden häufig die Wallfahrer von Turkomanenhorden überfallen. An den betreffenden Stationen warten daher die Pilger, bis eine Karavane von 3 — 400 Personen und Lastthieren sich gesammelt hat, welche dann unter militärischer Escorte und mit einigen Kanonen versehen von dort aufbricht. Schon seit undenklichen Zeiten wird das östliche Grenzland, eins der schönsten und fruchtbarsten des Reichs, von den feindlichen Einfällen der Turkomanen heimgesucht. Antipathie der turkanischen gegen die iranische Rasse, später noch durch Sekten-

haß verstärkt, da die Perser Schiiten, die Turkomanen Sunniten sind, vor allem aber Raubsucht ist der Grund dieser ewigen Feindseligkeiten, welche durch die offene Lage des Landes, die an der Grenze sich weithin dehnenden Steppen, sowie durch die Schnelligkeit und Dressur der turkomanischen Pferde begünstigt werden. Die bei einem solchen Raubzug (tschapäul) erbeuteten Gefangenen schleppen die Turkomanen in ihre befestigten Orte Serachs und Merw, um sie von da nach Buchara oder Chiwa in die Sklaverei zu verkaufen. Befinden sich Personen aus wohlhabenden Familien oder Europäer darunter, so verlangen sie für deren Freigebung ein hohes Lösegeld, oft mehrere tausend Dukaten. Alle bisherigen Schritte der Regierung, diesen das Land entvölkernden Räubereien der wilden Nachbarn ein Ende zu machen, waren fruchtlos, weil man es stets an dem gehörigen Nachdruck fehlen ließ. Mehrmals besetzten zwar persische Truppen Serachs und Merw, aber man schickte ihnen keine Verstärkung nach, und so gelang es den Turkomanen, der Besatzung die Zufuhr abzuschneiden und sämmtliche Soldaten gefangen zu nehmen, die sie dann ebenfalls als Sklaven verkauften.

2) Die Umgegend von Astrabad, wohin die Turkomanen auf kleinen Schiffen kommen, um Salz und Erdöl zum Verkauf zu bringen, gelegentlich aber auch Menschenraub auszuüben. Vor einigen Jahren wurde ein russischer Arzt, der in der Dunkelheit aus Versehen auf eine ihrer Barken gerathen war, in die Gefangenschaft geführt und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld freigegeben, das jedoch später zurückgezahlt werden mußte.*) Der frühere Gouverneur, der Dschafer Kuli Chan Buschnurdi, welcher in seiner Jugend, ehe er in persische Dienste trat, selbst die Raubzüge der Turkomanen

*) Fraser's „Reisen in Turkistan"; Murawieff's „Reise nach Chiwa", ein höchst interessantes Werk.

mitgemacht, verstand es, durch seine Energie dem Unwesen Einhalt zu thun; er wurde aber am Hofe verdächtigt und von der Regierung absichtlich nicht unterstützt. Sein Nachfolger, ein Prinz und Onkel des Schah, ist diesem wichtigen Posten in keiner Weise gewachsen; unter ihm wagen sich die Räuber wieder bis dicht an die Thore der Stadt.

3) Die Landstriche im Südwesten des Reichs, in deren Gebirgen Kurden, Bachtiari und Luren sich niedergelassen haben. In ihren unzugänglichen Bergfesten spotten diese Stämme der Autorität des Schah; sie gehorchen nur ihren Chanen, unter deren Anführung sie auf Wegelagerei ausziehen. Die Chane, meist Leute von ziemlicher Bildung, treiben den Straßenraub ganz nach Art unserer Raubritter des Mittelalters. Sie schämen sich nicht, von den ausgeführten Tschapäuls zu erzählen. Einer derselben lud einst einen mir bekannten Europäer ein, dem Ueberfall einer Karavane beizuwohnen. Letzterer nahm die Einladung mit dem Beding an, daß den Reisenden kein Leid zugefügt und das geraubte Gut zurückgestellt werde, und in der That ward das Schauspiel auf die bedungene Weise in Scene gesetzt. Früher waren Reisen durch das Gebiet dieser Stämme fast unmöglich; man konnte sich nicht ohne Gefahr über die nächste Umgebung von Ispahan hinauswagen. Erst in neuerer Zeit hat der kräftige Gouverneur Muhamed-eddaule mehrere Chane getödtet oder gefangen genommen und ihre Raubnester zerstört. Andere wurden durch List und Versprechungen in die Falle gelockt, indem ihnen die Regierung einen versiegelten Koran zuschickte, was als Symbol völliger Straflosigkeit gilt. Obgleich die punica fides der Kadscharen bekannt ist und ein solcher Koran deshalb sprichwörtlich der „kadscharische" heißt, ließen sich doch einzelne dadurch bethören: so der gefürchtete Anführer der Solar in Charhassan und der Chan der Tschehar-leng, eines Bachtaristammes. Letzterm hatte ein Onkel des Schah,

der Chanler Mirza, den versiegelten Koran überbracht. Dennoch wurde er, in Ispahan angelangt, ins Gefängniß geworfen, aus dem er sich jedoch durch List und Geld zweimal wieder befreite. Bei der zweiten Flucht that er das Gelübde, nie im Schatten eines Mauerwerks ruhen zu wollen. Infolge dessen, statt in seinem befestigten Hause, in einem Zelte schlafend, ward er darin überrascht und abermals gefangen. Seitdem ist er mit Ketten beladen und aufs strengste bewacht; unternimmt der Gouverneur eine Reise, so führt er ihn, an ein Maulthier gefesselt, mit sich. Ich sah ihn im Winter 1859 in seinem Gefängniß zu Ispahan, wo er sich mit Branntwein betäubt und auf neues Entrinnen sinnt. Oefters ließ er sich bei mir theilnehmend nach dem Befinden des kranken Gouverneurs erkundigen, natürlich nur in der Absicht, die Verwirrung, welche beim Ableben eines Gouverneurs zu entstehen pflegt, zur Flucht zu benutzen. Sein Stamm, der lange durch die frechsten Räubereien den Weg nach Ispahan unsicher gemacht hatte, verhält sich jetzt ruhig; denn er weiß, daß der erste Tschapäul die Hinrichtung des gefangenen Chans zur Folge haben würde: eine Eventualität, welche der herrschende patriarchalische Geist herbeizuführen verbietet.

4) Einige Bezirke Kurdistans, besonders zu Zeiten, wo die einzelnen Stämme miteinander in Fehde begriffen sind. Die Räuber finden leicht Zuflucht bei ihren Stammes- und Religionsgenossen — alle Kurden sind Sunniten — in Türkisch-Kurdistan; denn dieses Nomadenvolk hat seine Weideplätze abwechselnd auf persischem und auf türkischem Gebiet. Es gibt eine Sekte unter ihnen, bei welcher das Gesetz den Diebstahl streng verpönt, den Raub an Todten aber ausdrücklich für erlaubt (hälal) erklärt. Leider lassen sich die Bekenner derselben hierdurch zu der unseligen Consequenz verleiten, daß sie den Eigenthümer ermorden, nur um sich auf eine nach ihren

Begriffen gesetzlich erlaubte Weise seiner Habe zu bemächtigen. Im übrigen haben die Kurden etwas Ritterliches in ihrem Charakter; ihrer Gastfreundschaft und dem zugesagten Geleit kann man fest vertrauen.

Früher unterhielt die Regierung an den bedrohtesten Punkten, z. B. auf dem Wege nach Schiraz, mit Militärposten (rāhdār) besetzte Wachthäuser zum Schutz der Reisenden. Jetzt werden nur Rahdar vom Gouverneur ausgeschickt, wenn in seinem Bezirk ein Raubanfall vorkam. Dieselben erhalten die Aufgabe, den Weg zu säubern, und zum Beweis, daß sie ihre Pflicht gethan, ergreifen sie immer einige Individuen, gleichviel ob es die Schuldigen sind oder nicht. Mir drangen sich bisweilen dergleichen Rahdar zur Begleitung auf, die von fürchterlichen Greuelthaten erzählten, mit diesen Erdichtungen aber natürlich nur auf meinen Beutel speculirten. Von gutem Nutzen ist die Empfehlung an einen Chan der Nomadenstämme. Der Reisende wird dann durch einen oder mehrere Tufenktschi (berittene, mit Flinten bewaffnete Leute) mit voller Sicherheit von einem Stamm zum andern geleitet; jeder Tufenktschi muß eine Bescheinigung von dem ihm anvertrauten Schützling mit zurückbringen, daß er denselben richtig an den nächsten Tribus abgeliefert habe. Weniger Schutz gewähren die von der Regierung zu Teheran ausgestellten Geleitbriefe, welche der Europäer durch Vermittelung der Consuln sich verschaffen kann; denn da, wo das Ansehen der Regierung respectirt wird, ist ein besonderer Geleitbrief unnöthig; wo dies nicht der Fall, bleibt er ohne Wirkung. Unter Umständen kann er sogar zum Nachtheil gereichen. Die armen Landleute nämlich, gewohnt von den Beamten und Commissaren der Regierung zur unentgeltlichen Lieferung von Nahrungsmitteln und Futter für die Thiere gezwungen zu werden, verstecken mistrauisch ihre Vorräthe, während sie sonst dem europäischen Reisenden in der Aussicht

auf Bezahlung gern das Nothwendige zum Kauf anbieten. Im ganzen genommen thut man gut, einen Geleitbrief der Regierung auf der Reise bei sich zu tragen, ihn aber nur im Nothfall vorzuweisen. Ich war stets mit einem solchen versehen, kam aber nie in den Fall, davon Gebrauch zu machen. Chardin theilt in seinem Buche „Reisen in Persien" einige Originalschreiben der Art mit; ich lasse hier von den in meinem Besitz befindlichen das einfachste und kürzeste — es wurde mir zur Reise von Resch nach Teheran ausgestellt — in wörtlicher Uebersetzung folgen:

„Den Herren Hütern und Aufsehern des Weges zur Hauptstadt wird kundgegeben, daß, da Sr. Wohlgeboren der geehrte hochgestellte ꝛc. General Dr. Polak, Leibarzt Sr. geheiligten beglückten Majestät des Weltgeistes ꝛc. ꝛc., die Absicht hat, in die Hauptstadt zurückzukehren, demselben in jeder Station, wo er hinkommt, die gebührende Achtung und Ehrerbietung gezollt, ihm und seiner Dienerschaft überall eine gute Unterkunft und Herberge bereitet, ihm volle Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit erwiesen werden soll, damit es ihm in jeder Beziehung nach Wunsch ergehe, ihm und seinen Thieren nichts mangele und er mit voller Ruhe und sorgenlosem Gemüth die Reise zurücklege." (Folgt das Siegel des Gouverneurs.)

Gesandtschaften und Deputationen gibt die Regierung einen Mehmandar (Quartiermeister) mit, gewöhnlich einen hohen Offizier, dem die Sorge obliegt, den Reisenden Quartier zu schaffen und sie mit allem möglichen Comfort zu versehen. Die Begleitung eines Mehmandar verbürgt allerdings ausreichenden Schutz, ist aber wegen der unvermeidlichen Geschenke und wegen der Unterschlagungen, die er sich erlaubt, sehr kostspielig, wegen seiner ewigen Betheuerungen von Freundschaft und Einigkeit lästig, und wegen der Erpressungen, die er unterwegs an den armen Bauern verübt, den Europäern beson-

ders widerwärtig. Wenn irgend thunlich, sucht man sie daher abzulehnen; bei officiellen Reisen hilft freilich alles Protestiren nichts.

Daß Kuriere unter starker Bedeckung reisen, verbietet schon der Mangel an Postpferden. Doch ist die Beraubung eines Kuriers fast unerhört, weil er der Vorschrift gemäß nur Briefe und Schriften, aber durchaus keine Werthsachen befördern darf. Nur einmal während meiner Anwesenheit in Persien wurde ein Kurier ausgeplündert. In seiner Begleitung reiste nämlich der Sohn des französischen Gesandten Baron Pichon, und im Vertrauen, durch dessen Person vollkommen geschützt zu sein, hatte er wider die Instruction 2000 Dukaten an Geld und Geldeswerth mitgenommen. Die Polizei kam den Räubern auf die Spur, und Baron Pichon erhielt vollen Ersatz für alles ihm gestohlene Gut; dem übrigen Raube jedoch ward nicht weiter nachgeforscht.

Obwol fast in allen Provinzen Regierungskuriere hin- und hergehen, welche Briefe an Privatversonen zur Beförderung übernehmen, ist doch die Briefexpedition so wenig geordnet, daß man es in den meisten Fällen vorzieht, eigene Boten zu schicken, welche den Weg oft mit erstaunlicher Schnelligkeit zurücklegen. Wichtige Briefe traut man den Regierungskurieren auch aus dem Grunde nicht an, weil man fürchten muß, daß sie die Behörde öffnet und nach Umständen unterschlägt. Europäer wie Perser benutzen daher lieber die zuverlässigern Kuriere, welche von den europäischen Gesandtschaften auf deren Kosten unterhalten und dem Publikum bereitwillig zur Verfügung gestellt werden.

Auf dem Straßenraub steht Todesstrafe. Die Delinquenten werden entweder geköpft oder vor der Kanone weggeblasen und ihre zerstückten Glieder zum abschreckenden Beispiel an die Stadtthore genagelt. Chane und Tribuschefs, die sich der Wegelagerei schuldig gemacht, läßt man in dem Kerker Ambar zu Teheran umkommen.

Fast jeder Gouverneur pflegt beim Antritt seines Postens einige des Räuberhandwerks verdächtige Individuen einfangen und hinrichten zu lassen. Nach persischen Begriffen ist diese barbarische Sitte eine nothwendige Sicherheitsmaßregel, und von einem Gouverneur, der sie verabsäumt, sagt man, er verstehe nicht, sich in Respect zu setzen (bi urze). Als Sultan Murad Mirza, der Sieger von Herat, das Schirazer Gouvernement übernahm, wurden auf seinen Befehl gegen 30 Personen hingerichtet, was eine nie dagewesene Sicherheit der Wege zur Folge hatte. Den Winter 1859 verbrachte ich in Ispahan. Der dortige Gouverneur Chanler Mirza, welcher in seinem frühern Gouvernement, in Arabistan, sich als einen sehr energischen Beamten gezeigt hatte, war krank und deshalb wol milder gestimmt; auch gab es gerade keine Veranlassung, mit besonderer Strenge aufzutreten. Da er einige Tage nicht öffentlich erschienen war, verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von seinem Tode. Sogleich waren Diebstähle und Raufereien an der Tagesordnung. Eines Morgens sagte er zu mir: „Geben Sie Acht, auf welche Art ich das schädliche Gerücht widerlegen werde.“ Hierauf ließ er eine Anzahl Fleischhauer und Bäcker vor sich kommen, schalt sie wegen des Verkaufs theuerer und schlechter Lebensmittel und verurtheilte die einen zu hohen Geldstrafen, die andern zu mehrern hundert Streichen auf die Fußsohlen. Als das Volk die Bestraften über den öffentlichen Platz führen sah, rief es aus: „Der Gouverneur lebt, er lebt!“ und die Ruhe war wiederhergestellt.

Namentlich während des Interregnums, das bisjetzt bei jedem Thronwechsel eintrat, nimmt die Unsicherheit des Eigenthums in den Städten wie auf dem Lande in erschreckender Weise überhand. In solcher Zeit sind auch die Kuriere nicht vor Beraubungen sicher; die Reisenden wagen nicht, die Station zu verlassen; Handel und Wandel steht still; jeder

schließt sich womöglich in sein Haus ein, bis die Handhabung von Gesetz und Ordnung wieder befestigt ist. Ja es genügt eine Reise des Schah, um Gerüchte auszustreuen und dadurch Unordnungen zu erzeugen. Im Jahre 1854 besuchte der Schah den Großvezier in seinem Lustschloß Dawudieh, das nur eine Meile von Teheran entfernt ist. Alsbald hieß es, der König sei todt. Vergebens ließ der Polizeimeister einer Anzahl Unruhstifter die Ohren abschneiden und die Bastonnade ertheilen; die Wahrheit fand keinen Glauben. Da machte der König, von seiner Garde begleitet, eine Spazierfahrt in die Nähe der Stadt. Mismuthig wegen der stattgefundenen Excesse saß er zurückgelehnt im Wagen und kehrte bald wieder um. Abends flüsterte mir ein Offizier von der reitenden Garde zu, er habe bisher nicht an das Gerücht geglaubt, nachdem er aber den königlichen Wagen begleitet, sei er fest überzeugt, daß statt des Königs eine ausgestopfte Puppe darin gesessen. Zur Verhütung weiterer Unordnungen sah sich der König genöthigt, eher als er beabsichtigt hatte zu Pferde in die Stadt zurückzukehren und sich in einem öffentlichen Salam dem Volke zu zeigen.

Leider vermehren auch die Soldaten bisweilen die Unsicherheit des Eigenthums in den Dörfern und auf der Landstraße. Vorzugsweise berüchtigt wegen ihrer Gewaltthätigkeiten sind: ein Regiment der königlichen Leibwache, das Regiment Firuskuh, das Regiment Schagoji und einige Kurdenregimenter. Auf ihren Märschen fallen sie nicht nur wie Heuschrecken über die Früchte der Obstbäume her, sie hauen die Bäume selbst um und verbrennen sie sammt allem Holzwerk, was in und an den Bauerhäusern zu finden ist; kein Fenster, keine Thür, kein Dachsparren, kein hölzernes Geräth wird von ihnen verschont. Nahen sich Truppen einem Dorfe, so flüchten daher die Einwohner mit ihren Habseligkeiten in das Gebirge. Von seiten der Offiziere geschieht nichts, um die

Mannschaft vom Stehlen abzuhalten. Im Gegentheil sehen sie es nicht ungern, wenn der Soldat auf fremde Kosten lebt, weil sie dann fast seinen ganzen Sold in ihre Tasche stecken können. Ja sie verschmähen nicht, geraubte Pferde und Maulthiere für sich selbst als den ihnen zukommenden Antheil an der Beute in Anspruch zu nehmen. Ein Sultan (Kapitän) erzählte mir einst ganz unbefangen: „Mit meinem Regiment nach Schiraz marschirend, begegneten wir unterwegs eine Karavane. Ein mit zwei Kisten beladenes Maulthier war etwas hinter dem Zuge zurückgeblieben und wurde von den Soldaten als gute Prise angehalten. Ich ließ sogleich vom Wege ablenken. Hinter den Ruinen eines verlassenen Dorfes rasteten wir. Hier öffnete man die Kisten und fand sie mit einem starken Gewürz gefüllt, wovon meine Leute etwas zum Brote aßen. Das Uebrige verkaufte ich in Schiraz für eine Bagatelle, weil ich den Preis der Waare nicht kannte; erst später erfuhr ich, daß es eingemachter indischer Ingwer gewesen. Das Maulthier blieb in meinem Besitz.“ Noch ein Beispiel von vielen: Ich reiste in Begleitung mehrerer Soldaten nach Ispahan. Drei Meilen vor der Stadt trafen wir nachts auf einen grasenden Esel. Im Nu setzte sich einer von meinen militärischen Begleitern, nachdem er ihm den Packsattel aufgelegt, auf seinen Rücken. Wir waren eine kurze Strecke weiter gekommen, da begegnete uns der Eigenthümer des Esels, der sein Thier reclamirte. Der Soldat aber behauptete keck, er sei schon von Schiraz aus auf demselben geritten, und es blieb dem Bauer nichts übrig, als für eine kleine Geldsumme seinen Esel zurückzukaufen. — Es ist klar, daß Truppen von so laxer Disciplin mehr zum Schrecken der Einwohner als zum Schutze des Landes dienen.

III.

Oeffentliche Sicherheit in den Städten. Asyle.

Waarenniederlagen. Respectirung des Siegels. Barate (Schuldscheine). Hausdiebstähle und Mittel zur Wiedererlangung des Gestohlenen. Die Sicherheitspolizei. Bestrafung der Diebe. Asyle, beschränkte und unverletzliche. Asyle für Bittsteller. Das Asylrecht der europäischen Gesandtschaften.

Die Waarenniederlagen in den Städten gleichen in der Bauart den auf den Reisestationen errichteten Karavanserais, nur daß sie mit Thüren und Jalousiefenstern versehen sind. Sie gehören aber Privatpersonen, welche die einzelnen Logen nebst dahinter befindlichen geräumigen Magazinen gegen einen monatlichen Zins von 1 — 2 Dukaten an Kaufleute und Gewerbtreibende vermiethen. In der Regel umfaßt ein Karavanserai die Producte und Industrieerzeugnisse einer bestimmten Gegend, z. B. von Jezd, Kaschan u. s. w. Des Nachts werden die Locale geschlossen und von eigens angestellten Wächtern gehütet. Ferner sind an den Straßenecken Nachtwächter (kezmeh) mit großen Hunden stationirt; in einzelnen Stadttheilen befinden sich auch militärische Wachthäuser (karäul chäneh). Wer nach 10 Uhr auf der Straße geht, muß mit einer Laterne

versehen sein und auf Befragen über das Ziel seines Weges Rechenschaft geben. Während meines neunjährigen Aufenthalts in Teheran hörte ich nur dreimal, daß mittels Einbruch Waaren entwendet wurden; in allen Fällen gelang es den Nachforschungen der Polizei, die Diebe ausfindig zu machen.

Verreist ein Kaufmann, sei es auch auf mehrere Monate, so schließt er einfach seinen Laden, legt ein leichtes Vorlegeschloß an die Thür und befestigt an demselben mit einem Bindfaden sein in Wachs abgedrucktes Siegel. Er zahlt die Miethe für die Dauer seiner Abwesenheit voraus und kann sicher sein, bei der Rückkehr alles in unverletztem Zustande wieder vorzufinden. Denn die Unverletzlichkeit des Siegels ist ein Fundamentalsatz orientalischer Sitte; Fälschung oder Verletzung desselben wird mit Abhauen der Hand bestraft. Das Siegel tritt überall an Stelle der Namensunterzeichnung, welche nicht üblich ist, und wird mittels einer Art Tuschtinte unter die Documente gedruckt, die hierdurch gesetzliche Gültigkeit erlangen. Kommt jemandem sein Siegel abhanden, so läßt er öffentlich verkünden, daß er sich von nun an eines andern bedienen werde. Einen Beweis für das hohe Alter des Gebrauchs liefern die zahlreichen gravirten Siegelsteine, welche man unter dem Schutt verfallener Städte, z. B. unter den Ruinen von Ekbatana (Hamadan) und Persepolis (Istachir) begraben findet (1 Moses, 38, 18: Juda und Thamar). In die ältesten sind Thierbilder und verschiedene symbolische Figuren eingravirt; die aus der Parther- und Sassanidenzeit zeigen die Brustbilder der Regenten oder Statthalter mit einer Umschrift; seit Beginn der muselmanischen Epoche vermeidet man scrupulös jede bildliche Darstellung, sondern beschränkt sich darauf, den Namen des Besitzers oder einen charakteristischen Spruch aus dem Koran und die Jahreszahl in den Karneol zu graviren, durchzieht aber die Schrift, um Nachahmungen vorzubeugen, mit künstlich verschlungenen

Arabesken. Es gibt Steinschneider in Persien, welche es in ihrem Fach zu großer Meisterschaft gebracht haben.

Der Engros-Verkauf von Waaren geschieht meist gegen gesiegelten Barat (Schuldschein) auf 6 Monat Ziel mit Zuschlag von 12 Procent Discont. Im allgemeinen ist der Kaufmannsstand solid, und die eingegangenen Verbindlichkeiten werden, wenn auch nicht immer zur festgesetzten Zeit, redlich erfüllt. Bankrotte kommen äußerst selten vor, sodaß es bei Abwickelung kaufmännischer Geschäfte fast nie der Intervention des Handelsministers (gegenwärtig Mahmud Chan Karaghuslu, früher Botschafter am Hofe zu St.-Petersburg) oder eines europäischen Consuls bedarf. Nicht so prompt pflegen die Chane und die Beamten, welche oft Gelder gegen Barat mit enormen Zinsen aufnehmen, ihren Zahlungsverbindlichkeiten nachzukommen. Sie machen zur Verfallzeit Einwendungen, oder verreisen, oder sind inzwischen infolge von Erpressungen seitens ihrer Vorgesetzten verarmt. Von den Gläubigern werden dann langwierige Processe geführt und die europäischen Consuln um Vermittelung angegangen, die ihnen aber, da es sich meist um wucherische Darlehne handelt, nicht gewährt werden kann. Daher jene häufige unbegründete Klagen, die Consuln vernachlässigten die Interessen ihrer Nationalen und Schutzbefohlenen. Früher waren es besonders Armener, russische Unterthanen, welche dergleichen Wuchergeschäfte betrieben und viele Familien dadurch zu Grunde richteten. Dank den anerkennenswerthen Bemühungen eines russischen Diplomaten haben sich jedoch in den letzten Jahren diese Verhältnisse wesentlich zum Vortheil verändert.

Auch die Regierung stellt bei ihren Ankäufen und Bestellungen von Tuch, Waffen und andern Armeebedürfnissen einzelnen, gewöhnlich europäischen Kaufleuten Barate aus, die auf den Steuerertrag einer bestimmten Provinz angewiesen und immer honorirt werden. Ebenso erhalten die in per-

fischen Diensten stehenden Europäer Barate für die ihnen contractlich zugesicherten Emolumente. Unter der Regierung Mehmet Schahs waren diese Verschreibungen oft nur auf Einschreiten der fremden Gesandtschaften zu realisiren; unter dem jetzigen Schah aber, welcher alles, was den auswärtigen Mächten Anlaß zur Einmischung geben könnte, ängstlich vermeidet, kommen die an Europäer verabfolgten Barate höchstens mit einer Verspätung von 3 — 4 Monaten zur Auszahlung. Hingegen müssen Inländer häufig Jahre lang auf Bezahlung warten, und in vielen Fällen werden die Beträge ihnen ganz vorenthalten oder von Beamten, durch deren Hände sie gehen, unterschlagen.

Wenn man sieht, wie alle höher gestellte Personen nur zu Pferde und nur in Begleitung einer zahlreichen, mit Dolchen und Flinten bewaffneten Dienerschaft sich in den Straßen zeigen, so möchte man zu dem Schluß gelangen, es stehe sehr übel um die öffentliche Sicherheit der persischen Städte. Dem ist jedoch nicht so. Die zahlreiche Begleitung dient lediglich zum Prunk (teschachus). Ein Attentat auf offener Straße, selbst des Nachts, gehört zu den beispiellosesten Vorkommnissen. Als einzige Ausnahme, die aber die Fremden nicht berührt, bildet die Straße zuweilen den Schauplatz von Gewaltthaten, wenn zwischen zwei Familien „Blut ist", d. h. wenn sie Erbrache aneinander verüben. Desgleichen sind Einbrüche von Dieben, obgleich durch die Construction der Häuser, die breiten ebenerdigen Fenster und schwachen Thüren begünstigt, keineswegs häufig.

Förmlich organisirt dagegen sind die kleinen Diebereien der Hausdienerschaft. Der persische Diener eignet sich alles zu, was er für seinen Herrn entbehrlich hält; sein Grundsatz heißt nicht „Eigenthum ist Diebstahl", sondern „Diebstahl ist Eigenthum". Stillschweigend duldet der Perser diese einmal nicht zu ändernde Entwendung von Hausrath, Brennmaterial

Lebensmitteln und sonstigen Gegenständen des täglichen Bedarfs; und auch der im Lande lebende Europäer thut am besten, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Selbst meine Schüler huldigten der süßen Gewohnheit des Stehlens; oft mußte ich eins oder das andere meiner chirurgischen Instrumente aus dem Bazar zurückkaufen.

Hat in einem Hause ein Diebstahl von Werthsachen stattgefunden, so wird selten die Hülfe der Polizei angerufen. Man will dem Diebe die Schande ersparen, nach dem persischen Axiom „Stehlen ist keine Schande, nur das Ertapptwerden." Demgemäß bedient man sich eigenthümlicher Hausmittel, um das Gestohlene wiederzuerlangen. Nachdem alle Diener versammelt sind, wird jedem ein Häufchen Erde in den zusammengefalteten Schos seines langen Gewandes gestreut; hierauf passiren sie einzeln ein leeres Zimmer, auf dessen Fußboden jeder die Erde niederlegt. In einem der Häufchen findet sich gewöhnlich der vermißte Gegenstand, und nun ist keiner der Schuldige, vielmehr erhalten alle zur Ehrenrettung ein neues Nankingkleid. Diese Procedur heißt chāk ændāsi (Erdaufwerfen). Dem Schah kam einmal im Harem sein kostbarer Türkisenring abhanden, als er ihn, um zu beten, von sich gethan. In diesem Falle mußten sich die Frauen dem Chāk-ændāsi unterziehen, wobei auch wirklich das verschwundene Kleinod wieder zum Vorschein gebracht wurde. Ein anderes dieser Hausmittel, kässeh nechin (Schaffsitzen) genannt, besteht in folgendem Verfahren. Vor einen Mula, der sich vorher mit allen Umständen und dem gesammten Personal der Dienerschaft bekannt gemacht hat, wird ein mit Wasser gefülltes Schaff (kässeh oder teschť) auf den Boden gestellt. In dasselbe muß ein Knabe, den Blick unverwandt auf einen Punkt gerichtet, hineinschauen. Währenddem spricht der Mula seine Beschwörungsformeln; er wiederholt unzählige mal den Namen Suliman's, der die Geister unter Schloß

und Riegel hält. Durch die monotone Rede des Mula und durch die Intuition verfällt der Knabe, ähnlich den Nabelguckern des Mittelalters, in einen Zustand der Verzückung, in welchem ihm die Geister erscheinen und den Dieb verrathen sollen. Dieser jedoch pflegt, im Glauben an die Allwissenheit der Geister, dies nicht abzuwarten, sondern das Gestohlene unbemerkt herbeizubringen. Gleichen Erfolg hat die Furcht vor den Schlangenbeschwörern; denn es herrscht der Glaube, daß sie Nattern nach verschiedenen Richtungen aussenden können, welche den Thäter ausfindig machen.

Die Polizei in Teheran hat ihre heimlichen, organisirten Verbindungen unter den Dieben selbst, sodaß ihr, wenn sie den ernsten Willen zeigt, die Verüber eines Diebstahls nicht verborgen bleiben können. Allein häufig steckt sie mit den Dieben unter einer Decke, und in solchen Fällen liegt ihr natürlich nichts daran, die gehörigen Nachforschungen anzustellen. So benutzt sie z. B. die Findertaxe, welche für verlorene und wiedergefundene Gegenstände entrichtet werden muß, zu einer reichlich fließenden Erwerbsquelle für sich, indem sie den Bauern, von denen mancher 10 — 12 mit Producten beladene Esel zu Markte treibt, im Gedränge einen oder mehrere derselben entführen läßt und die Thiere dann als verloren gewesen gegen Finderlohn wieder ausliefert.

Bis vor dem letzten englisch-persischen Kriege war die Polizei verpflichtet, die einem Europäer gestohlenen Gegenstände, wenn sie solche nicht in einer bestimmten Zeit wieder herbeischaffen konnte, demselben nach ihren Werthe zu ersetzen. Solange dieser Brauch bestand, erfreuten sich die Europäer vollkommener Sicherheit vor Dieben. Seitdem er aber, auf Anlaß eines französischen Diplomaten, aufgehoben worden, fanden schon bedeutende Gelddiebstähle in europäischen Häusern statt, und niemals entdeckt jetzt die Polizei den Thäter. Bezeichnet man eine bestimmte Person als verdächtig, so wird

gefragt, ob man wolle, daß der Angeschuldigte der Tortur unterworfen werde, um ihn zum Geständniß zu bringen, oder ob man beschwören könne, daß er der Thäter sei. Falls man beides ablehnt, ist dem Angeschuldigten der Reinigungseid gestattet. Nun gilt aber dem Perser ein Schwur (kassam) nicht für heilig, jedenfalls nicht den Ungläubigen gegenüber. Er schwört wegen der geringfügigsten Kleinigkeit. Auch kennt das Gesetz keine Strafe für den Meineid, und nur der Aberglaube, daß Menschen, unmittelbar nachdem sie einen falschen Schwur auf den Koran geleistet, dem Tode verfallen seien, bildet eine schwache Schranke.

Nach dem persischen Strafrecht geht der Dieb frei aus, wenn ihm der Bestohlene verzeiht. Andernfalls werden verurtheilten Dieben die Finger oder beide Hände abgehauen. Leichtere Eigenthumsvergehen werden damit bestraft, daß der Dieb an einem durch den Nasenknorpel gezogenen Strick (mähär kerden) vom Büttel durch die Straßen geführt und dann aus der Stadt gewiesen wird. Vor jedem Laden hält der Büttel an, um ein kleines Geschenk entgegenzunehmen, auch wol eine Pfeife zu rauchen, wobei gastfreundliche Sitte auch dem Delinquenten die Pfeife nicht versagt. Der Ausgewiesene setzt in einer andern Stadt seine Gaunereien fort oder tritt, wenn er einige Schriftkenntnisse besitzt, als Arzt oder Mula daselbst auf.

Ausführliche Erwähnung verdienen die Asyle (best), in denen sowol überführte Verbrecher als Angeklagte und Verdächtige vor jeder Verfolgung des Gesetzes zeitweiligen Schutz finden.

In Ländern ohne geordnete Rechtspflege, wo der Machtspruch des Despoten, bevor irgendeine Untersuchung stattgefunden, Strafe verhängen und augenblicklich vollstrecken lassen kann, sind Verbrecherasyle eine nothwendige Schutzwehr der stets bedrohten persönlichen Sicherheit. Darum hat

auch die mosaische Gesetzgebung das Asylrecht für Todtschläger sanctionirt.

Früher wurde in Persien jede Imamsade (Begräbnißstätte eines der nächsten Descendenten Ali's) sammt ihrem Umkreise als Asyl geachtet. Ein Traumgesicht gab gewöhnlich die Veranlassung zu Nachgrabungen; natürlich stieß man an vielen Stellen auf Knochen. Mochten es nun Thierknochen sein, die man aus osteologischer Unkenntniß für menschliche Gebeine nahm, oder hatte frommer Betrug dergleichen untergeschoben, genug ein neues Prophetengrab war gefunden. Auf diese Weise vermehrten sich die Imamsaden ins Unzählige. Das ganze Land ist damit bedeckt, und manche liegen an sehr unbequemen, fast unzugänglichen Orten, so z. B. die Imamsade Dawud in der Nähe von Teheran auf einem 8000 Fuß hohen steil emporsteigenden Kegel des Elburzgebirges, dessen Spitze, obgleich der Weg etwas ausgehauen worden, nur während fünf Monaten im Jahre erreichbar ist, wohin also der Prophet zu damaliger Zeit nicht ohne ein Wunder gelangen konnte.

Außer den Imamsaden waren auch die Moscheen, die Pferdeställe und das Zeughaus unverletzliche Asyle.

Die große Menge der Asyle erwies sich jedoch zuletzt äußerst nachtheilig für die öffentliche Sicherheit. Gesindel aller Art hauste im Rayon der Moscheen, um nachts auf Raub auszuziehen und sich dann wieder unter deren Schutz zu bergen. Aufrührerische Priester boten mit solchen stets zu Excessen geneigten Banden der Autorität der Regierung Trotz, ja der Scheik-ul-Islam von Tabris setzte sich einst an der Spitze von nicht weniger als 20000 Lutis in Marsch gegen die Hauptstadt. Unter der Regierung des vorigen Königs Mehmed Schah erhob der Imam-Dschumah von Ispahan, ein verschmitzter und gewaltthätiger Priester, ebenfalls gestützt auf zahlreiche Haufen von Lutis, offen die Fahne der Empö-

rung. Nach blutigen Kämpfen, worin von beiden Seiten Tausende getödtet wurden, mußte die Regierung sich zu einem Compromiß verstehen, und derselbe Mann behauptet gegenwärtig noch sein hohes kirchliches Amt, mit seinem Anhang von Lutis sowol der Macht des Hofes imponirend, als die ehrbaren Einwohner von Ispahan einschüchternd.

Durch diese Vorgänge bewogen, unternahm es Hadschi Mirza Agassi, Vezier des verstorbenen Königs, dem Unwesen zu steuern. Infolge seiner Anordnungen, die später von dem Emir-Nizam Mirza Taghi Chan energisch aufrecht erhalten und durchgeführt wurden, bestehen jetzt im ganzen Lande nur drei für alle Fälle unverletzliche Asyle: die Imamsade zu Schah-Abdul-Azim unweit Teheran, wo die alte Stadt Rages stand, die zu Kum, und das Grab des Imam Reza zu Meschhed. Die ersten beiden Orte lernte ich aus eigener Anschauung kennen.

Man erzählt sich, der Imam-Dschahmeh von Teheran habe, als Hadschi Mirza Agassi die Asyle aufhob, zu diesem gesagt: „Wenn du die Ställe zerstörst, so siehe zu, daß du wenigstens für dich eine Krippe behältst!" Und in der That entging der Vezier nach dem Tode Mehmed Schahs nur dadurch dem gewissen Tode, daß er in die Imamsade von Schah-Abdul-Azim flüchtete. Von dort aus konnte er mit dem neuen Vezier unterhandeln und sich die Erlaubniß auswirken, nach Kerbelah bei Bagdad ins Exil zu gehen.

Wegen Diebstahls, Defraudation, selbst Todtschlags Verfolgten bietet die ganze Stadt Meschhed Asyl. Die Flüchtlinge bilden hier eine Colonie, treiben unbehindert Gewerbe und Handel, und können nicht einmal zur Herausgabe des unrechtmäßigen Besitzes angehalten werden. Notorische Mörder und Hochverräther hingegen, namentlich solche, nach deren Schätzen der Schah lüstern ist, genießen nur in der unmittelbaren Umgebung des Grabes (sahneh) Schutz. An einem

entferntern Punkte innerhalb des Rayons betroffen, dürfen sie, zwar nicht auf Geheiß der Regierung, aber auf Befehl des Mutewali bäschi (Tempelvorstand) verhaftet und weggeführt werden. Auf dem Grabe selbst wird niemand angetastet; höchstens kann der Mutewali Baschi verbieten, daß man einem Verbrecher Lebensmittel zuträgt, sodaß ihn Hunger zum Verlassen der geheiligten Stätte nöthigt. Doch stehen die Asyle in so hoher Achtung beim Volke, daß sich immer fromme Gläubige finden, welche trotz des Verbots ihn heimlich mit Nahrung versehen. Man rechnet es sich als ein verdienstliches Werk an, Flüchtlingen Verzeihung zu erwirken oder durch Geldsummen Straflosigkeit zu erkaufen.

Unter den außerhalb des Landes befindlichen heiligen Orten wird am häufigsten Kerbelah, in der Nähe Bagdads auf türkischem Gebiete liegend, die Grabstätte des Chalifen Ali, von den persischen Großen als Zufluchtsort benutzt. Eine große Anzahl von Verwandten des Königs und von misliebig gewordenen hohen Beamten lebt hier in vollkommener Sicherheit und Freiheit. Höflinge, die sich der drohenden Ungnade des Schah entziehen wollen, erbitten die Erlaubniß zu einer Wallfahrt nach Kerbelah, um dann für immer daselbst im freiwilligen Exil zu bleiben. Infolge dessen ist die Stadt von mehrern tausend persischen Familien bewohnt. Sie gilt den Schiiten Persiens, Indiens und des Kaukasus als die heiligste Stätte nach Mekka.

Uebrigens gewähren allen, die sich eines kleinen Vergehens schuldig oder verdächtig gemacht, immer noch auch die Moscheen, die Ställe und das Zeughaus eine Freistatt. Es genügt sogar zum augenblicklichen Schutz, daß der Verfolgte einen Pferdekopf oder eine Kanone mit der Hand berühre.

Eine Art Asyl suchen ferner Leute auf, welche von der Regierung etwas erbitten wollen, indem sie sich in den Stall einer einflußreichen Person einquartieren und ihn nicht eher

wieder verlassen, als bis durch deren Verwendung ihr Anliegen genehmigt worden. Es wäre gegen Anstand und Sitte, sie mit Gewalt daraus zu vertreiben; der Besitzer hat vielmehr die moralische Verpflichtung, während der Zeit für ihren Unterhalt zu sorgen. Am meisten werden die Ställe der Favorite-Sultanin, des Großveziers und anderer dem König nahestehender Personen in dieser Weise heimgesucht.

In meinen Stall kam ein Bauer aus der Umgegend von Tabris, dem man wider Fug und Recht das Wasser von seinem Felde abgegraben und dadurch die Möglichkeit der Bebauung entzogen hatte. Bei der Ankunft sprach er die gebräuchliche Formel „Penäh be-chänet äwurdem" („Ich suche Zuflucht in deinem Hause"). Ich verwandte mich beim Premierminister für seine gerechte Sache, und es gelang mir, alles nach seinem Wunsch zu ordnen. Sowie er aber den günstigen Bescheid in der Tasche hatte, verschwand er, ohne Abschied zu nehmen und für die genossene Gastfreundschaft zu danken. Das Gefühl der Dankbarkeit scheint überhaupt dem Perser fremd. Ueber die maßen unterwürfig und kriechend, solange er sich um eine Gunst bewirbt, ist ihm das Bewußtsein, von jemand eine Wohlthat oder eine Gefälligkeit empfangen zu haben, unerträglich.

Ein andermal stahlen mir die Diener des Nachbarhauses, das vom Sohn des Ministers bewohnt war, mein Holz und mishandelten noch obendrein meine Leute. Eine Beschwerde beim Herrn der Uebelthäter blieb erfolglos. Da begab ich mich zum Minister und nahm mit der Formel „Penäh äwurdem" das Asyl seines Hauses in Anspruch. Daß ein Europäer von dieser persischen Sitte Gebrauch machte, frappirte ihn, doch verschaffte er mir unverzüglich durch Bestrafung der Schuldigen die geforderte Genugthuung.

Hochstehenden Personen vom Hofe, namentlich Prinzen des königlichen Hauses, die sich entweder wirklich durch Kron-

prätensionen politisch compromittirt hatten, oder ohne ihre Schuld von der despotischen Laune und Habgier des Herrschers oder seines allmächtigen Großveziers an Leben und Eigenthum bedroht waren, dienten bis vor kurzem die Hotels der europäischen Gesandtschaften als schützende Asyle. Onkel, Tanten, Brüder und andere Anverwandte des Herrschers stellten sich unter englischen oder russischen Schutz. So rettete der Bruder des jetzt regierenden Königs, der damals vierzehnjährige Prinz Abbas Mirza, den man der Theilnahme an dem Complot der Babis verdächtigte, nur dadurch sein Leben, daß er sich in den Schutz der englischen Gesandtschaft begab. Ebenfalls den Engländern verdankte der Großvezier Mirza Agha Chan die Umwandlung seines Todesurtheils in Verbannung nach Kaschan. Als derselbe Mann aber nach dem Sturz des Emir wieder zur Macht gelangte, vergalt er den genossenen Schutz durch erbitterte Feindschaft gegen England, ja seinen Intriguen ist unstreitig die Hauptschuld am englisch-persischen Kriege zuzuschreiben. Kaum hatte der englische Gesandte Teheran verlassen, so wurde das Gesandtschaftshotel, obgleich noch der Consul daselbst residirte, nicht mehr als Asyl geachtet. Einen Todtschläger, der darin Schutz gesucht, entführte man mit Gewalt, um ihn zur Hinrichtung zu schleppen. Nach Ausbruch des Kriegs gaben sodann fast alle Schützlinge Englands von selbst das Schutzverhältniß auf und unterwarfen sich freiwillig wieder der persischen Botmäßigkeit. Sie nahmen um so weniger Anstand, ihre bisherigen Schutzherren zu verleugnen, da man in Persien, von wo aus die bereits im geheimen sich vorbereitende indische Empörung eifrig genährt wurde, Englands Sache in Asien für verloren ansah. Unter den bisherigen Schützlingen der Engländer, welche sich sofort in ihre Feinde verwandelten, befand sich z. B. auch der reiche Kaufmann Abdul Kerim, dessen Forderungen an die Regierung von der englischen Gesandtschaft so warm unterstützt

worden waren, daß sie seinetwegen einmal die Flagge einzog. Solchen Erfahrungen gegenüber willigten beim Friedensschluß England und gleichzeitig Rußland ohne Widerstreben in die vertragsmäßige Beschränkung ihres Schutz- und Asylrechts.

Dennoch müssen wir das Aufhören dieser Institutionen für beide Theile als eine wesentliche Einbuße erachten. Wenn auch die europäischen Mächte weder Dank noch Gegenleistungen direct von den durch sie Beschützten empfingen, so verschaffte ihnen doch das Schutzrecht Einfluß und Ansehen beim persischen Volke, welches nun in dem Verzicht darauf eine erzwungene Demüthigung der Europäer erblickt. Andererseits verloren die persischen Unterthanen eine Zuflucht vor Gewaltthätigkeit und Willkür, die in vielen Fällen wirklich Unschuldigen Schutz gewährte und wieder zu ihrem Rechte verhalf. Die Folgen machten sich auch sehr bald bemerkbar. So wurde nach dem Tode des obengenannten Abdul Kerim, weil die Familie nicht mehr des englischen Schutzes genoß, ohne Scheu unter den nichtigsten Vorwänden sein ganzes Vermögen von der Regierung confiscirt, und bei meiner Abreise war man im Begriff, die Witwe Baba Chans, des reichsten persischen Unterthans, eine Tante des Königs, welche bis dahin unter russischem Schutze gestanden, aller ihrer Habe zu berauben. Ich kann daher nur wiederholen, daß Asyle, so nachtheilig und verwerflich sie in Staaten mit unparteiischer Handhabung der Gesetze sind, in einem despotisch regierten Lande als die oft einzige Rettung vor den Uebergriffen der Tyrannei eine nicht abzuleugnende, größere Uebel verhütende Berechtigung haben.

IV.

Viehzucht und Bodencultur.

Das Nomadenthum. Urſachen deſſelben. Sitten und Charakterzüge der Nomaden. Schafe. Ziegen. Rinder. Kamele. Eſel und Maulthiere. Nomadenlager. Weideplätze. Abgaben. Das Pferd (Raſſen. Geſtüte. Geſchlecht. Farbe. Preis. Dreſſur. Fütterung. Stallung. Sattelzeug. Hufbeſchlag. Wartung. Krankheiten und Seuchen). Ackerbau. Künſtliche Bewäſſerung. Dörfer. Beſitzverhältniſſe. Grundſteuer. Methode des Feldbaus. Heuſchrecken und Wanzen. Viehſtand. Körnerfrüchte. Gemüſe. Wein und Obſt. Seidenraupenzucht. Oelfrüchte. Farbepflanzen. Baumwolle. Roſen. Zuckerrohr. Wälder.

A. Die Nomadenwirthſchaft.

Mehr als ein Drittheil der Bevölkerung Perſiens beſteht gegenwärtig aus Nomaden. Mancherlei Urſachen haben dazu mitgewirkt, daß in dem einſt ganz von ſeßhaften, ackerbautreibenden Völkern bewohnten Lande das Nomadenthum ſich ausbreiten konnte. Die hauptſächlichſte darunter war das Eindringen der Religion Mohammed's, denn der Islam, von Wanderſtämmen ausgegangen, entſpricht vorzugsweiſe den Bedürfniſſen des Nomadenlebens.

Die bis dahin in Perſien herrſchende Lehre Zerduſcht's (Zoroaſter's) leiſtete mit weiſer Abſicht der Bodencultur allen

möglichen Vorschub. Bei der Trockenheit des persischen Klimas ist die künstliche Bewässerung das erste Erforderniß zum Gedeihen der Vegetation. Es kommt darauf an, sowol das Wasser aus dem Schos der Erde zu fördern und durch Kanäle auf die Felder zu leiten, als auch den Wuchs des Baumes zu schützen, damit er die Feuchtigkeit aus der Luft an sich ziehe und mit seinem Schatten die Ausdörrung des Bodens verhüte. Zerduscht machte deshalb die Sorge für reines, fließendes Wasser und die Heilighaltung des Baumes zur religiösen Pflicht. Als drittes zur Zeitigung der Früchte nothwendiges Element wurde die belebende Wärme, und zwar in ihren Symbolen, der Sonne (sâl) und dem Feuer (âtesch), verehrt. Daß aber das Feuer nach der Lehre Zerduscht's als Gottheit angebetet worden, ist eine irrige Meinung; vielmehr protestiren deren heutige Bekenner, die Gebern, Dschaur und Parsi, entschieden gegen den Namen Feueranbeter (âteschperest). Die Zeitrechnung war genau dem Stande der Gestirne angepaßt, das Jahr begann mit dem 21. März, und jeder Tag hatte seinen Schutzheiligen, woran sich die Regeln für Aussaat, Pflanzung, Ernte und sonstige Feldarbeit knüpften.

Ganz anders der Islam. Mohammed gebot zwar auch den Gebrauch reinen Wassers zu den vorgeschriebenen täglichen Waschungen des Körpers; allein nach muselmanischen Begriffen ist jedes fließende Wasser gesetzlich rein, sei es noch so sehr versumpft und durch hineingeworfene faulige Substanzen verdorben. Mit dem Monotheismus des Propheten vertrug sich nicht die pantheistische Anschauung von den besondern Schutzgeistern der Quellen und Bäume, der Monate und Tage; wie der Glaube daran sich verlor, entbehrten fortan das die Felder erfrischende Wasser und der Schatten gebende Baum — die Grundbedingungen zum Landbau in Persien — der frommen Pflege. Die Folge davon war rasche Entwaldung des Landes, Verstopfung und Verfall der Kanäle, gänz-

liche Austrocknung des culturfähigen Bodens. Einst dichtbevölkerte Landstriche wurden zu Wüsteneien, wo kaum noch das Kamel und das Schaf dürftige Nahrung finden. Gegenden, welche durch ihre gesunde Lage zur Erbauung großer Städte besonders einluden, wie die von Istacher (Persepolis), Rages, Schiraz, Sultanieh, sind jetzt Sumpflöcher und Herde der gefährlichsten Miasmen. Wo sind die Zeiten hin, als Dichter die reine Luft von Schiraz in ihren Poesien besangen! Jetzt sterben Regimenter, die aus dem Norden, aus Hamadan oder Tabris, dorthin in Garnison kommen, zur Hälfte aus; der Rest muß in die Heimat zurückkehren, um nicht ebenfalls von Wechselfieber, Ruhr oder Medinawurm (pejuk) weggerafft zu werden. Auf der einst blühenden Ebene von Merdusch, der Umgebung des alten Persepolis, sah ich spärliche Nomadenhorden, dem türkischen Stamme der Buleverdi angehörig, ein sieches Dasein hinschleppen; namentlich litten fast alle an granulirter Augenentzündung.

Zugleich mit dem Islam wurde das Nomadenthum auch unmittelbar von außen in das Land hereingetragen. Von den erobernden Arabern blieben viele Stämme in den südlichen, einzelne selbst in den östlichen Provinzen des Reichs, z. B. um Meschhed, zurück, die zum Theil bis heute arabische Sprache, Tracht und Sitte beibehielten; desgleichen von den raub- und plünderungssüchtigen Turkotataren mogulischer Rasse, welche unter Dschengis Chan und Tamerlan in Persien eingefallen waren, so die Karakuslu um Hamadan, die Afscharen um Sendschan, die Kaschkai aus Turkistan um Schiraz, deren Chef gegenwärtig in Schiraz residirt und sich noch seiner directen Abstammung von der Familie des Dschengis rühmt. Sie alle setzten ihr gewohntes Nomadenleben fort. Die seßhafte Bevölkerung jener Gegenden, die persischen Urstämme der Tadschik und Leg, fiel größtentheils unter dem Schwert der Eindringlinge; die Uebrigbleibenden sahen sich,

aus ihren festen Wohnsitzen verdrängt, ebenfalls zum Nomadenthum gezwungen und bilden heute die Nomadenstämme altpersischen Bluts: die Luren und die Bachtiari. Dazu kommen noch einzelne zersprengte Wanderstämme der Zigeuner (kaulis) in ihren schwarzen Zelten (karatschäder) und der Zergeri, welche letztere von den Macedoniern abzustammen behaupten; eine Behauptung, die allerdings wegen der Aehnlichkeit des Idioms einigermaßen berechtigt scheint.

Auch die geologische Beschaffenheit des Landes ist übrigens dem Nomadenthum günstig. Einerseits befinden sich in Höhen von 7000 — 9000 Fuß ausgebreitete Tafelstrecken, welche zwar nicht zum Landbau und zu festen Ansiedelungen geeignet sind, aber während dreier Monate im Sommer vortreffliche Weideplätze bieten; andererseits gibt es Niederungen, die im Sommer vollständig ausdörren und unbewohnbar werden, hingegen im Winter bis zum Beginn des Frühlings sich mit frischer Vegetation bekleiden. Die einen wie die andern können nur Nomaden zum wechselnden Aufenthalt dienen. So ziehen die Bewohner von Masanderan, wenn die Reisfelder bestellt sind, nach Laridschan am Fuße des Demawendgebirges, die von Laar nach den über Schiraz gelegenen Hochebenen von Asepas und Udschan.

Nicht minder beförderte die Unsicherheit des Landbesitzes das Nomadenthum. Eroberer und Gründer neuer Dynastien zwangen die widerstrebenden, der gestürzten Dynastie anhängigen Stämme, ihre Wohnsitze nach entfernten Gegenden des Reichs zu verlegen, und räumten die leergewordenen Bezirke den Angehörigen des eigenen Stammes ein. Jene wie diese ergaben sich, weil sie abermaligen Wechsel hofften oder fürchteten, dem Nomadenleben.

Schließlich trägt der despotische Druck, der auf den Unterthanen lastet und dem sich der Nomade eher als der Angesessene entziehen kann, viel dazu bei, daß nicht nur die

Nomaden keine Lust verspüren, ihrer wandernden Lebensweise zu entsagen, sondern daß immer mehrere die festen Wohnsitze verlassen und sich dem Nomadenthum zuwenden.

Wir sehen, sowol die Religion wie die Regierungsform der Mohammedaner wirken der Basis der menschlichen Gesellschaft, dem Ackerbau, entgegen. Hierin liegt die Schwäche, ja die Gefahr des Untergangs aller muselmanischen Reiche, und es klingt daher der Ausspruch keineswegs paradox, die Iraner könnten nur dann, wenn sie wieder Gebern würden, zu einem geordneten Staatswesen gelangen. Doch die Geschichte kehrt nicht um! —

Ueber Sitten und Gebräuche der Nomaden enthalten die Werke von Sir John Malcolm, Fraser und Morrier erschöpfende Mittheilungen. In Bezug auf die geographische Verbreitung der verschiedenen Stämme gibt das Buch der Lady Shiel*) die genauesten Daten an die Hand.

Jeder Stamm (il) steht unter einem erblichen Chef (il-chäni), dessen Autorität, und wenn er ein Säugling ist, alle Glieder unbedingt anerkennen. Sein Befehl gilt ihnen mehr als der des Königs; sie stehen für ihn ein und schützen ihn vorkommendenfalls mit Gut und Blut gegen anmaßende Forderungen der Krone. Im Sommer 1859 ritt ich durch die Steppe Udschan, wo der Stamm der Kaschgai seine Zelte aufgeschlagen hatte. Gleichzeitig mit mir zog ein persischer Würdenträger mit zahlreicher bewaffneter Dienerschaft desselben Wegs. Von einem Nomaden befragt, was der Zweck des kriegerisch aussehenden Zuges sei, erwiderte der Perser, um

*) Diesem Buche, nach oberflächlichen Eindrücken jener hochgestellten Dame verfaßt, verleihen die gründlichen Noten ihres Gemahls, des Colonel Shiel, ehemaligen Ministerresidenten in Teheran, seine Bedeutung. Es wäre zweckmäßiger gewesen, die Noten als Text und den Text als Ballast zu geben; freilich aber läßt man Frauen gern den Vortritt!

ihn zu necken: „Es gilt, euern Ilchani nach Teheran abzuführen", worauf jener entgegnete: „Das dürfte in Schiraz keine leichte Sache sein, und zum Glück leben wir nicht in Irak." — Auf seinen Stamm ist jeder einzelne stolz; er rühmt sich, Il und Taife zu besitzen, d. h. einem Tribus von bestimmter Abstammung anzugehören. Selbst der Schah unterläßt nicht, weil die gegenwärtige Herrscherfamilie aus dem Il der Kadscharen hervorging, auf Münzen seinem Namen den Beisatz „der Kadschare" hinzuzufügen. Die Würde des Ilchani geht nach türkischem Brauch immer auf den Aeltesten in der Familie über. Nachträglich erfolgt dann pro forma die königliche Bestätigung durch Uebersendung des Ehrenkleids.

Wo Nomaden in größern Massen beisammenleben, sind sie kühn und räuberisch; doch verschmähen sie Hinterlist und Lüge und halten treu das gegebene Wort. Der Nomade sagt von sich: „Iliat em!" („Ich bin ein Nomade!" d. h. man kann mir vertrauen.) Sie leben meist in Monogamie und heirathen aus dem eigenen Stamm. Erst Feth Ali Schah, welcher sehr reichlich mit Töchtern gesegnet war, nöthigte die Häuptlinge, um sie an die Interessen der Krone zu fesseln, Prinzessinnen zu heirathen, was ihrem Ansehen im Stamme bedeutend geschadet hat. Die Weiber zeigen sich unverschleiert, sind aber keusch und sittsam und gehen fast nie, sei es auch unter den glänzendsten Verhältnissen, Ehen mit Stadtbewohnern ein.

Gewöhnlich mit guten Naturanlagen ausgestattet, ermangeln die Nomaden auch nicht aller Erziehung und Bildung. Inmitten der Steppe findet man Zelte, wo Schulmeister die Jugend im Lesen und Schreiben, im Koran und in Erklärung der Dichter unterrichten. Manche Chefs besitzen eine bedeutende Gelehrsamkeit in aribicis, und es kommt vor, daß ein Ilchani von der Regierung mit wichtigen diplomatischen Missionen ins Ausland betraut wird. Ich fand bei berüchtigten Wegelagerern Anstand, Würde, Feinheit des

Benehmens und Gesetzkenntniß, die mich wahrhaft in Erstaunen setzten.

Eine unglückliche Tradition im Leben der Nomaden ist die Erbrache, die entweder innerhalb des Stammes wüthet oder blutige Fehden zwischen verschiedenen Stämmen veranlaßt und nicht selten mit der Ausrottung weitverzweigter Familien endet. Nicht eher als bis das gegenseitige Morden solche Ausdehnung gewonnen, daß ein ganzer Stamm zu erlöschen droht, kommt es zum Frieden. Der mächtigere Stamm bietet dann dem schwächern die Hand zur Versöhnung und versieht ihn mit Weibern, um dem Aussterben des Stammes vorzubeugen. Schon die Bibel berichtet von einem derartigen Vernichtungskampfe gegen den Tribus Ephraim.

Die rechtliche Erwerbsquelle der Nomaden besteht in der Viehzucht; sie verkaufen: Schafe, Pferde, Esel, Kamele, auch Rinder und Büffel, deren Producte: Butter, Käse, saure Milch, Keschk, Karagrut, Wolle, Felle, Talg, und einige rohe Fabrikate, wie Filz, Pferdedecken und grobe Teppiche.

Schafe (gusfend) sind fast das einzige Schlachtvieh des Persers. In der That ist das Fleisch des einheimischen Schafs, ovis tatarica, von vorzüglicher Güte und ohne jenen penetranten Geruch, der das Fleisch des europäischen Schafs fast ungenießbar macht. Auch blos in Wasser abgesotten, hat es sammt der Brühe einen kräftigen Wohlgeschmack. Dem tatarischen Schaf wächst ein Fettschwanz in der Schwere von 5 — 10 Pfund, doch sah ich ihn nie so groß, daß er das Thier erheblich belästigte oder durch einen Tragkarren unterstützt werden mußte. Das Fett ist schmackhaft, lipomartig, aber wenig stearinhaltig, daher zur Kerzenbereitung nicht tauglich. In dem Maße als der Fettschwanz zunimmt, nimmt der Talgansatz im Netze ab, und umgekehrt. Die Schafe in den Küstenländern am Kaspischen Meere setzen das Fett nicht am Schwanze an, sondern im Netze, und bei

Schafen, die aus Irak dahin gebracht werden, wenn sie nicht an Acclimatisationskrankheiten zu Grunde gehen, atrophirt der Fettschwanz und hängt zuletzt schlaff wie ein leerer Beutel herab.

Die jungen Lämmer (berre, daher das slawische beran), im nördlichen Persien in den Frühjahrsmonaten, im südlichen den ganzen Winter hindurch geworfen, werden mehr noch als des Fleisches halber des kostbaren Felles wegen geschätzt, besonders die schwarzen von Schiraz und Kum, welche die Bucharafelle zweiter Qualität geben (die erste Qualität kommt aus Buchara und Chiva). Je jünger das Thier, desto feiner gekräuselt ist die Wolle; hiervon schreibt sich die Fabel her, daß man das Mutterschaf tödte, um das Fell des noch ungeborenen Lammes zu erhalten. Durch Färben mit essigsaurem Eisen und Granatäpfelrinde wird den Fellen jene glänzende intensive Schwärze verliehen, die der Perser daran liebt.

Die Schafwolle hat weit geringern Werth als die Lammfelle, denn sie ist rauh, von schmuzigbrauner Farbe und eignet sich nur zum Fertigen grober Stoffe und zu Polstermaterial. Es wird daher weder auf Veredlung der Rasse noch auf die Schur der Wolle Sorgfalt verwendet. Eine bestimmte Zeit für die Schafschur gibt es nicht; jeder schert seine Thiere, ohne sie vorher zu waschen, mit einer gewöhnlichen Schere wann es ihm gutdünkt.

Da der Perser, wie gesagt, nur ausnahmsweise anderes Fleisch als Schaffleisch genießt, müssen zur Deckung des täglichen Bedarfs fortwährend große Massen geschlachtet werden. Auch die jungen Widder dienen als Schlachtvieh, man behält nur die zur Zucht nöthige Anzahl. Trotz des starken inländischen Verbrauchs an Fleisch findet übrigens ein ziemlich bedeutender Exporthandel damit über Kurdistan nach der Türkei und in den Kaukasus statt.

Ziegen (buz) liefern gute Milch und vortreffliche Wolle. Ihr Fleisch dient, da es purgirend wirkt, selten zur Nahrung. Die gröbere Wolle wird zu Stricken und Zeltbezügen, die feinere (kurk) zu weichen Filzen und Geweben verarbeitet. Aus der Flaumwolle der Kaschmirziege (murgus), die am besten in den Bezirken Kirman und Meschhed gedeiht, werden die feinen persischen Shawls gewebt; ein anderer Theil geht als Ausfuhrartikel über Yezd und Bender Abbas nach Indien.

Rinder (gäw) können bei dem dürren, kurzen und salzigen Grasfutter, auf das sie angewiesen sind, nicht gedeihen. Zudem vernachlässigt man ihre Pflege und Reinigung. Das Fleisch ist zäh und mager und wird nur von den ärmsten Klassen genossen. Rindvieh züchten daher die Nomaden in geringer Anzahl, lediglich zum Verkauf als Zugthiere. Da von polizeilicher Aufsicht in den Steppen keine Rede ist, tödtet oft die Rinderpest sämmtliches Hornvieh eines Bezirks, und nur dazwischenliegende Wüstenstrecken und der mangelnde Verkehr setzen ihrer weitern Verbreitung ein Ziel. Am Kaspischen Meere, in der Provinz Masanderan, findet sich das Buckelrind ziemlich zahlreich, wogegen es in dem trockenen Klima Iraks nicht auszudauern vermag. Ganze Horden von Büffeln (gäwmisch) bevölkern die Sümpfe Masanderans. Man schätzt die Milch des Büffels, besonders in gesäuertem Zustande; sein Fleisch aber hat einen widerlichen Geschmack, der es fast ungenießbar macht. Er dient in manchen Gegenden Persiens als Lastthier, und seine Klauen werden dann wie die Hufen des Pferdes mit Eisen beschlagen.

Für das unentbehrlichste Lastthier zum Transport ihrer Weiber und Kinder, der Zelte und sonstigen Habseligkeiten gilt aber den nomadisirenden Stämmen das Kamel (schutur), und zwar das baktrische zweihöckerige; denn es trägt bequem eine Last von 3—4 Centnern, in der Brunstzeit ladet man ihm sogar 5—6 Centner auf. Gleich nach der Geburt wird

das Thier durch Zusammenbinden der Füße dahin abgerichtet, daß es auf einen Wink sich niederkauert, um mit der Last bepackt zu werden. Auf der Wanderung koppelt man gewöhnlich 7 Stück aneinander (ḳättär), den Hals des einen an den Schweif des andern. Der Führer schreitet entweder voran und animirt die Thiere durch einen monotonen Gesang, bei dessen Aufhören sie stehen bleiben, oder er sitzt auf dem Rücken des vordersten, welchem dann die übrigen willig folgen. Im Frühling verliert das Kamel von selbst seine Wolle; sie wird sorgfältig gesammelt und zur Anfertigung eigenthümlich fettig anzufühlender, aber weicher und schmiegsamer Gewebe benutzt. Selten erreicht das baktrische Kamel in Persien ein Alter von 9 Jahren; für die kurze Dienstzeit entschädigt jedoch reichlich seine Tragfähigkeit und die außerordentliche Billigkeit seiner Ernährung. Das Dromedar (dschemāzeh) zeichnet sich vor dem Kamel, welches ohne Uebermüdung höchstens 5 Meilen des Tags zurücklegen kann, durch erstaunliche Raschheit und Ausdauer im Laufen aus, weshalb man sich desselben in den Sandwüsten der östlichen Provinzen zu Kurierritten bedient. Früher wurde die Kamelzucht in Persien viel stärker und ein beträchtlicher Handel ins Ausland, namentlich nach der Türkei, mit den jungen Thieren getrieben. Jetzt liefert Persien nur noch eine kleine Anzahl in den Kaukasus und bezieht im Gegentheil von Bagdad einen Theil des eigenen Bedarfs.

Pferde (asb) hält der Nomade weniger um ihrer selbst willen als zum Zweck der Erzeugung von Maulthieren. Da wir den verschiedenen Pferderassen einen besondern Abschnitt widmen, möge an dieser Stelle die Notiz genügen, daß im Viehbesitz der Nomaden Pferde selten einen namhaften Bestandtheil bilden.

Um so größer ist ihr Reichthum an Eseln (chær) und Maulthieren (ḳātir), deren Zucht wegen des allgemeinen

Bedarfs im Inlande und der guten Preise, die infolge davon gezahlt werden, den sichersten Gewinn abwirft. Man unterscheidet den großen weißen Esel von Bagdad und den kleinen chamoisfarbenen, auf dem Kreuze schwarz gezeichneten von Buschir. Letzterer trägt auf seinem Rücken die Baumaterialien und sämmtliche Lebensmittel zur Stadt, dient überhaupt für kürzere Strecken fast ausschließlich zum Transport von Lasten aller Art. Ersterer steht an Muskelkraft, Unermüdlichkeit und festem, sicherm Gang dem Maulthier nicht nach, weshalb er in Berggegenden einem edeln Pferde als Reitthier vorgezogen und oft ebenso theuer als dieses bezahlt wird. Von Dummheit und Indolenz, welche in Europa für unzertrennliche Attribute dieser Thiere gelten, zeigen die Esel in den trockenen, warmen Klimaten des Orients keine Spur. In feuchten Gegenden dagegen, z. B. in den Marschländern am Kaspischen Meer, kommen sie gleich dem Kamel gar nicht fort. In Alexandrien leisten sie schon weniger als in Kairo, und dort wieder weniger als in Oberägypten. Das Maulthier, wegen seiner Mäßigkeit, Ausdauer und Behutsamkeit vorzüglich geschätzt, macht im Karavanenschritt, mit einer Last von durchschnittlich 2 — 3 Centnern beladen, $4\frac{1}{2}$ — 5 deutsche Meilen den Tag.

Die Milch (schir) wird von den Persern nie frisch genossen, sondern zum größten Theil als saure Milch (jaürt oder mäst), in welchem Zustande man sie entweder zum Brod ißt, oder als Zuthat zu vielen Speisen verwendet, oder mit Wasser emulsionirt als kühlendes Getränk genießt. In ihrer mannichfachen Verwendung ist saure Milch das Lieblingsnahrungsmittel der Bevölkerung, besonders der nomadischen. Als beste Qualität gilt die aus der Milch von Büffelkühen bereitete. Einst fragte mich der Schah, ob auch den europäischen Monarchen täglich saure Büffelmilch vorgesetzt werde, und da ich es verneinte, rief er bemitleidend aus: „Ein

Monarch und keine saure Milch!" Die Nomaden halten sie auch für ein wirksames Mittel gegen Dysenterie.

Aus der Buttermilch knetet man, nachdem sie geronnen, kleine Kugeln, welche kesehk heißen und ebenfalls als beliebte Zuthat zu verschiedenen Gerichten ausgedehnten Verbrauch finden. Schon Rubriquis erwähnt ihrer bei Beschreibung seiner Reise in die Tatarei. Da sie sich gut conserviren und ein vortreffliches antiscorbutisches Mittel sind, verdienen sie auch in Europa bei der Verproviantirung von Schiffen und Festungen Beachtung. — Nochmals eingesottene und dann getrocknete Molken und Buttermilch heißen karagrut.

Der Käse (pœnir) wird behufs der Aufbewahrung sehr stark mit Salz versetzt und widersteht deshalb dem europäischen Geschmack. Etwas wohlschmeckender ist der eingestampfte, der in Bockfellen zu Markte gebracht wird.

Die Butter, welche geschmolzen in Schläuchen zum Verkauf kommt, hat meist einen penetranten caprinsauren Geruch, an den sich der Europäer schwer gewöhnen kann. Nach Befriedigung des inländischen Consums bleiben, ebenso wie von Talg, nur geringe Quantitäten zur Ausfuhr übrig.

Die Wolle der Schafe, Ziegen und Kamele verstehen die Nomadenweiber zu färben und mit ziemlicher Kunstfertigkeit zu allerhand dauerhaften, mitunter hübsch gemusterten Stoffen, zu Zeltbezügen, Filzen, Pferdedecken und Teppichen zu verarbeiten, theils für den eigenen Gebrauch, theils zum Verkauf an die seßhafte Bevölkerung. —

Ein Nomadenlager hat stets ziemlich genau dieselbe, nach gewissen allgemein gültigen Normen construirte Einrichtung. An dem schönsten, gewöhnlich etwas hervorragenden Punkte steht das Zelt des Häuptlings, aus starker weißer Leinwand, auf der innern Seite mit gemustertem Indienne (kalamkär) ausgefüttert. Es wird von zwei Balken gestützt und ist geräumiger als die übrigen. Daneben besitzt der Chef

noch ein kleines kuppelartiges Zelt (aletschek) aus gebogenen Holzreifen und mit dickem Filz überzogen, welches ihm und seiner Familie bei rauhem Wetter zum Aufenthalt dient. Ringsumher, oft weit über die Steppe zerstreut, gruppiren sich die Zelte der einzelnen Familien des Stammes. Sie bestehen aus schwarzem Ziegenhaar und enthalten den geringen Hausrath nebst einigem Geflügel. Ihre vordere offene Seite wird durch einen im Halbkreis aufgeschichteten Steinwall abgegrenzt. An Verschluß seiner Habe denkt der Nomade nicht; denn Diebstahl im eigenen Stamm ist selbst bei den raubsüchtigsten Horden unerhört. Die Männer hüten den Tag über zu Fuß oder zu Roß, von ihren Hunden begleitet, die Heerden, während die Frauen sich mit der Milchwirthschaft und dem Hauswesen beschäftigen.

Ist ein Lagerplatz abgeweidet, oder nöthigt die rauhe Jahreszeit oder eine ausgebrochene Viehseuche zum Verlassen desselben, so packen sämmtliche Familien ihre Zelte zusammen und passiren gruppenweis mit ihren Heerden vor dem Chef die Revue (sän), welche bei zahlreichen Stämmen mehrere Tage dauert. Mit dem Zelt- und Hausgeräth sind die Kamele beladen; die Weiber und Kinder kauern auf Eseln, Pferden und Maulthieren; der Mann aber geht, mit einem dicken Stabe bewaffnet und von seinem Hunde begleitet, zu Fuß nebenher, denn es gibt stets etwas zur Erhaltung des Gleichgewichts an den Lasten zu ordnen, mitunter auch wol einen feindlichen Angriff abzuwehren. Zuletzt bricht der Chef selbst auf, und die bis dahin so belebte Gegend wird einsam und öde, sogar alle Vegetation scheint von ihr verschwunden; doch die zurückgebliebenen animalischen Stoffe befruchten den Boden für die nächstjährige Saison zum wiedererwachenden Leben.

Der weitausgedehnte Zug eines auf der Wanderung begriffenen Nomadenstamms bietet einen höchst malerischen An-

blick dar. Die schwerbeladenen, gemessenen Schritts hintereinander herschreitenden Thiere, die bewaffneten Begleiter mit ihren dunkeln, sonnverbrannten Gesichtern, die hockenden Weiber mit in der Jugend anmuthigen, im Alter aber harten und mumienhaft ausgedörrten Zügen, geben zusammen ein eigenthümlich interessantes Bild. Freilich sind auch, wie schon erwähnt, gerade während ihrer Wanderungen die Nomaden am meisten zu Raub und Plünderung geneigt, sodaß zu gewissen Zeiten die Gebiete, welche sie zu durchziehen pflegen, ganz von Reisenden gemieden werden müssen.

Jeder Stamm hat seine bestimmten Weideplätze, wo er sich abwechselnd in den verschiedenen Perioden des Jahres niederläßt. Entweder nimmt er ein durch das Alter sanctionirtes Recht darauf in Anspruch, oder sie wurden ihm von der Regierung, sei es zwangsweise, sei es auf sein Ansuchen, zugewiesen, oder endlich es sind Kronländereien (chālesse), die ihm gegen Pacht überlassen werden. Nur ausnahmsweise, bei anhaltender Dürre oder durch Kriegsnoth verdrängt, bezieht ein Stamm nach vorherigem Uebereinkommen mit einem befreundeten Tribus ein sonst von diesem occupirtes Terrain, und es heißt dann wie in der Bibel: „Ziehst du zur Rechten, so ziehe ich zur Linken; ziehst du zur Linken, so ziehe ich zur Rechten."

Die Abgaben und Leistungen an die Regierung, zu denen die Nomaden verbunden sind, bestehen theils in Geld, theils in Naturallieferungen und Stellung von Soldaten. Für das Weiderecht (hake-tscherā) ist zu entrichten: 0,20 bis 0,21 holl. Dukaten für eine Kuh, 0,07 bis 0,1 für ein Pferd; für Schafe und Ziegen wird die Steuer nach der Quantität der Butter und des Käses bemessen. Kamele und Esel zahlen keine feste Steuer; dagegen ist der Ilchani gehalten, alljährlich eine Anzahl dieser Thiere nach Teheran an den Hof zu liefern, wie überhaupt von Zeit zu Zeit außer

den fixirten Abgaben dem Schah sowol wie den Ministern Geld, Shawls, Pferde u. s. w. als unfreiwilliges Geschenk zu übersenden. Wo die Stückzahl des abgabepflichtigen Viehes von der Regierung nicht ermittelt werden kann, z. B. bei dem großen Stamm der Kaschgai, zahlt der Ilchani nach eigener Schätzung eine jährliche Abfindungssumme. Außerdem hat jeder Tribus ein Regiment zu den regulären Truppen zu stellen und eine Schwadron irreguläre Cavalerie (säwäreradif) auszurüsten, welche zeitweilig den Dienst an den Landesgrenzen versieht. Ich sah mehrmals solche Reitertrupps auf dem Durchmarsch durch Teheran vor dem Schah die Revue passiren und bewunderte ihre prächtigen Pferde, ihre silberverzierten Waffen und die langen Flintenläufe aus Damascenerstahl. Viele Il, darunter die Legs und Bachtiaris in Arabistan, suchen sich jedoch der Oberhoheit des Schah zu entziehen und verweigern regelmäßig die Steuern, bis der Gouverneur einen Tschapaul gegen sie unternimmt und alles Vieh nebst sonstigem Besitzthum, dessen er habhaft werden kann, mit sich fortführt.

B. Das Pferd.

Das Pferd (asb, in zusammengesetzten Namen asp, wie Lorasp, Histasp: Ritter von . .) hat zwar keine unmittelbare praktische Bedeutung für den persischen Haushalt, insofern Kamele, Esel und Maulthiere zum Transport sowol von Sachen wie Menschen dienen und der Pflug ausschließlich von Rindern gezogen wird; dennoch greift das Pferd tief ins Nationalleben der Perser ein, die sich immer noch mit Stolz ein Reitervolk nennen. Pferd und Schwert (asb u schemschir) gelten ihnen für Zeichen des freien Mannes und sind in den meisten ihrer Traditionen unzertrennlich miteinander verwebt.

Auf den iranischen Hochebenen, in seinem ursprünglichen Vaterlande, wo noch jetzt sein Verwandter der wilde Esel sich frei herumtummelt, gedeiht das Roß bei mittlerer Pflege. Schon in den ältesten Zeiten genoß die persische Rasse weit verbreiteten Rufes, berühmt waren die Gestüte des Landes. Heutzutage jedoch zählt das einheimische Pferd nicht mehr zu den edeln (nedschib) Rassen, sondern die geschätztesten Luxuspferde stammen aus der Fremde oder sind wenigstens mit fremdem Blut gemischt (du-rek, zweiblütig). Ihrem Werthe nach rangiren die verschiedenen Rassen in folgender Reihe:

1) Das arabische Vollblutpferd (asbe arabi chālis) bewahrt in Persien, solange der Stamm rein erhalten wird, alle seine bekannten vorzüglichen Eigenschaften, während es in Europa derselben bald verlustig geht. Es ist sanft, folgsam, gelehrig, erträgt lange Zeit Durst und stürzt sich auch dann nie mit Gier auf den dargereichten Trunk. Wenig zu Krankheiten geneigt, erreicht es unter normalen Umständen ein hohes Lebensalter. In der Ebene sowol wie bergauf und bergab, überall leistet es gleich gute Dienste. Von Statur oft klein und unscheinbar, wird an dem intelligenten Kopf von Kennern sofort sein Werth erkannt. Der Araber sagt: feras min feräset, d. h. Pferd stammt von edler Physiognomie. Die besten arabischen Pferde kommen von Nedschef über Bagdad nach Persien.

2) Das turkomanische Steppenpferd (asbe turcoman), von Turkistan über Chorassan und Asterabad ins Land kommend, hat auffallend hohe Beine, plumpe Hufe, eine schmale Brust, einen ziemlich dicken Kopf, sehr langen Hals und nackten schwieligen Kamm ohne Mähne. Die Mähnenhaare fallen ihm nämlich aus, wenn sie etwa 1½ Zoll lang geworden, man entfernt sie aber in der Regel schon vorher durch sorgfältiges Ausrupfen. In ihren heimatlichen Steppen werden diese Pferde von den Turkomanen zum Gebrauch bei

deren raſchen Raubzügen, wobei ſie oft 100 geographiſche Meilen in 6 — 8 Tagen zurücklegen müſſen, erzogen. „Das Pferd muß Knochen und Sehne werden" ſagt der Turkomane, und er gewöhnt es daran, daß es ſich unterwegs mit etwas Gerſte und mit Fettſchwanz zur Stillung des Durſtes begnügt, daß es ſich nie von dem Haufen trennt*) oder zurückbleibt, und daß es ſich durch Beißen und Ausſchlagen mit den Hufen am Kampfe betheiligt. Unter der Behandlung der Perſer hingegen degenerirt die Raſſe; ſie wird ſtörrig, dumm, iſt auf unebenem Terrain, beſonders bergab kaum zum Reiten zu brauchen, bedarf um die Hälfte mehr Futter als das arabiſche Roß und leidet häufig an Katarrh und andern Krankheiten. Demungeachtet ſind die Turkomanenpferde bei den perſiſchen Großen zum pomphaften Ritt durch die Straßen der Stadt ſehr beliebt. Bei Feſten und religiöſen Spielen läßt man dieſelben, reich angeſchirrt, als Handpferde (jedek) umherführen, und auf Reiſen der Gouverneure, Prinzen und Geſandten dem Zuge vorausgehen. Gute Reſultate ergibt ihre Kreuzung mit arabiſchem Blute.

3) Das kurdiſche Pferd gilt zwar nicht für edel,

*) Dieſe Gewohnheit behält es auch in Perſien bei. Ich ritt einſt auf einem ſchönen Turkomanenroſſe, einem Geſchenk des Schah, durch die Wüſte nach Teheran. Noch etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt, löſte ſich durch Zufall der Zügel und in raſender Eile ſprengte das Thier mit mir davon. Ich klammerte mich, ſo gut es ging, mit den Schenkeln feſt, jeden Augenblick fürchtend, in einen offenen Kanal geworfen zu werden. Zu meinem Erſtaunen aber hielt es nach einem Laufe von dreiviertel Meilen plötzlich an und ſtellte ſich ruhig zu einem Rudel dort graſender Pferde, die es aus ſo weiter Ferne gewittert hatte. Aus Verdruß über den Vorfall verkaufte ich es Tags darauf für 65 Dukaten. Einige Zeit nachher fragte mich einmal der Schah, was ich mit meinem Pferde gemacht habe. Ich erzählte das Geſchehene, worauf er, mich belehrend, äußerte: „Du thateſt unrecht, das ſchöne Thier um einen ſo billigen Preis wegzugeben. Es war bei weitem mehr werth und folgte in jenem Falle nur der ihm anerzogenen Gewohnheit."

nähert sich aber in vielen Stücken dem arabischen und scheint auch aus der Vermischung des arabischen und einheimischen Stammes entsprungen zu sein. Es zeichnet sich durch Leistungsfähigkeit vortheilhaft aus.

4) Das karabagher Pferd aus der russisch-persischen Provinz Karabagh, ist leicht kenntlich an den gedrungenen Formen, breiten Brust und soliden Extremitäten, die es zu entsprechender Ausdauer geschickt machen; es steht daher ziemlich hoch im Preise.

5) Das eingeborene persische Pferd, jâbu (Klepper) genannt, hat allerdings ein unansehnliches Aeußeres; dagegen ist es unermüdlich, klettert die steilen Bergpfade mit gemsenartiger Behendigkeit hinan und verlangt dabei sehr geringe Pflege. Die meisten persischen Pferde sind vorzügliche Paßgänger (jurgè); ihr Schritt ist wiegend sanft, und dennoch so rasch, daß andere Thiere ihnen nur im kurzen Galop zu folgen vermögen. Sie bilden einen unentbehrlichen Bestandtheil der Karavanen, auf ihnen reiten die Knechte, manchmal auch deren zwei auf einem, oder ihr Rücken wird mit allerlei Hausrath und Zeltutensilien beladen. In der Begleitung, gleichsam im Dienste jedes edeln Pferdes befindet sich immer ein Jabu, das ihm die Decken, das Sattelzeug und Stallgeräthe nachträgt. — Eine Abart der eigentlich persischen Rasse ist das Pferd am Kaspisee, das für die dortigen Sumpfländer, in denen kein anderes Lastthier ausdauern kann, unschätzbaren Werth besitzt, denn es arbeitet sich, obgleich bei jedem Schritte tief in Morast einsinkend, wacker durch Busch und Dickicht hindurch. Die Uebersiedelung ins Hochland verträgt diese Art nicht, wie umgekehrt die Pferde des Plateau in den feuchten Niederungen verkommen.

Gestüte (ilchi) existiren nur wenige, und zwar meist auf königliche Kosten, so in Laar und Sultanieh. Die Fohlen (kurre-asb) erhalten zum Schutz eine Decke und werden im

Winter nach wärmern Gegenden gebracht. Uebrigens haben die Gestüte nicht den Zweck, die Rasse zu veredeln, sondern lediglich den, die Artillerie mit Pferden zu versorgen. Die Pferde für die irreguläre Cavalerie müssen die Nomadenstämme liefern; zum Ankauf der Pferde für die reguläre Cavalerie, aus etwa 500 Mann bestehend, zahlt die Regierung jährlich eine bestimmte Summe.

Im Gegensatz zum Araber reitet der Perser ausschließlich Hengste (neriān, ανὴρ, Mann). Nur Gouverneure und andere hohe Würdenträger halten sich zum Luxus einige Stuten (mādiān, Maid), die aber fast nie den Stall verlassen. Wallache, glaubt man, bringen dem Reiter Unglück, weshalb nur die Zugpferde der Artillerie castrirt zu werden pflegen. Da diese Operation oft erst im fünften bis sechsten Lebensjahre vollzogen wird, so ist es, zumal bei dem rohen Schnitt und der schlechten Blutstillung, nicht zu verwundern, daß viele Thiere daran zu Grunde gehen. Zweimal sah ich Turkomanenpferde wegen ihrer Unbändigkeit castriren: das eine erlag der Operation, das andere legte seine Wildheit nicht ab.

Bezüglich der Farbe sind Schimmel (asbe sefid) und Eisenschimmel (nili), ferner die Fliegenschimmel (megessi) vom Nedschefstamme am meisten geschätzt. Dann folgen die Hellbraunen (keher) und Dunkelbraunen (karakeher). Andere Farben sieht man selten. Von Rappen heißt es, daß sie leicht ermüden und Unglück ins Haus bringen. Derselbe Aberglaube herrscht in Betreff aller Pferde mit einem weißen Huf, die kaum zum niedrigsten Preise einen Käufer finden.

Der Perser theilt mit allen orientalischen Völkern die eifersüchtige Passion für die in seinem Besitz befindlichen Pferde. Von einem guten, fehlerfreien Thier vermag er sich äußerst schwer zu trennen. Unter Umständen verschenkt er es wol an den König oder den Gouverneur, aber zum Verkauf entschließt er sich nicht. Reiche Leute haben an 20—30 edle

Pferde im Stall stehen, die fast nie geritten werden, auch sonst zu keinem Zwecke dienen. Fragt man sie um den Preis eines ihrer Pferde, so verlangen sie eine fabelhafte Summe, zwischen 500 und 1000 Dukaten, und erzählen gelegentlich von zu solchen Preisen stattgehabten Verkäufen. Doch sind dies eitel persische Prahlereien. Nach allem, was ich gesehen, wurde in Wirklichkeit von Inländern kein Pferd höher als mit 200 Dukaten bezahlt; der durchschnittliche Preis war 60 — 70 Dukaten. Für 30 Dukaten kauft man schon ein schönes und brauchbares Halbrassepferd, inländische aber sind für 6 — 20 Dukaten zu haben. Mit dem Pferdehandel nach Indien beschäftigen sich meist Schirazaner. Auch fehlt es nicht an Roßkämmen (namentlich sind die von Mianeh berüchtigt), welche sich aufs Feilen und Ausmeißeln der Zähne sowie aufs Färben der Haare verstehen; doch gelingt ihnen die Täuschung in der Regel nur bei Fremden, der geborene Perser macht sich mit allen Merkmalen des Alters und sonstigen Eigenschaften des Pferdes von Jugend auf vertraut, denn er betrachtet Pferdekenntniß als einen wesentlichen Bestandtheil der Bildung. Der Käufer wie der Verkäufer hat das Recht, vor Ablauf von drei Tagen oder, wie es heißt, „vor drei Gersten", d. h. drei vollen Fütterungen, ohne Angabe der Gründe vom Kauf zurückzutreten.

Von Abrichtung und Dressur in unserm Sinne ist in Persien nicht die Rede. Das Fohlen erbt die Vorzüge und Fehler der Aeltern. Man läßt es frei im Hofe umherlaufen, die Kinder und das Gesinde spielen mit ihm und geben ihm aus den Händen zu fressen. So gewöhnt es sich frühzeitig an den Menschen. Gegen Ende des zweiten Lebensjahres wird es gesattelt und von einem Knaben geritten, mit drei Jahren dient es bereits vollständig als Reitpferd. Dieses frühe Benutzen des Pferdes hat die gute Folge, daß es gehorchen lernt, ehe es die Kraft des Widerstandes in sich fühlt;

darum sagt ein arabischer Spruch: „Der Mensch und das Pferd können nur in frühester Jugend erzogen werden; besteige dein Roß zwischen dem zweiten und dritten Jahr seines Alters, bis es dir ganz untergeben ist.“ Das Aufwachsen des Pferdes unter Menschen aber bewirkt, daß es keine Scheu empfindet, nicht stößt und beißt, und sich geduldig mit andern in einem engen Raume unterbringen läßt. Andererseits erkranken freilich die Pferde in Persien, weil sie schon angestrengt werden, ehe noch ihre Epiphysen gehörig verknöchert sind, häufig an chronischen Gelenkentzündungen und leiden fast alle mehr oder weniger am Spath. Mit 8 Jahren beginnen sie schon zu altern, und mit 10 Jahren sind sie völlig unbrauchbar und werthlos.

Da das Pferd keine Dressur empfängt, so geht es seinen natürlichen Schritt (ḳadem) oder, wenn es angetrieben wird, im Galop (dau-tächt u täz). Trab (türkisch jurtmeh) sieht man nur von Europäern reiten; dem persischen Reiter erscheint diese Gangart zu ermüdend, er schätzt an seinem Pferde einen raschen und gleichmäßigen Schritt. Den Pferden edler Rasse ist nie der sogenannte Paßgang eigen. Ebenso wenig wie das Pferd zum Reiten abgerichtet wird, lernt der Perser das Reiten als eine Kunst. Man sagt nie von jemand, er sei ein guter oder ein schlechter Reiter, denn man hat beim Reiten keinen andern Zweck als am Bestimmungsorte anzulangen, und die einzige Geschicklichkeit, die sich der Reiter aneignet, besteht darin, bei einem Sturz vom Pferde sich so wenig wie möglich zu beschädigen. In der Stadt reitet der Perser stets feierlich langsamen Schritt; wo es aber darauf ankommt, entwickeln Mann und Roß eine erstaunliche Ausdauer im Galopiren. Berühmt ist der Ritt des ersten Kadscharenfürsten, Aga Muhammed Chan, auf seiner Flucht von Schiraz nach Mazanderan: eine Strecke von 30 Tagereisen, die er in 6 Tagen zurücklegte.

Das gewöhnliche Pferdefutter ist Gerste und zermalmtes Stroh, und zwar rechnet man für ein mittleres Thier durchschnittlich 5 Pfund Gerste und 10 Pfund Stroh, für große Pferde, namentlich bei starker Anstrengung bis 8 Pfund Gerste auf den Tag. Gemäß der von den Arabern angenommenen Meinung, die des Abends gefütterte Gerste verwandle sich in Fleisch, die des Morgens genossene in Mist, findet die Hauptfütterung am Abend statt. In Masanderan besteht das Futter fast ausschließlich aus Reisstroh und ungeschältem Reis (scheltuk), in Berggegenden aus einer Art Ferula galbanum (kumā), in Ispahan und einigen andern Orten gibt man den Pferden im Herbste Möhren. Bei der Fütterung mit Gerste erhalten die Pferde im Frühling 40 Tage lang Grünfutter, in den ersten und letzten Tagen mit trockener Gerste gemischt. Sie werden in dieser Zeit auf die Steppen geschickt oder ruhig im Stall gelassen, selbst auf der Reise geschont, indem man sie nur 2 — 3 Farsach des Tags machen läßt und ihre Last erleichtert. Durch das Purgiren werden sie anfangs geschwächt, nehmen aber infolge der Cur an Fett zu; im ganzen sollen sie jedoch dadurch an Kraft und Ausdauer verlieren. Wasser wird etwa eine Stunde vor der Gerste gereicht. Der Käufer eines Pferdes erkundigt sich genau, an welche Portionen Gerste das Thier gewöhnt ist; er beobachtet, wie es ißt und trinkt, ob es das Futter verwirft, herumscharrt, und ob es beim Trinken die Knie beugt oder sich gierig auf das Wasser stürzt.

Fast in jedem Hause der Stadt wird wenigstens ein Pferd oder ein Esel gehalten, daher bei jedem ein Stall (tawileh) sich befindet. In größern Häusern ist den Thieren ein eigener Hof eingeräumt. An den Wänden des Stalls sind rautenförmige Gruben angebracht, in welche das Futter geschüttet wird. Eine Erhöhung (seku) in der Mitte dient zum Aufhängen des Zeuges und als Schlafstätte für die

Knechte. Der Mist wird tagsüber sorgfältig weggescharrt, auf dem flachen Dache ausgebreitet und getrocknet, nachts aber wieder herabgeholt und als Streu untergebreitet. Zur Befestigung und Isolirung der Pferde dienen nicht wie in Europa Scheidewände, sondern sie werden mittels Schlingen und Stricken (pâbend) um die Fessel der Hinterfüße an eiserne in den Boden getriebene Nägel gebunden. Diese im ganzen Orient übliche Methode wird schon von Xenophon erwähnt; sie bewährt sich sehr gut, denn es kommt selten vor, daß ein Pferd sich losreißt. In der heißen Jahreszeit bleiben die Pferde des Nachts im Hofe, wo ihnen das Futter in thönernen Krippen vorgelegt wird. Auf Reisen fressen sie aus einem vorgebundenen Sack. Die königlichen Stallungen in Teheran (istabel mebâreke) enthalten eine größere Anzahl mittelschöner Pferde; als Leibrosse pflegt der Schah nur zwei geprüfte edle Thiere zu reiten.

Edle Pferde werden übermäßig bedeckt, theils um sie vor Erkältung zu schützen, hauptsächlich jedoch damit das Haar kurz und glänzend bleibe. Außer der wamsartigen Leibdecke (jul) erhalten sie noch nachts große und schwere Filzdecken (nemet), welche mit Ausnahme des Kopfs und der Extremitäten den ganzen Körper umhüllen. Sie werden dadurch dermaßen verweichlicht, daß besonders die Turkomanenpferde alle natürliche Resistenz gegen Temperaturwechsel verlieren.

Das Sattelzeug (jeyrâḳ) besteht aus einem Rückenpolster (schireki kurdi), worauf ein kleiner Filz (tuzin) und auf diesen erst der Sattel (zin) gelegt wird. Der Sattel selbst ist ein elastisches Holzgestell, mit pergamentartiger Kamelhaut überzogen; gewöhnlich wird noch ein Sammtkissen daraufgeschnallt, denn der Perser liebt es, so weich wie nur möglich auf dem Pferde zu sitzen. Der senkrecht hervorstehende mächtige Sattelknopf ist häufig mit Perlmutter ausgelegt.

Die Bügel (rikāb) sind breit, sodaß sie den ganzen Fuß aufnehmen, an den Kanten scharf, weil sie zugleich als Sporen dienen; sie reichen nur bis zum untern Drittheil des Bauches, daher der Perser hockend zu Pferde sitzt mit fast horizontaler Richtung der Schenkel. Der Zaum (dehene) ist reich mit Gold, Silber oder Türkisen besetzt; die Stange bildet einen kurzen sehr kräftigen Hebel, an welchen die Kinnlette angeschweißt ist. Letztere übt, zumal wenn der Reiter eine schwere Hand hat, einen zu starken Druck aus: die Pferde bluten, werden leicht hartmäulig oder überstürzen sich bei plötzlichem Anziehen der Stange. Sobald der Reiter absteigt, wird dem Pferde eine Satteldecke (zinpusch) übergeworfen, eine meist in köstlichen Farben zusammengesetzte, mit Seide durchwirkte Tuchmosaik, dergleichen in Resht besonders künstliche und prachtvolle angefertigt werden. In den Städten trägt der Stallmeister die Satteldecke auf seiner Schulter vor dem Pferde her.

Der Hufbeschlag (naal) hat im ganzen Orient eine von der europäischen sehr abweichende Form. Das Eisen wird nicht glühend gemacht, sondern kalt zu einer Platte geschlagen. In Aegypten ist die Platte ganz geschlossen, in Persien aber, um ihr Elasticität zu geben, mit einem elliptischen Ausschnitt versehen, welcher sich nach hinten in einen etwa 2 Linien breiten Schlitz fortsetzt. Die in verschiedener Größe vorräthigen Platten werden an den Huf des Pferdes genagelt, und dann die etwa überragenden Theile des Hufs abgeschnitten. So unvollkommen diese Methode zu sein scheint, so überzeugte ich mich doch, daß das Eisen selten springt und sich ganz gleichmäßig abnutzt, bis es zuletzt nur noch die Dicke einer Blechtafel hat. Auf ebenem Pflaster und bei Glatteis ist jedoch das Reiten mit so beschlagenen Pferden sehr gefährlich, beinahe unmöglich.

Zur Wartung der Pferde sind Stalljungen (mehter) angestellt, gewöhnlich einer zu drei bis vier Pferden. Ihr Vorgesetzter ist der Stallmeister (dschilaudär), der das Amt hat, die Fütterung zu regeln, seinem Herrn beim Auf- und Absteigen behülflich zu sein, ihm den Bügel zu halten und die Satteldecke vor dessen Pferde herzutragen. Die Jockeys welche die Pferde beim Wettrennen reiten, erhalten die arabische Benennung seis. Das Striegeln (timär) geschieht meist nur einmal des Tags; der Striegel besteht aus zwei senkrechten, durch eine Horizontalplatte verbundenen Sägeplatten. Nach dem Striegeln wird der Körper mit einem rauhen nassen Wollappen so lange gerieben, bis die Haare glänzend anliegen. Die Füße werden mit den Händen geknetet, der Schweif und die Mähne sorgfältig gewaschen und mit Henna gefärbt.

Von Krankheiten, denen die Pferde in Persien am häufigsten unterworfen sind, habe ich schon die Gelenkentzündungen und den Spat genannt. Letzterer ist ganz allgemein, zum Theil angeboren, soll aber, wenn er nicht sehr entschieden auftritt, die Thiere nicht sonderlich beschweren. Gegen erstere wird mit großem Nutzen das Glüheisen angewendet, mit dem freilich auch viel Misbrauch stattfindet, indem man sofort mit dem Brennen bei der Hand ist, gleichviel an welcher Krankheit das Pferd leidet. Der Rotz (muschmuschek) kommt äußerst selten vor. Die Mauke stellt sich häufig bei Luxuspferden ein, während die Arbeitsthiere meist davon verschont bleiben. Fast alle Pferdeärzte (beytal, auch Quacksalber, Pfuscharzt) sind Turkomanen.

Als ich im Sommer 1859 über die Hochebenen zwischen Jezdechast und Schiraz zog, hatte ich Gelegenheit eine Seuche zu beobachten, welche beinahe sämmtliche Pferde, Esel und Maulthiere jener Gegend dahinraffte, andere Thiere aber nicht befiel. Die Krankheit äußerte sich folgendermaßen. Wäh-

rend das Thier noch scheinbar gesund war und mit Appetit graste, bekam es eine ödematöse Anschwellung an der Regio hypogastrica, die sich in manchen Fällen bis zum Nabel erstreckte. Das Oedem vergrößerte sich, die Haut wurde prall und hart. Beim Einschnitt entleerte sich etwas Serum und nur wenig Blut, das schwielige Fleisch knirschte wie Knorpel unter dem Messer. Am dritten Tag stellte sich erschwertes Athmen ein und der Tod erfolgte. Andere, bei denen sich die Geschwulst am Halse entwickelte, unterlagen schon am zweiten Tage an Oedema glottitis. Die Nomaden schrieben das Entstehen der Seuche dem zu üppigen Futter zu und behaupteten, sie zeige sich in besonders fruchtbaren, grasreichen Jahren. Rasch brachen sie daher, obgleich die Gegend noch reichliches Futter gewährte, nach andern Weideplätzen auf.

C. Bodencultur.

Man pflegt in Europa den Persern dieselbe Indolenz und Trägheit zuzuschreiben, welche die orientalischen Völkerschaften im allgemeinen charakterisirt. Wer sie in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hat, wird jedoch bald von diesem Irrthum zurückkommen und von ihrer Betriebsamkeit, ihrem Sinn für Landbau und industrielle Unternehmungen eine bessere Meinung gewinnen. Die Perser sind eins der ältesten Culturvölker, welche die Geschichte kennt, und so sehr auch Misregierung, Dynastienwechsel, Bürger- und Religionskriege, verheerende Invasionen und Durchzüge skythisch-tatarischer Stämme sie im Lauf der Jahrhunderte depotenzirten, so verleugneten sie doch, was die Bearbeitung des Bodens betrifft, niemals ihre uralten Gewohnheiten und Ueberlieferungen. Anführer kriegerischer Horden bemächtigten sich in raschem

Wechsel der Herrschaft und bekämpften einander in blutigen Schlachten; die ackerbautreibende Klasse aber überlebte alle Stürme, immer wieder der Cultur des Bodens sich zuwendend. So sehen wir auch in den jetzt nicht mehr zu Iran gehörenden Ländern, in Segistan, Chiwa, Buchara, Afghanistan u. s. w., die unterjochten Ureinwohner, unter dem Namen der Tadschik Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben.

Seitens der gegenwärtigen Regierung Persiens erfreut sich der Landbau nicht der geringsten Förderung; dennoch rafft er sich stets wieder auf, sobald nur einigermaßen Ruhe und Ordnung im Reiche herrschen. Die Landwirthe machen keinen Anspruch auf Unterstützung durch Rath und That; sie sind zufrieden, wenn die Erpressungen der Regierung nur nicht einen Grad erreichen, der ihnen die Existenz unmöglich macht.

Culturfähiger Boden ist im Ueberfluß vorhanden, aber es gilt unter dem regenlosen Himmel Irans vor allen Dingen, ihm die nöthige Feuchtigkeit zuzuführen, soll er nicht zu unfruchtbarem Staube verdorren. Das Bedürfniß macht erfinderisch, und so haben die Perser von jeher ihren Scharfsinn angestrengt, um auf mannichfache Weise den Mangel an Wasserniederschlägen zu ersetzen. Als die gebräuchlichsten Anstalten zur künstlichen Bewässerung der Felder nennen wir: 1. Unterirdische Leitungen (kænät), 2. Zertheilen und Ableiten der Flüsse, 3. Dämme und Schleusen, 4. Brunnen.

Das Aufsuchen von Quellen und die Anlage von Leitungen und Kanälen bildet ein eigenes Gewerbe, das der Mukanni (Brunnengräber). Aus der Gestaltung des Terrains wie aus gewissen Merkmalen der Vegetation schließt der Mukanni mit ziemlicher Sicherheit auf eine in der Tiefe sprudelnde Quelle. Um jedoch seine Wissenschaft mit einem mystischen Schein zu umkleiden, gibt er gewöhnlich vor, ein

bei Sonnenaufgang über dem Orte schwebender Nebelstreifen habe ihm das Geheimniß verrathen. An der bezeichneten Stelle wird nun ein kleines Zelt aufgespannt, das einigen Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen gewährt, und die Arbeiter beginnen, auf der Erde kniend, mit kurzgestielten Spaten ein Loch von etwa 4 Fuß Durchmesser zu graben. Ist der Stollen bis zu einer gewissen Tiefe gelangt, so stellt man oben eine Winde auf, vermittels welcher in einem Schlauch von rohen Bocksfellen die ausgegrabene Erde heraufgeschafft wird. Bei der festen, steinigen Beschaffenheit des Erdreichs bedarf der Stollen in der Regel keiner Auskleidung; doch sah ich auch mit gebrannten Thoncylindern ausgekleidete Stollen, z. B. bei Chuschkek auf dem Wege nach Hamadan. Ruinen ausgemauerter Leitungen finden sich bei Ray, Sultanieh, Tabris und an vielen andern Orten. Allerdings kommen auch, obwol selten, Erdstürze vor und die Arbeiter sind dann rettungslos verloren. Wegen dieser Gefährlichkeit ihrer Beschäftigung erhalten die Mukanni wesentlich höhern Lohn als andere Tagearbeiter und Handwerker. Die Ausgrabung wird so lange fortgesetzt, mitunter zu 60 Meter Tiefe, bis man auf ein genügendes Wasserreservoir stößt. Nachdem alsdann die Zuflüsse erweitert und mit der Mutterquelle vereinigt worden, wird das Wasser durch abwechselnd horizontal und aufsteigend in die Erde getriebene Stollen in die Ebene geleitet; denn um eine Quelle an den Tag zu fördern, genügt selten ein einziger Schacht, vielmehr ist man genöthigt, in verschiedenen Distanzen mehrere Schachte zu treiben, bis die Flut das Niveau der Ebene erreicht. So zählt z. B. der Kanal von Gez unweit Ispahan bei einer Länge von nur 3 Meilen an 400 solcher Schachte.

Falls die nächste Umgebung zum Anbau qualificirt erscheint, entsteht da, wo die Quelle zu Tage tritt, binnen kurzem ein Dorf; andernfalls muß der befruchtende Strom in

offenen Kanälen weiter geführt werden. Hierdurch steigen denn die Anlagekosten oft zu sehr bedeutender Höhe. Sie werden theils von Privatunternehmern oder Gemeinden, theils, wenn es sich um Beschaffung des Wasserbedarfs größerer Städte handelt, von der Regierung, an heiligen Stätten auch aus dem Vermögen frommer Stiftungen bestritten.

Die offenen Kanäle verlieren leider fortwährend an Wassermenge durch Infiltration und Verdunstung; denn ihre Ränder mit Bäumen zu bepflanzen, wäre, da die jungen Pflanzungen keinen Schutz genießen, vergebliche Mühe. Ferner nehmen sie häufig Schaden durch Wolkenbrüche und Sturzbäche, sodaß sie sich verschlemmen, verstopfen und, falls nicht rechtzeitig Abhülfe geschieht, die ganze Anlage zu Grunde geht. Es existiren zwar alte Gesetze, welche das Abgraben einer bestehenden Quelle oder Leitung streng verbieten. Allein die Mächtigen kehren sich nicht an diese weisen Vorschriften, sondern graben in der Nähe einen etwas tiefern Stollen oder entziehen gar durch directe Communication einem Kanal sein Wasser. So werden die Felder eines Dorfs plötzlich der Vegetation beraubt, die Einwohner müssen es verlassen, und Ortschaften, welche frühere Reisende auf ihren Karten verzeichneten, verschwinden spurlos, höchstens machen noch einige Ruinen und Kapperstauden die Stelle, wo sie gestanden haben, erkennbar. Die Kanäle, wodurch einst den 500000 Einwohnern der alten Stadt Rages Wasser in hinreichender Menge zugeführt wurde, sind jetzt dermaßen zerstört, daß sie den kleinen Bedarf des auf den Trümmern von Rages stehenden Fleckens Schah-abdulazim kaum nothdürftig zu liefern vermögen. Zuweilen hat ein Unternehmer das Glück, eine Wasserleitung, die seit Jahrhunderten verschüttet lag, wieder aufzufinden und so mit verhältnißmäßig ganz geringen Kosten einen reichlich fließenden Strom zu erwerben. Als während meiner Anwesenheit zu Teheran der Schah einen verfallenen

Kanal restauriren ließ, überschwemmte das unvermuthet hervorquellende Wasser einen ganzen Stadttheil.

Der Wasserreichthum einer Quelle wird nach der Kraft, die zum Drehen eines Mühlsteins erforderlich ist, ähnlich wie die Leistungsfähigkeit einer Dampfmaschine nach Pferdekraft, gemessen; man sagt: eine Quelle, eine Leitung von so und so viel Mühlsteinen (seng-e-āb). Wenn mehrere Dorfgemeinden gemeinschaftlich einen Kanal anlegen, so setzen sie durch contractliches Uebereinkommen die Dauer der abwechselnden Benutzung fest. Privateigenthümer vermiethen die Benutzung des Wassers für einen nach Stunden berechneten Preis, und es wäre sonach die Anlegung von Kanälen ein einträgliches Geschäft, wenn die Justiz dem Unternehmer — was jedoch nicht der Fall ist — wirksamen Schutz gegen gewaltthätige Verletzungen seines Besitzrechts gewährte.

Im Zertheilen und Ableiten der Flüsse leisten die Perser ebenfalls, trotz der Unvollkommenheit ihrer theoretischen Kenntnisse und der Mangelhaftigkeit aller Apparate, sehr Tüchtiges und Anerkennenswerthes. Hunderte von Dorfschaften wurden dadurch ins Leben gerufen, daß man den Lauf der Flüsse veränderte und ihren Strom in verschiedene Arme zerlegte. Glänzende Beispiele bieten die Flüsse Keretsch und Dschedsche-rud, welche mit ihren künstlichen Verzweigungen die umfangreichen Bezirke von Schahriar und Veramin bewässern, vor allen aber der Zajende-rud, dem die Ebene um Ispahan ihre blühende Cultur verdankt und der seinen Namen Zajende (der Gebärende) von der Eigenschaft hat, sein Bett, wenn es auch durch Abgrabung schon gänzlich entleert scheint, eine Strecke abwärts immer mit frischen Quellen wieder zu füllen.

An Stellen, wo eine Bergschlucht in die Ebene mündet, werden starke Dämme (bænd) aufgeworfen, um das herabströmende Schneewasser in geräumigen Bassins zu sammeln,

aus denen man im Frühling und Sommer durch geöffnete Schleusen die Felder tränkt. Ein schönes Werk dieser Art ist das, welches die Gebirgswässer des Engpasses Kahrud auffängt und der Kaschan-Ebene zuführt. Durch den Bau eines ähnlichen Bassins am Engpaß bei Paskaleh ließe sich die ganze Umgegend von Teheran fruchtbar machen; allein die jetzige Regierung hat nicht den Willen, für gemeinnützige Zwecke Summen zu verausgaben, obgleich sie in der Zukunft hundertfältige Zinsen tragen würden. In frühern Jahrhunderten staute man auch durch Wehre die großen Ströme in der Ebene von Persepolis und in den westlichen Theilen des Reichs, wodurch weite Gebiete der Cultur gewonnen wurden, die jetzt vertrocknet und brach liegen.

Außer den bisher genannten Bewässerungsanstalten bedient man sich noch der Schöpfbrunnen, um das für den Feldbau nöthige Wasser zu erhalten. Der Eimer wird an einem langen Strick herabgelassen; ist er gefüllt, so ziehen ihn Ochsen, welche an die Welle gespannt sind, indem sie einen vor dem Brunnen befindlichen kleinen Abhang hinabgetrieben werden, mit seiner Wasserlast herauf. Dergleichen Brunnen sah ich in den Gärten und Feldern um Ispahan und Schiraz, besonders viele in dem Flecken Zergān bei Persepolis.

Uebrigens gibt es auch Gegenden in Persien, wo der im Frühling fallende Regen den Boden zur Aufnahme der Saat hinlänglich erweicht, sodaß deimi (Naturbau, im Gegensatz zum ābi, dem Anbau mittels künstlicher Bewässerung) getrieben werden kann. Das Getreide der Deimsaat ist natürlich schwerer und kerniger, denn keine künstliche Bewässerung vermag den Regen des Himmels vollkommen zu ersetzen. So enthält z. B. der ägyptische Weizen, ungeachtet der Bewässerung des Bodens mit dem sehr humusreichen Nilwasser, viel weniger Kleber als der in Europa erzeugte.

Diese begünstigten Gegenden sind Theile von Medien, Kurdistan, Chamse und manche Bergthäler Iraks. In dem Bezirk Kaswin, berühmt wegen seiner schönen Pistaziengärten, hängt das Gedeihen der Vegetation von den Gewitterregen ab, die dort mehrmals während des Sommers herabzuströmen pflegen. Ziehen die Gewitter vorüber, ohne sich zu entladen, so tritt Dürre und Miswachs ein. Am Litorale des Kaspischen Meers fehlt es zwar nicht an Regen und findet daher keine eigentliche Kanalisirung statt, aber man zertheilt auch dort Flüsse, um ihre Arme über die Reisfelder zu leiten.

Im allgemeinen entscheidet in ganz Persien die größere oder geringere Menge Frühlingsregen, noch mehr aber der Winterschnee den Ausfall der Ernte. In Jahren, wo der Winter nicht die Berge mit Schneemassen bedeckt, die der Sommer schmilzt und in die Ebene herabsendet, bleiben alle Anstrengungen, dem Boden einen genügenden Ertrag abzuringen, fruchtlos.

Die ackerbauende Klasse wohnt in Dörfern (deh), in Flecken und Weilern (ḳasabdsche, ḳasabe), auch in den Vorstädten von Ispahan, Yezd, Kaswin, Hamadan und anderer Städte. Zur Sicherheit gegen räuberische Ueberfälle, welche in frühern Zeiten allerdings nichts Seltenes waren, ist fast jedes Dorf von einer hohen, nur einen einzigen Zugang bietenden Lehmmauer umschlossen. Der leichtern Vertheidigung wegen baute man damals auch Dörfer auf eigens zu dem Zweck aufgeworfenen Erdhügeln (tappeh)*) terrassen-

*) Ganz ähnlich gestaltete Tappehs, über deren Zweck und Bedeutung man aber keine zuverlässige Kunde mehr besitzt, sah ich in langen Reihen und regelmäßig ¾ Meilen voneinander entfernt auf den weiten Ebenen Mediens, namentlich zwischen Rages, Kaswin und Hamadan. Ihr Inneres zeigt nichts als horizontale Schichten von Erde, Gips, Kohlen, Mörtel und Scherben thönerner Krüge oder Vasen (dschar), deren auch in ihrer nächsten Umgebung viele gefunden werden. Wahr-

förmig übereinander. Als ein Beispiel dieser Bauart hat sich der Flecken Yezdechast erhalten; Ruinen solcher Hügeldörfer findet man noch häufig. Unmittelbar um die Ringmauer des Dorfs liegen die Aecker und Gärten, an der äußern Peripherie durch eine zweite dünnere Lehmwand eingehegt. Die Häuser sind ebenfalls von gestampftem Lehm und enthalten einen nach vorn offenen Raum, der zugleich als Küche dient, und zu jeder Seite desselben ein Gemach, das Männer- und das Frauengemach. Längs der Fronte läuft eine auf abgeschälten Pappelstämmen ruhende Veranda hin, unter deren Schutz in großen, mit Thon und Kuhmist verdichteten Weidenkörben das Getreide und anderer Mundvorrath lagert. Auf den flachen Dächern wird Heu und Winterfutter in Schobern aufgehäuft. Ställe und Scheunen umgeben zu beiden Seiten die ansehnlichern Gehöfte.

Unter den Bauern herrscht fast durchgängig Monogamie. Die Weiber verrichten selten Feldarbeit, sondern beschäftigen sich mehr mit der Küche und Milchwirthschaft, mit Instandhaltung und Ausbesserung der Hütte, mit Anfertigung von Filzen, Teppichen oder allerhand groben Geweben aus Wolle und Camelot. Das Getreide zum Brodbacken mahlen sie in Handmühlen. Zum Buttern bedienen sie sich nicht eines Fasses, sondern eines Schlauchs. Derselbe wird, nachdem die Sahne hineingeschüttet, wie eine Matte zwischen zwei Bäumen aufgehangen und solange geschwungen, bis die Butter sich abgesondert hat.

Hinsichtlich der Besitzverhältnisse zerfällt das bebaute Land in folgende Kategorien: 1) Arbâbi; 2) Rayeti; 3) Wakf; 4) Châlesse; 5) Tujul; 6) Milkechâs.

Arbâbi heißen die einem einzelnen Besitzer (arbâb)

---

scheinlich dienten sie zu religiösen Zwecken; auch als Signalstationen mögen sie benutzt worden sein.

gehörigen Ländereien, auf denen sich Bauern (rayet) unter herkömmlichen Vertragsbedingungen angesiedelt haben, um den Boden urbar zu machen und zu benutzen. In der Regel gibt der Gutsherr den Boden und das Wasser, manchmal aber auch Aussaat und Zugthiere, während der Rayet sich seine Hütte baut und zwei Drittel bis drei Viertel des Ernteertrags dem Arbab abzuliefern hat. Doch sind die Rayets nicht an die Scholle gebunden; sie dürfen jederzeit den Ort verlassen und mit einem andern vertauschen, wo sie bessere Bedingungen zu finden hoffen. Kein Besitzer, und sei er noch so mächtig, kann sie zum Bleiben zwingen, denn Freizügigkeit gilt als unantastbares Grundgesetz des persischen Staats. Es liegt in dieser Einrichtung ein sehr wohlthätiger Schutz gegen übermäßige Erpressungen und Bedrückungen. Andererseits freilich wird sie auch nicht selten Ursache, daß ganze Dörfer wieder eingehen, da neue Colonisten sich schwer entschließen, die Besitzung eines Arbab, welche wegen harter Behandlung seitens desselben von den Bauern verlassen worden, zur Ansiedelung zu wählen. Ich kam im Jahre 1852 in ein unweit Kaswin gelegenes, der Königin-Mutter gehöriges Dorf, dessen Verwalter, Prinz Ali-Kuli, die Bauern dermaßen bedrückt hatte, daß sie zu dem Entschluß getrieben wurden, insgesammt aus ihrer bisherigen Heimat auszuwandern. Sie hieben alle Bäume nieder, die sie gepflanzt, verbrannten das Holzwerk der Häuser, bepackten ihr Vieh mit der tragbaren Habe und waren bei meiner Ankunft eben zum Aufbruch bereit. Im letzten Augenblick bot zwar der Prinz einen Vergleich an, der ihren Entschluß rückgängig machte, das Dorf aber war auf Jahre hinaus ruinirt.

Rayeti sind kleinere Parcellen, welche von den Besitzern selbst als freies Eigenthum bebaut werden. Rayet bedeutet nämlich im weitern Sinne überhaupt einen Mann, der von Feldarbeit lebt, zum Unterschied vom Käsik, Handel- und

Gewerbtreibenden, und vom Derwisch oder Bende-chudā, der keine bestimmte Beschäftigung hat oder im Bettel seinen Unterhalt sucht. Durch Ankauf eines größern Grundbesitzes tritt der Rayet in die Klasse der Arbāb.

Unter Wakf versteht man die mittels Schenkung in den Besitz der Moscheen, Imamzadehs und Madrasses gekommenen und von diesen Instituten verwalteten Liegenschaften. Im Laufe der Zeit war das Besitzthum der todten Hand außerordentlich angewachsen, was um so nachtheiligere Folgen hatte, als ein großer Theil der daraus fließenden Revenuen in den Tempel zu Kerbelah, die vermeintliche Grabstätte Ali's, also auf türkisches Gebiet hinüberwanderte. Nadir-Schah sah sich endlich veranlaßt, einen Theil der Wakf-Grundstücke einzuziehen und die Sendungen nach Kerbelah abzuschaffen, wogegen den Seïden, den Nachkommen des Propheten, aus den Einnahmen von Ispahan eine jährliche Summe von 40000 Dukaten zugewiesen wurde. Seitdem vermehren sich aber die Wakfs wieder von Tag zu Tage, nicht nur durch fromme Stiftungen und Vermächtnisse, sondern auch durch Abtretungen aus weltlichen Gründen. Wenn nämlich ein Würdenträger in Ungnade zu fallen und seine Güter confiscirt zu sehen fürchtet, so tritt er letztere schnell der Geistlichkeit ab mit dem geheimen Vorbehalt, daß eine Quote des Ertrags seiner Familie verbleibt und alljährlich von der Verwaltung ausgezahlt wird. Obgleich ein eigener Minister (vezir-maukufāt) über die Wakfs gesetzt ist, werden sie doch von habgierigen Priestern nach Willkür ausgebeutet, und es wäre daher im Interesse der Landescultur eine abermalige Einschränkung derselben dringend zu wünschen.

Chāleſſe ist der Name für confiscirte Landgüter, welche die Krone durch ihre Beamten für sich bewirthschaften läßt. Von den Beamten werden aber die Rayets am schonungslosesten mishandelt; kein Wunder also, daß die Chāleſſe überall

sich in kläglich vernachlässigtem Zustande befinden und gewöhnlich nach wenigen Jahren ganz und gar verfallen. Ausnahmsweise gab die Krone den großen Güterbesitz in der Ebene Chär-Veramin, von wo die Stadt Teheran fast ihren ganzen Bedarf an Lebensmitteln bezieht, zwei Regierungsbeamten in Pacht. Die Pächter sorgten allerdings aus Eigennutz für bessere Cultur; allein sie trieben so schändlichen Wucher mit den Producten, daß die Preise der Nahrungsmittel in Teheran auf das Dreifache stiegen. Darüber entstand ein Aufruhr, bis auf Befehl des Königs das Haupt eines der beiden Pächter zum Opfer fiel.

Tujul ist ebenfalls Kronland, dessen Ausnutzung aber einzelnen Personen statt des baaren Gehalts überlassen wird. Auch mir wurde freigestellt, mich auf diese Weise für meine Dienste bezahlt zu machen. Man kann sich denken, daß der Nutznießer auf Erhaltung und Verbesserung des Guts nicht im geringsten Bedacht nimmt, vielmehr sich lediglich bemüht, in kürzester Frist soviel wie möglich herauszuschlagen. Hat er dann sein Tujul gründlich ausgesogen, so klagt er der Regierung, er könne nicht mehr dabei bestehen, und es wird ihm entweder ein neues zugewiesen oder der Gehalt fortan baar ausgezahlt. Diese verwerfliche Sitte frißt wie ein Krebsschaden an dem Mark des Landes.

Milkchās (chās, eigen) werden die Privatgüter des Königs genannt. So despotisch die Regierungsform sonst ist, unterscheidet man doch streng zwischen Kronland und Privateigenthum des Schah. Ersteres geht ungetheilt an den Nachfolger auf dem Throne über, letzteres kann der König nach Belieben unter seine Kinder und Frauen verschenken oder vererben.

Ein in neuester Zeit gegebenes Gesetz verbietet allen Fremden den dauernden Besitz von Grund und Boden im Lande und gestattet ihnen höchstens die Erwerbung zum Zweck

baldiger Wiederveräußerung: wie uns dünkt, eine sehr überflüssige Maßregel, da unter den bestehenden Verhältnissen der Landbesitz in Persien für Ausländer sicherlich nichts Verlockendes hat.

Altpersischer Ueberlieferung gemäß ist jedes Dorf in sechs gleiche Theile (dung) getheilt, deren jeder einem andern Besitzer gehören kann. Dies wird von Mächtigen oder von Leuten, die einen Mächtigen zum Freunde haben, als bequeme Handhabe benutzt, um ein Gut „billig" an sich zu bringen. Man kauft ein Dung und zwingt dann durch allerhand Chicanen die Eigenthümer der übrigen fünf Antheile, dieselben weit unter dem Werthe herzugeben.

Die Besteuerung der Grundstücke (mäliät) kann an und für sich nicht hoch genannt werden. Die an die Regierung zu leistende Abgabe beträgt ein Fünftel des Ertrags und wird vom Besitzer erhoben, während die auf seinem Besitzthum angesiedelten Rayets von Steuern befreit sind. Rayets der andern Kategorie, d. h. solche, die ihren eigenen kleinen Acker bebauen, tragen natürlich zur Grundsteuer bei.

Damit man einen Maßstab für die Beurtheilung gewinne, sei hier bemerkt, daß die gesammte Soll-Einnahme des Staats an directen und indirecten Steuern einschließlich des Ertrags aus den Krongütern sich auf etwa 7 Krur-Tuman = 3,500000 Tuman = 42,000000 Francs beläuft: eine Summe, die jedoch niemals erreicht wird, weil immer bald diese bald jene Provinz von einer Calamität heimgesucht ist, hier von Miswachs oder Viehseuche, dort von Kriegsbedrängniß, Truppendurchzügen, Empörung, räuberischen Einfällen der Turkomanen u. s. w., welche das Eintreiben der vollen Steuer unmöglich machen. So vergeht kein Jahr, ohne daß nicht mehrere Gouverneure einen Steuernachlaß (tæchfif) beantragen, und obgleich der Schah in den letzten Jahren äußerte, er werde jedem Gouverneur, der nur das Wort tæchfif aus-

spreche, die Hand abhauen lassen, bleibt der Regierung in der Regel doch nichts übrig, als ihre Zustimmung zu geben. Was aber das Schlimmste bei der Sache ist, der Gouverneur steckt den erlangten Tächsif ruhig ein und erzwingt gleichwol von den einzelnen leistungsfähigen Grundbesitzern die Zahlung des vollen Steuerbetrags in seinem eigenen Nutzen. Außerdem versteht es sich bei dem herrschenden System von selbst, daß die Mächtigen, in deren Händen der umfänglichste Grundbesitz ruht, sich der Steuer zu entziehen wissen, welcher Ausfall von den kleinern Eigenthümern getragen werden muß und diese weit über das normale Maß belastet.

Mit den Gouverneurstellen wird von der Regierung förmlicher Handel getrieben. Von vornherein hat der Ernannte eine Summe von beiläufig 40000 Tuman = 480000 Francs an die Privatkasse des Schah zu erlegen und einen gleichen, wenn nicht noch höhern Betrag zu Geschenken an die Königin-Mutter, die Minister, Staatssecretäre, Kammerherren (pischchedmet) u. s. w. zu verwenden. Immense Kosten verursacht die Anschaffung von Pferden, Zelten, Teppichen und was sonst zur Entfaltung des nöthigen Pomps für nothwendig erachtet wird. Das Geld dazu borgt er sich gegen hohe Zinsen, zwischen 18—40 Procent. Da nun seine Bestallung immer nur auf ein Jahr lautet, von Neujahr (21. März) bis zum nächsten Neujahr, so trachtet er danach, gleich im ersten Jahre nicht nur alle die ausgelegten Summen wieder einzubringen, sondern auch sich ein Vermögen zu machen, zumal er nicht sicher ist, daß die Regierung nach Ablauf seiner Verwaltungszeit ihn mit Recht oder Unrecht zur Rechenschaft zieht und er seine Straflosigkeit wiederum durch bedeutende Summen erkaufen muß. Aus diesem Grunde ziehen es die Steuerpflichtigen vor, wenn der schlechteste Gouverneur längere Zeit im Amte bleibt, als wenn ihn rasch ein besserer ablöst, denn jener ist, wie man sich ausdrückt, wenigstens „satt". Welch

ungeheuere Summen die Gouverneure erpressen, mag man daraus abnehmen, daß zwei Onkel des Schah, Issā Chan und Amir Aslan Chan, während mehrjähriger Verwaltung ihrer Stellen trotz des großen Aufwandes jeder beinahe eine Million Tuman auf die Seite gebracht haben sollen. Der Schah weiß das sehr wohl, glaubt aber es nicht ändern zu können. Er gab in meiner Gegenwart dem Nachfolger Issā Chans bei seinem Abgange nach der Provinz Chamse folgende Instruction: „Mein Onkel hat die Provinz ziemlich hart mitgenommen; sieh zu, daß die Leute leben können, denn sie sind arm und geduldig (fakir ādem est)." Dennoch ward kurze Zeit darauf demselben Issā Chan das Gouvernement einer andern Provinz anvertraut, und das in der officiellen Zeitung abgedruckte Diplom lautete: „In Betracht, daß Issā Chan durch gute Behandlung der Rayets (rayet-peresti) und durch Pflege der Landescultur sich besonders ausgezeichnet, ernennen wir ihn zum Gouverneur von Ispahan, damit er in gewohnter Weise das Wohl dieser Provinz fördere . . ."

Mittels der unter dem jetzigen Schah ins Leben getretenen Einrichtung, wonach dem Gouverneur ein ad latus (Vezir) beigegeben wird, wollte man der Willkür der Gouverneure eine Schranke setzen. Leider ist aber das Uebel dadurch nur verschlimmert worden. In der Verwaltung macht sich seitdem ein hemmender Zwiespalt der Regierungsorgane bemerkbar, während beide in dem Bestreben, das Land soviel als möglich auszubeuten, vollkommen miteinander einverstanden sind. Man muß sich in der That wundern, daß die gequälten Bewohner nicht öfter gegen die furchtbare Misregierung der Gouverneure in offene Empörung ausbrechen. Solange ich mich im Lande aufhielt, geschah dies nur zweimal in Gilan und einmal in Tabris (Azerbeidschan). In letzterer Provinz hat der Gouverneur stets einen schweren Stand, weil hier vor länger als einem halben Jahrhundert

durch Abbas Mirza eine feste Norm für die Besteuerung eingeführt wurde, welche die Einwohner heute noch als ihr gutes Recht mit Entschlossenheit vertheidigen.

Auf die verschiedenen Provinzen vertheilen sich die Steuern durchaus nicht in der richtigen Proportion; denn bei den meisten Einschätzungen blieb außer Acht, daß die Verhältnisse sich im Laufe der Zeit wesentlich geändert haben. So rührt z. B. die Einschätzung der Bezirke Ispahan und Schiraz mit je 400000 Tuman noch von jener Zeit her, als Ispahan die Haupt- und Residenzstadt des Reichs war, folglich alle landwirthschaftlichen Producte weit höher verwerthet werden konnten als seit Verlegung der Hauptstadt nach Teheran. Ferner sind ehemals reiche Provinzen, wie Meschhed und Astrábád, durch Raubzüge der Turkomanen dermaßen verwüstet und verarmt, daß die Steuererträge nicht einmal zur Verpflegung der dort stationirten Truppen hinreichen. Ebenso vermögen die Provinzen Azerbeidschan, Masanderan, Hamadan den Unterhalt für die Truppencontigente, welche sie jährlich zu stellen haben, nicht ganz aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Andere endlich, z. B. Kurdistan, besteuert die Regierung aus Furcht vor Aufständen der turbulenten Bevölkerung verhältnißmäßig zu gering. Es sind somit einige wenige Provinzen, auf denen die ganze Wucht der den Staatsbedarf deckenden Steuerlast mit erdrückender Schwere ruht.

Die Einsammlung der Grundsteuer geschieht durch den Dorfschulzen (katchudá), welcher die Beträge an herumreisende Gouvernementscommissare (muhásil) abliefert. Zu Klagen wegen Ueberbürdung steht dem Landmann kaum irgendein Weg offen. Eine Beschwerde beim Gouverneur, mit dessen Wissen und Willen die Ausplünderung erfolgt, würde natürlich völlig fruchtlos sein. Macht er sich auf den Weg nach der Hauptstadt, um beim Schah, dem Born der Gerechtigkeit (adálet medár), sein Recht zu suchen, so ist er in Gefahr,

unterwegs von den Spionen des Gouverneurs aufgegriffen und für seine Verwegenheit gezüchtigt zu werden. Falls er aber glücklich die Hauptstadt erreicht, wie soll er dem Schah seine Klage vorbringen, da kein Unbekannter demselben auf Schußweite sich nahen darf und jeder, der etwa aus der Ferne durch Schwingen einer Bittschrift (arizeh) dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht, von der höfischen Umgebung als ein Wahnwitziger (diwäneh) bezeichnet und sofort den Augen des Herrschers entzogen wird! Die einzig mögliche Aussicht auf Erfolg bietet das Asyl bei einer einflußreichen Person.

Außer der ungerechten Besteuerung hat die ackerbautreibende Klasse noch eine Menge anderer Plackereien zu erdulden. Von den Schädigungen, welche sich durchmarschirende Truppen an Häusern, Bäumen, Vieh und Feldern der Dorfbewohner ungescheut erlauben, ist schon die Rede gewesen. Ich erwähne hier noch, als einer besonders drückenden Last für das Land, die Reisen des Schah und der Regierungsbeamten. In jedem Dorf, das der Schah auf seinem Wege berührt, müssen ihm Geschenke überreicht und Lebensmittel für sein ganzes Gefolge ohne Entgelt geliefert werden. Wohlhabende Gemeinden senden daher Geschenke an die Kammerherren, damit diese durch allerhand Vorspiegelungen den Schah zur Wahl einer andern Route bestimmen. Es gelingt ihnen in der Regel, und der Zug geht dann gerade durch die ärmern Bezirke, welche die Mittel zur Bestechung der Höflinge nicht aufbringen konnten. Wenn ein Regierungsbeamter reist, so läßt er sich eine Marsch- und Verpflegungskarte (taalike) ausstellen, auf deren Vorzeigung die Dorfgemeinden gehalten sind, ihn und seine Leute mit allen Reisebedürfnissen (sursät) zu versehen. Oft begnügt er sich aber nicht mit den nöthigen Lebensmitteln und dem Futter für die Reit- und Lastthiere, sondern verlangt auch obendrein Zucker, Thee, Stearinkerzen, kurz Dinge, welche

die armen Bauern kaum dem Namen nach kennen und wofür sie sich mit baarem Gelde abfinden müssen.

Der Reinertrag eines Guts wird bei der Verpachtung oder beim Verkauf durchschnittlich auf 12 — 15 Procent berechnet. Getreidearten geben zwischen 10 und 15 Körner; nicht minder reichlich ist die Ernte an Obst und Gemüsen.

Die Methode des Feldbaus ist im ganzen ziemlich einfach. Man leitet so viel Wasser auf den Acker, bis es etwa 6 Zoll hoch darüber steht. In zwei bis drei Tagen hat der Boden die ganze Quantität eingesaugt und nun beginnt die Bearbeitung desselben entweder mit dem Pflug (schuch'm) oder mit dem Spaten (bil). Der persische Pflug besteht aus einem Balken ohne Räder, der vorn an das Joch eines Ochsengespanns befestigt wird und an dessen hinterm Ende sich ein gekrümmtes Eisen befindet. Mit einem so unvollkommenen Werkzeug, gezogen von meist abgemagertem, kraftlosem Vieh, kann selbstverständlich nur ein Aufkratzen des Erdreichs, kein eigentliches Umackern bewirkt werden. Für Gemüse- und Melonenfelder, überhaupt für Grundstücke, die eine sorgfältigere Cultur erfordern, zieht man daher die Bearbeitung mit dem Spaten vor. Berühmt wegen ihrer geschickten Handhabung des Spatens sind die Ispahâner und noch mehr die Gebern von Yezd, welche fast überall die Gartenarbeit verrichten. Nach dem Aufackern führt man die Egge über das Feld und endlich eine schwere steinerne Walze zum Zermalmen und Ebenen der Schollen. Hierauf wird der Acker in kleine viereckige Beete mit erhabenen Kämmen und dazwischenliegenden Furchen abgetheilt, damit das Wasser jeden Punkt berühre, ohne doch den Humus abzuspülen. Der Reihe nach werden die Kämme auf der einen Seite geöffnet und nach der Tränkung wieder geschlossen, bis das ganze Feld bewässert ist. Zum Aufwerfen der Kämme bedient man sich eines schaufelartigen Werkzeugs, das zwei Männer an Stricken

hin- und herziehen. In Niebuhr's „Arabien", S. 158, Taf. XV. H., befindet sich eine Abbildung dieses sehr praktischen Apparats.

Im allgemeinen werden die Felder nicht mehr als einmal des Jahres bebaut und bleiben, weil in den meisten Gegenden die zu beschaffende Wassermenge für das cultivirte Land nicht hinreicht, das nächste Jahr brach (bājir) liegen. Nur in der Umgebung größerer Städte und in den Bezirken Ispahan und Yezd ist die Anwendung des Düngers (ḳut) zum Befruchten der Gärten und Felder in Gebrauch. Dort zieht man nach der ersten Ernte noch Melonen, Gurken und Rüben. Man unterscheidet demgemäß Winterfrucht (schatui) und Sommerfrüchte (seifi). In der Stadt Ispahan bildet sogar die Düngerfabrikation einen nicht unbedeutenden Industriezweig; es werden nach verschiedenen Recepten thierische Abfälle, faule Blätter, Sand, Gips, Kalk, Asche u. s. w. mannichfach gemischt, geformt und nach erfahrungsmäßigen Grundsätzen diese oder jene Aecker und Saaten damit gedüngt. Auch Thürme zur Aufhäufung von Taubenmist, deren Construction Chardin in seinem Reisewerk geschildert hat, sind daselbst von der Gemeinde angelegt; der gewonnene Guano wird gleichmäßig unter die Bürger vertheilt, doch bleibt es dem einzelnen unbenommen, für sich allein ebenfalls einen Taubenthurm zu bauen.

Der Schnitt und das Einheimsen der Frucht erheischt in Persien nicht solche Eile wie in europäischen Ländern. Anhaltend trockenen Wetters um die Erntezeit sicher, kann der Landwirth diesem Geschäft mit aller Muße nachgehen. Die Zeit der Ernte variirt sowol zwischen weit voneinander entfernten Provinzen — in Arabistan bereits im März beginnend, nimmt sie in Kaschan erst im Juni, und in der Umgegend von Teheran im Juli ihren Anfang —, als auch ebenso sehr zwischen nahen, aber auf verschiedener Höhenschicht

liegenden Orten. Man schneidet das Getreide mit Sicheln (dâs), die fast bis zur Spitze gerade verlaufen, wegen der kurzen Krümmung also weniger Halme auf einmal fassen können als die von unsern Schnittern geschwungene Sichel. Ausgenommen einige Gegenden im Norden, wo plumpe Karren mit zwei Holzscheiben statt der Räder gebräuchlich sind, werden die getrockneten Garben auf den Rücken der Esel geladen und auf einem bestimmten Punkte unter freiem Himmel zusammengehäuft. Gleich daneben improvisirt man durch Ebenen und Feststampfen des Erdbodens die Tenne. Das Dreschinstrument (dschirdschir) hat die Form eines Schlittens, an dessen beiden Kufen sich vier bis fünf bewegliche Achsen mit festgenieteten eisernen Scheiben befinden. Es wird von Ochsen im Kreise herumgezogen, bis alles Stroh in kleine Stückchen zerschnitten ist. Letzteres füllt man in Netze, in denen es auf Lastthieren zur Aufbewahrung in die Scheunen getragen wird. (Beim Transport vom Felde nach dem Gehöft bestreut sich der ganze Weg mit Strohtheilchen, weshalb die Milchstraße im Persischen und Arabischen die „Strohstraße" heißt.) Die zurückbleibenden Körner werden geweht und gesiebt. Den zum Durchwehen oft mangelnden Wind glaubt der Bauer durch Schütteln gewisser Steine erzeugen zu können, wie überhaupt unter den Landleuten viel abergläubische Vorstellungen im Schwange sind. Kleinere Quantitäten werden, wie oben beschrieben, in Körben unter der Veranda der Bauerhäuser aufbewahrt; große Vorräthe kommen in die Ambârs, etwa 3 Meter tiefe mit einem konischen Thurm überbaute Gruben, welche in der Weise gefüllt werden, daß immer eine Lage Stroh und eine Lage Getreide miteinander abwechseln. Kuhfladen, vor den Eingang gelegt, sollen die Insekten abhalten, doch zeigt sich trotzdem immer ein erheblicher Verlust durch Insektenfraß. In zahlreichen Ambârs speichert die Regierung das Getreide der

[redacted]

[illegible]

[illegible]

[illegible] namentlich [illegible] Zum Glück werden viele Heuschrecken von einem Vogel aus dem Geschlecht der [illegible], dem Sturdus purpureus (murgsär) getödtet. Nach einem unter den Persern allgemein verbreiteten Aberglauben lockt das Wasser von einer Imamzade bei Meschhed die Murgiars herbei, wogegen die Armener dem Wasser vom Kloster Uoich miazin die gleiche Kraft zuschreiben. (Niebuhr, „Arabien", S. 174). Fast ebenso gefürchtet wie die Heuschrecken ist eine Wanze, Graphozoma lineata (sin), welche die grünen Körner verzehrt und manches Jahr so massenhaft

auftritt, daß in weitem Umkreise die gesammte Frucht ihrer Gefräßigkeit zur Beute wird. Vorzugsweise ist die Ebene Verämin, die Kornkammer der Hauptstadt, von dieser Plage heimgesucht. Daher hat sich die Meinung festgesetzt, das Insekt verbringe seine, wie man beobachtet haben will, sechs Jahre dauernde Entwickelungsperiode unter der Erde eines in jener Gegend befindlichen Hügels, von wo es in regelmäßigem Turnus alle sieben Jahre legionenweis hervorbreche. Trotz häufig angestellter Nachgrabungen und Umwühlungen des Hügels fand indeß die Annahme bisjetzt keine Bestätigung.

D. Landwirthschaftliche Producte.

Im Vergleich zur Viehzucht der Nomaden ist die der seßhaften Bevölkerung unerheblich, was sich schon daraus erklärt, daß der Dünger, ein in andern Ländern so werthvolles Nutzungsobject, in der persischen Landwirthschaft keine Verwendung findet. Einige Schafe und Ziegen, einige Pferde, Maulthiere und Esel und ein paar verkümmerte magere Ochsen machen den ganzen Viehstand aus, der meist den nothwendigen Haus- und Localbedarf nicht übersteigt. Im Sommer suchen sich die Thiere auf den Brach- und Stoppel-, auch auf den grünen Saatfeldern ihre Nahrung; zur Stallfütterung dient fast ausschließlich Strohhäcksel.

Die wenigen Futterkräuter, welche angebaut und theils grün, theils getrocknet verfüttert werden, sind: Kopfklee (schabdar), der aber nur in den kühlern Gebirgsregionen fortkommt; eine Abart desselben, genannt heft-tschin (der siebenmal gemähte, weil er bei guter Bewässerung im Laufe des Jahres einen siebenmaligen Schnitt liefern soll); Luzernerklee, Medicago (jundsche); Esparsette, Onobrychis (isperis); Karagrut, eine Wickenart, deren Kraut, von den Schafen gern gefressen, auch während nicht zu strenger Winter

perennirt; ſauere Gerſte (dschau-tursch), die zuerſt purgirend wirkt, dann aber das Vieh fett macht, daher man von ihr ſagt: „schikem wā mikuned", d. h. ſie öffnet den Leib und ſtärkt die Verdauung, und zu deren Ausſaat man, wie mir berichtet wurde, Gerſtenkörner nimmt, die mit den Excrementen der Thiere abgingen. Gutes Winterfutter für Schafe geben auch die getrockneten Blätter und Sproſſen verſchiedener Umbelliferen, beſonders der Ferulaceen. F. gummi galbanum, vom Volke kumā genannt, bringt auf die Pferde, wenn friſch genoſſen, eine aufregende Wirkung hervor. In der Gegend zwiſchen Ispahan und Yezdechāſt freſſen die Schafe im Frühling Dorema gummi ammoniacum, zwiſchen Perſepolis und Parſagird ſogar Asa fœtida, wovon Butter und Käſe einen höchſt unangenehmen Geſchmack annehmen.

Von Geflügel zieht man nur Hühner, namentlich viele ſogenannte Kalkuttahühner. Da ſie nie gefüttert werden, ſondern ihre Nahrung im Straßenkoth ſuchen müſſen, iſt das Fleiſch wenig ſchmackhaft. Truthühner (bukalamu), ſchon vor 200 Jahren von den Jeſuiten in Ispahan gepflegt, waren gänzlich verſchwunden und ſind erſt in neueſter Zeit wieder eingeführt worden, daher noch ſehr rar. Gänſe und Enten werden in großer Menge wild geſchoſſen, aber nicht aufgezogen, weil der Perſer ihr Fleiſch verachtet. Tauben hält man ſich in den Städten zum Vergnügen; es gibt paſſionirte Taubenliebhaber (käfterbāz), die ganze Tage auf den Dächern zubringen und ſich mit dem Anlocken und Wegfangen fremder Tauben beſchäftigen. Daß wilde Tauben des Guano wegen herbeigelockt werden, habe ich oben erwähnt.

Culturpflanzen producirt das Land in reicher Mannichfaltigkeit. Nachſtehend ſeien die wichtigſten Arten aufgeführt.

Die Körnerfrüchte (gallèh) gedeihen faſt in allen Theilen des Reichs; doch ſind vorzüglich die Provinzen Azerbeidſchān, Chamſe, Hamadān und Kirmanſchāh als Getreide-

gegenden zu nennen. Weizen, der fast ausschließlich das Mehl zur Brodbereitung liefert, wird als Sommer- und als Winterfrucht gebaut. In guten Jahren gehen ziemliche Quantitäten über Buschir und Bagdad nach Indien, Transkaukasien und in den Kaukasus. Die Preise variiren in den verschiedenen Jahren zwischen 1,2 — 4½ holl. Dukaten das Charvar (530 wiener Pfund). Am billigsten ist das Getreide in der Provinz Kirmanschäh. Das Charvar Stroh kostet zwischen 0,2 — 0,8 Dukaten. Gerste (dschau) bildet das Körnerfutter für die Pferde; Hafer wird nirgends gebaut. Roggen (tschudder, diwek) gibt nur in wenigen Gebirgsgegenden, auf Höhen von etwa 5 — 6000 Fuß, so bei dem Städtchen Ask und den Dörfern des schirazer Plateaus, einen leidlichen Ertrag; in der Ebene steht die Hitze und Trockenheit seinem Gedeihen entgegen. Eine kleine Sorte Hirse (arsin) dient an manchen Orten der ärmsten Klasse als Brotstoff.

Der Reis bildet im ganzen Lande das Hauptnahrungsmittel der Wohlhabenden. Von den Arbeitern kann er freilich nur als Leckerbissen genossen werden, weil er bekanntlich den Muskeln nicht ausreichende Kräfte zuführt. Nur in den Provinzen am Kaspischen Meer, in Masanderan und Gilän, besteht die Nahrung für alle Klassen der Bevölkerung aus Reis und gesalzenen Fischen. Man behauptet dort, der Genuß des Brotes sei der Gesundheit nachtheilig, überdies eigne sich der sumpfige Boden nicht zur Getreideerzeugung. Beide Behauptungen beruhen jedoch auf Vorurtheil und Irrthum; denn es ist im Gegentheil gewiß, daß an der Energielosigkeit der Einwohner, ihrer schlaffen Muskulatur und bleichen Gesichtsfarbe gegenüber dem viel gesündern Aussehen der Brot und Fleisch essenden Bewohner der Hochebenen, daß selbst an der beständigen Fiebercacherie wenigstens ebenso sehr mangelhafte Ernährung wie ungesunde Sumpfluft die Schuld trägt. Für die Fähigkeit des Bodens aber, Getreide zu erzeugen

und zur Reife zu bringen, haben die gelungenen Versuche, welche in jüngster Zeit von einzelnen intelligenten Landwirthen mit dem Anbau gemacht wurden, genügenden Beweis geliefert. Von den verschiedenen Sorten des Reises gilt die unter dem Namen tschampe bekannte als die vorzüglichste. Sie wird um Schiraz gebaut, stammt aber aus Pischawer, woher auch nach einigen Jahren, soll die Pflanze nicht degeneriren, der Same wieder frisch bezogen werden muß. Der Vorzug des Tschampe-Reises besteht hauptsächlich darin, daß er wenig schleimt, folglich die Körner beim Kochen nicht aneinanderkleben. Ihm zunächst an Güte kommt der amberbu von Masanderan, der gleichfalls nicht viel Schleim absondert, aber während des Kochens einen eigenthümlichen, wie von Mäusen herrührenden Geruch verbreitet. Aus den geringern, mehr Schleim enthaltenden Sorten kocht man die mucilaginösen Suppen, das Lieblingsgericht der mittlern Volksklassen. Um die Reiskörner von den Hülsen zu befreien, werden sie mit Salz vermischt und dann mittels eines Fallbalkens gepocht. Händler mischen aber auch betrüglicherweise Salz unter den Reis, damit er schwerer ins Gewicht fallen soll. Ein Man (5⅓ Pfd.) masanderaner Reis kostet in Teheran zwischen 0,025 — 0,1 Dukaten. Nach Rußland über das Kaspische Meer exportiren die Perser von dem im Lande gezogenen Reis, doch ist die Ausfuhr nicht von großer Bedeutung.

Hülsenfrüchte (habubat) werden in allen in Europa bekannten Arten gebaut und kommen gut fort, bis auf die Erbsen (châller), welche klein bleiben, herb und holzig schmecken. Küchererbsen, Bohnen (lubiā), namentlich viel Saubohnen (bāḳlā), essen die Perser in ungedörrtem Zustande; Wicken, Ervum Ervilia (māsch), geröstet zum Reis; Linsen (addas), behufs des schnellern Garwerdens mit etwas Salsolapflanze gekocht, sind das gewöhnliche Frühstück der arbeitenden Klassen.

Gemüse (bakulat) wachsen reichlich, ohne daß man sich um ihre Veredlung bemüht. Gelbe Rüben (carota) und rothe Rüben (beta) dienen in heißer Asche geschmort dem Volk zur ersten Mahlzeit (läbu germ). Unter den Kürbisarten zeichnet sich der gelbe Flaschenkürbis durch Süßigkeit und Wohlgeschmack aus. Gurken werden meist roh verzehrt; ebenso im Frühling große Massen von Lactuca sativa. Ein wohlschmeckendes, nahrhaftes und beliebtes Gemüse ist die Eierfrucht, Melongena, die an Zartheit und Größe die in Aegypten cultivirte weit übertrifft und so reichlich trägt, daß von einigen Beeten voll eine Familie mehrere Monate hindurch sich ernähren kann. Spinat, Kopfkraut, Rettich, Kohlrüben, Wasserrüben, Erdbirnen u. s. w. bieten hinlängliche Abwechselung. Zwiebeln sind ein unentbehrliches Ingredienz der persischen Küche. Die Zwiebel von Tarum bei Tabris hat zartes süßes, wie Obst schmeckendes Fleisch; dieselbe Sorte wurde früher auch bei Kirman cultivirt und viel nach Indien ausgeführt, ihre Cultur ist aber von den Einwohnern aufgegeben worden, weil der Gouverneur den größten Theil des Ertrags als Geschenk für die Regierung in Anspruch nahm. Knoblauch, in großer Menge aus den Provinzen am Kaspischen Meer kommend, Münze, Petersilie, Fenchel, Coriander, Dill, Capsicum, Dranunculus purpura und Majoran finden als Würze der Speisen mannichfache Verwendung. Kartoffeln, obgleich sehr schmackhaft und vortrefflich gerathend, ferner Abelmoschus asculentus (bamia), Artischoken, Spargel und Sauerampfer liebt der Perser nicht und baut er deshalb wenig oder gar nicht an.

Hesperideen, sogenannte Südfrüchte (murekebat), reifen nur am Kaspischen Meer und von Schiraz bis zum Persischen Meerbusen. Süße Orangen wurden erst in neuester Zeit mehr cultivirt; dagegen findet mit sauern Orangen, süßen und sauern Citronen, Mandarinen, vielen Varietäten

von Citrus cedra ein lebhafter Ausfuhrhandel nach Rußland ſtatt.

Obſt (miwedschat) wird im ganzen Lande und meiſt mit gutem Erfolg gezogen. Es liefert nicht nur den Einwohnern ein erfriſchendes, bei dem heißen Klima ſo nothwendiges Genußmittel, namentlich als Zuſpeiſe zu trockenem Brot und Käſe, woraus die gewöhnliche Nahrung der ärmern Klaſſen beſteht, ſondern bildet auch für manche Gegenden als Exportartikel eine wichtige Quelle des Erwerbs. Ein perſiſches Dorf unterſcheidet ſich ſchon auf den erſten Blick durch ſeine Baumzucht, iſt dieſelbe auch oft nur auf Anpflanzung einiger Weiden, Pappeln und Ulmen beſchränkt, von den kahlen türkiſchen Dörfern. Freilich zieht man nur diejenigen Obſtſorten, welche gerade in dieſer oder jener Gegend, durch die Ortslage begünſtigt, ohne vieles Dazuthun am beſten gedeihen, hier nur Granatäpfel, dort nur Pfirſichen oder Piſtazien u. ſ. w. Doch gibt es auch Ausnahmen: Orte, wo die Horticultur auf einer hohen Stufe ſteht. In der Stadt Ispahan z. B. wenden die Obſtzüchter alle Mittel der Kunſt und Erfahrung an, um die mannichfachſten und edelſten Früchte zu erzeugen.

Am allgemeinſten verbreitet iſt der Weinſtock (rez), der noch in Höhen von 4500 Fuß über der Meeresfläche fortkommt. Die Reben werden entweder an Spalieren aufgerankt, oder durch Pfähle geſtützt, oder um Pappeln und Eſchen gewunden, deren Vegetation ſie bald erſticken, oder endlich etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß über dem Boden abgeſchnitten, wonach die Zweige ſich in horizontaler Richtung ausbreiten. Im Süden ſenkt man die Stöcke reihenweiſe in 5 — 7 Fuß tiefe Gruben und füllt dann letztere bis zu drei Viertel wieder mit Erde aus: ein Verfahren, welches die Wurzeln der Gewalt der ſengenden Sonnenſtrahlen entzieht. Hingegen müſſen in nördlichern Gegenden die Stöcke vor Froſt geſchützt und

zu dem Behuf bei Eintritt des Winters mit Erde und Reisig bedeckt werden. Jede Gegend hat ihre verschiedenen Traubensorten, die sich, sei es durch den Geschmack, sei es durch die Zeit der Reife, durch Dauer oder Verwendbarkeit voneinander unterscheiden. So zählen die Ispahaner folgende Sorten auf. 1) Von Frühtrauben: jāḳuti, schon um die Mitte Juni reifend, von erdbeerenartigem Aroma, mit kleinen, dichten, pfirsichblütrothen Beeren ohne Kerne; chalili, gegen Ende Juni reifend, mit grünen länglichen Beeren. 2) Von Herbsttrauben: mehrī, groß, grün, die Beeren oval mit fester Schale und bittern Kernen, erhalten sich frisch bis Mitte März; miscali, rund und saftreich, lurkusch, dunkel, beide vorzüglich zur Weinbereitung geeignet; nabāti, rund, spröde, sehr süß und fleischig, askeri, dünnschalig und ohne Kerne, zum Verspeisen, letztere auch zur Aufbewahrung für den Winter und zur Essigbereitung; sāhibi, rund und spröde, schestarus, lang und dunkel, werden zu Rosinen, kischmischi, roth und fein, zu Korinthen getrocknet; mādere-bætsche (Mutter und Kind), so genannt, weil stets eine große und eine kleine Beere nebeneinanderstehen; munegā; kelatsche; schirazi, mit bittern Kernen. Wild wächst die Weinrebe am Kaspischen Meer, in den Wäldern der Provinz Gilan, wo sie die Wipfel der höchsten Bäume erklettert und ihre üppigen Ranken von einem Baume zum andern hinüberwindet. Die Trauben der wilden Rebe haben zwar sehr dicke Schalen und starke Kerne, sind aber wohlschmeckend und liefern auch einen ziemlich guten Wein.“ Ihre Einsammlung geschieht auf eigenthümliche Weise. Man befestigt an das eine Ende eines langen Stricks einen Kübel, an das andere ein Gewicht; das Ende mit dem Gewicht wird über einen starken Baumast, den höchsten den man erreichen kann, geschleudert, sodaß es auf der andern Seite herabfällt; dann setzt sich ein Mann in den Kübel und wird darin heraufgezogen: welches Manöver so oft wiederholt

wird, bis er sämmtliche Trauben abgelesen und heruntergebracht hat.

Weintrauben dienen dem Perser einen großen Theil des Jahres hindurch als saftige Zuspeise zum Brot. Außerdem bereitet er daraus: Most (schire), sauern Traubensaft (abe-gurre, franz. vert jus), Rosinen und Korinthen (sebib, daher Zibeben; Rosinen von rez, Weinstock), Wein, Branntwein und Essig.

Der zur Honigconsistenz eingedickte Most kommt in Bockfellschläuchen zum Markt und wird von den Unbemittelten statt Sirup und Zucker zur Bereitung der beliebten Süßigkeiten gekauft. Der Ab-e-gurre, aus unreifen Trauben gepreßte und abgegorene Säure, bildet das Hauptbestandtheil der Scherbets, spielt aber überhaupt in der persischen Kochkunst sowie in der Medicin eine wichtige Rolle. Die Traubenkrankheit, welche in den Jahren 1855—58 einzelne Stöcke befiel, erreichte keine größere Ausdehnung und erloschi spontan. Die Ausfuhr von Rosinen und Korinthen nach Indien und Rußland ist sehr bedeutend und noch immer im Zunehmen begriffen; infolge dessen stieg der Preis in den letzten Jahren auf mehr als das Doppelte. Aus den schlechten Qualitäten destillirt man ein stark berauschendes Getränk.

Wein darf, weil das mohammedanische Gesetz dessen Genuß verbietet, nur von Juden und Armenern gekeltert werden, und auch diese sind dabei vielen lästigen Restrictionen unterworfen. Nicht selten werden ihnen die Gefäße zertrümmert und hohe Geldstrafen auferlegt. Die Bereitungsart ist eine sehr unvollkommene. Man zerstampft die Trauben in kleinen Bassins mit den Füßen, füllt den herausfließenden Saft nebst einem Theil des Marks in irdene Krüge und stellt diese offen an einen kühlen dunkeln Ort. Hat die Gärung begonnen, so deckt man die Krüge zu. Gegen Mitte April hält man den Wein für hinreichend geklärt und zieht ihn auf

Flaschen. Dem mangelhaften Verfahren ist es zuzuschreiben, daß er leicht umschlägt, namentlich auf dem Transport trübe und kahnig wird. Es gehen daher nur geringe Quantitäten außer Landes, während bei rationellem Kelterungsbetrieb der Wein eine sehr ergiebige Einnahmequelle für Persien sein könnte. Durchschnittlich haben die persischen Weine wenig Bouquet, aber übermäßigen Alkoholgehalt. Zu den bekanntesten Sorten gehören: der braunrothe aus dem Thale Challer bei Ispahan, dessen Reben der Sage nach von dem fabelhaften König Dschemschid gepflanzt wurden; verschiedene Gattungen aus der Umgegend von Ispahan; und die aus Hamadan, welche im Geschmack den europäischen Weinen am nächsten kommen.

Branntwein wird ebenfalls meist aus Trauben und Rosinen destillirt. Da man jedoch nicht versteht, ihn vom Fusel zu befreien, hat er einen äußerst unangenehmen Geschmack. Von vorzüglicher Qualität dagegen ist der Essig; die in denselben eingelegten Früchte und Gemüse finden deshalb sehr guten Absatz nach Rußland. Vor allen geschätzt sind die Essigconserven von Hamadan und Schiraz.

Nächst der Cultur des Weinstocks betreibt der Perser am ausgedehntesten die der Melonen, der Zucker- wie der Wassermelonen. Wie der Orientale alle genießbaren Cucurbitaceen leidenschaftlich gern ißt, steht ihm unter diesen wiederum die Melone oben an. Schon die Kinder Israels klagten in der Wüste: „Wir denken an die Zwiebeln und Melonen.“ — In den städtischen Preistarifen der Lebensmittel folgt gleich hinter Brot, Reis, Fleisch, Käse, Butter und Eis der Marktpreis für Melonen. Die erste Depesche, welche der jetzt regierende Schah durch den neu errichteten Telegraphen nach dem Lustschloß Sultanieh empfing, enthielt die Meldung, bei Kaschan seien die Zuckermelonen bereits reif, und er war darüber so entzückt, daß er den Absender

Prinz Ali Kuli telegraphisch zum Minister der Wissenschaften (vezir-e-alum) ernannte! Genug, kein Perser, vom König bis zum Bettler, kann begreifen, wie man in einem Lande leben könne, wo es keine Melonen gibt, und noch weniger, wie es möglich sei, Melonen mit Zucker bestreut zu genießen.

Die Melonenfrucht zeigt eine erstaunliche Menge von Varietäten; denn kaum irgendein anderes Gewächs modificirt so leicht Gestalt, Größe, Farbe und Zeichnung der Rinde, Aroma, Geschmack und Dauerbarkeit je nach dem Boden oder Klima, der Düngung oder sonstigen Pflege. Zwei Nachbardörfer von anscheinend ganz gleicher Lage erzeugen oft schon völlig verschiedenartige Producte. Einige Sorten werden, obwol reif, erst durch längeres Liegen genießbar, lassen sich aber, wenn sie gehörig vor Druck und Kälte geschützt sind, bis in den April hinein aufbewahren. Auf das Wachsthum der Melone hat der Samumwind (bâde-samum, auch bâde-germ) sehr nachtheiligen Einfluß. Er versengt die Blätter und trocknet die Pflanze aus; selbst diejenigen Früchte, die ihm widerstehen, verlieren durch seinen glühenden Hauch an Dauerbarkeit, sodaß sie trotz sorgfältigster Aufbewahrung schnell verderben.

Berühmt sind die Zuckermelonen von Ispahan, wo man ihrer Pflege besondere Aufmerksamkeit widmet. Der Boden wird fleißig bestellt und mit Guano aus den Taubenhäusern, welcher erfahrungsgemäß der Melone am zuträglichsten ist, gedüngt; bei Anlage der Furchen und Kämme wird genau darauf geachtet, daß nur die Wurzeln vom Wasser bespült werden. Um die feinsten Früchte zu erzielen, läßt man nicht mehr als zwei bis drei Stück an einer Staude reifen. Nachdem sie etwa zur Faustgröße erwachsen sind, bestreut man sie zum Schutz vor Insekten und Sonnenbrand sowie vor verfrühter Zeitigung mit lockerm Sande und wendet sie immer nach ein paar Tagen wieder um, bis sie, im September und

October, zur vollen Reife gelangen. Zuletzt wird die Rinde so dünn und zart, daß die geringste Erschütterung, besonders zur Zeit des Sonnenaufgangs, sie zum Platzen bringt; es werden dann eigene Wächter angestellt, die das Vorbeitraben von Pferden verhüten müssen. Die so gepflegten Melonen erreichen ein Gewicht von 6 — 10 Pfund.

Gute Zuckermelonen, doch mit festerm Fleisch und von etwas salzigem Geschmack, wachsen auch im Salzboden der Vorwüste um Kaschan und Kum. Ueberhaupt liebt die Zuckermelone einen salzigen Boden, während die Wassermelone nicht darauf gedeiht. Frühreife Sorten sind: die germek, d. h. die laue, sie braucht weniger Wärme und reift schon anfangs Juni, ihr weiches, fades Fleisch übt eine purgirende Wirkung; die talebi reift im Juli, sie ist tief eingekerbt und gleicht am meisten der europäischen Melone; die destbuje, braunmarmorirt und nur von der Größe einer Orange, ist ungenießbar, aber wegen ihres Wohlgeruchs zur Parfumirung der Hände beliebt.

Die Wurzel der Zuckermelone dient in der persischen Pharmakopöe als Brechmittel. Aus den Kernen wird Brennöl gepreßt; mit gerösteten Kernen reiben die Weiber des Harems zum Zeitvertreib ihre Zähne. Den süßen Saft kocht man an manchen Orten zu Sirupdicke ein, um ihn als Melasse zu gebrauchen. Häufiger Genuß der Frucht erhitzt das Blut, regt das Urogenitalsystem auf und ruft veraltete Schleimflüsse wieder hervor; sie ist überhaupt schwer verdaulich, namentlich für Dyspeptiker, weshalb sie leicht Wechselfieber erzeugt oder Rückfälle veranlaßt. Europäer sollten in den ersten Jahren ihres Aufenthalts im Lande sehr vorsichtig mit dem Genuß derselben sein, womöglich sie ganz meiden. Meine Erfahrungen lehrten mich ihre absolute Schädlichkeit für europäische Ankömmlinge unzweifelhaft erkennen.

Wassermelonen (hindewäne, der Name deutet auf indischen Ursprung) werden entweder ebenfalls durch künstliche

Bewässerung cultivirt, oder man überläßt sie, was an Bergabhängen häufig geschieht, der natürlichen Ernährung aus Wurzel und Blättern. Die auf letztere Weise gezogenen bleiben zwar klein, zeichnen sich aber durch liebliches Aroma und Süßigkeit aus. Von den Chiwanern und Turkomanen wurde mir erzählt, daß sie einen jungen Stamm von Astragalus tragakantha abschneiden, dessen Wurzel, die bekanntlich viel Feuchtigkeit an sich zieht, spalten, den Samen der Wassermelone hineinlegen und dadurch große und süße Früchte erzeugen sollen.

So erstaunliche Massen Melone, oft 10 — 15 Pfund auf einmal, der Perser vertragen kann, hütet er sich doch streng, unmittelbar nach eingenommener Mahlzeit Wassermelone zu essen, denn nach seiner Ueberzeugung wäre dies ein Diätfehler, der unausbleiblich schwere Erkrankung nach sich ziehen müßte. Nüchtern oder doch mit nicht vollem Magen genossen, wirkt die Wassermelone gelind abführend und urintreibend; ihr Saft wird von den dortigen Aerzten wie bei uns die Mineralbrunnen zum Curgebrauch verordnet. Was sie aber dem Orientalen überaus werth macht, das ist ihre kühlende, durststillende Eigenschaft.

Mandeln (bādām) werden, obgleich es auch einige wildwachsende Arten gibt, als gut lohnender Ausfuhrartikel häufig und sorgsam gepflegt. Die von Tabris mit dünner bröcklicher Schale haben den feinsten Geschmack; die größten Quantitäten liefern Ispahan und Schiraz. Aprikosen (zerdālu) gedeihen in reicher Fülle und vorzüglicher Güte. Eine Sorte mit festem Fleisch wird an der Sonne getrocknet und unter dem Namen gayssi viel nach Rußland verschickt. Sie wächst im Bezirk Demavend, der in guten Jahren allein 40000 Dukaten aus dem Verkauf von Aprikosen löst. Sowol die Mandel- wie die Aprikosenbäume sind während der Blüte äußerst empfindlich gegen Nachtfröste, daher sie in

höhern Lagen, wo sich die Blüte später entwickelt, besser fortkommen als in der Ebene. Die bedrohlichste Zeit haben sie in den 13 Tagen nach dem Neujahrfeste zu bestehen, vom 21. März bis 4. April. Pfirsichen (hulu) übertreffen an Wohlgeschmack die in jedem andern Lande erzeugten; noch immer macht also die Persica ihrem Vaterlande Ehre. Um Ispahan und Schiraz trägt am reichlichsten eine frühreifende Art, schelil genannt, sehr aromatisch, aber nur von der Größe einer Wallnuß, um Tabris dagegen eine erst spät im Herbst zur Reife kommende, die sich bis tief in den Winter hinein conservirt. Quitten (beh) von Ispahan sind wegen der duftigen Zartheit des Fleisches und wegen ihrer Größe — sie erreichen ein Gewicht von 1½ Pfd. — im ganzen Orient als die vorzüglichsten anerkannt. Den Quittenbaum benutzt man auch, um Aepfel und Birnen darauf zu pfropfen, wodurch besonders gute Früchte erzielt werden sollen. Pistazien (pisteh) ziehen ausschließlich die Bewohner von Kaswin und Damgan, und zwar in unübertrefflicher Qualität. Um so mehr ist zu bedauern, daß ihre Cultur sich nicht weiter verbreitet. Da die verwandte Pistacia lentiscus und mutica in vielen Gegenden des Landes häufig vorkommt, könnte man sicher die echte Pistazie dort ebenfalls cultiviren, anstatt daß jetzt geringere Sorten in Menge von Herat nach Persien eingeführt werden. Granatäpfel (anār) sind nirgends in der Welt so schön; denen von Sāweh bei Kum und von Korum bei Tabris stehen selbst die kernlosen von Pischawer nach. Der Bezirk Ardistan zwischen Ispahan und Yezd lebt allein vom Ertrag der Granatäpfel, einzelne Bäume aber finden sich fast in jedem persischen Dorfe. Von dem eingedickten Saft, Granaten-Roob, kommen nicht unerhebliche Mengen in den Handel und zum Export. Aus Feigen macht sich der Perser wenig, weshalb er ihre Cultur, obwol sie gut und reichlich gedeihen, vernachlässigt. Datteln (churmā) liefern nur

die Küstenstriche am Persischen Meerbusen und das Gouvernement Kirman, von wo sie wegen ihrer Vortrefflichkeit nach Indien begehrt und ausgeführt werden, während das Inland seinen Bedarf meist von Bagdad bezieht.

Mit Sorgfalt wird die weiße Maulbeere (tut), für die der Perser eine besondere Vorliebe hat, gepflegt und veredelt. Sie ist die einzige Frucht, in deren Cultur die Gegend um Teheran excellirt; viele Beeren erreichen hier die Größe einer Dattel. Getrocknet gehen ziemliche Quantitäten davon außer Landes, namentlich in den Kaukasus. Weniger geschätzt ist die schwarze Maulbeere. Plantagen zum Zweck der Seidenraupenzucht unterhalten Gilan, Masanderan und Talisch am Kaspischen Meer, Kaschan, Kirman und Yezd im Binnenlande. Die Bäume bedürfen viel Feuchtigkeit und gedeihen daher am besten in den Marschländern nächst der Meeresküste. Hier wachsen sie so rasch, daß die von Samen gezogenen bereits im vierten Jahre Blätter zur Fütterung der Raupen liefern. Sie stehen in den Plantagen sehr dicht, nur etwa zwei Fuß voneinander entfernt. Die Menge der in Persien erzeugten Rohseide ist sehr beträchtlich, und würde einst die Gewinnung daselbst, namentlich am Kaspischen Meer und im Kaukasus energisch betrieben, so dürfte es leicht mit China in die Schranken treten können. Schon unter den gegenwärtigen so äußerst drückenden Verhältnissen repräsentirt die jährliche Ausfuhr allein des Gilanischen Gouvernements (meist auf Rechnung des Hauses Rali) einen Werth von nahe an 400000 Dukaten, obgleich die inländischen Fabriken, in Kaschan, Yezd und Tabris, einen großen Theil des Erzeugnisses verbrauchen. Auch an Qualität könnte die gilaner Seide mit jeder andern wetteifern, verstünde man sich dort so gut wie in Italien auf das Abhaspeln der Cocons. Merkwürdigerweise sind die Seidenraupen Persiens und Aegyptens bisher stets von der Muscardine verschont geblieben, während

doch die Traubenkrankheit, die der Oel- und Pfirsichbäume u. s. w. sich auch über diese Länder verbreitete. Es hielten sich deshalb jahrelang schweizer und mailänder Agenten in Gilan auf, um Grains zu kaufen und über Tiflis nach Europa zu schicken. Die Regierung erließ zwar strenge Verbote gegen die Ausfuhr von Eiern, allein sie wurden durch Bestechung umgangen. Zuletzt jedoch bekamen die Besitzer selbst Furcht vor der auswärtigen Concurrenz und unterwarfen die verkauften Grains, bevor sie selbe dem Käufer ablieferten, einem Räucherungsproceß, der ihre Keimfähigkeit zerstörte.

Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen erlangen nur in bergigen Gegenden, wo die Frucht sich langsam entwickelt und spät reift, ihr vollständiges Aroma; in der Ebene bleiben sie herb und geschmacklos. Die gelbe Buchara-Pflaume (ālu Buchārā), von erfrischend säuerlichem Geschmack, ist allgemein beliebt; geschält und an der Sonne gedörrt, wird sie weit und breit hin verführt.

Man sieht, die mannichfachen Klimate des Landes zeitigen eine Fülle des schönsten Obstes, von der Dattel bis zur nordischen Pflaume, und es geschieht seitens der Bewohner vieles zur Pflege der Obstcultur; doch wäre die Production noch unendlicher Ausdehnung fähig, wenn die staatlichen Zustände nicht auch auf diesem Gebiete den Fortschritt daniederhielten.

Von Oelfrüchten wird am häufigsten das Ricin gebaut. Die Pflanze scheint nur mäßiger Durchschnittswärme zu bedürfen, denn ich fand sie nicht allein fast überall in der Ebene, sondern bis 6000 Fuß über der Meeresfläche in dem Gebirgsdorfe Dehgirdu, südlich von Ispahan, wo sie allerdings nur noch kümmerlich vegetirt. Um Ispahan selbst dagegen entwickelt sie sich mit besonderer Ueppigkeit; die Fruchtkolben erreichen dort beinahe Fußlänge. Sie erfordert ziemlich dieselbe Bodenbehandlung wie die Baumwollstaude oder wie

Gurken und Melonen, mit denen ich sie wenigstens oft untermischt stehen sah. Das Ricinöl ist fast das ausschließliche Beleuchtungsmaterial der Perser und heißt darum vorzugsweise rugantscherāk (Leuchtöl). Es ist braun, dickflüssig, von widerlichem Geschmack, gibt aber eine helle, reine Flamme. Man gewinnt es in der Regel durch Auskochen, nur an wenigen Orten durch Pressen der Kerne. In der Volksmedicin findet es als wirksames Mittel gegen Diarrhöen und Dysenterien Verwendung. Sesam (gundschit), um Kirman, Ispahan und Schiraz viel gebaut, auch bei Teheran wohl gedeihend, benutzen die Perser selten zum eigenen Gebrauch, sondern sie verkaufen es zu guten Preisen an die Armener, an die im Lande wohnenden wie an die indischen, welche während der Fastenzeit ihre Speisen damit fett machen. Die Ispahaner pressen aus den Samen der Cucurbitaceen und der Baumwollstaude etwas Brennöl. Zu seinen Speisen nimmt der Perser überhaupt kein Oel; die Wohlhabendern verleihen ihnen durch Zuthat von Butter, die Aermern mit dem Fettschwanz der Ovis tatarica das benöthigte Schmalz. Selbst das Olivenöl verwendet er nur zum Brennen und zur Bereitung schmieriger Seife. Allerdings versteht man auch nicht, dasselbe in genießbarem Zustande herzustellen; es bleibt trüb und übelriechend, und eine Oelpresse, die vor einigen Jahren von russischen Unternehmern in Betrieb gesetzt wurde, ging aus diesem Grunde bald wieder ein. Der Oelbaum gedeiht nur in den höher gelegenen Gegenden am Kaspischen Meer, so bei Rudbar und Mandschil, 900 Fuß über dem Meeresspiegel, wo es ganze Wälder von zum Theil mächtigen Stämmen gibt. Auf den Hügeln am Sefid-rud (Weißfluß) kommt er noch als niedriger Strauch wild oder verwildert vor, bis in die Marschländer aber steigt er nigends herab. Sein begrenztes Terrain und der arabische Name zeitun deuten darauf hin, daß er kein heimisches Gewächs ist, son-

dern in alten Zeiten aus Arabien dahin verpflanzt wurde. Die Oliven werden, eingesalzen oder in Essig gelegt, nach dem Kaukasus exportirt und finden daselbst an den Armenern stets willige Käufer. Dem Oelbaum nah verwandt sind die Jujuba und die Zendschit, deren Früchte das Volk in Absicht medicinischer oder diätetischer Wirkungen häufig genießt. Aus den Samen der hauptsächlich um Schähnrud-Bustäm, aber auch um Kaschan und Ispahan gepflegten Crucifere Eruca sativa wird das Mandäböl gewonnen, ein sehr nützliches und gut bezahltes Product, denn man reibt damit unter Zusatz von etwas persischen Kantharіden (mylabris) die Kamele ein, wenn sie im Frühjahr ihre Wolle verloren, theils um sie vor Insektenstichen zu schützen, theils um den Wiederwuchs des Haars zu befördern. Diese Einreibung ist den trotz ihres colossalen Baues so empfindlichen Thieren außerordentlich zuträglich, ja, wie man mich versicherte, das einzige Mittel zur Erhaltung ihrer Gesundheit. Nuß- und Leinöl verwenden die Perser zu verschiedenen industriellen Zwecken, namentlich bereiten sie durch Mischung von Leinöl, Sandarak und Naphtha jene schönen Firnisse, welche wir an ihren Lackarbeiten bewundern.

Farbepflanzen werden ebenfalls in Menge gebaut. Die Rubia tinctoria (runās, daher wol die französische Benennung garance) findet in vielen Gegenden des Landes einen günstigen Boden und liefert besonders um Yezd reichliche Ernten. Mit dem Mahlen der Pflanze sowie mit dem nicht unbeträchtlichen Handel und Export beschäftigen sich die Gebern. Hauptstapelplätze sind Ispahan und Schiraz. Im Juli 1859 galt in Schiraz das Man (5⅓ Pfund) gemahlener Krapp 0,13 Dukaten. Carthamus tinctoria (käfscheh), in ziemlich ausgedehntem Maße um Ispahan und Veramin cultivirt, gibt den Saflor, der zum Theil in inländischen Färbereien verbraucht, zum Theil nach Rußland ausgeführt

wird. Den Samen benutzt man in manchen Gegenden an Stelle des Lab zur Coagulation der Milch. Sehr einträglich ist der Anbau der Lawsonia inermis, aus deren pulverisirten Blättern die zum Färben der Haare und Nägel dienende Henna besteht. Die Pflanze gedeiht nur in subtropischem Klima, am besten in der Nähe von Yezd. Bei dem starken Verbrauch im ganzen Orient bildet die Henna einen wichtigen Handels- und Exportartikel. Indigofera (nil) erzeugt die Umgegend von Schuschter im heißen Arabistan; doch ist der dort gewonnene Indigo wegen der mangelhaften Behandlung von geringer Qualität. Da die Perser blaue und grünlich gefärbte Kleiderstoffe vorzugsweise lieben, vermag die Indigoproduction in dem bisherigen beschränkten Umfange dem inländischen Bedarf bei weitem nicht zu genügen; es fließen vielmehr alljährlich bedeutende Summen für die bessern Qualitäten nach Indien. Die gemahlenen Blätter der Indigopflanze liefern das Rang oder Wasme, welches den Haaren, nachdem sie mit Henna gefärbt worden, einen tiefschwarzen Glanz verleiht. Safran baut in größter Menge der Bezirk Nâjin in Chorassan. Man benutzt ihn in ganz Persien und im Kaukasus allgemein sowol zum Färben als zur Würze von Reis und Brot. Außer den genannten Pflanzenstoffen finden natürlich auch die Schalen von Granatäpfeln und Pistazien, Eichenbast, sowie die Gallen der Eichen und Pistazien ihre Verwendung in der Färberei.

Unter den zu Gespinsten verwendbaren Faserpflanzen kommt eigentlich nur die Baumwollstaude in Betracht. Etwas Flachs (katun) wird zwar um Balafrusch in Masanderan gebaut, aber in so geringer Qualität wie Quantität, daß er kaum als Landesproduct gelten kann. Die Stengel des Hanfs, die man zum Behuf der Haschisch-Gewinnung in Hausgärten zieht, geben keine textile Faser. Alle Stricke und Bindfaden werden aus Baumwolle, aus Kamel- und Ziegenhaar gedreht;

nur am Kaspischen Meer soll, wie ich mir sagen ließ, eine Cucurbitacee wachsen, aus deren Fasern man Stricke verfertigt. Die Cultur der Baumwollstaude, und zwar weniger der gelben, kurz- und grobfaserigen, als der schönen weißen Art, wird am schwunghaftesten um Ispahan, Yezd, Schiraz, Abade bei Persepolis, Kaschan, Urumie, Masanderan, Damgan und Semnan betrieben. Wie es scheint, bedarf die einheimische Pflanze einen weniger hohen Wärmegrad als die amerikanische, der sie allerdings auch an Länge der Faser bedeutend nachsteht. So gedeihen die mit amerikanischen Samen angelegten Baumwollplantagen in Transkaukasien, in der Nähe von Lenkoran, obgleich sie sehr rationell geleitet sind, nur höchst mittelmäßig, während Masanderan, wo fast ganz dieselben klimatischen Verhältnisse herrschen, reiche Ernten der besten inländischen Baumwolle erzielt. Man nimmt an, daß da, wo das Ricin gedeiht, auch die aus inländischen Samen gezogene Baumwolle einen guten Ertrag liefert. Die höchste Temperatur, welche man in Ispahan beobachtet hat, beträgt nach einer mir gewordenen Mittheilung des armenischen Chalifen 100° F., sie übersteigt jedoch für gewöhnlich nicht 90 — 92°. Allein auch in Urumie mit viel niedrigerer Temperatur wird Baumwolle mit bestem Erfolg gebaut, und sogar in Aminabad, das zu den kalten Gegenden (yelak oder serdesir) zählt, gelangt sie, wenn auch auf höher gelegenen Punkten nicht jedes Jahr, zur Reife. Die Ispahaner pflanzen die Baumwolle gegen Ende April und bewässern die Wurzeln anfangs reichlich, kurz vor Eintritt der Blüte aber mäßiger, weil sonst das Gewächs zum Nachtheil der Blüten und Kapseln zu üppig ins Kraut schießt. Im J. 1859 am 16. August fand ich die Pflanze theils noch im Blühen, theils schon in der Fruchtbildung begriffen; als ich am 15. November wieder durch Ispahan kam, war man gerade mit der letzten Einheimsung beschäftigt. Die Staude erreicht eine Höhe von

$1^1/_4 - 1^1/_2$ Fuß und trägt 20 — 30 Kapseln. Bisjetzt wird alle Baumwolle in Persien mit der Hand gesponnen, weshalb in neuester Zeit das billigere englische Maschinengarn immer mehr Eingang findet. Kattun- und Nankingwebereien gibt es in Ispahan, Yezd und Kaschan. Grobe Zeltstoffe (kerbās) weben Abade, Semnan, Damgan und Kum; sie wurden in den letzten Jahren viel nach Indien und Rußland begehrt und erfuhren infolge dessen eine bedeutende Preissteigerung.

Behufs der Destillation von Rosenwasser, das in großen Quantitäten über Buschir nach Indien verkauft wird, betreibt man zu Schiraz, Kum und Gamsar bei Kaschan in eigens dazu bestimmten Gärten sehr ausgedehnte Rosencultur. Auf die Bereitung des eigentlichen Rosenöls verstehen sich die Perser nicht, obwol das von ihnen erzeugte Rosenwasser vorzüglich duftet und an der Oberfläche mit einem dünnen Häutchen Oel überzogen ist. Andere wohlriechende Wasser, jedoch nur zum Localverbrauch, destilliren sie aus Orangenblüten und aus häufig, namentlich in Masanderan, wildwachsendem Jasmin.

In Masanderan wird auch Zuckerrohr mit ausgiebigem Ertrage gebaut. Bis vor kurzem war die Production noch bedeutender. Da legte die Regierung eine Zuckerfabrik nach europäischer Einrichtung an, und der Gouverneur zwang die Producenten ihre Cassonade unentgeltlich in die Fabrik zu liefern. Natürlich hatte dies eine merkliche Abnahme des Anbaus zur Folge. Raffinerien, welche durch Behandlung des Rohzuckers mit Eiweis ein ziemlich gutes Fabrikat herstellen, befinden sich in Yezd und Ispahan. Bei dem ärmern Theil der Bevölkerung dienen, wie schon erwähnt, eingedickter Trauben- und Melonensaft, weiße Maulbeeren und Honig als Surrogate für den Zucker. Die Runkelrübe kommt nicht selten wild vor, und Versuche, die ich mit europäischem

Samen anstellte, ergaben, daß sich der Boden vortrefflich zur Cultur derselben eignet; allein man schenkte ihr bisjetzt keine Beachtung.

Ueber die narkotischen Pflanzen, deren Anbau und Verwendung enthält das achte Kapitel dieses Theils Ausführliches.

Ob das Hochland Persiens in alten Zeiten mit Wald bewachsen war, mag zweifelhaft erscheinen, sicher aber trugen die jetzt kahlen Berglehnen einen mehr oder weniger dichten Baumwuchs. Hochbejahrte Leute in Teheran erinnern sich, daß noch zu ihrer Jugendzeit Wälder von Juniperus excelsa (ăwers) an den Abhängen des Elburz standen; Dr. Kotschi sah noch einzelne dieser Bäume in den Dörfern Schemirqn; jetzt ist nur ein einziger Stamm übrig. Mit der Juniperus excelsa und der Celtis (teh) ließen sich ohne Zweifel die meisten Abhänge wieder bewalden; Eschen (zæbăne gundschik) und Weiden (bid) würden an den Rändern der Wasserleitungen gedeihen, und es könnte dadurch nicht nur dem Holzbedarf genügt, sondern die ganze Vegetation unendlich gefördert werden. Der gegenwärtigen Regierung geht aber aller Sinn hierfür ab. Während meines Aufenthalts ward ihr von einem namhaften europäischen Gelehrten ein Plan zur Bewaldung der Berglehnen um Teheran eingesandt; spottend äußerte der Schah: „Was doch die europäischen Hekims für närrische Leute (diwăneh) sind! Sich um die Berge Irans zu bekümmern! Bekümmern wir uns denn um die Wälder und Berge Europas?"

Ausgedehnte Wälder mit vorzüglichen Holzsorten (dschengel) gibt es zwar am Kaspischen Meer; aber die mächtigen Stämme von Eichen, Buchen, Ahorn, Buxbaum, Juglans Zelkovia crinata, Gleditschia, Eschen, Celtis, Ulmen, Akazien u. s. w. werden zu Kohlen geschwelt, statt als Schiffsmasten, als Bau- und Nutzholz Verwendung zu finden. Auch Kurdistan besitzt neben zahlreichen Terebinthinaceen, welche

das bekannte Sakkes-Harz liefern, große Eichenwälder. Ferner wächst hier die Prunus mahaleb, aus deren Holz die im Orient so allgemein beliebten Pfeifenrohre gefertigt werden. Wie in den übrigen Provinzen der Ackerboden, so harren auch diese Wälder nebst den in der Nähe befindlichen Steinkohlenlagern noch der Ausbeutung, wenn erst Eisenbahnen das Land durchschneiden und durch entwickelte Schiffahrt auf dem Kaspischen Meer die Producte an fremde Küsten gelangen werden.

Nachträglich sei erwähnt, daß mit Baumwollsamen, den ich aus Persien mitgebracht und dem k. k. Ministerium für Handel und Ackerbau übergab, in Dalmatien und Südungarn vier Jahre nacheinander Versuche gemacht wurden. Das Resultat ist ein so günstiges, daß die Baumwollcultur in jenen Gegenden gesichert sein dürfte, falls die nöthigen Kapitalien sich dauernd derselben zuwenden.

V.

Gewicht, Maß und Münze.

Gewichte. Juwelen- und Medicinalgewicht. Längenmaße. Edle Metalle. Gold- und Silbermünzen. Scheidemünze. Abnahme des Geldes. Gepräge. Verschlechterung und Fälschung der Münzen.

Die kleinste Gewichtseinheit ist das miskāl (schekel der Bibel), welches 66 Gran österreichischen Medicinalgewichts gleichkommt. 1 Miskal = 24 næchud (Küchererbsen), 1 Nächud = 4 gendume-dschau (Gerstenkorn), also 1 Miskal = 96 Gendum.

Für größere Lasten gilt als Einheit das mæn (türkisch bætmæn). Es ist in verschiedenen Städten von verschiedener Schwere. Das in Teheran übliche Män-Tabris hat 4 tscherek (Viertel), 1 Tscherek wiegt 10 Sir, 1 Sir hat 16 Miskal, folglich 1 Män-Tabris = 640 Miskal oder genau 88 Unzen österreichischen Medicinalgewichts. 100 Män-Tabris geben 1 Chärwar, ungefähr 534 wiener Pfund. Das Män-Schäh oder Män-Ispahan wiegt das Doppelte, das Män-Ray (Rages) das Vierfache eines Män-Tabris.

Juwelen wiegt man noch mit dem Karatgewicht. Das Karat (kirat, Korn der Ceratonia siliqua) ist um eine Kleinigkeit schwerer als das Nächud, nämlich 23 Karat = 24 Nächud.

Das früher übliche Medicinalgewicht bestand aus diram (Drachme), aukieh und dung.

Auch alle flüssigen Waaren, wie Milch, Wein u. s. w., verkaufen die Perser nach dem Gewicht, daher sie kein eigenes Flüssigkeitsmaß haben.

Als Längenmaß gebraucht man das Zer oder Arschin. Auch dieses variirt in den verschiedenen Städten. In Teheran mißt 1 Zer 104 Centimeter, in Tabris ist es länger, 1 Zer = 4 Tscherek, 1 Tscherek = 8 Girre.

Für das Wegemaß bildet der färsäch oder farsenk (nach den früher üblichen Meilensteinen so benannt, türkisch agatsch, Meilenbaum) die Einheit. Seine Länge ist jedoch ebenfalls nicht dieselbe in den verschiedenen Provinzen. Durchschnittlich rechnet man auf 1 Farsach 5065 Meter, in manchen Gegenden jedoch 12000 Schritte, ungefähr 6110 Meter, und auf eine Tagreise (mænzil) durchschnittlich $5\frac{1}{2}$ — 6 kleine Farsach.

Der Flächenraum (musäfet) wird nach Quadrat-Zer gemessen, der Kubikinhalt nach Kubik-Zer (zer kaab). Größere Feldercomplexe mißt man nach dem dscherib, an den meisten Orten = 1066 Quadrat-Zer.

In alten Zeiten wurden im persischen Reich viel edle Metalle gewonnen, selbst ganz in unmittelbarer Nähe der Stadt Ray (Rages) schmolz man Silber aus den Bleierzen von Bibi Scherbann; gegenwärtig aber wird mit Ausnahme von etwas Blei, Eisen und Kupfer kein Metallerz ausgebeutet. Eine geringe Menge Gold wird bei Hamadan am Fuße des Elwend gewaschen. Das im Lande befindliche edle Metall stammt entweder aus Umschmelzung alter Münzen und Geschirre, oder von dem Exporthandel mit Rußland und der Türkei, oder aus der Plünderung von Delhi nach Einnahme der Stadt durch Nadir Schah.

Das circulirende Geld besteht aus Gold- Silber- und

Kupfermünzen. Papiergeld gibt es in Persien nicht. Das Recht, Geld zu prägen, wird als die erste und wichtigste Prärogative eines orientalischen Herrschers angesehen; es gilt als Zeichen der Besitznahme des Reichs, speciell derjenigen Stadt, deren Name auf der Münze genannt ist. Darum werden bei der Thronbesteigung neu geprägte Münzen vertheilt, und Prätendenten beeilen sich, Geld mit ihrem Namen schlagen zu lassen. Nächst dem Namen des Herrschers bildet der vollständige, unverkürzte Name der Prägestadt den Hauptbestandtheil der Inschrift. Der Eroberer einer Stadt prägt vor allen Dingen Münzen mit seinem und ihrem Namen; ja bereits während der Belagerung von Herat ließ der Schah Geld mit dem Namen der Stadt schlagen, um sofort nach der Uebergabe, an der man nicht zweifelte, Münzen zum Vertheilen bei der Hand zu haben. Im Namen des Königs Geld prägen bedeutet, wie die chutbeh (das öffentliche Gebet für die Erhaltung des Staatsoberhaupts), Anerkennung seiner Souveränetät. In diesem Sinne schlugen vor einigen Jahren die Sistaner, als ihr Chan eine persische Prinzessin heirathete, Münzen im Namen des Schah.

Die allgemein gebräuchliche Münzeinheit ist der tuman. Die Tumane wechselten häufig im Werthe, sie waren schwerer beinahe bis zum doppelten Gehalt des jetzigen Tuman, der unter der Regierung Mehmed Schahs († 1848) eingeführt wurde. Sein Gehalt kommt ziemlich genau dem holländischen Dukaten gleich: 100 derselben = 101 Tuman. Wegen seines unvollkommenen Gepräges und der auf das Land beschränkten Gangbarkeit steht er aber immer etwas geringer im Werthe, sodaß man bei Zahlungen ins Ausland $1\frac{1}{2}$ — 3 Procent Aufgeld zulegen muß.

Der Tuman wiegt, wenn er neu aus der Münze kommt, 18 Nächud = $\frac{3}{4}$ Miskal = $49\frac{1}{2}$ Gran österreichischen Medicinalgewichts. Allein die Stücke werden, namentlich von

den königlichen Zahlmeistern (tahwildār) und den höhern Offizieren bei Auszahlung der Gehalte, Pensionen und Löhnungen so stark beschnitten, daß oft 8 Stück nur noch das Gewicht von 7 guten behalten. Reclamationen dagegen helfen nichts, sobald die richtige Anzahl von Stücken gezahlt wurde. Ein Manco von 28 Gran österreichischen Medicinalgewichts bei 100 Tuman ist sogar gesetzlich gestattet. Kaufleute jedoch wiegen bei ihren gegenseitigen Zahlungen das Geld und legen so viel zu, bis das normale Gewicht erreicht ist. Kaufmännische Anweisungen lauten immer auf „Tuman von 18 Nächud, Präge des Schah Nassereddin."

Auch cursiren viele silberne, nur oberflächlich vergoldete Tumane, die natürlich leichter sind als die echt goldenen. Man prüft daher vorsichtig die einzunehmenden Geldstücke entweder mit einer kleinen Goldwage, die jeder Geschäftsmann bei sich zu führen pflegt, oder indem man sie zu biegen versucht, um die Härte oder Weichheit des Metalls zu erkennen. Infolge des Beschneidens und Biegens nutzen sich die Münzen in wenigen Jahren bis zur Unkenntlichkeit ab. Für das Einschmelzen und Umprägen (hak es sikke) bezieht die Münze 3 Procent.

Auf den jetzigen Tuman gehen 10 Silberstücke, genannt Kran (eigentlich sāhib kran, d. i. Herr der Zeitalter, ein Titel des Schah), auch hezār (tausend). Noch zu Zeiten des Feth Ali Schah wog der Kran 2 Miskal, unter Mehmed Schah aber war das Gewicht bereits auf $1^1/_6$ Miskal = 28 Nächud reducirt. So fand ich ihn im Jahre 1851 bei meiner Ankunft in Teheran; das Werthverhältniß des Silbers zum Golde stand damals wie 18: 280 oder wie 1: $15^5/_9$. Da die Krans sehr feines Silber hatten, nämlich eine Legirung von nur etwa 5 Procent, so waren sie in Indien sehr beliebt und wurden durch Geber-Kaufleute aus Yezd in Masse dorthin ausgeführt; das Silber stieg dadurch im Preise, man bekam beim

Einwechseln von Gold gegen Silber etwa 4 Procent Aufgeld, und die Silbermünze schwand immer mehr aus dem Verkehr. Um dem Uebel abzuhelfen, zog die Regierung die alten Krane ein und prägte neue im Gewicht von 25 Nachud, wonach das Verhältniß des Silbers zum Golde sich jetzt wie 18: 250 oder wie 1: 13⅞ gestellt hat.

Kleinere Gold- und Silbermünzen cursiren wenig; sie werden meist zu Austheilungen verwendet, wobei es auf die Menge der Stücke ankommt. Zum Neujahrsfeste prägt man sogar eigene Silberplättchen (schâhisefid) zu diesem Zweck, deren 80 auf den Tuman gehen.

Als Scheidemünze gibt es Kupferstücke (pul ræwâtsch oder pul-e-siâh oder schâhi); 20 Schahi = 1 Kran, 200 Schahi = 1 Tuman. Früher ließ jeder Gouverneur Kupfermünzen schlagen, und zwar dem Bedürfniß seines Bezirks angemessen zu 70, 50 oder 30 Stück auf den Kran. Einzelne Gouverneure, wie die von Ispahan, Hamadan, Kirmanschah hatten selbst das Recht, kleine Silberstücke als Scheidemünze zu prägen. Im Jahre 1857 führte die Regierung Gleichförmigkeit der Scheidemünze im ganzen Lande ein, ohne jedoch die vorhandenen Münzen einzulösen, die nun blos den Werth alten Kupfers hatten, wodurch besonders die ärmste Klasse schwer betroffen wurde. Der bedeutende Profit, den die Emission der neuen Scheidemünze ergab, fiel übrigens nicht der Regierung zu, sondern dem Beamten, welcher die Lieferung übernahm und für je 200 Stück (55 Unzen schlechtes Kupfer) einen Tuman aus dem Staatsschatze erhob. Dasselbe geschah bei Einziehung der alten schweren Krane, gegen das fast um ⅛ leichtere Silbergeld. Der damalige Premierminister, Mirza Agha Chan Sader Azam, und der Finanzminister steckten den daraus resultirenden Gewinn allein in ihre Tasche. Die Folge der Münzverschlechterung ist, daß die Indier sich seitdem weigern, für ihre Waaren persisches

Silbergeld zu nehmen und man jetz beim Einwechseln von Gold gegen Silber, umgekehrt wie früher, 7½ Procent draufzahlen muß. Wenn trotzdem die Masse des circulirenden Geldes, wie ich von Kaufleuten und Geldmäklern täglich hören konnte, fortwährend abnimmt, so erklärt sich dies leicht durch folgende Umstände. Nur in guten Getreidejahren mag der Export Persiens dem Import gleich kommen, vielleicht sogar den letztern etwas übersteigen. Finden aber mehrere Jahre hintereinander Misernten statt, infolge deren die Getreideausfuhr stockt oder ganz aufhört, so geht viel Geld für Waaren ins Ausland, ohne wieder von dort zurückzufließen. In jüngster Zeit verschlangen ferner die phantastischen Expeditionen nach Herat und Turkistan sowie der Ankauf von Waffen in Europa, veranlaßt durch den englisch-persischen Krieg, bedeutende Geldbeträge. Zeitweise der Circulation entzogen werden die oft sehr erheblichen Baarsummen, deren Zahlung die Willkür des Herrschers unter allerlei Vorwänden in Ungnade gefallenen Großen als Strafe auferlegt und die auf der Stelle beschafft werden müssen, um dann lange unbeweglich im Schatze zu ruhen; ebenso die kleinern und größern Geldbeträge, welche von den Besitzern wegen Mangel an Vertrauen und an Gelegenheit zu sicherer Kapitalanlage altorientalischer Sitte gemäß unter der Erde vergraben werden.

Die Inschrift der Gold- und Silbermünzen lautet auf dem Avers in arabischer Sprache: Der Sultan, Sohn des Sultans, Sohn des Sultans, Sohn des Sultans, Nassereddin Schah Kadschar; auf dem Revers: Präge der Chalifenstadt*) Teheran (oder der Stadt der Wissenschaft Schiraz, der Stadt der Anbetung Yezd, der Stadt der Sultane Tabris, der

*) Die Könige aus der herrschenden Kadscharendynastie haben, da sie nicht zur Familie der Seide gehören, kein Recht auf den Chalifentitel, behielten ihn aber als Beiname der Residenzstadt bei.

Stadt des Triumphs Herat, des Marschlandes Reścht, der Hauptstadt Ispahan u. s. w.), dann folgt die Jahrzahl. Die Scheidemünze zeigt auf dem Avers das persische Wappen, einen Löwen in der Klaue einen Säbel haltend mit der aufgehenden Sonne, auf dem Revers die Inschrift: Scheidemünze des Reichs Iran nebst der Jahrzahl. Ungeachtet des bestehenden religiösen Verbots, Abbildungen von Personen herzustellen, machte der jetzige König mehrmals den Versuch, sein Porträt auf die Münze prägen zu lassen; unter den ungeschickten Händen der mit der Ausführung betrauten Künstler wurde aber das Bild eine Caricatur.

Münzanstalten gibt es fast in allen größern Städten des Landes, in Tabris, Kaswin, Teheran, Kum, Kaschan, Ispahan, Schiraz, Hamadan, Kirmanschah, Kirman, Balafrusch, Reścht, Meschhed, zeitweilig auch in Herat und Sekuhe in Sistan. Dem Münzwesen (zarāb-chāneh oder sikkeh) steht der jedesmalige Finanzminister (muajir el memālek) vor, dessen Sitz in Teheran ist; ihm sind die Filiale der andern Muajirs in den verschiedenen Städten untergeordnet. Die persischen Juden besitzen ziemlich gute Kenntnisse in der Scheidekunst. Sie erzeugen die dazu nothwendigen Säuren, als Schwefel- Salpeter- und Salzsäure, ferner Ammoniak und Alkohol, und leiten in der Regel die technischen Manipulationen.

Außer den persischen circuliren noch, besonders in den Grenzorten am Kaspischen Meer viele russische Münzen: ganze und halbe Imperiale und holländisch-russische Dukaten. Trotz ihres geringern Goldgehalts werden jedoch die Imperiale häufig eingeschmolzen und zu Tumans umgeprägt. Der Curs der Imperiale variirt bedeutend je nach Angebot oder Nachfrage; gewöhnlich steht in Tabris der Imperial um $^1/_{20}$ Dukaten höher als in Teheran, in Schiraz dagegen um ebenso viel niedriger. Englisches Geld sieht man gar nicht im Verkehr, denn der

persische Handel nach Indien ist überwiegend passiver Natur.

Münzfälschung wird mit Abhauen beider Hände bestraft. Ich hörte jedoch nie, daß ein Falschmünzer ergriffen und bestraft worden wäre. Da man übrigens bei Annahme von Zahlungen jedes Goldstück zu wiegen pflegt, werden die falschen bald an dem zu leichten spezifischen Gewicht erkannt.

Den Geldverkehr vermitteln die Geldwechsler oder Mäkler (seraf) und die großen Kaufleute (tädscher). Letztere übernehmen auch, nachdem mehrmals Geldtransporte aus den Provinzen unterwegs von Räubern angefallen worden, sodaß man zuletzt glücklich bis an die Thore Teherans gelangte Convois in festlichem Zuge unter Paukenschall in die Stadt geleitete, die Zumittelung der von den Gouverneuren abzuliefernden Steuerbeträge und der aus den verschiedenen Münzstätten kommenden Gelder an die Regierung zu Teheran, theils durch Anweisungen (barat) auf zwei bis drei Monate, theils durch sofortige Baarzahlung gegen Abzug des Disconts. Bei dem hohen Zinsfuß von 18 — 30 Procent ziehen natürlich die Kaufleute aus diesen Transactionen enormen Profit, wovon sie indeß einen großen Theil dem protegirenden Gouverneur abgeben müssen.

In Anbetracht aller der berührten Umstände ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß wenn dem Lande sich nicht neue Geldquellen eröffnen, oder wenn noch ferner so unglückliche militärische Expeditionen unternommen werden, der Baarvorrath in steigender Progression schwinden und über kurz oder lang gänzlich erschöpft sein werde. Ein etwas besseres Verhältniß soll sich übrigens in der jüngsten Zeit durch den infolge des amerikanischen Kriegs sehr gestiegenen Baumwollenexport nach Rußland und England hergestellt haben, der bedeutende Geldsummen ins Land zog.

VI.

Industrie und Handel.

Baumwolle. Wolle. Shawlfabrikation. Teppiche. Filze. Patu und Abbâ. Strümpfe. Einfuhr von Tuchen. Seidenstoffe. Färberei und Bleiche. Leder. Pelzwerk. Metalle und deren Verarbeitung. Kupfer. Eisen. Messing. Blei. Zink. Kobalt. Mangan. Schwefel. Kochsalz. Salpeter. Steinkohlen. Edelsteine. Glas. Porzellan. Fayence. Thon. Seife. Metallmosaik. Miniaturmalerei. Mislungene Versuche zur Errichtung von Fabriken nach europäischem Muster. Handwerker. Handel. Der persische Kaufmann. Fremde Kaufleute. Handelsplätze. Handelswege. Zölle. Consulate.

Die Industrie Persiens, obwol sie sich nicht mit der in den meisten europäischen Staaten messen darf, ist doch im ganzen nicht unbedeutend und befriedigt zum größten Theil den inländischen Bedarf. Erwägt man, daß von seiten der Regierung nicht das Geringste zur Hebung des Gewerbfleißes geschieht, daß im Gegentheil ein unvernünftiges Zollsystem die Einfuhr fremder Waaren zum Nachtheil der im Lande erzeugten begünstigt, daß es an Straßen und Verkehrsmitteln fehlt, daß die Metallschätze im Schos der Erde vergraben bleiben und alles Eisen zu hohem Preise vom Ausland bezogen werden muß; betrachtet man die Unvollkommenheit der Werkzeuge und Maschinen, den Mangel an Kapitalien, den

hohen Zinsfuß und die geringe Ausbildung des Creditweſens: ſo muß man ſich billig verwundern, wie doch noch manche inländiſche Induſtrieerzeugniſſe mit den ausländiſchen concurriren können.

Seit zwei Jahrhunderten, ſeit Chardin das Land bereiſte, hat freilich die perſiſche Induſtrie keine Fortſchritte, vielmehr Rückſchritte gemacht. Gegenüber der immer näher gerückten europäiſchen Concurrenz lohnt die Anfertigung vieler Artikel nicht mehr, und es iſt vortheilhafter, die Rohſtoffe zu verkaufen. Anderntheils wurden durch langjährige innere Kriege, die Centren der Induſtrie, Iſpahan, Yezd, Kirman, beſonders ſchwer getroffen. Mit den Arbeitern ging auch ihr Gewerbe zu Grunde, denn nirgends ſo wie in Perſien ſind gewiſſe Induſtriezweige an einzelne Städte gebunden; man ſchreibt dies hauptſächlich der abweichenden Beſchaffenheit des Waſſers an den verſchiedenen Orten zu.

Die erzeugte Baumwolle (panbeh) wurde bis vor kurzem meiſt im Lande zu einem groben, feſten Zeug, kerbās*) genannt, verarbeitet, welches, wie bei uns die grobe Leinwand, als Kleidungsſtoff für die mittlern Klaſſen, größtentheils aber als Zeltbezug Verwendung findet. Kum, Simnan und Abadeh bei Schiraz betreiben die Kerbasfabrikation gewerbsmäßig; außerdem aber webt faſt jede Haushaltung ſo viel, als ſie zum eigenen Bedarf gebraucht. Das Stück (tub) hält 6 — 8 Meter. Beſſere, nankingartige Stoffe (gædek) fabriciren Iſpahan, Yezd und Kaſchan, in kleiner Quantität auch Buſchir; ſie ſind dicht und egal gewebt und von vorzüglicher Haltbarkeit der Farbe, daher in Perſien wie im Kaukaſus zu Sommerkleidern der Stadtbewohner ſehr beliebt. Früher wurde auch die natürlich gelbe Baumwolle dazu verwendet (gædek-e-chudreng); dieſelbe läßt ſich jedoch wegen ihrer

*) Das כרפס der Bibel (Buch Eſther, Kap. 1).

Sprödigkeit schwer zu einem gleichen Faden verspinnen, und man zieht jetzt vor, Gädek aus englischem Garn, das über Buschir eingeführt wird, zu weben. Der Preis ist dadurch billiger geworden, allein die Qualität hat sich verschlechtert. Sehr geschätzt sind die sogenannten Indiennes oder Pars (kalæmkār, Federzeichnung), feine Gewebe mit Mustern von kleinen arabeskenartig verschlungenen Blumen, ebenso die vielfarbigen blumig gestreiften Ahramikattune. Ihre Verfertigung ist sehr mühsam und kostspielig, denn die Farben werden jede einzeln mittels Handdruck aufgetragen und sodann durch Decken mit Sakkesharz vor dem Ineinanderfließen geschützt. Die meisten in Persien verbrauchten Kattune (tschit) liefern übrigens die Fabriken von Manchester, wo man sie eigens nach persischem Geschmack und zum Verkauf im Orient fabricirt. Die Waare kommt entweder direct aus England durch Vermittelung des griechischen Hauses Rali Brothers, oder durch Zwischenhändler über Konstantinopel, Trapezunt und Tabris als deutsches, französisches, schweizer Fabrikat.

Aus Wolle (pæsch'm) vom Schaf, von der Angoraziege (murgus) und vom Kamel, letztere kurk genannt, verfertigen die Perser Shawls, Teppiche, Filze, Flanelle und Flanellstoffe.

Zu Shawls wird nur die feinste Angorawolle verwendet. Hauptsitze der persischen Shawlfabrikation sind Kirman und Meschhed (schāl-e kirmāni und meschhedi). Gewöhnlich 3 Meter lang und $1^1/_4$ Meter breit, gleichen zwar die persischen Shawls in Mustern und Farben denen von Kaschmir, stehen ihnen aber an Geschmeidigkeit und Dichtigkeit des Gewebes sehr nach. Gute Qualitäten werden durchschnittlich mit 20 — 30 Dukaten bezahlt, während die indischen den doppelten bis dreifachen Preis erlangen. Meschhed fabricirt Shawls zu 8 — 10 Dukaten, und Kirman sogar eine dünne, dem europäischen Kaschmirstoffe ähnliche Qualität (schāl-

e-kusse) im Preiſe von 5—6 Dukaten. Nach den verſchiedenen Muſtern und Farben unterſcheidet man folgende Sorten: lāki, lādschewerdi, buteī, schāche-gewez'n, æhrāmi, tirmeh, zengāri. Ein mäßiger Export von perſiſchen Shawls findet nach Konſtantinopel und Alexandrien ſtatt. Im Inlande wird der Shawlſtoff in ſchmale Streifen (häschieh) zerſchnitten, auch viel zum Beſetzen und Einfaſſen der Kleider benutzt. Die Shawlfabrikation Perſiens nahm vor einigen Jahren infolge der Bemühungen des Großveziers Emir einen bedeutenden Aufſchwung. Es wurden Shawls zu 50—60 Dukaten gewebt, welche den indiſchen wenig nachgaben. Mit ſeinem Tode ging jedoch dieſe Induſtrie wieder zurück, ſodaß jetzt ein großer Theil der Kaſchmirwolle, deren Preis ſehr geſtiegen iſt, roh nach Indien verkauft wird.

Die perſiſchen Teppiche (færsch) zeichnen ſich weniger durch Lebhaftigkeit der Farben als durch deren Dauer und die Dichtigkeit des Gewebes aus. Die größern (ḳāli) ſind 6 Meter lang und 3 Meter breit; der Preis eines ſolchen bewegt ſich zwiſchen 12 und 40 Dukaten. Auch dieſe Induſtrie iſt im Rückſchreiten begriffen. Teppiche, die vor zwei Jahrhunderten gewebt wurden, übertreffen die heutigen bei weitem an Pracht der Zeichnung und Friſche der Farben. Eine kleinere Art (ḳālitsche), vornehmlich zur Unterlage beim Gebet dienend, koſtet 4—10 Dukaten. Die ſchönſten Teppiche liefert die Provinz Farahān bei Kirmanſchāh. Zweite Qualitäten fertigen die Nomaden in Kurdiſtan, Hamadan, Mianeh zu ziemlich niedrigem Preiſe; ſie wiſſen ihrem Erzeugniß durch hellbraune Grundirung mit Kamelwolle ein beſonders gefälliges Anſehen zu geben. Bekommt der Teppich eine Falte (gis), ſo verliert er die Hälfte ſeines Werths, weil dieſer Fehler unverbeſſerlich iſt und die Stelle ſich bald abreibt und kahl wird. Sonſt iſt die Haltbarkeit der perſiſchen Teppiche in der That erſtaunlich. Im zweiten Jahre

meines Aufenthalts in Teheran wollte ich drei schöne, aber schon gebrauchte Teppiche von einem Perser kaufen. Da mir der geforderte Preis etwas hoch schien, stellte ich dem Besitzer vor, daß sie ja schon alt wären, worauf er erwiderte: „Das ist keineswegs der Fall, denn ich kaufte sie erst vor 16 Jahren.“ Wir wurden Handels eins, und nach achtjährigem Gebrauch zahlte man mir bei der Wiederveräußerung denselben Preis dafür. Der Handel mit Teppichen ins Ausland, nach dem Kaukasus und nach Konstantinopel, ist nicht erheblich, weil das schwere Gewicht den Transport kostspielig macht, weil andern, welche nicht gleiche Ansprüche wie der Perser an die Dauer der Teppiche stellen, ihr Preis zu hoch erscheint und weil dieselbe Größe nicht für jedes Zimmer paßt. Auf Bestellung kann man allerdings Teppiche in jeder Dimension und in beliebigem Muster erhalten, doch muß man alsdann wenigstens acht Monate sich gedulden, da die Arbeit äußerst langsam vorschreitet.

Den Werth eines Shawls und eines Teppichs kann man nur durch lange Uebung im Sehen und Anfühlen verschiedener Qualitäten beurtheilen lernen. Beim Perser ist es, wie an einer andern Stelle erwähnt, Sache der Erziehung, ein Pferd, einen Shawl und einen Teppich genau taxiren zu können; der Europäer aber darf seinem eigenen Urtheil nicht trauen, sondern muß sich an einen zuverlässigen Verkäufer oder Mäkler wenden. Es gehört schon ein sehr geübtes Auge und Gefühl dazu, einen persischen von einem indischen Shawl zu unterscheiden.

In der Fabrikation von Filzen (nemet) verschiedener Art, mit schönen Figuren und Inschriften von gefärbter Wolle ausgelegt, zeigen die Perser besondere Geschicklichkeit. Die in Yezd gefertigten sind, obwol über $1^1/_2$ Zoll dick, von außerordentlicher Geschmeidigkeit und Elasticität; die kleinen von Hamadan aus Ziegenwolle fühlen sich glatt wie Seide

an. Filze werden zur Bekleidung des Fußbodens, zur Kopfbedeckung, zu Jacken, Pferdedecken u. s. w. verwendet. Wegen ihres schweren Gewichts eignen sie sich jedoch nicht zur Ausfuhr.

Einige Nomadenstämme, namentlich die Kurden, weben bunte, dünne, leichte und doch unverwüstliche Decken zum Gebrauch für Menschen und Pferde, gelim, kurdi, sinpuschte genannt. Das Stück kostet 2 — 6 Dukaten.

In Kirman wird ein dicker, dauerhafter und dennoch sehr schmiegsamer Flanellstoff (patu) gewebt und durch Walken wasserdicht gemacht. Einen solchen Patu habe ich acht Jahre hindurch auf allen meinen Reisen, in Zelten, in der Wüste, auf Bergen, als Unterlage beim Schlafen benutzt und dann in völlig brauchbarem Zustand mit nach Europa gebracht, wo er mir wenigstens noch zehn Jahre als Teppich dienen kann. Jedem Reisenden in Persien ist anzurathen, sich mit einem Patu zu versehen, der wegen seiner im Verhältniß zum Volumen erstaunlichen Leichtigkeit die vortrefflichsten Dienste leistet. In einen Patu eingehüllt, ist man hinlänglich gegen Thau und Regen geschützt. Von Farbe sind die Patus entweder naturbraun oder blau, grün, roth. Der Preis beträgt 3 — 6 Dukaten.

Ein gleichfalls sehr schmiegsamer Flanellstoff (berek) wird aus feiner Kamelwolle gewebt. Weich, warm und dauerhaft, vertritt er dem Perser die Stelle des Tuchs. Der beste kommt aus Afghanistan vom Tribus der Hazareh, doch erzeugt auch Chorassan eine schöne Qualität.

Eine Art Mäntel, ähnlich dem arabischen Abba, wird in Kirman und Ispahan aus Kamelhaar gefertigt. Man pflegt sie auf den Achseln mit eingeschlagenen Goldfäden zu verzieren; alle aber sind leicht, vollkommen wasserdicht und unverwüstlich. Sie werden mit 3 — 8 Dukaten bezahlt. Auch sie bewähren sich im Sommer wie im Winter äußerst praktisch auf der Reise, praktischer als die Kautschukmäntel,

denn sie schützen gegen Sonne und Regen, gegen Hitze und Kälte.

Aus Wolle werden auch die berühmten persischen Strümpfe gewebt, welche an Elasticität, Lebhaftigkeit der Farben und Schönheit der Muster dem Kaschmirshawl nahe kommen. Am geschätztesten sind die von Schiraz und von Choi am Ararat.

Neben den im Lande erzeugten Fabrikaten aus Schaf-, Ziegen- und Kamelwolle ist der Verbrauch von Tuch (mähut) sehr bedeutend. Der Perser versteht sich nicht auf die Tuchfabrikation; eine Fabrik in Azerbeidschan, welche vor etwa dreißig Jahren errichtet wurde, ging bald wieder ein. Alles Tuch kommt daher vom Auslande, von Konstantinopel über Trapezunt und Tabris durch persische Kaufleute eingeführt. Es ist meist österreichisches Fabrikat, obwol es unter dem Namen holländisches Tuch (mähut valendis) verkauft wird. Beim Einkauf von Tuch berücksichtigt der Perser weniger den Preis als die Qualität, da er gewohnt ist, von Wollwaaren eine wenigstens sechs- bis zehnjährige Dauer zu verlangen; man hört häufige Klagen über Verschlechterung des europäischen Fabrikats bezüglich seiner Haltbarkeit. Zu einem Mantel werden $3^1/_4$ Meter Tuch gebraucht; Europäer, welche dergleichen Abschnitte mitbringen, besonders von blauer, chamois und olivengrüner Farbe, können durch Verschenken derselben sich sehr beliebt machen und manchen wichtigen Dienst erkaufen.

Die Fabrikation von Seide (abrischum) ist zwar im ganzen Lande verbreitet, hat aber seit den Zeiten Chardin's gleichfalls sehr abgenommen. Die bedeutendsten Seidenfabriken befinden sich in Kaschan, Yezd, welches das schönste Fabrikat liefert, Ispahan, Tabris und Meschhed. In Kaschan waren vor zehn Jahren noch vierhundert Stühle im Gange; von da ab sank der Betrieb, weil viel Rohseide infolge der Preis-

steigerung dieses Artikels in Europa dorthin ausgeführt wurde. Im allgemeinen sind die persischen Seidenzeuge dauerhaft und von lebhafter Farbe; man versteht es, durch Binden der Strähne beim Färben zart nüancirte geflammte Muster zu erzeugen; an Glanz und Gleichheit des Fadens erreichen sie jedoch nicht die europäischen Sorten. Taffete (tāfteh, kænāvis) werden glatt in Meschhed und Kaschan, bunt carrirt zu Bettdecken in Yezd und Ispahan, zu Thürvorhängen (perdeh) in Gilan am besten gefertigt. Moirés (chārāh*) und dārāh) stehen in jeder Beziehung dem europäischen Manufact nach. Atlas (gātni) fabricirt nur Kaschan, doch nie ganz aus Seide, sondern mit Einschlag von Baumwolle. Ebendaselbst fertigt man allein noch Brocate (zerbāfi) mit eingewebten goldenen Blumen, freilich den einst so berühmten persischen Brocaten kaum mehr zu vergleichen, und Sammte (machmal), die den französischen zwar nicht an Festigkeit, aber an Weiche und Farbenpracht nachstehen; einige Farbennuancen, namentlich blauschwarz, können die Perser gar nicht erzeugen, am besten gelingt ihnen noch orange und ponceau. Einen eigenthümlichen Seidenstoff liefert Yezd unter dem Namen schal abrischum; er ist nach Art der indischen Shawls mit Palmen und Gewinden durchwebt, von zartgezeichneten Borduren eingefaßt, und der einzige, von dem einige Ausfuhr nach Rußland und Konstantinopel stattfindet. Dagegen bildet die Ausfuhr von Rohseide, wie oben erwähnt, eine der wichtigsten Hülfsquellen des Landes. Eingeführt werden von Seidenstoffen nur lyoneser Fabrikate, vorzüglich Damast und Brocat, doch auch in nicht erheblichem Betrage.

Flachs wird sehr wenig verarbeitet, nur zu Schnupftüchern und Leibbinden. Der Flachsbau beschränkt sich auf einige kleine Strecken im Bezirk Masanderan.

---

*) חור der Bibel (Buch Esther, Kap. 1).

Die Farbestoffe, deren man sich zur Fabrikation bedient, sind theils Producte des Landes, wie Krapp, Saflor, Indigo, Granatäpfelrinde, Galläpfel, Eisen- und Kupfervitriol, essigsaures Eisen u. s. w., theils werden sie von Indien bezogen. Die Cochenille kommt über Europa, wird jedoch häufig durch die am Ararat vorkommende Porphyrophora Hamelii ersetzt. Durch Zusatz einer indischen Rinde, Luter (لطر), erhöht man die Intensivität der Cochenillefarbe. Mit der Farbenbereitung beschäftigen sich die Nomadenweiber nach althergebrachten Recepten; als Säuren verwenden sie dabei Citronen- und durch Verbrennung von Schwefel mühsam gewonnene Schwefelsäure; als Alkalien den Urin der Kühe. Bei so verschiedenartiger Concentration der Stoffe ist es natürlich sehr schwer, genau dieselbe Nuance hervorzubringen, und an Teppichen wie Shawls bemerkt man daher nicht selten, zumal die Anfertigung lange Zeit, gewöhnlich sechs Monate in Anspruch nimmt, kleine Farbenabweichungen an einzelnen Stellen. Dagegen sind die Farben durchgehends echt und widerstehen länger als die in Europa gebräuchlichen den verzehrenden Strahlen der persischen Sonne. Alle größern Fabrikstädte haben eigene Färbereien (sabbagh), von denen die meisten nur in einer Farbe arbeiten. Ebenso findet man überall große Bleichen, bei Ispahan z. B. sah ich die Ufer des Zainderud weit und breit mit Garnen und Geweben bedeckt.

Die Lederfabrikation wird am stärksten in dem Städtchen Hamadan betrieben. Aus vortrefflich gegerbten Schaffellen bereitet man hier schöne farbige Maroquins, tscherme hamadāni genannt, und aus dem Rückenfell des wilden Esels vorzügliches Chagrinleder (saghri), dessen schillernd grüne, mit Grünspan erzeugte Farbe gleich wie die kleinen grieslichen Erhabenheiten, welche mittels Amaranthussamen hervorgebracht

werden, ſich bis zur völligen Abnutzung unverſehrt erhalten. Auf die Fabrikation von Sämiſchleder aus den Fellen der wilden Ziegen und Argalis verſteht man ſich nur in der Stadt Kirman; in den übrigen Theilen des Reichs werden die Felle von Hirſchen, Rehen, Gazellen, Argalis, wilden Ziegen und Steinböcken als nutzlos weggeworfen. Die Einfuhr von Leder iſt ganz ohne Bedeutung, weil vom Ausland kommendes Leder dem Perſer für geſetzlich unrein gilt. Auch die Benutzung der Häute von gefallenen Thieren verbietet das Religionsgeſetz. Geringe Quantitäten ſchwarzbraun gefärbtes Hirſchleder werden unter dem Namen dschir an kaukaſiſche Stämme zu Rüſtungen verkauft. Etwas erheblicher iſt die Ausfuhr von rohen Lamm- und Ziegenfellen.

Zu Pelzwerk werden von inländiſchen Fellen nur die Lammfelle von Schiraz und Kum benutzt. Von Natur ſchon ſchwarz, erhalten ſie noch durch Färben mit eſſigſaurem Eiſen und Granatäpfelrinde einen tiefſchwarzen Glanz. Die wohlhabendern Klaſſen tragen indeß ſchwarze Lammfelle von Buchara (puste-buchärä) oder aus Rußland eingeführte Fehe und Nerze. Da aber andererſeits ein ziemlich ausgedehnter Export der für unrein geltenden Felle von Löwen, Tigern, Leoparden, Füchſen, Wölfen, Schakalen, Hyänen, Geparden, Ottern und Mardern ſtattfindet, ſo dürfte dieſer den Import wenigſtens aufwiegen. Der Pelzhandel wird ausſchließlich von Armenern betrieben, da kein Muſelman die unreinen Felle berühren darf. Es geht daher ein großer Theil der Felle wie überhaupt der Beſtandtheile von geſetzlich unreinen Thieren der Verwerthung und Benutzung verloren.

Im Reichthum an Metallen, namentlich an Kupfer, kann ſich kaum ein anderes Land der Erde mit Perſien meſſen. Eine Kupfermine (maadene mis) hat faſt jeder Diſtrict, ja am nördlichen Abhang des Elburz bei Teheran zählt man deren 20, und ebenſo viele in der nächſten Umgegend von

Kaswin. Die ergiebigsten Minen besitzt Karadagh bei Tabris. Allein die Perser sind in der Kunst des Bergbaus sehr weit zurück, und von Betriebsmaschinen, die aus Europa verschrieben waren, wußten sie keinen Gebrauch zu machen. Die reichen Minen von Charassan liefern nur ganz geringe Ausbeute, weil die Arbeiten durch häufige Einfälle der Turkomanen unterbrochen und gestört werden. Unternimmt ein Perser, welcher sich durch Beschäftigung mit Alchemie einige elementare Kenntniß erworben hat, die Ausbeutung einer Mine, so verliert er entweder das hinein verwendete Kapital, oder sobald der Betrieb zu lohnen anfängt, bemächtigt sich der Gouverneur desselben, der ihn dann aus Unkunde vernachlässigt und bald wieder einzustellen genöthigt ist. Alle diese Umstände bewirken, daß trotz der reichen Erzlager im eigenen Lande der größte Theil des in Persien verarbeiteten Kupfers aus Rußland eingeführt wird, und da die meisten Koch- und Wirthschaftsgeschirre aus Kupfer bestehen, so ist der Bedarf an diesem Metall sehr bedeutend. In der Hütte des Aermsten finden sich einige kupferne Geräthe vor; um den übermäßigen Druck eines Gouverneurs zu bezeichnen, sagt man: „Er brachte es so weit, daß zwei Hütten zusammen sich eines einzigen Kupfertopfs bedienen mußten.“ Allgemeiner Beliebtheit erfreuen sich die Kupferschmiedearbeiten von Sendschan und Kaschan; in den Werkstätten letzterer Stadt fand ich im Sommer 1859 600 Arbeiter beschäftigt. Die von dort kommenden Gefäße zeichnen sich durch Solidität der Nietung, Eleganz der Formen und zierliche Gravirung aus und finden im ganzen Lande Abnahme. Ich sah dort mit Arabesken, Figuren und arabischen Sprüchen verzierte Schalen und Becher, welche Anspruch auf den Namen von Kunstwerken erheben konnten. Zinn und Salmiak, das zur Verarbeitung des Kupfers erforderliche Material, muß aus Indien bezogen werden; denn der im Lande erzeugte Salmiak

(nischâdur), der überdies unrein ist, reicht nicht hin für den Verbrauch. Borax (bureh) liefern die Seen Mediens.

Wie die Kupfer-, so bleiben auch die reichen Eisenminen des Landes vernachlässigt. Was aus den Minen von Masanderan und Charassan an Eisenerzen gefördert wird, sind kaum nennenswerthe Quantitäten. Alles übrige Eisen (âhen) kommt vom Ural auf der Wolga und über das Kaspische Meer nach Persien; nur die südlichen und südöstlichen Provinzen versorgen sich auch zum Theil von Indien. Persische Eisenarbeiten waren einst hochberühmt, und noch jetzt haben die Damascenerklingen von Schiraz und Meschhed einen guten Ruf, doch können sie sich den alten Klingen und Flintenläufen an Güte, namentlich an Schönheit der künstlichen Gravirungen auf Stahl mit eingelegten Goldplättchen nicht an die Seite stellen. In den Arsenalen von Ispahan, Schiraz und Teheran werden Schießwaffen, besonders Flinten und Pistolen nach europäischem Muster, selbst mit genauer Nachahmung der Fabrikzeichen gefertigt, die den Originalen in der That ziemlich nahe kommen. Weniger gelingt die Fabrikation der ebenfalls den europäischen nachgeahmten schneidenden Werkzeuge, z. B. der von Ispahan aus in den Handel kommenden Federmesser. Der Perser hält sehr viel auf ein gutes Federmesser; er zeigt das seinige dem Europäer und fragt ihn, ob es echt englisches Fabrikat sei. Häufig zog der Minister, wenn ich bei ihm war, aus seinem Shawlbeutelchen ein Federmesser hervor, um sich über Werth und Güte desselben durch mich unterrichten zu lassen. In dem Roman „Hadschi baba" charakterisirt daher ein Gesandter, vom König über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenenen europäischen Nationen befragt, die Engländer mit den Worten: „Das ist die Nation, welche die Federmesser verfertigt." Bei dem theuern Preise des Eisens ist der Verbrauch zu Geräthschaften und Werkzeugen natürlich sehr beschränkt, was auf die gesammte

Industrie nachtheilig einwirkt. Zwar machte der jetzige Schah mehrmals Versuche, unter Zuziehung von Europäern Eisenerze schmelzen zu lassen, sie blieben jedoch, obgleich große Summen verschlingend, ohne Resultat, sodaß er zuletzt gä[illegible]lich daran verzweifelte, daß Eisen in seinem Lan[illegible] werden könne. „Das erste Man (5½ [illegible] persischem Mineral gewonne[illegible] „würde ich mit Go[illegible] bekannt [illegible] di[illegible]

lieb[illegible] lich [illegible]

in den[illegible] den ver[illegible] — Blei[illegible] dische Bed[illegible] fuhr übrig[illegible] fördert, es [illegible]

Zink (r[illegible] verarbeitet wi[illegible]

Kobalt (c[illegible] sich in vorzügl[illegible] Dorfe Gamsar. Es sollen ziemlich[illegible] land gehen. Gut[illegible] rein kommt er auch[illegible]

Arsenik lagert [illegible] in großen Massen u[illegible] win; der Export nach[illegible]

Manganerde (mu[illegible] wird um Kirman gewo[illegible]

(nischâdur), der überdies unrein ist, reicht nicht hin für den Verbrauch. Borax (bureh) liefern die Seen Mediens.

Wie die Kupfer-, so bleiben auch die reichen Eisenminen des Landes vernachlässigt. Was aus den Minen von Masanderan und Charassan an Eisenerzen gefördert wird, sind kaum nennenswerthe Quantitäten. Alles übrige Eisen (âhen) kommt vom Ural auf der Wolga und über das Kaspische Meer nach Persien; nur die südlichen und südöstlichen Provinzen versorgen sich auch zum Theil von Indien. Persische Eisenarbeiten waren einst hochberühmt, und noch jetzt haben die Damascenerklingen von Schiraz und Meschhed einen guten Ruf, doch können sie sich den alten Klingen und Flintenläufen an Güte, namentlich an Schönheit der künstlichen Gravirungen auf Stahl mit eingelegten Goldplättchen nicht an die Seite stellen. In den Arsenalen von Ispahan, Schiraz und Teheran werden Schießwaffen, besonders Flinten und Pistolen nach europäischem Muster, selbst mit genauer Nachahmung der Fabrikzeichen gefertigt, die den Originalen in der That ziemlich nahe kommen. Weniger gelingt die Fabrikation der ebenfalls den europäischen nachgeahmten schneidenden Werkzeuge, z. B. der von Ispahan aus in den Handel kommenden Federmesser. Der Perser hält sehr viel auf ein gutes Federmesser; er zeigt das seinige dem Europäer und fragt ihn, ob es echt englisches Fabrikat sei. Häufig zog der Minister, wenn ich bei ihm war, aus seinem Shawlbeutelchen ein Federmesser hervor, um sich über Werth und Güte desselben durch mich unterrichten zu lassen. In dem Roman „Hadschi baba" charakterisirt daher ein Gesandter, vom König über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenenen europäischen Nationen befragt, die Engländer mit den Worten: „Das ist die Nation, welche die Federmesser verfertigt." Bei dem theuern Preise des Eisens ist der Verbrauch zu Geräthschaften und Werkzeugen natürlich sehr beschränkt, was auf die gesammte

Industrie nachtheilig einwirkt. Zwar machte der jetzige Schah mehrmals Versuche, unter Zuziehung von Europäern Eisenerze schmelzen zu lassen, sie blieben jedoch, obgleich große Summen [illegible]

Schwefel (gugird) gibt es im Ueberfluß in den verschiedenen Theilen Persiens, und sicher wird einst, von erleichterten Communicationswegen begünstigt, eine sehr erhebliche Ausfuhr dieses Artikels nach Europa stattfinden. Der schönste hyacinthrothe Schwefel tritt nahe unter dem Gipfel des Demawend zu Tage, wo ihn während der Sommermonate die Bewohner des Städtchens Ask einsammeln. Er heißt im Handel gugird-e-ahmer oder demawendi zur Unterscheidung von dem Stangenschwefel, der gugird-e-farsi genannt wird.

Kochsalz und Chilisalpeter als krystallinische Ausschwitzung kommt so häufig vor, daß man fast nur die Transportkosten dafür bezahlt. Außerdem finden sich zahlreiche Lager von Stein- und Krystallsalz (nemek-e-turki). Etwas Salpeter (schure) soll, wie ich hörte, nach Indien exportirt werden. Mit seinem Reichthum an Kochsalz und andern salpetersauren und schwefelsauren Salzen wäre Persien die ganze Welt zu versorgen im Stande.

Steinkohlen, welche in mächtigen Flötzen zum Theil offen liegen, werden bisjetzt wegen Mangel an Straßen und industriellem Bedarf nicht geschürft. Der Perser sagt, Steinkohlen könne er nicht zu seiner Wasserpfeife benützen. Das Kohlenflötz auf dem nördlichen Abhange der Elburzkette bei Teheran erscheint schon unterhalb Kaswin im Dorfe Ij, taucht dann im Laarthal, besonders in einem Seitenthal desselben, genannt Diwasia, wieder auf, und zeigt sich endlich in der Nähe des Städtchens Ask am Flusse Heras. Ueberhaupt ist die Steinkohlenformation sehr reich vertreten.

Von Edelsteinen liefert Persien nur Türkise (firuze), und da die frühern ergiebigen Minen wegen Anfüllung mit Wasser unzugänglich sind, beschränkt man sich jetzt auf die Durchsuchung der alten Stufen. Seitdem ist der Preis der Türkisen sehr gestiegen, und es kommen nur kleinere Stücke

oder solche, die aus älterer Zeit stammen, im Handel vor. Die königliche Schatzkammer besitzt den werthvollsten Türkis; er ist von reinster tiefer Azurfarbe ohne alle Fehler und Flecken (barāz, d. h. Lepra) und wird, obgleich kaum die Größe einer halben Mandel erreichend, auf 600 Dukaten geschätzt. Es gibt wol größere Steine, aber nicht so rein, sondern voll Flecken und Adern, daher von verhältnißmäßig geringerm Werth. Die zweite Qualität, schirbām genannt, stammt zwar auch aus der alten Mine, spielt aber mehr ins Weiße als ins Blaue; die Stücke gehen meist nach Bagdad, wo sie von den Arabern gut bezahlt werden. Die dritte Qualität bilden die aus neuer Mine zu Tage geförderten (maden-e-nau), welche anfangs schön blau sind, mit der Zeit aber sich ins Grünliche verändern. Man verschmäht sie im Lande als völlig werthlos. Persische Türkisen werden nach Rußland, besonders auf die Messe von Nischnij-Nowgorod zum Verkauf gebracht, weil sie die Russen am höchsten schätzen; doch ist die ganze Ausfuhr in der Neuzeit von keinem Belang. Das Schleifen und Poliren der Edelsteine scheinen die Perser von den Hindu erlernt zu haben, wenigstens bedienen sie sich wie diese des Schmirgels (sumbāde) dazu. In Ispahan, Schiraz und mehrern andern Städten schleift man Diamanten auf der hölzernen Scheibe; man soll dort auch Steine zu schleifen verstehen, welche wegen ihrer astartigen Bildung (ähnlich den widerstehenden Aesten des Holzes beim Hobeln) von europäischen Meistern nicht bewältigt werden können. (?)

Die Glasfabrikation (schischeh, belur), vor etwa 250 Jahren durch einen Italiener eingeführt, machte in jüngster Zeit einige Fortschritte. Gewöhnliche Glasgeschirre, wie Trinkgläser, Flaschen, Spiegel, werden recht gut gearbeitet. Fast jede bedeutendere Stadt hat einen Glasofen für den Localgebrauch. Die Glasgeschirre von Kum und Schiraz gelten

für die besten. Scheibenglas jedoch können die Perser nur in Tafeln von sehr mäßiger Größe herstellen. Als Lauge zur Fabrikation dient das Varec (ḳaliab-ḳumi), welches aus den Solsolapflanzen (uschnun) der Wüste durch Verbrennen und Zusammensintern gewonnen wird. Die Einfuhr von Spiegeln und Krystallgläsern über Konstantinopel und aus Rußland ist sehr beträchtlich; sie zieht alljährlich große Geldsummen aus dem Lande.

Porzellan wird wenig und von geringer Qualität erzeugt, am brauchbarsten sind noch die Geschirre von Kum (käse ḳumi). Daher ist das echte chinesische Prozellan (tschini), über Hindostan kommend, sehr begehrt; auch englische und russische Waare, namentlich Thee- und Kaffeegeschirre, findet gute Abnahme. Etwas besser versteht man sich auf die Erzeugung von Fayence (käschi). Berühmt sind die glasirten Ziegeln, aus denen allerhand Bilder, Jagdscenen, Landschaften u. s. w. zusammengesetzt werden. Das darzustellende Bild wird nämlich mit feuerfesten Farben auf eine Lehmplatte gebracht, die man dann in Ziegeln zerschneidet. Hierauf werden die Ziegeln gebrannt und in der Ordnung wie auf dem Bilde mittels Kitt und Mörtel zusammengefügt. Dergleichen Mosaiken dienen zum Bekleiden der Wände und Kuppeln in Moscheen, Madrasses, Bädern und andern öffentlichen Gebäuden. Doch auch diese Kunst ist in Verfall gerathen. So schöne Farben, wie sie an den Bekleidungen älterer Gebäude in Ispahan noch zu sehen sind, vermag man heute nicht mehr hervorzubringen. Die besten farbigen Ziegel liefert jetzt Kaschan, daher ihre Benennung käschi. Aus Thon verfertigt man die porösen Alkarazzas: Trinkgeschirre, in denen sich das Wasser frisch erhält und die auch zum Filtriren des Wassers dienen. Man liebt es, sie mit Figuren und Arabesken zu verzieren, besonders zeichnen sich die in Kum gefertigten (kuze ḳumi) durch geschmackvolle Formen

aus. Beim Brennen werden sie nicht direct dem Feuer ausgesetzt, sondern mit einer thönernen Hülle umgeben, sodaß die Hitze langsam und gemäßigt einwirkt. Bevor der Perser einen neuen Alkarazza in Gebrauch nimmt, pflegt er etwas Rosenwasser hinein zu gießen; der Wohlgeruch bleibt dann viele Wochen bemerkbar. Neben den zierlich geformten Alkarazzas gibt es übrigens auch ganz roh gearbeitete und schlecht glasirte Thongeschirre, welche an die Uranfänge der Industrie gemahnen und gegen die schönen Scherben, die man in den Ruinen der Stadt Rages (Ray) findet, sehr unvortheilhaft abstechen.

Gute und billige Seife (saabun) wird aus Varec bereitet, vorzüglich in der Stadt Kum. In den Provinzen am Kaspischen Meer siedet man Schmierseife aus Olivenöl.

Eine von Hindostan oder China nach Persien verpflanzte Kunst ist die Bein- und Metallmosaik (chätem säzi), welche zum Schmuck von Tischen, Sesseln, Rahmen u. s. w. angewandt wird. Die Schirazer und Ispahaner fertigen sehr zierliche Arbeiten dieser Art zu erstaunlich billigem Preise. Man bildet nämlich symmetrische Figuren aus langen aneinandergeschraubten Stäbchen von Bein und Metall, macht hierauf mittels feiner Sägen horizontale Durchschnitte und legt die dünnen Platten in das Holz der Möbelstücke ein. Sehr schöne eingelegte Thüren, Sessel u. s. w. bewunderte ich im königlichen Schlosse zu Teheran.

In Ispahan besteht eine eigene Malerzunft (nakkäsch), welche sich ausschließlich mit Bemalen von Papparbeiten, Taschenspiegelchen, Tintenfässern, Büchereinbänden u. s. w. beschäftigt. Diese Miniaturgemälde von Blumen, Ranken, Thier- und Menschengruppen sind sehr zierlich und naturgetreu, bis auf die Perspective, deren Gesetze den Persern ebenso wenig wie den Chinesen bekannt zu sein scheinen. Mit einem aus Sandarak, Leinöl und Naphtha bereiteten ausge-

zeichneten Firnis (rugan-e-kæmun) überzogen, erhalten sich die lebhaften Farben frisch und glänzend. Man bezahlt für dergleichen Malereien, je nach dem Rufe des Meisters, oft fabelhafte Preise, für ein bemaltes Taschenspiegelchen z. B. 50 Dukaten, und zeigt einen solchen Schatz gern dem Europäer, wobei es schicklich ist und erwartet wird, daß der Beschauer in enthusiastische Bewunderung des Kunstwerks ausbreche.

Um dem fortwährenden Geldabfluß zu steuern, machte der jetzige Schah, wie ich bereits an verschiedenen Stellen erwähnt, mehrfache Versuche zur Errichtung von Fabriken europäischer Construction. Besonders zur Zeit der englisch-persischen Wirren strebte die Regierung eifrig danach, das Land von dem englischen Markt zu emancipiren. Sie gab sich dabei den unsinnigsten Hoffnungen hin. Mit einer kleinen Spinnfabrik glaubte man in kurzer Zeit alle englischen Spinnereien entbehrlich machen zu können; als eine Papiermühle angelegt wurde, fragte der Schah den Vorsteher dieses im Bau begriffenen Etablissements, ob es möglich sein werde, Papier darin zu erzeugen, worauf derselbe rasch erwiderte: „Ja, ich will dein Opfer sein, in wenigen Jahren werden wir so viel Papier an das Ausland liefern, daß in ganz Frengistan kein Bogen mehr fabricirt werden kann.“ Natürlich entsprach das Resultat dieser vereinzelten Anläufe, so bedeutende Summen auch darauf verwendet wurden, nicht im geringsten den geträumten Erwartungen. Ich nahm mehrmals Gelegenheit, meine Ansichten darüber dem Schah auseinanderzusetzen, erntete aber nur Undank und üble Nachrede davon, weil man mich als Europäer in Verdacht hatte, ich wolle dem Aufschwung der inländischen Industrie hinderlich sein, und später, nachdem alles so gekommen, wie ich es vorausgesagt, war man zu stolz, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Meine Gründe, warum eine plötzlich von außen importirte Fabrikindustrie in Persien nicht gedeihen könne, waren etwa folgende. Zunächst fehlt es durchaus an den nöthigen Arbeitskräften. Die dünne Bevölkerung ist bei weitem nicht im Stande, allen ertragfähigen Boden zu cultiviren; es müßten also dem Ackerbau die ohnehin unzureichenden Arme entzogen werden. Wollte man nun in Betracht dessen europäische Arbeiter kommen lassen, so würden diese entweder dem Klima und der ungewohnten Lebensweise erliegen oder infolge der durch die orientalische Sitte aufgezwungenen Isolirung sich dem Trunk ergeben und körperlich wie geistig zu Grunde gehen. Ferner wäre es unmöglich, den maßlosesten Unterschleifen und Veruntreuungen bei Verwaltung der Etablissements vorzubeugen. Wenn schon in europäischen Ländern auf Staatskosten betriebene Fabriken nicht reussiren, was kann in Persien von dergleichen erwartet werden! Endlich sei die Herbeischaffung aller Maschinen und Apparate sowie des gesammten Erneuerungsmaterials aus so weiter Ferne und auf den ungebahnten Wegen des Landes mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten, jedenfalls aber mit so enormen Kosten verbunden, daß die Anlagen von vornherein jeder Aussicht auf vortheilhaften Betrieb ermangelten. Die Regierung möge, so rieth ich, immerhin die Privatindustrie nach Kräften ermuntern und fördern, ihr Hauptaugenmerk jedoch auf Hebung der Bodencultur, auf Gewinnung und Ausbeutung der reichen Naturschätze richten; dann werde sich durch den Austausch inländischer Producte gegen europäische Industrieerzeugnisse mit der Zeit eine Handelsbilanz zu Gunsten Persiens herausstellen. Indeß mein Rath wurde, wie gesagt, nicht befolgt. Man berief russische und französische Handwerker und Mechaniker und errichtete eine Anzahl Fabriken. 1) Eine Stearinkerzenfabrik. Bei der Wohlfeilheit des Talgs glaubte man Stearin zu billigem Preise erzeugen zu können. Zur Be-

reitung der Schwefelsäure wurde eine Bleikammer eingerichtet, die aber keine stärkere Säure producirte, als etwa eine milde Limonade besitzt; die ungeschickten Hände der Arbeiter verdarben den Mechanismus der Pressen; und nach Verausgabung von über 8000 Dukaten hatte man glücklich einige Pfund Kerzen mit persischem Stempel und dem königlichen Wappen zu Stande gebracht. Die böse Welt wollte zwar wissen, das Stearin dazu sei aus Europa gekommen; allein wie dem auch sei, der europäische Director erhielt vom Schah ein Ehrenkleid. Hiermit war jedoch die ganze Unternehmung zu Ende. 2) Eine Papiermühle wurde dicht an der Stadtmauer von Teheran erbaut, wo keine genügende Wasserkraft vorhanden ist; für den Betrieb waren einige Arbeiter aus Rußland verschrieben worden. Die mislungenen Versuche, aus Lumpen Papier zu machen, dauerten mehrere Jahre, bis endlich aus reiner Baumwolle ein paar Bogen ungeglättetes graues Papier zum Vorschein kamen. Inzwischen starb ein Theil der fremden Arbeiter, der andere verkümmerte, und der Betrieb schlief gänzlich wieder ein. Von der Papierfabrikation, welche im 13. und 14. Jahrhundert in Charassan geblüht haben soll, ist nichts übriggeblieben als einige kleine mit Erzeugung von Pappen beschäftigte Etablissements zu Ispahan. 3) Für eine neue Glasfabrik wurden zwei vorzügliche Arbeiter in Frankreich angeworben, die aber ihre Kenntnisse hier um so weniger nutzbar machen konnten, da es nicht gelang, feuerfesten refractorischen Thon aufzufinden. Doch hatte ihre kurze Wirksamkeit wenigstens das Gute, daß die Perser ihnen manche Vortheile absahen und auf die heimische Productionsweise übertrugen. 4) Die größten Anstrengungen machte man zur Errichtung einer Spinnfabrik nach europäischem Muster. Dampfmaschinen und sonstige Apparate mußten aus Rußland mit unsaglicher Mühe, nämlich meist durch Menschenhände,

unter Aufgebot ganzer Dorfschaften auf den weiten unwegsamen Straßen an Ort und Stelle geschleift werden, sodaß die Anlagekosten nicht weniger als 150000 Dukaten verschlangen. Eine Quantität Garn von wenigen Pfunden, die dem König vorgezeigt wurde, war und blieb die einzige Frucht aller auf die Unternehmung verwandten Mühen und Kosten. 5) Eine Zuckerraffinerie scheiterte, wie bereits andernorts erzählt, vornehmlich daran, daß die Producenten von der Regierung zur unentgeltlichen Ablieferung der Cassonade gezwungen wurden und deshalb den Anbau des Zuckerrohrs einzustellen begannen.

Nachdem so bedeutende Summen sinn- und zwecklos vergeudet worden waren, hörte man endlich auf meinen Rath und schickte eine Anzahl junger Leute nach Europa, zunächst nach Frankreich, damit sie dort verschiedene Industriezweige praktisch erlernen. Von ihnen dürfte, wenn sie mit reellen Kenntnissen ausgerüstet in das Vaterland zurückkehren, eher etwas für den Aufschwung der heimischen Industrie zu erwarten sein, obwol die derzeitige Gestaltung der Staatsverhältnisse immer mehr lähmend als fördernd darauf einwirken wird.

Die in den Bazaren arbeitenden einzelnen Handwerksmeister (usta) betreiben ihr Gewerbe im allgemeinen mit Fleiß und Thätigkeit, nehmen sogar nicht selten die Nächte mit zu Hülfe; doch ist ihr Streben nicht auf Vervollkommnung, sondern nur auf Erwerb des täglichen Lebensbedarfs gerichtet. Sie beschränken sich auf die Nachahmung europäischer Erzeugnisse, ohne eigenen Erfindungsgeist zu entwickeln. Nach einer Lehrzeit von wenigen Monaten etablirt sich der junge Handwerker, heirathet und arbeitet dann blos mechanisch, um den Unterhalt für sich und seine Familie zu gewinnen. Am intelligentesten sind die Handwerker von Ispahan und Kaschan, welche auch viel in andere Städte auswandern, hier jedoch, bei einträglichem Erwerb, bald in den Schlendrian der übrigen

verfallen. Handwerker, die es über eine mittlere Wohlhabenheit gebracht, lernte ich nicht kennen. Auf Meisterschaft können nur die Graveure (hækkak) Anspruch machen und allenfalls die Gold-, Silber- und Emailarbeiter von Schiraz. Der König besitzt sehr kunstvoll emaillirte Goldgeschirre von neuerm Datum, besonders Nargileh; auch der in jüngster Zeit renovirte Pfauenthron zeigt recht zierliche in Goldemaille ausgeführte Inschriften und Arabesken.

Gewöhnlich nimmt ein einzelnes Gewerk einen Bazar für sich ein, der nach ihm den Namen trägt, so der Bazar der Schuhmacher, Posamentiere u. s. w. Es herrscht volle Gewerbefreiheit und keinerlei Zunftzwang, doch wählen die Meister eines Gewerks aus ihrer Mitte einen Chef, Baschi genannt, zur Vertretung der gemeinsamen Interessen.

Als die vorzüglichsten Fabrik- (karchāneh) und Industriestädte (sanaët) sind zu nennen: Ispahan, Kaschan, Yezd, Kirman, Schiraz, Hamadan (Leder) und Tabris. Resch am Kaspischen Meer verarbeitet etwas Seide, auch werden daselbst sehr saubere und künstliche Stickereien auf Tuch gefertigt. Die Residenzstadt Teheran besitzt gar keine Industrie im größern Maßstabe, die dortigen Handwerker vermögen kaum dem Bedarf der Stadt selbst zu genügen.

Der Handel (tedscharet) befindet sich, mit wenigen Ausnahmen, in den Händen persischer Kaufleute. Unter allen Ständen genießt der Kaufmannsstand die meiste Achtung; sein Eigenthum wird in den seltensten Fällen angetastet, die Regierung scheut sich, über ihn Vexationen zu verhängen, von denen andere Unterthanen schonungslos heimgesucht werden. Während meiner neunjährigen Anwesenheit kam es mir nicht zur Kenntniß, daß ein Kaufmann von einer Vermögensconfiscation betroffen worden wäre. Saadi sagt: „Drei Dinge können ohne drei Dinge nicht bestehen: der Staat nicht ohne Gerechtigkeit, die Wissenschaft nicht ohne Discussion, das

Vermögen nicht ohne Handel." Von den drei Regeln scheint in Persien nur die letzte sich zu bewähren; denn der Staat besteht ohne übermäßige Gerechtigkeit, und man discutirt viel, hat aber des Wissens wenig.

Der persische Kaufmann ist sehr einfach in seiner Lebensweise. Beim größten Reichthum entfaltet er keinen Luxus, denn er würde dadurch bei seinen Genossen an Credit verlieren; er geht ohne Begleitung von Dienern auf der Straße, heirathet nur Eine Frau, meidet den Umgang mit Großen und hält sich zu seinesgleichen. Gern rühmt er sich: „kässeb-em kisb mi-kunem", d. h. „ich bin ein Industrieller, ich treibe Handel". Er ist den ganzen Tag über thätig im Geschäft. Sein Mittagsmahl besteht gewöhnlich nur in Käse und Brot. Doch trotz der Einfachheit seines Auftretens wird ihm überall ein Ehrenplatz angewiesen, und er verdient in der That die Achtung, die man ihm bezeigt. Durch und durch ehrlich im geschäftlichen Verkehr, wenn auch bei Gelegenheit einen übermäßigen Gewinn nicht verschmähend, äußerst pünktlich in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten, hält er, im Gegensatz zu den Gewohnheiten anderer Stände, streng das gegebene Wort. Obwol vorsichtig und mistrauisch, besitzen die persischen Kaufleute nicht geringen Unternehmungsgeist; sie bereisen nicht nur ganz Asien, namentlich Hindustan, China, Afghanistan, Turkistan und den Kaukasus, sondern auch die Türkei, Rußland und Aegypten. Ueberall wissen sie sich in kurzer Zeit zu orientiren und ihren Vortheil herauszufinden. Die Regierung bedient sich ihrer zur Vermittelung von Zahlungen im In- und Ausland, und die Gouverneure sowie andere Große vertrauen einem Kaufmann im geheimen die durch Erpressungen gewonnenen Summen an, sicher, daß derselbe auch im Fall ihres Sturzes ihnen, oder wenn sie Tod oder Verbannung trifft, ihrer Familie die bei ihm deponirten Gelder zurückzahlen wird.

Zinsen von Darlehen zu nehmen, verbietet zwar das muſelmaniſche Geſetz; ſelbſtverſtändlich aber wird das Verbot vielfach umgangen. Der geſetzliche Zinsfuß iſt auf 12 Procent fixirt, doch werden in geldknappen Zeiten 18—30 Procent bedungen. Solide Kaufleute zahlen ſelten weniger, noch ſeltener mehr als 10 Procent Discont auf ihre Wechſel (barat); letztere werden über Kapital (ras el mâl) und Zinſen (tænzil) ausgeſtellt und beim Verfall gegen eine Quittung (kæbs) eingelöſt. Höchſt ſelten geſchieht es, daß ein Kaufmann ſeine Zahlungen einſtellt (werschikesten), in welchem Fall er immer in ein Aſyl flüchtet, bis ſeine Angelegenheiten geordnet ſind. In Betracht der Menge ſich darbietender Aſyle und der Möglichkeit, dort unangefochten die etwa mitgenommenen Summen zu verzehren, muß man ſtaunen, daß ſo wenig Bankrotte vorkommen.

An der Spitze der Kaufleute jeder Stadt ſteht ein von ihnen gewählter Vorſtand (melek-e-tudschar), deſſen Aufgabe es iſt, ſowol im allgemeinen die Intereſſen der Corporation zu wahren, als auch Streitigkeiten zwiſchen deren Mitgliedern zu ſchlichten, ſäumige Schuldner zur Zahlung anzuhalten und die Urſachen der Bankrotte zu ermitteln. Vor einigen Jahren hatte die Regierung einen Handelsminiſter (vezir-e-tedscharet) in der Perſon des Mahmud Chan Karagusly eingeſetzt und demſelben auch die Function der melek-e-tudschar übertragen; bald liefen aber ſeitens der Kaufleute ſo zahlreiche Beſchwerden über Druck und willkürliche Behandlung ein, daß man vorzog, den alten Stand der Dinge wiederherzuſtellen.

Die fremden Kaufleute, welche in Perſien Handel treiben, ſind Ruſſen, Franzoſen, Schweizer, Griechen, Türken, Armener. Eine Ruſſiſch-perſiſche Compagnie, obwol von der ruſſiſchen Regierung ſubventionirt und Dampfſchiffe auf dem Kaſpiſchen Meere zur Verfügung habend, vermochte bisjetzt,

wegen Unfähigkeit und Untauglichkeit ihrer Agenten, keine besondern Gewinne zu erzielen. Die russisch-kaukasischen Kaufleute, meist Armener, waren durch unreelle, wucherische Geldgeschäfte und Anzettelung von Processen berüchtigt; allein da der jetzt in Teheran residirende russische Minister Anitschkoff, ein redlicher und unbestechlicher Mann, ihre unrechtmäßigen Forderungen nicht unterstützt, hat ihr verwerfliches Treiben bedeutend nachgelassen. Die meisten europäischen Kaufleute wohnen in Tabris und in Resicht am Kaspischen Meer, wenige in der Hauptstadt Teheran. Tabris ist der wichtigste Handels- und Stapelplatz Persiens; Handelsstädte zweiten Ranges sind: Jspahan, Schiraz, Resicht, Balafrusch und Yezd, von welcher letztern Stadt aus durch Gebern (parsis) der Handel mit Ostindien vermittelt wird. Meschhed dient als Stapelplatz der für Afghanistan und Turkistan bestimmten Waaren. Ausländische Waaren kommen: 1) von Konstantinopel auf dem Karavanenwege über Trapezunt, Erzerum, Choi, nach Tabris; 2) von Nischnij-Nowgorod die Wolga abwärts über das Kaspische Meer in den Hafen Enzeli und von da zu Lande nach Resicht und Teheran, oder in den Hafen Maschtiser und von da nach Balafrusch; nur wenige nach Meschhed gehende Güter landen in Astrabad, wohin auch die Turkomanen ihre Tauschwaaren, Lammfelle, Seide, Salz u. s. w., bringen; 3) von Bombay nach Buschir und Schiraz, oder von Maskat nach Benderabbas; 4) über Bagdad nach Jspahan. Teheran selbst ist durchaus keine Handelsstadt; nur einige Filialen für den Kleinverkauf werden von tabriser Häusern daselbst unterhalten.

An Eingangszoll haben ausländische Kaufleute, mit deren Staaten ein Vertrag besteht, fünf Procent zu entrichten; inländische Kaufleute bezahlen weniger, müssen dagegen die Waare in jeder Stadt, durch welche sie geführt wird, von neuem verzollen, sodaß sie in dieser Beziehung unglaublicher-

weise schlechter gestellt sind als die Ausländer und sich deshalb genöthigt sehen, unter fremder Firma Waaren zu beziehen, was zu steten Reibungen und Processen Anlaß gibt. Man kann sich in nationalökonomischer Hinsicht nichts Absurderes denken. Viele persische Kaufleute haben sich in der Fremde ansässig gemacht, so in Konstantinopel, Trapezunt, Erzerum, Tiflis, Moskau, Kairo, Bombay. Sie leiten dort den Export- und Importhandel von und nach Persien, China, Indien, und sind als solid, betriebsam und tüchtig bekannt.

Wie verschiedene europäische Staaten Consulate in Persien unterhalten, so hat auch Persien zum Schutze seines Handels Consuln in Tiflis, Erzerum, Trapezunt, Konstantinopel, Bombay, Bagdad und Kairo, zeitweilig auch in Smyrna, Alexandrien und Jaffa. Die Engländer hatten vor dem Ausbruch des englisch-persischen Kriegs Consuln in Tabris, Teheran und Benderbuschir; nach Beendigung desselben setzten sie auch einen Consul nach Resht und je einen Consularagenten nach Ispahan, Schiraz und Meschhed. Es ist natürlich, daß in diesen fernen Ländern die Functionen der politischen von denen der Handelsagenten nicht immer genau zu trennen sind. Rußland etablirte Consulate in Tabris, Resht, Teheran, Balafrusch, Astrabad, und wird wahrscheinlich noch dergleichen in Meschhed und Schiraz errichten, um den englischen Einfluß daselbst zu überwachen. Türkische Consulate bestehen nur in Tabris und Teheran. Frankreich ging damit um, Consuln für Buschir und Tabris zu ernennen; doch sind die französischen Handelsbeziehungen mit Persien so gering, daß sie kaum einer consularischen Vertretung bedürfen.

Obgleich es in Persien zwei Flottenadmirale (daria begi) gibt, hat der Staat doch mit Ausnahme einiger Barken kein Schiff auf dem Meere; denn vom Kaspischen Meer ist Persien durch den Vertrag von Turkomantschai ausgeschlossen, und die Küstenschiffahrt auf dem Persischen Meerbusen wird

von einigen arabiſchen Barken ausgeübt. Doch beſitzen mehrere Kaufleute in Buſchir Segelſchiffe, welche den Handel zwiſchen Indien und Perſien vermitteln. Der von den Armenern in frühern Zeiten ſo ſchwunghaft betriebene Handel nach Europa, beſonders Venedig, hat in neuerer Zeit gänzlich aufgehört. Die armeniſchen Kaufleute wanderten theils nach Rußland, theils nach Indien und Java aus und gründeten in dieſen Ländern anſehnliche Handlungshäuſer.

Der perſiſche Geſandte Ferruch Chan hatte während ſeiner Anweſenheit in Europa mit vielen Staaten Handelsverträge abgeſchloſſen. Als er über einen ſolchen mit einem kleinen deutſchen Staat in Unterhandlung trat und deshalb nach Teheran berichtete, ſchrieb ihm der Großvezier Saderazam, der auf ſeine Erfolge eiferſüchtig war: „Teheran hat nicht Raum für ſo viele Geſandte und Conſuln, gleichwie auf deiner Bruſt nicht alle die verliehenen Orden Platz finden.“ Zu dem König aber ſagte der Sader im öffentlichen Salam: „Wenn ſo große Dinge von einem deiner geringſten Diener ausgeführt werden, iſt dies nicht das Verdienſt des Geſandten; es iſt vielmehr der erhabene Ruf des Königs der Könige, welchem alle Potentaten ihre Huldigung darzubringen ſich beeifern.“

VII.

Aerzte und Heilkunde.

Mangelhafte Berufsbildung der perſiſchen Aerzte. Juden als Aerzte. Mediciniſche Kenntniſſe der Laien. Die Praxis. Conſultationen. Die Dſcherah (Chirurgen). Die Dallak (Bader). Der Schikeſte-bänd. Das Impfen. Gerichtliche Medicin. Augenärzte. Hebammen. Curſchmiede. Europäiſche Aerzte. Der Hekim baſchi (Leibarzt des Schah). Militärärzte. Quackſalber. Arzneikrämer. Einkommen der Aerzte. Volksmedicin. Klyſtiere. Auflöſende Mittel und Purganzen. Frühjahrscuren. Mineralquellen. Mediciniſche Theorie. Krankheitsurſachen. Heilmittel. Wundercuren. Der Puls. Aderlaß. Blutegel. Schröpfen. Fontanelle und Haarſeil.

Die perſiſchen Aerzte (hækim-tæbib) glauben ſich im Beſitz einer von der europäiſchen oder fränkiſchen ganz verſchiedenen, dem Klima von Iran und den Lebensbedürfniſſen ſeiner Bewohner angepaßten ſpecifiſch perſiſchen Heilkunde; ſie haben keine Ahnung davon, daß ihre geringe mediciniſche Kenntniß nichts als ein Ausfluß, zum Theil eine Caricatur der Galeniſchen Humoralpathologie iſt, von der ſie die Form, aber nicht den Geiſt entlehnten. Meine Schüler hielten es daher, als ſie in die Praxis traten, für angemeſſen und vortheilhaft, ſich als Doctores utriusque, der perſiſchen und europäiſchen Medicin, anzukündigen.

Unter den zahlreichen die ärztliche Praxis ausübenden Personen männlichen wie weiblichen Geschlechts gibt es sehr wenige, welche Fachstudien gemacht oder nur die einschlagende persische und arabische Literatur kennen. Man lernt, wenn es hoch kommt, einige Receptformeln auswendig, und die ganze Pharmokognosie beschränkt sich meistens darauf, die Namen der Droguen zu wissen, die sich in der Bude des Droguisten (attār) vorfinden. Von naturgeschichtlicher Erforschung der Pflanzen und Mineralien, ihrer Eigenschaften und Kräfte ist überhaupt keine Rede. Genug, die heutige Medicin zehrt lediglich von etlichen aus alter Zeit überkommenen Normen, ohne etwas Neues hinzuzuthun.

Oeffentliche Lehranstalten für Medicin bestehen nicht, mit Ausnahme der neu gegründeten Schule, deren Geschichte ich im neunten Kapitel des ersten Theils erzählt habe. Schon das Verbot des Korans, menschliche Leichen zu zergliedern, und der religiöse Glaube, daß man sich durch deren Berührung gesetzlich verunreinige, machen das Studium der Anatomie unmöglich. Die Araber freilich wußten in frühern Jahrhunderten, wie aus ihren medicinischen Werken erhellt, dieses Verbot zu umgehen. Nur hier und da versammelt ein einzelner in arabicis bewanderter Arzt einen kleinen Kreis von Schülern um sich, denen er privatim einige Kapitel aus dem Kanon des Abu Ali Sina (Avicenna) und dessen Interpretation nach dem Schaereh-Asbab des Ibne Zekeriah mehr in sprachlicher als in stofflicher Hinsicht unentgeltlich exponirt. In den allermeisten Fällen jedoch nimmt der angehende Mediciner ohne jede theoretische Vorbildung Dienste bei einem praktischen Arzt und schreibt sich dessen Recepte ab. Nach kurzer Zeit vertauscht er die Tatarenmütze mit dem Turban, läßt sich das Haupt ganz kahl scheren*), umgürtet seinen Leib

*) Nach der allgemein üblichen Mode trägt man ein Haarbüschel

mit einem breiten Shawl, in dem eine Rolle Papier und ein Tintenfäß ſteckt, trägt einen hohen Stab und Pantoffeln von grünem Chagrinleder, geht mit gemeſſenen pathetiſchen Schritten einher, ſpricht in ſalbungsvollem Tone, oder murmelt, während er einen grobkörnigen Roſenkranz durch die Finger gleiten läßt, arabiſche Gebetformeln — und der Arzt iſt fertig. Beſitzt er überdies einige Kenntniß der arabiſchen Sprache und des Korans, ſo bringt er es bald zu Ruf und Anſehen und zu einem Einkommen, das ihn in den Stand ſetzt, einige Weiber zu heirathen, Pferde, Diener und Sklaven zu halten, überhaupt ein Hausweſen (destgäh) auf großem Fuße zu führen. Durch die Straßen ſieht man den Arzt gewöhnlich auf einem Maulthier reiten, welches er zu dieſem Zweck dem Pferde vorzieht.

Viele Aerzte ſind Juden oder jüdiſcher Abkunft, namentlich befindet ſich in Kurdiſtan und Turkiſtan die ärztliche Praxis faſt ausſchließlich in den Händen von Juden, und es ſcheint dies von jeher der Fall geweſen zu ſein, wenigſtens beſagt eine Votivtafel am Grabe Eſther's in Hamadan, daß im 13. Jahrhundert das Grabmal durch drei Brüder, welche ſämmtlich Aerzte waren, reſtaurirt worden ſei. Auch in Teheran gehören vier Brüder aus einer jüdiſchen Familie zu den beſchäftigtſten Aerzten der Stadt. Einer von ihnen, Namens Hak näzär, war einige Zeit Leibarzt des vorigen Königs Mehmed Schah, und der Umſtand, daß er, obgleich ſowol dieſer Fürſt als auch der geliebteſte, zum Thronfolger beſtimmte Sohn des jetzt regierenden Schah unter ſeiner Behand-

---

am Scheitel und an jeder Seite zwei Locken, die eine vor, die andere hinter dem Ohr. Nur Prieſter, Gelehrte und überhaupt Leute, welche ein beſchauliches Leben führen, raſiren den Kopf ganz kahl. Derwiſche dagegen, die ſtets barhäuptig gehen, und einzelne Geſetz und Sitte verachtende Lutis laſſen das Haar in wirren Locken ungehemmt um Kopf und Schläfe wallen.

lung starben, noch immer am Leben ist, zeugt, wenn auch nicht von seiner ärztlichen Befähigung, doch jedenfalls von diplomatischer Gewandtheit. Von dem Kanon des Avicenna existirt eine gute Ausgabe in hebräischer Sprache.

Medicinische Kenntnisse setzt übrigens der Perser bei jedermann, der Anspruch auf Bildung macht, ebenso voraus wie das sichere Urtheil über den Werth eines Pferdes und eines Shawls. Darum fehlen medicinische Bücher in keiner Hausbibliothek. Durch die Lektüre derselben verleitet, halten sich viele Laien für berufen, bei Krankheitsfällen in der Familie mitzusprechen und ärztlichen Rath zu ertheilen. Selbst Damen glauben sich zur Verordnung von Heilmitteln berechtigt.

Entweder in seinem Hause oder im nächsten Bazar hat der Arzt einen Laden (mahkemeh), wo er die ihn besuchende Kundschaft empfängt. Der Boden ist mit einer Rohrmatte oder mit Filz bedeckt; in Schränken an den Wänden steht eine Anzahl Schachteln, Krüge und Flaschen, mit europäischen Etiketten versehen und mit Latwergen, Pillen und Elixiren gefüllt. Unter den hier Einsprechenden ist besonders das weibliche Geschlecht stark vertreten, denn die Frauen benutzen den Besuch des Arztes als Vorwand zu Ausgängen in andern geheimen Angelegenheiten. Gegen Empfangnahme des Recepts wird sogleich das ärztliche Honorar baar entrichtet.

Einige Stunden des Tags verwendet der Arzt zu Krankenvisiten (ajädet) und Consultationen. Es ist Sitte, daß bei den Großen, den Ministern, Gouverneuren u. s. w., der Hausarzt sich täglich zum Levée einfindet. In diesen Häusern pflegt man den Arzt auch mit allerhand nicht in sein Fach einschlagenden delicaten Geschäften zu betrauen, z. B. mit der Vermittlerrolle bei Bestechungen, welche Aufträge er dann als Quelle reichen Gewinns für sich auszubeuten weiß. Auf solche Weise soll der Hadschi Mirza Mahmud in Zeit von wenigen Jahren ein Vermögen von über 40000 Dukaten erworben haben.

Freilich ist auch andererseits in den Sturz eines Ministers oder Günstlings fast immer sein Hausarzt mit verwickelt.

Erkrankt ein Großer des Reichs, so haben viele Personen ein Interesse daran, zu wissen, ob er bald wieder genesen, oder ob er das Zeitliche segnen werde. Sie alle schicken deshalb ihren Arzt zu dem Kranken, selbst der Schah den seinigen, und diese oft sehr zahlreiche ärztliche Versammlung hält zur anberaumten Stunde eine Consultation. Nachdem durch die Diener Nargileh und Kaffee herumgereicht worden, wird die Sitzung eröffnet. Der Reihe nach tritt jeder an das Lager des Patienten, fühlt mit wichtiger Miene dessen Puls, indem er dabei gewöhnlich einige Redensarten von der Anamnese und dem Status præsens fallen läßt, und erkundigt sich genau, was für Speisen, besonders welche Suppe (äsch) der Kranke am Tage vorher zu sich genommen, ob er Saures oder Süßes genossen habe. Hierauf entspinnt sich zunächst unter den Anwesenden ein hitziger Kampf, inwiefern die Krankheit als eine „heiße" oder eine „feuchte" zu klassificiren sei. Ich erinnere mich einer derartigen Consultation, an welcher ich im Jahre 1853 theilnahm (ich war damals noch nicht Leibarzt des Schah, als solcher fungirte zur Zeit der verstorbene Dr. Ernest Cloquet). Der Kranke war der Premierminister Mirza Agha Chan, ein äußerst schlauer und verschmitzter Mann. Wie fast alle vornehmen Perser genoß derselbe täglich nachmittags zum Thee seine Opiumpille; wahrscheinlich infolge dessen litt er an einer heftigen Kolik. Fast alle Aerzte der Stadt, von den verschiedenen Parteien gesandt, hatten sich versammelt. Man entschied sich nach langem Hin- und Herstreiten für den „heißen" Charakter der Krankheit und verlangte, daß dem Patienten zur Ader gelassen werde. Dr. Cloquet und ich, anderer Meinung über den Fall, widersetzten uns dem Aderlaß. Da wurde uns vorgeworfen, wir wollten „die Leuchte Irans auslöschen". Obgleich nun über-

zeugt, wie ich meinem Collegen in französischer Sprache bemerkte, daß ein Aderlaß den starken Mann nicht tödten würde, glaubten wir doch bei unserm Votum verharren zu müssen, und um ihm Geltung zu verschaffen, beschuldigten wir die Gegenpartei, sie wolle „das gesegnete Haupt" unter die Erde bringen. Der Großvezier, dem somit nur die Wahl gestellt war, mit oder ohne Aderlaß aus dem Leben zu scheiden, entließ vorläufig die ganze Versammlung. Wir wurden in den Garten geführt und, nachdem wir uns dort auf einen dicken Filzteppich gelagert, mit Thee, Kaffee und Nargileh gestärkt. Uebrigens nahm die Debatte ihren Fortgang. Mancher schleppte dicke Folianten herbei und suchte seine Ansicht schwärz auf weiß zu begründen. In der Hitze des Gefechts fielen auch mitunter scharfe Worte, die man jedoch dem Eifer für das Wohl der „Ersten Person"*) zugute hielt. Unterdessen hatte der Kranke beschlossen, die Entscheidung zwischen den zwei entgegenstehenden Ansichten dem Koran anheimzugeben. Bald erschien der zu diesem Behuf in das Haus beschiedene mutschtehid (Priester höhern Ranges); vor ihm her wurde ein silbernes Kästchen getragen. Er öffnete es unter allerlei Ceremonien und Gebeten, nahm das Buch (den Koran) heraus, befreite es von seiner dreifachen Hülle von Brocat, von Sammt und von Seide, und begab sich damit ganz allein ins Zimmer des Großveziers. Dieser, der schon öfter dergleichen Anfälle von Kolik überstanden hatte, mochte ihm unter vier Augen zu verstehen gegeben haben, daß er die einfachere Behandlung vorziehe; denn der aufgeschlagene Spruch lautete dem von uns ertheilten Rathe günstig, während er unsere

*) „Erste Person" (schachse awal) ist ebenso wie atabek, „Starke Brust", „Stütze des Reichs", ein Titel des Großveziers. Sein Sohn erhielt den Titel „Disciplin des Reichs" und „Zweite Person". Der Schah in seiner Würde steht über allen Personen, ist unpersönlich.

Gegner mit den Prädicaten Hunde und Schweine belegte. Da der Prieſter zum Befragen des Orakels ſich immer deſſelben Koranexemplars bedient, ſo wird es ihm natürlich nicht ſchwer, eine den Wünſchen des Fragenden entſprechende Stelle zu treffen. Dem Ausſpruch des heiligen Buchs gemäß unterblieb alſo der Aderlaß, und Iran erfreute ſich ſeiner von der Kolik befreiten „Leuchte" noch mehrere Jahre, bis ſie ſodann ſpontan erloſch. Auf meine Bemerkung, der Koran habe ſich diesmal den Ungläubigen günſtiger erwieſen als den Gläubigen, ward mir nur entgegnet: „Das Wort Gottes iſt ſtets gerecht."

Um ſich den Laien gegenüber ein gelehrtes Anſehen zu geben, werfen die Aerzte viel mit arabiſchen Floskeln um ſich, die aber meiſt ohne Sinn und Verſtändniß angewandt ſind. Ihre frengiſchen Collegen ſuchen ſie, in der Vorausſetzung, daß dieſelben der Sprache nicht vollkommen mächtig ſeien, durch einen Schwall leerer Worte in die Enge zu treiben; gelingt ihnen dies aber nicht, dann ſtützen ſie ihre Argumentationen auf eine Stelle aus dem Koran, auf welchem Gebiete ſie nicht widerlegt werden können, denn der Koran lügt nicht, und an ſeinen Ausſprüchen zu zweifeln wäre Blasphemie! Anfangs mußte ich mich bei den Conſultationen ebenfalls in dieſer Weiſe abfertigen laſſen; ſpäter jedoch, als ich mir größere Geläufigkeit im Sprechen des Perſiſchen erworben, bekämpfte ich die Herren mit ihren eigenen Waffen und ſtellte gleich ihnen meine heiße und kalte, trockene und feuchte Diagnoſe.

Die Chirurgen (dscherāh) bilden eine beſondere Klaſſe des ärztlichen Standes. Sie werden nur bei äußern Uebeln zu Rath gezogen und ſind noch ungebildeter und unwiſſender als die Hekims. Ein witziger Perſer, den ich um den Unterſchied zwiſchen Hekim und Dſcherah befragte, antwortete mir: „Der Hekim muß leſen und ſchreiben können, der Dſcherah darf es nicht." Der Chirurg ſteht in der geſellſchaftlichen

Achtung auf keiner höhern Stufe als bei uns der Bader. Wenn daher ein europäischer Arzt Operationen ausführt, so benutzen dies die schlauen Hekims, ihn in der Meinung ihrer Landsleute herabzusetzen, indem sie sagen: „er ist ein Dscherah", was soviel heißen soll als „er versteht nichts von innern Krankheiten". Ohne jede Kenntniß der Anatomie, kann der Dscherah nur eine auf mechanischen Handleistungen beruhende Praxis ausüben. Sie besteht in der Behandlung von Geschwüren, Oeffnen von oberflächlichen Abcessen, Ablösen brandiger Theile im Gelenk, Ausschälen kleiner Geschwülste, Anlegen von Fontanellen, Stillung von Blutungen durch Stiptica, und auch im Zunähen (bæchieh) frischer Wunden, obwol in der Regel Wunden ungebührlich lange mittels Bäuschchen offen erhalten werden, theils nach verkehrtem System, theils um die Heilung zu verzögern. Nach der in Persien herrschenden Ansicht darf ein Verwundeter in den ersten drei Tagen nicht trinken, besonders nicht kaltes Wasser oder Limonade. Selbst äußerlich muß die Wunde vor der Berührung mit Wasser geschützt werden; sonst, sagt der Perser, „zæchm sim mikesched", d. h. „wird die Wunde erysipelatös". So kommt es, daß man die Wunde nie auswäscht, sondern sich begnügt, den Eiter von Zeit zu Zeit mit Baumwolle wegzutupfen. Ich bekämpfte dieses Vorurtheil gegen Anwendung des kalten Wassers, wo sich nur Gelegenheit fand, durch Wort und Beispiel, und hatte die Genugthuung, viele einheimische Chirurgen allmählich davon zurückkommen zu sehen. Indeß gestehe ich, den Gebrauch des kalten Wassers, besonders des Eises in den letzten Jahren selbst mehr eingeschränkt zu haben, da ich mich überzeugte, daß in manchen Fällen die Heilung per primam intentionem dadurch vereitelt wurde.

Wichtige Operationen unternehmen die Dscherahs nicht, weil sie außer Stande sind, durch Unterbinden der Gefäße die Blutung zu hemmen. Ausnahmsweise riskirt jedoch trotz-

dem hier und da einer den Schnitt. Im Jahre 1856 kam ein Landmann zu mir, um durch meine Hülfe von einer fibrösen Geschwulst in der Ohrdrüsengegend befreit zu werden. Ich war gerade infolge einer mislungenen Operation sehr verstimmt und beschied den Patienten, er möge in einigen Tagen wiederkommen. Aber erst nach sechs Wochen stellte er sich wieder ein und zwar in Begleitung eines persischen Chirurgen, der die Operation mit einem Rasirmesser an ihm vollzogen und die Geschwulst glücklich entfernt hatte. Ich fragte den Dscherah, ob er denn eine Ahnung gehabt, in welcher Gegend er operire. „Das kümmert mich wenig!" war seine Antwort. Danach erzählte er mir Folgendes. „Vor einigen Jahren wallfahrtete ich zum Grabe des Propheten nach Kerbelah. Dort bat mich ein ungläubiger Sunnite, ihm eine Geschwulst am Halse wegzuschneiden. Ich ging darauf ein, aber zu meinem Schrecken folgte dem Messer ein Blutstrom, der wie ein Springbrunnen hervorschoß. Schnell gefaßt gab ich vor, ein Pulver aus meiner Wohnung holen zu wollen, das der Blutung sofort Einhalt thun werde. Statt dessen aber flüchtete ich mich in das Asyl des Heiligen Grabes; nach einigen Tagen gelang es mir, heimlich zu entkommen, und ich erreichte glücklich den Boden der Gläubigen. Eingedenk jenes Falls ließ ich mir diesmal im voraus fünf Dukaten bezahlen, um gegen alle Eventualitäten gesichert zu sein; der Beistand des Imam hat jedoch, wie Sie sehen, eine Flucht unnöthig gemacht."

Die Instrumente, deren sich der persische Chirurg bedient, sind entweder sehr rohes Landesfabrikat oder europäische, die durch Schenkung, Kauf oder Diebstahl während der Assistenz bei einem fremden Arzte in seinen Besitz gelangten. Sein Instrumentenkasten enthält daher ein Gemisch der verschiedensten Apparate von Deutschland, England und Frankreich.

Außer den Chirurgen gibt es noch Bader (dallak), deren

Verrichtungen darin bestehen, den Körper der Badenden zu kneten, den Bart zu scheren und den Kopf zu rasiren, ferner Blutegel, Schröpfköpfe oder Glüheisen zu appliciren. Sie sind an ihren äußern Attributen kenntlich.

Das Einrichten gebrochener und verrenkter Glieder wird von Leuten aus dem Volke geübt, von den Bruchbindern (schikeste-bænd), die sich großen Zuspruchs erfreuen. Bei der leichtesten Contusion wird ein Schikestebänd gerufen. Er diagnosticirt immer Bruch, zum mindesten eine Verrenkung reckt und zieht das Glied nach allen Dimensionen — denn nach der Heftigkeit des Schmerzes richtet sich die Höhe seines Entgelts —, schmiert es dann reichlich mit Eidotter ein und umgibt es endlich mit Binden oder mit Schienen aus Holz oder Rohr. Vermögendere lassen sich die Glieder statt mit Eidotter mit dem kostbaren Mumiai (ein Erdpech) einreiben, dessen Heilkraft nach der Behauptung der Perser eine so wirksame sein soll, daß man damit z. B. das gebrochene Bein eines Huhns in Einem Tage vollständig heilen kann! In dem Buche des europäischen Reisenden Honigberger wird diese Behauptung als Thatsache angeführt. Der Schikestebänd zieht sich meist nicht schlechter aus der Sache als etwa unsere sogenannten „Schäfer". Nur bei Brüchen des Vorderarms passirt es ihm wol, daß infolge allzu festen Verbandes der Brand eintritt. Drei Fälle dieser Art kamen mir zur Behandlung. Der erste im August 1851 auf der Durchreise durch Trapezunt, ich nahm den Arm ganz nahe am Schultergelenk ab und die Heilung gelang; im zweiten starb der Patient nach der Amputation am Starrkrampf; im dritten ward die Ablösung des Gliedes nicht zugelassen, sodaß der Brand sich weiter ausbreitete und einen tödlichen Verlauf nahm.

Es herrscht also, wie in europäischen Ländern bei dem gemeinen Mann das Vorurtheil, Aerzte und Chirurgen verstünden sich nicht auf die Behandlung von Contusionen,

Brüchen und Verrenkungen. Ich erkläre mir die allgemeine Verbreitung dieser Ansicht dadurch, daß der Laie sich das Knochengerüst des Körpers als ein unorganisches Werk vorzustellen pflegt, daher eher dem Tischler und Zimmermann als dem Arzte zutraut, eine Abweichung desselben repariren zu können, ferner daß viele Aerzte selbst die Behandlung von Knochenbrüchen gering achten und unter ihrer Würde zu halten scheinen, und daß comminutive Brüche selten ohne Formveränderung und andere Nachtheile heilen, welche man dem unstudirten Schäfer, nicht aber dem Arzte von Profession verzeiht. — Kleinere chirurgische Operationen an Frauen werden auch von weiblichen Chirurgen vollzogen, deren zu Teheran zwei im Rufe besonderer Geschicklichkeit stehen! Doch nimmt man ebenso häufig, zumal in gefährlichen Fällen, die Hülfe des männlichen Operateurs in Anspruch; so wurde mir das Katheterisiren, der Steinschnitt u. s. w. an Frauen und Mädchen selbst der höhern Stände gestattet.

Mit dem Impfen (ābeleh kubi) beschäftigen sich die Dscherahs und die Dallaks. Zu den Zeiten des Großveziers Emir (1848—51) wurden gut besoldete Impfärzte, denen die unentgeltliche Impfung oblag, in alle Provinzen geschickt. Nach dessen Tode ließ aber die Regierung leider diese Maßregel wieder fallen, und die Impfung ist jetzt dem Belieben des Publikums wie der Aerzte anheimgegeben. Man applicirt die Lymphe in der Mitte des untern Vorderarms, indem man an jeder Hand auf dem Raum von etwa 4 Quadratlinien leichte Hautritze macht und nach gestillter Blutung das Pulver der abgefallenen Impfkrusten in dieselben einreibt. Die Haftung erfolgt fast immer, doch bleiben ziemlich ausgedehnte Narben zurück. Mit frischer Lymphe zu impfen ist nicht Brauch, weil kaum eine Mutter ihr Kind dazu hergeben würde, obwol gegen das Impfen selbst durchaus keine Abneigung besteht. Es fehlt daher oft an Impfstoff, sodaß nicht

selten Blatterneiter verwendet werden muß. In der Stadt Teheran wird die Mehrzahl der Kinder vaccinirt, infolge dessen Blatternepidemien weniger häufig und verheerend daselbst auftreten, während die Einwohner der Provinzialstädte, ferner die neuangekommenen Neger- und Beludschensklaven durch die Seuche mehr als decimirt werden. Als ich im Jahre 1859 die Städte Kum und Ispahan besuchte, versicherte man mich, daß die letzte Blatternepidemie mehr als die Hälfte aller Kinder und Sklaven hinweggerafft habe, der vielen zurückgebliebenen Augenübel nicht zu gedenken. Die Vaccine kam durch englische Aerzte zu Zeiten des Abbas Mirza nach Persien. Dieser aufgeklärte Prinz ließ alle seine Kinder impfen und trug dadurch sehr viel zur Ueberwindung des Vorurtheils im Volke bei. Fast alle Nachkommen des königlichen Hauses, etwa 10000 an der Zahl, sind vaccinirt, welchem Umstande die Familie ohne Zweifel ihr schnelles Wachsthum verdankt, denn andere Familien verlieren im Gegentheil durch die Blatterseuche fortwährend an Mitgliederzahl.

Gerichtsärzte gibt es in Persien so wenig als eine Medicinalpolizei überhaupt. Man hält das Gesetz des Korans und die lex talionis für alle Fälle ausreichend. Ist eine Körperverletzung oder eine Tödtung vorgekommen, so zahlt der Thäter entweder an den Betreffenden oder dessen nächste Anverwandte, falls ihm nicht von diesen gänzlich verziehen wird, eine Geldsumme als Entschädigung, oder aber die Erbrache (chun, Blut) nimmt ihren Lauf, nach dem Satze: „Aug um Auge, Zahn um Zahn.“ Nur wenn die Familie des Ermordeten nicht die Macht hat, Selbstvergeltung zu üben, schleppt sie den Leichnam vor das Zelt des Gouverneurs, zuweilen selbst des Schah und läßt ihn dort unbegraben liegen, bis ihr Recht geworden ist. Ein ärztliches Zeugniß über den Befund einer Verletzung wird fast nie verlangt. In einigen wenigen Fällen erhielt ich vom König

oder dem Polizeimeister Auftrag, einen Getödteten zu besichtigen, doch war von Obduction natürlich keine Rede. Allerdings soll eigentlich der Polizeimeister, wenn von den Todtenwäschern Verwundungen an dem Leichnam wahrgenommen werden, die Erlaubniß des Begräbnisses versagen, bis über die Ursache der Verletzung Auskunft gegeben worden, und ich kam auf diese Weise mehrmals in die Lage, nach einer unglücklich abgelaufenen Operation ein Attest darüber ausstellen zu müssen, daß N. N. infolge meiner Beihülfe gestorben sei. Vergiftungen, ausschließlich mittels Opium oder Arsenik, kommen selten und fast immer innerhalb der Familie vor, in welche nach dem patriarchalischen Rechte kein weltliches Gesetz sich einzumischen befugt ist. Begeht aber eine schwarze Sklavin, wie es schon öfter geschah, aus Rache oder Eifersucht einen Giftmord, so erfolgt ihre Hinrichtung unter allen erdenklichen Martern. Die Seltenheit der Selbstmorde erklärt sich aus den laxen Begriffen von Ehre und Liebe, sowie aus dem blinden Glauben an ein Fatum. Nichts scheint jedoch dem Orientalen widersinniger als das Duell. Der Schah äußerte einmal in meiner Gegenwart in Bezug auf das Duell: „Wozu sich einander todtschlagen, da doch eine Partei nur zu sagen brauchte »ich habe Koth gegessen« (ich widerrufe, ich bereue)?“

Unter den frühern Dynastien der Mogulen und Safavieh existirte eine polizeiliche Marktordnung, eine Aufsicht über Nahrungsmittel, öffentliche Garküchen, Droguenhandlungen, über Prostitution u. s. w.; doch wurde dies alles als überflüssig abgeschafft. Jetzt üben in den Städten Persiens die Hunde und Schakale die Sanitätspolizei aus, indem sie die gefallenen und auf die Straße geworfenen Thiere in der Nacht bis auf die Knochen verzehren; sonst würde die Luft gänzlich von Aas verpestet sein.

Die persischen Augenärzte (kehâl), in ziemlich großer

Anzahl vorhanden, genießen im ganzen Orient Vertrauen. Sie dehnen ihre Praxis über die Türkei, Aegypten, Arabien, selbst über Indien und China aus. Persisches Augenpulver wird, wie mir Kundige versicherten, bis Smyrna ausgeführt. Es besteht zumeist aus schwefelsaurem Kupfer und Mirabolanum. Trotz der berühmten Aerzte und Medicamente ist übrigens die Zahl der Augenkranken und Blinden im Lande sehr groß.

Vor einigen Jahren prakticirte ein solcher wandernder Oculist am Hofe zu Peking. Die Himmlische Majestät war von seiner Kunst so entzückt, daß sie ihm nebst andern Geschenken das persische Gouvernement Kaschan verlieh. Selbstverständlich versuchte der kluge Perser bei seiner Rückkehr nicht, das ihm gnädigst verliehene Recht geltend zu machen, wohl wissend, daß es sonst nicht blos um seine Augen, sondern um den ganzen Kopf geschehen sein würde.

Die Kehals kennen und üben verschiedene Operationen, wie die des Entropiums, der Trichiasis, des Pannus, Trachomas, Flügelfells, selbst die Depression des Staars, und sind im Besitz mancher eigenthümlichen Methoden. Auch weibliche Oculisten haben sich durch ihre Geschicklichkeit einen Namen gemacht.

Ueber die Hebammen (māmā, ḳābeleh) ist schon im sechsten Kapitel des ersten Theils gesprochen und dort mitgetheilt worden, daß sie sowol die Entbindungen der Frauen leiten, als auch den Abortus bei Unverheiratheten und Witwen auf möglichst unschädliche Weise herbeiführen. Der normale Bau des Beckens macht, daß die Perserinnen fast immer leicht gebären, besonders die Frauen der Nomadenstämme. Europäische Aerzte werden selten bei Entbindungen zugelassen, nur zweimal ward mir erlaubt, die Zange anzuwenden, und einmal, den Kaiserschnitt an einer Todten vorzunehmen. Jedesmal wenn eine Entbindung im Hause des Großveziers stattfand, mußte ich in seinem Hotel verweilen; ob man aber,

auch falls es nöthig gewesen wäre, meine Hülfe in Anspruch genommen hätte, will ich dahingestellt sein lassen.

Die Thierheilkunde (baytali) beschränkt sich auf die Behandlung einiger Krankheiten der Pferde und Maulthiere und wird von den Curschmieden (beytal) und von Turkomanen (Mogulen) ausgeübt. Nächst dem Glüheisen (dägh) und dem Haarseil (chuscheh) sind am häufigsten Abführmittel im Gebrauch. Daß infolge des Mangels jeglicher medicinalpolizeilichen Maßregeln durch Ausbreitung von Seuchen der Viehstand sehr gelichtet wird und ganze Nomadenstämme verarmen, wurde bereits bei einer frühern Gelegenheit erwähnt.

Europäische Aerzte waren zur Zeit meines Aufenthalts im Lande: in Teheran drei, in Tabris und Rescht je einer, in Schiraz einer, der Schwede Fagergreen, der schon seit 15 Jahren daselbst prakticirte, und in Buschir einer, dem englischen Consulat attachirt. Im allgemeinen hat der Perser geringes Vertrauen zur Kunst eines europäischen Arztes, wenn es sich um innere Krankheitszustände handelt, und dieses wenige wird noch durch die Verleumdungen der persischen Collegen untergraben, welche die Europäer beschuldigen, daß sie mit Giften und Essenzen (dschäher) curiren. Der Kranke nimmt daher mit großer Besorgniß ein Mittel aus der Hand des Frengi und täuscht ihn in der Regel, indem er vorgibt, eine wundersame Wirkung davon zu spüren, während er es doch weggeworfen hat und hinter dem Rücken des Arztes sich äußert, er würde sicher, wenn er es genommen hätte, schon längst im Grabe liegen! Daß die Gesandtschaftsärzte, besonders der englische, vielfach in die Häuser der Großen gerufen werden, geschieht aus dem Grunde, weil man durch sie indirect mit der Gesandtschaft in Verbindung kommen will; darum richtet sich auch der Umfang ihrer Praxis nach dem jeweiligen Ansehen der Gesandtschaft, welcher sie angehören.

Anders verhält es sich bei der Behandlung äußerer Schäden. Hier wird dem Europäer die Superiorität schon deshalb nicht bestritten, weil man, wie erwähnt, die Chirurgie nicht als einen ebenbürtigen Zweig der Medicin, sondern mehr als Sache des Handwerks betrachtet.

Der europäische Leibarzt des Schah (hekim bäschi) hat die Pflicht, jeden Morgen beim Lever zu erscheinen, auch während der Schah das Frühstück einnimmt, zugegen zu sein und denselben auf Reisen und Jagden zu begleiten. Eine eigenthümliche Rolle spielt er bei den öffentlichen Audienzen (salam); es gehört nämlich zum orientalischen Pomp, daß auch einige Europäer, vor allen der Hekim baschi, an der Schwelle der Herrlichkeit ihre Stirn reiben, ganz so, wie daß andere seltsame Geschöpfe, z. B. große Elefanten mit gefärbtem Rüssel, Giraffen u. s. w., dabei ihre Aufwartung machen. Er erhält den Titel Mukæreb el chāḳān, d. i. der zum König Zutritt Habende, später den mit Diamanten besetzten Gürtel, und wird mit der Zeit zum General, wol gar zum Divisionär ernannt.

Unmittelbar vor dem Frühstück des Schah hat der Leibarzt sich einzustellen, um Sr. Majestät den Puls zu fühlen. Im Vorzimmer legt er der Sitte gemäß die Pantoffel ab, und beim Eintritt in den luftigen Saal, an dessen Ende an ein Polster gelehnt der Schah auf prächtigem Teppich sitzt, macht er eine tiefe Verbeugung (der Perser reibt beim Eintritt zum Zeichen der Knechtschaft den Unterschenkel mit der rechten Hand). Dann nähert er sich langsam, sinkt vor dem Schah auf ein Knie nieder, erfaßt dessen Puls, nimmt eine feierliche Miene an und ruft endlich aus: „Bessiār chub!“ („Sehr gut!“) Darauf der Schah: „Ḳāwet daret?“ („Geht er kräftig?“) Der Arzt: „Mæzādsche mebārek sālem est.“ („Die gesegnete Constitution ist gesund.“) Auf jede Anrede des Schah antwortet man zunächst: „Beli kurbānet schæwem.“ („Ja, ich

will dein Opfer sein.") Mit Nein darf man niemals antworten, und wenn er den Mond verlangte, wogegen man auch nicht gehalten ist, sein Wort einzulösen.

Während des Frühstücks, das in der Regel eine Stunde dauert, läßt sich der Schah gern Geschichten aus der ärztlichen Praxis erzählen, oder er veranlaßt eine Disputation mit einem anwesenden persischen Arzt über die Anwendung kalter und warmer Mittel, oder er stellt allerlei Fragen über europäische Verhältnisse. Mir war noch die besondere Aufgabe zutheil geworden, nachmittags den König in der französischen Sprache, in Geschichte und Geographie zu unterrichten. Mit einem guten Gedächtniß begabt, machte er nicht unbedeutende Fortschritte. Er war auch so stolz auf dieselben, daß er mich eines Tags fragte: „Nicht wahr, ich spreche besser französisch als du?" worauf ich im persischen Hofstil erwiderte: „Allerdings, jedes Wort des Königs ist eine halbe Million werth, das meinige aber ist eitel." In Gegenwart des Schah muß sonst jedermann stehen, beim Unterricht war mir jedoch erlaubt, mich hinzuknien: eine große Vergünstigung, da nicht einmal die Prinzen vom Hause sich niedersetzen dürfen. In dieser Stellung hatte ich auch die Ehre, vom Schah in schwarzer Kreide gezeichnet zu werden.

Den königlichen Harem besucht der Hekim baschi nur auf ausdrücklichen Befehl des Schah. Ein Eunuche, der ihn einführt, ruft an der Thür das Wort „beru!" („geht!"), worauf alle weiblichen Bewohner scheu wie die Rehe in ihre verschiedenen Zellen flüchten und nur verstohlen durch die Fensterluken den Vorübergehenden betrachten. Gesenkten Blicks folgt der Arzt seinem Führer. Begegnet ihnen auf dem Gange ein weibliches Wesen, das sich verspätet oder den Warnungsruf überhört hat, so breitet der Eunuche seinen weiten Mantel wie einen Vorhang vor das Gesicht des Arztes, bis der verfängliche Gegenstand dem Anblick entrückt ist. Jede Frau des

königlichen Harems hat ihren eigenen Arzt, welcher ihr zugleich als einziger Vermittler ihres Verkehrs mit der Außenwelt und mit ihren Verwandten dient. Nach beendeter Visite wird unter denselben Vorsichtsmaßregeln der Rückweg angetreten und sogleich dem Schah über das Befinden der Kranken Bericht erstattet.

Bedenkt man die fortwährenden Cabalen, welche von den persischen Collegen und Höflingen gegen den fremden Eindringling angezettelt werden; die Gefahr, deren er bei der Verabreichung jedes Medicaments ausgesetzt ist, da irgendjemand diese Gelegenheit zur Ausführung eines Verbrechens benutzen kann; die großen Strapazen auf Reisen und die damit verbundenen Ausgaben für Diener, Zelte, Reit- und Lastthiere; die Intriguen von seiner Seite, wozu ihn Nothwehr und Sorge für seine Selbsterhaltung zwingen; die kleinlichen Eifersüchteleien seitens der Gesandtschaften anderer Nationen; das Mistrauen gegen alles Fremdländische, ein Grundzug im Charakter der Perser: so wird man zugeben, daß trotz des schönen Gehalts von über 2000 Dukaten jährlich ein Hekim baschi nicht auf Rosen gebettet ist, daß er vielmehr selten einer ruhigen Stunde sich erfreuen kann. Pension für das Alter oder für die hinterlassene Familie wird nicht bewilligt, wenigstens ist auf deren Auszahlung nicht zu rechnen; so konnte für das Kind des im Lande verstorbenen Dr. Cloquet, der zehn Jahre lang königlicher Leibarzt gewesen war, nicht das geringste Benificium ausgewirkt werden. Unter dem Großvater des jetzigen Königs, Abbas Mirza, und unter seinem gichtkranken Vater, Mehmed Schah, war die Stellung immerhin noch eine angenehme und einträgliche zu nennen im Vergleich zur Gegenwart, wo der Haß gegen alles europäische Element so überhand genommen hat, daß es nur durch die schwersten Opfer und große Selbstverleugnung gelingt, sich in dem Amte zu behaupten.

Abbas Mirza hatte einen Engländer, Dr. Kormik, zum Leibarzt, in den er unbegrenztes Vertrauen setzte; derselbe unterlag in Charassan einem Anfall der Continuo remittens, und der Zufall wollte, daß sein Herr ihm in wenigen Monaten folgte. Der Leibarzt des Mehmed Schah war ein Franzose, Dr. Labat Chan; er wußte den schwachen gichtkranken König beinahe ganz zu beherrschen, starb aber schon zwei Jahre nach Antritt seiner Stellung an Leberabscess. Auch mein unmittelbarer Vorgänger bei Nassereddin Schah, Dr. Cloquet, starb eines frühzeitigen Todes im Lande. Ich bin der erste, welcher glücklich nach Europa zurückgekehrt ist!

Zu den Plagen des Hekim baschi gehören auch die Jagden. Es herrscht nämlich der Gebrauch, daß ihm alle von königlicher Hand erlegte Hasen zugeschickt werden, weil die meisten Perser sich scheuen, das Fleisch dieser Thiere zu genießen, welches zwar nicht gesetzlich verboten, aber doch besser zu vermeiden ist (mækruh). Da nun der Ueberbringer für jedes Stück ein entsprechendes Geschenk erhält und die Anzahl der erlegten Hasen oft in einer Jagd auf 90 stieg, so war die Ausgabe für mich eine sehr erhebliche. Als ich einst bei dem Jagdschlosse des Schah campirte, behing ich die Zweige eines dicht vor meinem Zelte stehenden Weidenbaums mit Hasen. Der Schah fragte mich lachend im Vorbeireiten, was das für eine Frucht sei? Ich antwortete zweideutig „Bäre girān æz dæste mebārek", d. h. eine kostbare oder auch eine kostspielige Frucht aus gesegneter Hand. Der König deutete meine Worte, wie es schien, im guten Sinne, denn er schickte mir an demselben Abend eine neue schwere Last Hasen.

Eine besondere Ehre widerfährt dem Arzt, wenn er eine Schüssel von der königlichen Tafel zugesandt erhält. Schon Xenophon (Cyropädie, Kap. 2) erwähnt dieses Gebrauchs bei den altpersischen Königen. „Wenn er (der König) einen seiner Freunde besonders ehren wollte, so schickte er ihm eine

Schüssel von seiner Tafel. Und noch heutigen Tags bezeigt alle Welt jemandem, dem der König von seiner eigenen Tafel ein Gericht zugeschickt, die größte Achtung, indem man sich vorstellt, daß er in hoher Gnade stehe und im Stande sei, die Erfüllung jedes Wunsches zu erreichen."

Militärärzte (Hekime-kautsch) gibt es verhältnißmäßig sehr wenige. Sie sind zum Theil stabil, zum Theil temporär einem Truppencorps nur für eine bestimmte Expedition beigegeben. Gewöhnlich befindet sich bei der ganzen Expedition ein einziger Arzt, denn der Staat kümmert sich nur um den kampffähigen Soldaten, der verwundete wird seinem Schicksal überlassen und bleibt hülflos auf dem Schlachtfelde liegen, wo der Sieger ihm den Kopf abschneidet, um den Scalp, mit Stroh ausgestopft, auf die Pike zu stecken und als Trophäe mitzunehmen. Bei all den vielen Expeditionen: gegen den Chan von Chiwa, gegen die Turkomanen, gegen die Städte Merw, Herat, Serächs, Bender-Abbas, Kelat-Nadiri, Benderbuschir u. s. w., bei den täglichen Grenzscharmützeln hörte ich nie von einer an einem Soldaten ausgeführten Amputation, nie sah ich einen Invaliden unter den zurückkehrenden Truppen: woraus ich schließe, daß alle im Gefecht Verwundete ohne Ausnahme umkommen müssen. In der That kehrt selten mehr als die Hälfte des Truppenkörpers von einer Expedition zurück; die übrigen erliegen, soweit sie nicht getödtet oder verwundet werden, an Entbehrungen, an Hunger und Krankheiten, vorzüglich an Wechselfieber und Ruhr. Die Offiziere freilich wissen besser für sich zu sorgen und selbst in der größten Bedrängniß sich einen gewissen Comfort zu schaffen; während der Schlacht stecken sie sicher in einer Grube, die ihnen ihre Leute oft eigens zu diesem Zweck graben müssen. So erklärt es sich, daß in allen den erwähnten Expeditionen zusammen nur ein General getödtet und zwei Offiziere verwundet wurden, beide aus türkischem

Stamme. Als die letzte unglückliche Expedition nach Serächs ausgerüstet wurde, bewog ich einen meiner Schüler, als Arzt mitzugehen; ich stellte vor, daß man ihm einige chirurgische Instrumente verschaffen müsse; die Anschaffung wurde aber verweigert, wie es hieß „damit er kein Unheil anstifte", im Grunde aber nur, weil man die kleine Ausgabe scheute. Auf einer Reise nach Kaswin im März 1852 begegnete ich mehrern Regimentern aus Teheran, welche wegen der dort herrschenden Choleraepidemie in die Heimat geschickt wurden; da sah ich Erkrankte, die nicht mehr weiter konnten, in Massen am Wege liegen, mit dem Tode ringend und ohne Hülfe verschmachtend.

Welche Klasse von Leuten als Militärärzte angestellt sind, kann man sich nach dem Gesagten wol denken. Der Offizier ernennt gewöhnlich seinen Bedienten oder einen unwissenden Bader dazu, um dessen Dienste für sich zu benutzen, oder den Gehalt mit ihm zu theilen. Ich setzte es durch, daß wenigstens den Garnisonen einiger größern Städte, so Meschhed, Schiraz, Tabris, Schüler von mir als Aerzte zugetheilt wurden; doch ist ohne einen völligen Systemwechsel keine Besserung der trostlosen Zustände zu erwarten.

Neben den Aerzten treiben natürlich auch eine Menge Quacksalber (baytar) in Persien ihr Wesen. Sie beuten in Gestalt von Derwischen, Mulas, Seïden, Santons das leichtgläubige Volk aus, indem sie ihm die Electuaria aphrodsiaca, von Perlen, Rubinen, Korallen und Smaragden bereitet, echte Mithridat-Latwerge, heilige Erde und Wasser, Amulete (muhre) und Talismane für theueres Geld verkaufen. Passirt es ihnen, daß durch ihre Experimente ein Patient vergiftet worden, so verschwinden sie schleunigst, um in einer andern Stadt ihre Schwindeleien fortzusetzen. Unter dem Namen Tansure-chatäi (Ginseng), wofür fabelhafte Preise bezahlt werden, liefern sie die Wurzel von Aconitum ferox (bisch), welcher Betrug während meiner Anwesenheit

dem obersten Artilleriecommandanten beinahe das Leben kostete. Die meisten dieser gefährlichen Charlatane sind Hindu.

Vor einigen Jahren kam ein Derwisch aus dem angrenzenden Turkomanenlande nach Teheran, der sich zwar hauptsächlich mit Alchemie beschäftigte, aber auch verlauten ließ, daß er den Pannus heilen könne. Es fanden sich fünf Augenleidende, die zu seiner Cur Vertrauen faßten. Nachdem er jedem einige Dukaten abgefordert und dagegen die schriftliche Erklärung gegeben hatte, daß im Fall des Mislingens jedem von ihnen das Recht zustehe, ihm die Hand abzuhauen, schnitt er so unvernünftig auf die Augen los, daß alle fünf Operirte an Symblepharon erblindeten. Die Unglücklichen klagten beim Gouverneur der Stadt, Ardeschir Mirza, einem Onkel des Schah. Derselbe verlangte von mir ein ärztliches und, wie er gleich hinzufügte, schonendes Gutachten. Ich attestirte die wirkliche Blindheit der Kläger, jedoch mit der Reservation: da sie mir bisher persönlich unbekannt, vermöchte ich nicht zu bezeugen, ob sie nicht schon vor der Operation blind gewesen seien. Hierauf fällte der Gouverneur das folgende Salomonische Urtheil: „In Betracht, daß es eine Unmöglichkeit ist, dem Angeklagten fünfmal die Hand abzuhauen, muß von diesem Punkte des Contracts ganz abgesehen werden; in Betracht ferner, daß der Angeklagte aus einem Lande gekommen, mit welchem Persien sich stets im Kriege befindet, wird ihm aufgegeben, das Feld seiner Operationen in seine Heimat zu verlegen, denn es ist zu erwarten, daß er dort nicht weniger Schaden anrichten werde als ein persisches Armeecorps.“ Damit wurde der Schelm entlassen.

Selbst europäische Abenteurer versuchen als Quacksalber in Persien ihr Glück, obwol sie bei dem eingewurzelten Mistrauen des Volks gegen Fremde kaum auf lohnenden Erfolg zu rechnen haben. Ein Franzose, der sich lange in der Türkei und im Kaukasus umhergetrieben, abwechselnd als Daguerreo-

typist, Militärinstructor, Matrose, Schiffskapitän, Mechanikus, Koch u. s. w., ward im Jahre 1851 nach Teheran verschlagen. Er handelte damals mit Stiefelwichse und mit präparirten Salzen zu Feuerwerk. Zu seinem Schrecken erfuhr er, daß diese Artikel in Persien keine Abnehmer fänden. Doch schnell gefaßt, gab er sich für einen Heilkünstler aus und verkaufte die in zierliche Schachteln gefüllte Stiefelwichse als Latwerge, die Salze ebenfalls als Medicament, wodurch es ihm gelang, in kurzer Zeit ein hübsches Sümmchen zu ergaunern. Ein anderer Europäer, der jedoch einige pharmaceutische Kenntnisse besaß, verschaffte sich durch Connexion bei einer Gesandtschaft das Patent als Hekim baschi fautsch (Regimentsarzt); und als man den Schah darauf aufmerksam machte, daß der Betreffende kein Mediciner sei, erwiderte er lachend: er wisse wol, daß er niemand zum Hekim bilden könne, das sei Sache der Madrassen (Schulen), nichtsdestoweniger sehe er nicht ein, warum er nicht zum Hekim baschi ernennen dürfe, wen es ihm beliebe.

Die Arzneien werden im Laden des Krämers oder Droguisten (attar) gekauft. Er hält neben Zucker, Kaffee und Gewürznelken: Arsenik, Nux vomica, Grünspan, Opium u. s. w. vorräthig, versteht sich auf die Bereitung einiger Arzneien und verabfolgt jedem ohne Unterschied gegen Bezahlung die verlangten Artikel, sei es auch Arsenik oder ein anderes Gift. Zum Glück verordnen die Aerzte meist indifferente vegetabilische Substanzen, sodaß gefährliche Verwechselungen seltener, als man glauben sollte, vorkommen. Uebrigens weiß der Ladenbesitzer auf alle Fälle seine Kunden zu befriedigen; kann er das Recept nicht lesen, oder wird nach einem Stoff gefragt, den er nicht vorräthig hat, so gibt er irgendein beliebiges Surrogat dafür. Im Bazar zu Ispahan, wird erzählt, forderte jemand Bärenurin, ein in Persien ungefähr ebenso geschätztes Medicament wie bei uns das Bären-

fett. Der Krämer holte aus dem hinter dem Laden befindlichen Gemach eine mit Flüssigkeit gefüllte Flasche und überreichte sie dem Käufer. „Ei", rief dieser verwundert aus, „der Urin ist noch ganz warm." — „Natürlich", sagte der Krämer, „er kommt ja frisch von dem Bären, den ich zu diesem Zweck im Hinterzimmer halte." — Mehrfache Versuche mit Einrichtung von Apotheken auf europäischem Fuße scheiterten immer an dem Mistrauen des Volks gegen die Neuerung und an der Billigkeit der Preise, zu denen es seine Arzneien zu kaufen gewohnt ist.

Dem Arzte für seine Leistungen Geld anzubieten, hält der vornehme Perser nicht für anständig; es ist Sitte, ihm als Honorar (taref) ein Pferd, einen Shawl oder einen Teppich zuzuschicken. Handelt es sich aber um einen kleinern Dienst des europäischen Hekim, etwa um einen einmaligen Besuch, so läßt man ihm verschiedene Süßigkeiten, auf einer flachen silbernen Schale zierlich geordnet, durch den ersten Kammerdiener des Hauses überreichen, der dafür vom Empfänger mindestens mit einem Dukaten belohnt werden muß; oder man unterläßt die Abfindung ganz, weil man sich genirt, eine geringe Gabe zu schicken, und doch zu einer großen sich nicht entschließen mag. Ohne eine mit fixem Gehalt verbundene Anstellung seitens des Hofes, der Regierung oder der Gesandtschaft ist es daher dem europäischen Arzte bei den bedeutenden Ausgaben, welche die Sitte des Landes mit sich bringt, nicht möglich, eine leidliche Existenz in Persien zu gewinnen. Zudem deutet der Perser das Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand", noch weiter dahin: „Wer kein Amt hat, der hat auch nicht den Verstand dazu." Gesetzt aber, es gelänge dem Europäer wirklich mit unsaglicher Mühe, Aufopferung und Selbstverleugnung, sich eine auskömmliche Praxis zu schaffen, dann würden sicher Haß und Neid seiner persischen Collegen ihm den Genuß des Lebens auf jede Weise verbittern.

Wenn ein Patient unter der Behandlung des Arztes ſtirbt, ſo verliert letzterer nicht nur allen Anſpruch auf Honorar, ſondern man legt ihm auch direct die Schuld an der eingetretenen Auflöſung zur Laſt; denn es herrſcht die Anſicht, daß ohne Zuthun des Arztes der Kranke nicht geſtorben wäre. Sobald daher ein Krankheitsfall tödlich zu enden droht, pflegen die Aerzte ſich zurückzuziehen, wodurch dem Kranken und ſeiner Familie gewiſſermaßen officiell angekündigt wird, daß das Ende nahe ſei. Macht unglücklicherweiſe der Arzt, weil er nicht weiß, daß der Kranke bereits verſchieden iſt, noch einen Beſuch im Hauſe, ſo kann er leicht in Gefahr kommen, von den Weibern und dem Geſinde thätlich mishandelt zu werden. Aus dieſem Grunde unterhält jeder perſiſche Arzt — und auch ich war dazu genöthigt — in der Umgebung ſeiner gefährlichen Patienten Spione, die ihn ſofort von dem erfolgten unglücklichen Ausgang in Kenntniß ſetzen. Freilich begegnete es mir auch einmal, daß ein in meiner Cur befindlicher Kranker mir auf dieſe Weiſe als todt gemeldet wurde, den ich ſechs Jahre ſpäter zu meinem nicht geringen Erſtaunen lebendig wiederſah.

In frühern Zeiten mußte ſich der Arzt, unter deſſen Behandlung ein Mitglied der königlichen Familie geſtorben war, eine Weile verbergen oder ins Aſyl flüchten*), jetzt haben ſich die Anſchauungen in dieſem Punkte etwas gemildert. Als Mehmed Schah ſtarb, genügte es, daß ſein Leibarzt Dr. Cloquet in den nächſtfolgenden Tagen ſeine Wohnung nicht verließ. Bei dem Tode des zum Thronfolger deſignirten Lieblingsſohns des jetzigen Königs wurden dem perſiſchen Hekim zwar die Stricke ſeines Zeltes abgeſchnitten, doch traf ihn zum Glück der Balken nicht und er hatte Zeit, ein Aſyl

*) Dieſe Sitte herrſchte noch zu Ende des 16. Jahrhunderts im moscowitiſchen Reiche (Olearius, S. 163).

zu erreichen; auch seine geringe Habe, die man anfangs eingezogen, wurde ihm später wiedergegeben. Mich bedeutete man nur, daß man wegen von mir bezeigter Unfähigkeit meiner Dienste nicht mehr bedürfe: eine Insinuation, die jedoch schon nach drei Tagen ohne mein Ansuchen zurückgenommen wurde. Immerhin thut aber auch heute noch der Arzt wohl, vorkommendenfalls an einem sichern Zufluchtsorte abzuwarten, bis der erste Sturm vorübergebraust ist.

Der Pflege des Körpers und der Erhaltung seiner Gesundheit widmet jeder gebildete Perser beständige Aufmerksamkeit. Ruhe und Bewegung, Schlaf und Wachen, Kleidung, Essen und Trinken (sette zerurieh d. h. sex res naturales) sind bei ihm nach festen, mit Consequenz innegehaltenen Normen geregelt. Er achtet sorgfältig auf jede Abweichung von den normalen körperlichen Functionen, und sobald sich eine solche bemerkbar macht, steht er augenblicklich von aller Beschäftigung ab, einzig seiner Gesundheit lebend und etwaige Aufforderungen zur Arbeit mit den Worten erwidernd: „Bimār æm" oder „Tæb kerdem" („Ich habe Fieber"). „Fieber haben" heißt nämlich überhaupt „krank sein"; denn die am häufigsten vorkommende Krankheit ist die Febris ephemera; schon eine leichte Erkältung, ein unbedeutender Diätfehler genügt, von ihr ergriffen zu werden, und sehr oft ist sie nur der Vorläufer des wirklichen Wechselfiebers, das bei anfänglicher Vernachlässigung, besonders im Frühjahr und Herbst, fast immer daraus entsteht und dann hartnäckig mit stets erneuerten Anfällen wiederkehrt.

Außerdem daß der Perser, wenn er sich im geringsten unwohl fühlt, das Zimmer hütet und strenge Diät beobachtet, nimmt er sofort ein Solvenz (munzitsch) und hierauf ein Purgirmittel (kārkun, mushil), auf alle Fälle aber ein oder mehrere Klystiere (imāleh). Der ungemein häufige Gebrauch von Klystieren ist um so auffallender, als Chardin, der vor

etwa 200 Jahren Persien bereiste, in seinem Werke erwähnt, das Lavement sei dort völlig unbekannt und die von ihm verordnete Anwendung desselben sei auf heftigen Widerstand gestoßen. Jetzt erhält der herbeigerufene Arzt auf seine Fragen an den Kranken die stereotypen Antworten: „Ich bekam Fieber und setzte ein Klystier"; „vor dem Klystier verspürte ich diese, nach demselben jene Symptome". Als Instrument bedient man sich nicht unserer gewöhnlichen Klystierspritze, sondern eines hohen Trichters mit abgerundetem und wie ein Katheter umgebogenen Ende. Vermöge des Luftdrucks stürzt die Flüssigkeit mit brodelndem Geräusch in das Rectum. Ich halte die Methode für zweckmäßiger als die unserige; das Instrument ist einfach, läßt sich gut reinigen, die Application sowol mit eigener Hand als mit fremder Hülfe ist leichter und eine Darmverletzung durch den Apparat unmöglich, auch kann die Füllung in beliebigen Quantitäten beigebracht werden. In keinem Hause fehlt dieser Trichter; gewöhnlich ist er von Glas, bei reichen Familien von Silber mit einer Vorrichtung zum Auseinanderschrauben. Die Ingredienzen des Klystiers bestehen aus Rohzucker (schiker) von Masanderan, krystallinischem Steinsalz (nemeke turki), Ricinusöl (rugane gertschek), Manna (schirchischt) von Astraphasis spinosa, Rhabarber (riwænd), Sennesblättern (senneh mekki), und als drastisches Mittel aus einem Beisatz von Cassia fistulosa (fulus), durch dessen unzeitige Anwendung großer Schaden angerichtet, ja der Tod herbeigeführt werden soll (!). Bei Schwächezuständen, ferner bei Cholera und bei chronischer Dysenterie zeigen sich Weinklystiere (imäleh schæräb), wie ich mich öfters zu überzeugen Gelegenheit hatte, von gutem Erfolg. Leider muß die überaus häufige Anwendung der Klystiere zugleich als Ursache und Folge eines in Persien sehr verbreiteten unnatürlichen Lasters angesehen werden. Die Afghanen, welche ich in Teheran behandelte, ließen sich schwer zur Application von Klystieren bewegen.

Als Solvens, welches der Perser stets dem Abführmittel vorhergehen läßt, weil nach seiner Ansicht die Materia peccans (suddeh) unbedingt erst in Fluß gebracht werden muß, ehe die Ausleerung durch eine Purganz erfolgt, dienen Abkochungen (dschuschändeh) von Cichorienwurzel (käsni), Jujuba (annäb), Schebistan (sepiste), Fumaria (schäterre), Viola odorata (benafscheh), Solanum nigrum (tädschrizi) und verschiedenen einheimischen Mannaarten. Die Abkochung, ungefähr das Quantum einer Pinte, wird in eine Schale geschüttet — der Perser trinkt nicht aus Gläsern — und auf einmal genommen; um die Wirkung zu verstärken, genießt man hinterher noch einige Schalen aus Oxymel, Orangen-, Limonen-, Granaten- oder grünen Traubensaft bereiteten Scherbet. Auch der Saft der Wassermelonen wird viel als Solvens angewendet; er gilt überhaupt, wegen seiner gelind abführenden Wirkung, für ein Universalmittel gegen alle Stockungen im Unterleibe, etwa wie in Europa die auflösenden Mineralquellen.

Abführmittel sind: schwarzes und gelbes Mirobalanum (halileh siäh und zerd), Sennesblätter, Rhabarber, Tamarinden (tæmer hindi), Cassia fistulosa, Coloquinten (hænzel), Gummigutt (ussäreh riwand), Aloë (sab'r), Ricinusöl, Manna und Bittersalz.

Das grobgestoßene Pulver des Mirobalanum, besonders der schwarzen Sorte wird in 3 — 4 Drachmen vor dem Schlafengehen genommen; es ist fast das ausschließliche Abführmittel bei den niedern Volksklassen.

Guter Rhabarber kommt über Buschir aus China, daher die Benennung Riwande tschini; doch ersetzt man ihn gewöhnlich durch die schwächer wirkende inländische Wurzel, die hauptsächlich um Chorassan wächst, sich aber auch häufig in den Bergen des Elburz und Elwend findet (Rheum rhaponticum Riwas) und deren junge Sprossen ein gutes Gemüse geben.

Tamarinden sind seltener in Gebrauch. Am meisten geschätzt ist die röthliche, viel Weinstein und Weinsteinsäure enthaltende Tamarinde von Guzerat (tamer gudschrät); man bereitet daraus ein säuerliches, rubinrothes, sehr erfrischendes Getränk.

Cassia wird bei allen Krankheiten der Baucheingeweide angewendet, vielleicht nur wegen ihres darmähnlichen Aussehens.

Coloquinten wachsen in Menge unter den Ruinen Ispahans.

Das Gummigutt halten die Perser für ein Extractum rhei, daher der Name usäreh riwand, welche Verwechselung oft viel Unheil anstiftet.

Die Ricinuspflanze (bid ændschir, auch gertschek) wird fast in ganz Persien angebaut, ja ich fand sie noch im vierunddreißigsten Breitengrade bei einer Meereshöhe von 6000 Fuß, allerdings dort kümmerlich, reifen. Ihr Oel dient meist zur Beleuchtung. Durch die heiße Pressung wird es braun und dickflüssig und verliert sehr an purgirender Kraft, sodaß wenigstens eine Dosis von $1\frac{1}{2}$ Unzen genommen werden muß. Vom Genuß einer Emulsion aus etwa 50 Samenkörnern entstanden bei einem Europäer die heftigsten Cholerasymptome, und er entging nur mit genauer Noth dem Tode. Im Gilan'schen Marschlande nehmen die Einwohner häufig zwei bis drei Körner des Ricinus tiglii (gertschek hindi).

Ueber die einheimischen Mannaarten, welche fast nie als Zusatz bei der Purganz fehlen, soll später gehandelt werden.

Constipationen (jubusset), welche durch häufigen Opiumgenuß und Misbrauch mit Abführmitteln entstehen, sucht man durch die hæbe schähi, Pillen aus Aloë, Stinkassand und Rhabarber, zu heilen. Auf dem Lande wendet das Volk Abkochungen von wilden Pflaumen (aludscheh) und von Maulbeerrinde an; obgleich letztere, wie ich sah, choleraartige Krankheitserscheinungen verursacht.

Durch englische Aerzte, namentlich durch Dr. Kormik, Leibarzt des Abbas Mirza, ward das Kalomel*) und das Bittersalz in die persische Pharmakopöe gebracht. Man pflegt abends vor dem Schlafengehen eine Dosis von 4—6 Gran Kalomel und morgens darauf 1 Unze Ricinusöl zu nehmen. Das Bittersalz (nemek frængi) fand ich bei Wechselfiebern, wo fast alle andern Abführmittel sich schädlich erweisen, als Purganz vortrefflich bewährt. Es kommt über Konstantinopel nach Persien. In Ermangelung eingeführten Bittersalzes gab ich übrigens den Spitalkranken auch von dem aus schwefelsaurem Natron bestehenden Salze, das in der Wüste unweit Teheran effloreſcirt, mit gutem Erfolge. In der Nähe von Ispahan finden sich Ausschwitzungen von reiner schwefelsaurer Magnesia. Auch die Jalapa haben englische Aerzte hier verbreitet; da sie immer mit Weinstein gegeben wird, heißt sie im Persischen dschalaptartar.

In allen Krankheiten, gleichviel welcher Kategorie sie angehören mögen, beginnt der persische Arzt die Cur mit Darreichung einiger Purganzen, selbst Diarrhöen werden mit Ricinusöl behandelt. Zugegeben, daß diese Curmethode in dem entschiedenen Vorherrschen von Unterleibskrankheiten eine gewisse Begründung findet, so ist doch andererseits sicher, daß ihre unterschiedslose Anwendung große Nachtheile mit sich bringt; denn indem man z. B. selbst bei perniciösen Fiebern nicht gleich zum Chinin zu greifen wagt, sondern erst durch

*) Ueber den Gebrauch des Kalomels bei den Persern sei auf meine Abhandlung in der „Medicinischen Wochenschrift", 1860, Nr. 36, verwiesen. Ich hörte in Persien sagen: „Die Anwesenheit von Engländern bekundet sich am sichersten durch drei Dinge: durch halbvolle Kalomelkrüge, durch ganz leere Porterflaschen und durch fromme Traktätchen." Der Wahrheit gemäß muß ich constatiren, daß Kalomel und Porter jedenfalls bereitwilligere Aufnahme und größere Verbreitung im Orient gefunden haben als die ausgestreuten Traktätchen.

Purgiren den Körper schwächt, geht die beste Zeit zum Handeln verloren. Roma deliberante Saguntum perit!

Wie in früherer Zeit in Europa, so herrscht in Persien jetzt noch die Sitte, im Frühling eine Depurationscur des Körpers vorzunehmen, vorzüglich zu dem Zweck um die angehäufte schwarze Galle (saudā) zu entleeren. Zweierlei Umstände tragen hier zur Aufrechthaltung dieses Gebrauchs bei: erstens der unerschütterte Glaube an die alte Galenische Lehre von den sich ansammelnden humoribus peccantibus, welche von Zeit zu Zeit in Fluß gesetzt und durch Evacuantia hinausgeschafft werden müssen; zweitens die irrige, aber dem Naturmenschen nahe liegende Meinung, daß man Erfahrungen ex juvantibus et nocentibus bei Thieren ohne weiteres auf den menschlichen Organismus übertragen dürfe. Da nun kein Thier dem Perser näher steht als das Pferd und es das einzige ist, dessen Natur er studirt, dessen Zucht und Veredelung er sich angelegen sein läßt, so nimmt er gern die an diesem gemachten Beobachtungen zur Richtschnur für die Behandlung des eigenen Körpers. Wie die Pferde im Frühjahr durch Fütterung mit grünem Getreide statt mit Stroh und Gerste, worin das ganze übrige Jahr ihr Futter besteht, und durch Fernhaltung von allen Strapazen einer Regenerationscur unterzogen werden, ist im fünften Abschnitt dieses Theils berichtet worden. Ganz analog hält der Perser eine durchgreifende Reinigungscur im Frühjahr an sich selbst für nothwendig.

Man wählt dazu die Zeit zwischen Mitte April und Ende Mai. Nachdem man von seinem Hekim genaue Verhaltungsregeln in Bezug auf Gebrauchsweise (destur el amal) und Diät eingeholt hat, bereitet man sich durch fünf bis achttägigen Gebrauch von Solventien vor, nimmt dann ein Abführmittel, ein zweites nach zwei Tagen, selten ein drittes, und geht hierauf zur eigentlichen Cur über, welche 30 — 40

Tage in Anspruch nimmt. Sie besteht im vorschriftsmäßigen Genuß von Radix Chinae nodosae, manchmal auch von Sarsaparille, oder von Säften aus Chicorien, Beta, Fumaria u. s. w., oder von Milch und Molken. Im Hochsommer dienen auch die Säfte von Wasser- und Frühmelonen (germek), Granaten, sauren Trauben, Berberis u. s. w. zum Curgebrauch.

Die China nodosa (tschini), welche im 16. Jahrhundert zufolge der guten Dienste, die sie dem Kaiser Karl V. und mehrern Päpsten geleistet hatte, in Europa sehr stark in Aufnahme kam, später aber, vielleicht mit Unrecht, wieder obsolet wurde, steht bei den Orientalen noch heutigen Tags in vollem Credit. Behufs der Cur wird vier Wochen lang jeden Abend ein Quantum von 2 — $2^1/_2$ Loth, gut geraspelt, in Wasser gelegt und die ganze Nacht über darin geweicht, dann des Morgens in einem steinernen Topf so lange gekocht, bis das Wasser zur Hälfte verdunstet ist; die Abkochung wird durchgesiebt und geklärt und im Laufe des Vormittags getrunken. Dabei nimmt man alle acht Tage ein Dampfbad von Decoctum Chinae, indem man sich auf einen durchbrochenen ringsum mit Filzen dicht verhangenen Schemel setzt, unter welchem aus Töpfen voll heißen Decocts die Dämpfe emporsteigen. Als Nachcur wird einen Monat später die Abkochung in derselben Weise nochmals zehn Tage lang gebraucht (passe-tschini). Zur vorgeschriebenen Diät gehört das Vermeiden aller salzigen und sauern Speisen, dagegen der reichliche Genuß von Süßigkeiten. Ferner soll man Gemüthsbewegungen von sich fern halten und den Körper möglichst wenig anstrengen, endlich große Mäßigkeit im geschlechtlichen Umgang beobachten.

Das Decoctum Chinae wird bei allen syphilitischen Affectionen, vorzüglich bei Mercurialleiden, gegen die meisten Hautausschläge, Impotenz, Unfruchtbarkeit, Drüsengeschwülste,

Gonorrhöe und ihre Folgen, sowie als ultima ratio in allen chronischen Krankheiten, wo andere Mittel nichts fruchteten, angewendet. Glaubt der Patient Nutzen von der Cur zu verspüren, so wiederholt er sie mehrere Frühlinge hintereinander. Manche lassen sich die Cur während der Fastenzeit vom Arzte verordnen, um dadurch von den vorgeschriebenen Entbehrungen dispensirt zu sein. Es mag dahingestellt bleiben, welcher Antheil der veränderten Lebensweise oder dem Zufall daran beizumessen ist, aber ich habe vom Gebrauch der Chinawurzel sehr schöne Erfolge gesehen und würde ihr wenigstens vor der Sarsaparille unbedingt den Vorzug geben.

Die Sarsaparille (uschpeh) wird selten allein genommen, häufiger dem Decoct der China nodosa beigemischt; daher bedeutet „Tschini-uschpeh churdem": „Ich brauchte die Pflanzencur". Turkomanen und Mogulen genießen die China nodosa als Leckerbissen.

Gegen chronische Brustleiden aller Art gilt frische Eselsmilch (schire aulāg) für ein specifisches Heilmittel. Die Eselin, von der die zur Cur bestimmte Milch kommt, muß ein starkes, gesundes Thier sein und erst kürzlich ein Junges geworfen haben. Sie erhält während der Zeit ausschließlich Grünfutter, vorzüglich viel Lactuca. Man beginnt die Cur mit 50 Miskal (7 Unzen), steigt allmählich bis 200 Miskal, und von da in den letzten zehn Tagen wieder abwärts mit der Quantität. Natürlich ist während der Cur der Genuß von Früchten und sauern Speisen untersagt. Leidende an chronischem Lungenkatarrh, Emphysem oder unvollkommen gelöster Pneumonie erhalten sich durch Eselsmilch, wie ich mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte, noch mehrere Jahre am Leben; die Anfälle werden gemildert und die Winter leidlicher überstanden. Ueber die Wirkung in Tuberculosen stehen mir keine Erfahrungen zu Gebote, da diese Krankheit zu selten im Lande vorkommt..

Die Chiwaner, Turkistaner und Usbeken wenden statt der Eselsmilch in denselben Krankheiten die Milch der Stuten an, entweder frisch oder gegoren (kumis), und rühmen deren heilende Kraft. Auch von Russen, welche in jenen Steppen an der Küste Heilung oder Linderung von Brustleiden suchten, wurde mir die vorzügliche Wirkung der Kumis bestätigt. Die Tuberculose soll den Steppenbewohnern gänzlich unbekannt sein.

Kamelmilch genießen magere Leute, um fett zu werden. Weithin verführt wird die eingetrocknete saure Kamelmilch von Mekkeh (châle schutur), die ihren Ruf als Universalmittel wol hauptsächlich der Heiligkeit des Orts zu verdanken hat.

Reconvalescenten und durch Ausschweifungen geschwächte Personen suchen im Genuß von Frauenmilch (schire dächter, Tochtermilch) sich die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen, und zwar in vielen Fällen mit unleugbar günstigem Erfolge. Auf dem Strohmarkt zu Teheran kann man oft Nomadenweiber die Milch aus ihren vollen Brüsten an Kranke verkaufen sehen.

Gegen chronische Leiden der Baucheingeweide, der Leber und Milz, gegen Constipationen und Hautausschläge der schwarzen Galle (Galenus) wird eine vierzigtägige Cur mit Ziegenmolken empfohlen. Man kocht die frische Milch der mit gutem Grünfutter genährten Ziege unter Zusatz von Oxymel, wodurch deren auflösende Wirkung verstärkt werden soll.

An dem Tage, an welchem der Perser zum Abführen einnimmt, ist er in geschäftlichen Angelegenheiten nicht zu sprechen, sondern lehnt alle diesfallsige Zumuthungen mit den Worten ab: „Dæwā churdem!“ („Ich habe Medicin genommen!“). Beamte und selbst Minister entschuldigen damit oft ihr Nichterscheinen bei Hofe oder die Unterlassung von Berufsgeschäften. Die Kost des Purgirenden besteht aus klarer

Fleischbrühe zum Mittag und einer mit mannichfachen Ingredienzen versetzten Reissuppe (äsch) zum Abend. Auf die passende Wahl dieser Ingredienzen: Granatäpfelkörner, Pflaumen, Oxymel, Orangen-, Limonien- und saurer Traubensaft, Essig, Dill, Linsen, Wicken, saure Milch, Knoblauch, Tamarinden, Kamillen, Kürbis u. s. w., wird großes Gewicht gelegt, da man jedem einzelnen sowol als den verschiedenen Mischungen eine specielle Wirkung zuschreibt. Sie bildet bei ärztlichen Consultationen den Gegenstand ernsthafter Debatten, und den europäischen Arzt, welcher die subtilen Unterschiede nicht kennt, bringen die darauf bezüglichen culinarischen Fragen oft in peinliche Verlegenheit. Mit derselben umständlichen Erwägung wird in der Reconvalescenz bei Auswahl der den Pillaws beizumischenden Bestandtheile zu Werke gegangen.

Unter Mineralwässer (äbe-maden) versteht der Perser nur heiße Quellen; die salzigen und beim Kochen ein Sediment zurücklassenden nennt er zäki (alaunhaltig), die nach Schwefelwasserstoffgas riechenden gugirdi (schwefelig).

Bisher brauchte man in Persien die Mineralwässer nur zum Baden, nicht zum Trinken; nur einmal wurde dem vorigen König, Mehmed Schah, Vichy als Trinkcur verordnet, und ich war der erste, welcher karlsbader Brunnen trinken ließ.

Infolge des häufigen Vorkommens vulkanischer Gesteine besitzt das Land einen großen Reichthum an heißen Mineralquellen. Ich selbst habe nur wenige besucht, will aber hier diejenigen aufzählen, welche mir von persischen Gewährsmännern genannt wurden, um spätern Reisenden deren Auffinden zu erleichtern. Nachstehende Daten über die Mineralquellen Masanderan's verdanke ich dem Prinzen Abbas Kuli Chan, einem sehr gebildeten Mann.

Am Berge Desht in der Nähe von Balafrusch a) im Bezirk Telaii zwei nur einen halben Pharsach voneinander

entfernte Quellen mit stark schwefeligem Geruch, wahrscheinlich Alaun enthaltend; b) im Bezirk Lateku eine ähnliche, aber minder reichhaltige Quelle.

Im Dorfe Ara, einen Pharsach von Babelkanar im Bezirke Bendepai, bricht eine Quelle mit solcher Mächtigkeit hervor, daß sie eine Mühle zu treiben vermag. Das Wasser, dessen Oberfläche mit einer dem Froschlaich (dschulwasach) ähnlichen Substanz bedeckt ist, hat eine Temperatur von 26 — 28° R., ist gelblich-grau, sehr klebrig, von starkem Schwefelgeruch, enthält jedoch auch andere Bestandtheile. Nützlich gegen Wunden, Krätze (kerr) und Gelenkleiden, die wirksamste Heilquelle Masanderan's. Tausend Schritt davon fließt eine kalte Quelle, deren alkali- und eisenhaltiges Wasser mit Citronensaft gemischt aufbraust.

Im Flecken Dudunge zwischen Mulade und Serkaleh eine weniger bekannte Quelle.

Im Flecken Schurmast am Sewadkuh quillt aus einem hohen Hügel ein fade schmeckendes, geruchloses Wasser mit weißer Ablagerung, das im Sommer lau, im Winter aber heiß ist und dann einen starken Dampf verbreitet. Es bewährt sich gegen Jucken, Hautausschläge und Gelenkleiden.

Im Dorfe Surt, Bezirk Tschehardung, vier Quellen. Die eine ist so tief, daß kein Senkblei den Grund erreicht; wirft man einen Klumpen Erde hinein, so hebt ihn nach zwei Minuten ein schäumender Wirbel wieder an die Oberfläche, bis die Flut sich beruhigt, um abermals nach zwei bis drei Minuten von neuem aufzuwallen.. Ihr Wasser ist lau, fade, riecht nach Schwefel, hat zwei Mühlsteinkraft und bildet im Abfließen eine Reihe von Becken. Von den andern drei, die dicht nebeneinander liegen, enthält eine Eisen, eine andere Alkali; jene setzt gelbliche und adstringirende Massen ab, diese braust bei der Mischung mit Säuren.

In Sia Mergal bei Kai-usser entsendet die Spitze eines ganz von Sedimenten gebildeten Hügels eine heiße Quelle, während aus dessen Trichter ein versteinerndes Wasser fließt und einem seiner Krater ein Säuerling entspringt.

Zwischen Semnan und Sengsar, 6 Meilen von erstierer, 2 Meilen von letzterer Stadt entfernt, mitten in einem ½ Meile breiten und ebenso langen Thal mehrere warme Quellen, Salzkrystalle ablagernd und ringsum Salsolen erzeugend. Unfern davon die Ruinen von 500 Häusern, von Bädern und Moscheen, in denen viele Schlangen, Skorpione und Solpugen nisten, besonders aber zahllose Mückenschwärme heimisch sind. In der Nähe gibt es kein süßes Wasser außer einem ¼ Farsach ober dem Thal befindlichen Teich, der so voll Blutegel steckt, daß 6 Pfund Wasser deren an 100 Stück (?) enthalten. Dagegen sind in der Umgegend noch viele andere sehr besuchte, salzig und bitter schmeckende warme Quellen, die sich alle zu einem Bach vereinigen und nach Semnan fließen.

Soweit die Mittheilungen des Prinzen Abbas Kuli über Masanderan.

Von den Heilquellen anderer Provinzen nannte man mir folgende:

Im Bezirk Tunikaban in Maydan bala sadat mahale stark frequentirte sehr heiße Schwefelquellen.

Neun Farsach gegen Norden von Urumieh und ½ Farsach von Zendescht sind warme Schwefelquellen; dergleichen südwestlich von Urumieh in der Nähe von Churrumabad, Namens Dermenab.

Zwischen Ispahan und Yezd, 8 Farsach von erster Stadt entfernt, ein sehr besuchtes warmes Schwefelbad, Wartun genannt.

Halbwegs zwischen Tabris und Ardebil die berühmten Thermen Serrab und andere im Tschemen Udschan bei Tauris.

Zwischen Hamadan und Senneh über Isfandabad die Thermen von Gurgur.

In der Nähe der Stadt Kaswin eine sehr renommirte Therme, welche der verstorbene König Mehmed Schah wegen Gichtleiden gebrauchte, nebst einer Menge anderer längs des Sefidred unterhalb Manschil.

Rings um den Fuß des Demawend zahlreiche, nebst mehrern Kalksalzen viel kohlensaures Eisen und Kohlensäure führende Mineralquellen, deren zwei, eine im Städtchen Ask, die andere etwas nördlich am Bache Heras, sich besonders starken Zuspruchs erfreuen. Die meisten von ihnen haben das Eigenthümliche, daß sie massenhafte Sedimente absetzen, welche nicht nur alle hineingeworfenen Körper incrustiren, sondern ganze Hügel bilden, gewöhnlich mit einem kraterartigen Bassin in der Mitte. So ist das Städtchen Ask ganz auf Quellenablagerungen gebaut. Desgleichen besitzt der Flecken Eskereh bei Bumehine viele kleine Sedimenthügel. Die größten aber sah ich im Engthale Diwasia, einem Seitenflügel des großen Laarthals. Aus dem natürlichen Bassin eines solchen Hügels von etwa 300 Fuß Höhe steigt ein lauer Säuerling beinahe in der Mächtigkeit des karlsbader Sprudels empor. An einem andern befindet sich da, wo ein früherer Abfluß der Quelle durch die massenhafte Ablagerung verstopft worden ist, jetzt eine Kohlensäure exhalirende Grotte, und wenige Schritte davon ist ein pochendes Geräusch, wahrscheinlich vom Sturz des Wassers in der Tiefe herrührend, vernehmbar, das dem Orte seinen Namen Diwasia (Teufelsmühle) gegeben hat. Dieses ganze Thal, ein Kohlenbecken, wo stellenweise die Kohle offen zu Tage liegt, ist mit Lavatrümmern und Schwefelstücken angefüllt, welche durch Eruptionen des vulkanischen Demawend dahin geschleudert wurden.

Bei einigen der warmen Quellen steht ein nach türkischer

Art eingerichtetes Badehaus; im übrigen aber ist nicht im geringsten für das Unterkommen der Kranken gesorgt. Jeder muß sich sein Zelt mitbringen und darin campiren. Die Badecur dauert gewöhnlich sieben Tage, ein einzelnes Bad vier bis sechs Stunden.

Heiße Quellen, welche keinen speciellen Namen haben, nennt man âbe-germ (heißes Wasser), ähnlich wie die Slaven Mineralbäder überhaupt mit dem Collectivwort Teplice benennen. Auf der Karte von Persien sind daher viele Orte dieses Namens verzeichnet.

Nicht unbedeutend ist auch die Zahl der Bitter- und Glaubersalz führenden Quellen, schurâb (Salzwasser) genannt. Eine solche entspringt im Elburzgebirge unweit Teheran, fließt parallel mit dem Keredschbache, und verliert sich dann in der Salzwüste bei Kum; Salsolen und Tamarisken an beiden Ufern bezeichnen ihren Lauf.

Zum Schluß noch einige Angaben nach den Aufzeichnungen des Dr. Häntzsche.

In Chalchal eine neutrale warme Quelle.

Am Flusse Sefidrud zwischen Kaswin und Resch: in Rahmetabad ein Moorschlammbad 20° R.; die indifferente heiße Quelle Lieh 28½° R.; in Rahmetabad bei Gilischderre die alkalinische eisenhaltige Quelle Manschil 27° R.

Die Quelle Kulur im Amberlu, Provinz Ober-Gilan, 26° R., viel Kalksedimente bildend; in ihrer Nähe befindet sich, wie man sagt, eine giftige Quelle.

Die Quelle Jâ-Ali Gumbez unweit Chersan, identisch mit der oben genannten Therme bei Kaswin.

In der Gegend von Astrabad im Gebirge Ziaret eine Quelle mit Schwefeleisen.

In Lenkoran, russisches Gebiet Talisch, und in Astara soll es mehrere Schwefelwässer, in Kudschir eine blauliche Quelle geben.

Die persische Heilkunde (ilme tib) entwickelte sich aus der arabischen, welche ihrerseits bekanntlich von der Humoralpathologie des Galenus ausging. Später wurden auch viel indische Elemente in die Materia medica aufgenommen (s. Prof. Seligman, Prolegomena ad codicem Vindob.) Als Begründer der Heilwissenschaft betrachtet man Hippokrates (Bugrāt), Plato (Iflatun), Aristoteles (Aristu) und Galen (Dschālenus), als das Ideal eines Heilkünstlers Jesus Christus (Hezrete-Issā). In der Pharmakologie werden häufig Dioskorides und Rufus als Autoritäten citirt.

Demgemäß hält man fest an der Lehre von den vier Elementen und den Manifestationen: heiß, kalt, feucht und trocken. Ihre gleichmäßige Mischung erzeuge, glaubt man, den normalen Körperzustand, das Gleichgewicht (mizān, itedāl) der Kräfte. Ein solcher Zustand sei aber in der Wirklichkeit nie ganz zu erreichen; immer wiege eins oder das andere der Elemente vor und veranlasse durch seine Manifestation Störungen oder Krankheiten (bimāri). Namentlich ist es das Vorherrschen von Wärme (heräret) oder von Feuchtigkeit (ratubet), worauf sowol Laien als Aerzte die Ursachen jeder Krankheit zurückführen. In allen Klassen der Bevölkerung, selbst bei den rohen Kriegern von Afghanistan, Sistan, Turkistan und Chiwa haben sich diese Vorstellungen als Schibbolet festgesetzt. Kommt der Kranke zum Arzte, so bringt er schon die fertige Diagnose in Bezug auf Hitze oder Feuchtigkeit mit und verlangt von diesem nur die entsprechenden Mittel. Bei allem, was der Perser genießt, überlegt er zuvor, ob es Hitze oder Kälte, Feuchtigkeit oder Trockenheit im Körper erzeuge, und während der Mahlzeit der Großen, vorzüglich an der Tafel des Schah dreht sich fast die ganze Conversation um diese Schlagworte. Vergebens bemühte ich mich, gegen den Unsinn anzukämpfen; es blieb mir schließlich nichts übrig, als scheinbar darauf einzugehen, indem ich Entzündung

und Blutmangel mit den Worten Hitze und Feuchtigkeit bezeichnete.

Gegenüber den angenommenen vier Aeußerungen der Elemente operirt nun der persische Arzt mit seinen Mitteln, unter denen das tæbrid (Antiphlogisticum und refrigarans) und das teskin (Phlogisticum roburans und excitans) die Hauptrollen spielen. Er theilt sämmtliche Heilmittel in vier Klassen oder Grade ein: 1) die modificirte Nahrung, 2) das stärkende Medicament, 3) das eigentliche Medicamentum im engern Sinne und 4) das giftige Medicament, welches die animalische Wärme auslöscht.

Auch haben bei ihm, der Galenischen Schule gemäß, Blut Galle, Schleim und schwarze Galle den ersten Platz in der Aetiologie. Eigenthümlich wichtige Bedeutung wird der Leber und der Galle beigelegt. Dennoch kennen die wenigsten den Sitz der Leber; obgleich man sie an zerlegten Thieren auf der rechten Seite findet, glaubt man, es sei ein Vorrecht des Menschen, sie auf der linken Seite zu haben. Bei jeder schweren Erkrankung erkundigt man sich zunächst, ob die Leber nicht verletzt sei, und charakteristisch sind die Redensarten: „Meine Leber fing Feuer" (ich gerieth in Aufregung), „meine Leber wurde zu Wasser" (ich erschrak), „seine Leber ist warm" (er ist vollblütig).

Diätfehler (näperhizi) im ausgedehnten Sinne gelten als prädisponirende Ursachen der Krankheiten; so gibt man z. B. die heftigsten apoplektischen Zufälle dem Genuß einer Reissuppe mit Citronensäure schuld. Nächst den Diätfehlern werden, besonders von den Frauen, Kummer und Sorge (arâz) als Ursache von Krankheiten, sogar von geschlechtlichen und syphilitischen angesehen. Nervöse und rheumatische Leiden glaubt man von den bâds (Winden) hervorgerufen. Die Bâds sind ungefähr dasselbe, als was sich das Volk in Frankreich unter vents, in Deutschland unter „versetzten

Winden" vorstellt. Das Wort hat aber zugleich den Begriff schädlicher Rückstände aus frühern Krankheiten, daher die Benennungen bade-kuft (secundäre Syphilis), bade-suzanek (Nachtripper). Krankheiten der Haut, zu denen man auch die Krätze rechnet, werden von der schwarzen Galle (saudā) hergeleitet und dem entsprechend nur mit Purganzen behandelt. Für Krankheiten aber, bei denen man sonst keinen Entstehungsgrund anzugeben weiß, müssen die Hämorrhoiden herhalten; es kamen Leute zu mir, die über Hämorrhoiden in der Nase klagten. Siechthum der Kinder und Unfruchtbarkeit erklären die Frauen immer für Verzauberung durch den „bösen Blick", gegen den nur das Tragen eines geweihten Talismans helfen könne; und ebenso wird die Epilepsie dem Einfluß eines Dämons zugeschrieben, weshalb man von ihr sagt: „Duāji est dawāji nist" (es ist eine Krankheit fürs Gebet, nicht für die Medicin).

In der Therapie (alādsch) überwiegt, wie wir gesehen haben, die den Körper durch Ausleeren schwächende bei weitem die ihn kräftigende Methode. Schweiß- und harntreibende Mittel kommen selten zur Anwendung. Als Brechmittel (muḳaī) verordnet die alte persische Medicin Kochsalz und Borax, in Wasser aufgelöst, oder die Wurzel der Zuckermelone. Europäische Aerzte brachten den Brechweinstein (Tartarus emeticus) in Aufnahme, der nun in allen Kramläden zu haben ist. Er gilt jetzt als Specificum gegen Wechselfieber; da man aber noch wenig Erfahrung über die Stärke des Mittels besitzt, kann es nicht fehlen, daß hier und da Vergiftungen durch zu starke Dosen vorkommen, wie ich selbst zwei tödlich verlaufende Fälle der Art beobachtet habe. Auch die Ipecacuanha ist von einigen Aerzten unter dem Namen Ipeca gekannt.

Unter den kühlenden Mitteln stehen die säuerlichen Pflanzensäfte, die in erstaunlichen Massen gegeben werden, obenan; dann folgt die Buttermilch und die mit Wasser emulsionirte

saure Milch (dugh). Letztere, sogar bei Diarrhöen und Dysenterien verordnet, soll neben der kühlenden auch eine Schlaf erzeugende Wirkung ausüben, dagegen häufig hartnäckige Verstopfungen verursachen. Von den Pflanzensäften sind als die gebräuchlichsten zu nennen: der Saft von grünen Trauben (âbe gurre), sowol frisch gepreßt als auch abgegoren, gegen rheumatische und gichtische Leiden in Dosen von $^1/_2 - 1^1/_2$ Pfund täglich genommen; von sauern Orangen und Citronen; von Granatäpfeln; von Wassermelonen; ferner das Oxymel (skendschebin), aus Zucker und Essig bereitet, und eine Abkochung von Guzerat-Tamarinden. Sie werden entweder in Form von Tränken oder als Zusatz zu Speisen dem Kranken gereicht.

Für erhitzende Mittel gelten alle Süßigkeiten, insbesondere Honig, Erdpech (mumiaï), der Bezoarstein, die Valeriana jatamensis (sombul-etib), die Lavendula stœchas (ustechudus), welcher eine specifische Wirkung auf das Gehirn zugeschrieben wird, die Galanga (chulindschân); sodann Gewürze, wie Ingwer, Pfeffer, Amomum (hîl) und gewürzte Confecte; endlich einige Opiumlatwerge, namentlich das Electuarium Mithridatis und das E. Andromachi (teriaḳe fârek).

Als Aphrodisiaca werden Pillen von gestoßenen Perlen, Rubinen, Gold, Ambra, Bernstein gekauft. Auch das Chinin, abends in einer Dosis von 1 — 2 Gran genommen, erfreut sich in dieser Beziehung eines guten Credits. Dagen scheut man die Anwendung des Kampher als die Potenz herabsetzend und weil es Sitte ist, den Todten ein Stück Kampher in den Mund zu legen.

Gegen Chinin (dschauhere-kenekene) herrscht das Vorurtheil, daß es Milz- und Leberanschoppungen erzeuge, weshalb man nicht wagt, es ohne vorausgeschickte Brech- und Abführmittel und in stärkerer Dosis als 4 Gran des Tags zu geben. Da nun ohnehin das käufliche Chinin häufig aus

inerten Stoffen besteht, so darf es nicht wundernehmen, daß die Fieber in Persien sich meist so über alle maßen in die Länge ziehen. Eine unerschöpfliche, sich stets wiederholende Streitfrage bildet die warme oder kalte Eigenschaft des Chinin.

Sehr ausgedehnt ist der Gebrauch des Bulbus colchici (surindschän) gegen Rheumatismus und Gicht. Die Dosis von 1 — 1½ Drachmen wird täglich frisch in Milch gekocht. Stellt sich nach längerm Gebrauch nicht die erwünschte Wirkung ein, so geht man zum Traubensaft über, mit dem ich in Gaben von 5 — 10 Unzen per Tag die vortrefflichsten Curen erzielte.

Hautausschläge werden mit Evacuantien, in hartnäckigen Fällen mit Decoctum chinae nodosae, Ziegenmolken und Mercur behandelt. Nur bei der Krätze finden äußerliche Einreibungen statt mit einer aus Schwefel, Kupfervitriol und sauerer Milch bereiteten Salbe.

Gegen Syphilis wird ausschließlich Quecksilber angewandt, und zwar mischt man den Taback unter dem Kohlenbecken des Nargileh mit Zinnober und läßt so den Dampf einziehen. Die Wirkung ist äußerst rasch und intensiv, eine acht- bis zwölfmalige Anwendung reicht gewöhnlich zur Cur hin. Seltener ist der innere Gebrauch von fein verriebenem Quecksilber.

Tripperkranke erhalten in den ersten Tagen eine Emulsion von Summitates cannabis indicae, später das Harz von Terebinthina lentiscus.

Würmer sucht man durch Abkochungen der Wurzelrinde vom Granatapfelbaum und durch die Summitates von mehrern Artemisiaarten, besonders aus der Gegend von Tabris (kurt-uti, dirmeneh) abzutreiben, den sehr häufig vorkommenden Oxyrus vermicularis, welcher bei jungen Mädchen nicht selten in die Scheide gelangt, durch Zäpfchen von Stinkassand und Lampenruß. Zwei andere Wurmmittel verkaufen die Krämer unter der Benennung Pereke hindi und Birind-

sche kabuli. Der Medinawurm, am Persischen Meerbusen sehr häufig, vorzüglich in Minab und Laar, wird durch Umwinden und tägliches Aufrollen um ein Stäbchen entfernt.

Bei Nervenkrankheiten, welche dem Gebrauch von Nux vomica, Datura stramonium und Asa foetida nicht weichen wollen, sucht man in den Tempeln und an geweihten Stätten Heilung. Oft berichtet die in Teheran erscheinende officielle Zeitung von Wunderheilungen Lahmer, Blinder oder mit Krämpfen Behafteter an den Gräbern der Imams. Allgemein ist die Sitte, für die Genesung eines erkrankten Angehörigen Gebete von Derwischen und heiligen Männern verrichten zu lassen; die Freunde des Hauses schicken Schafe, welche als Opfer dargebracht werden, indem das Fleisch unter die Armen vertheilt wird. Man befestigt, um den Zauber zu bannen, an das Lager und an die Glieder des Kranken Amulete, und verbrennt gewisse Kräuter, z. B. den Samen von Peganum Harmala (ispend); in der höchsten Noth endlich soll Erde vom Heiligen Grabe zu Kerbelah (turbut) und Wasser aus dem gepriesenen Brunnen Zimzim in Mekka die Rettung bewirken. Der König amnestirt, wenn ein Mitglied seiner Familie in Gefahr schwebt, 10—20 Gefangene, ohne sie jedoch namentlich zu bezeichnen, sodaß es dem Kerkermeister freisteht, diejenigen aus der Haft zu entlassen, welche am meisten für ihre Befreiung zahlen! Gegen Unfruchtbarkeit der Frauen gilt die Wallfahrt nach Kum oder Meschhed als bewährtes Mittel.

Laien wie Aerzte halten sehr viel darauf, den Puls sorgfältig zu beobachten (næbs diden, den Puls sehen), zu welchem Zweck die Taschenuhren des Persers mit Secundenzeiger versehen sein müssen. Aus dem Puls will man die Natur jeder Krankheit, die Schwangerschaft der Frauen, sogar das Geschlecht der zu erwartenden Leibesfrucht erkennen. Wo sich ein Arzt blicken läßt, selbst im Vorbeireiten, streckt man ihm

von allen Seiten die Hände entgegen, um sich den Puls fühlen zu lassen. Der persische Arzt ist natürlich klug genug, wenn es sich um einen Schwangerschaftsfall handelt, erst über die Menses, über die Potenz des Mannes u. s. w. Erkundigungen einzuziehen, bevor er einen Ausspruch thut. Bestätigt sich dann zufällig seine Voraussetzung des Geschlechts, so wird er als Bugrat (Hyppokrates) verehrt; trifft sie nicht ein, so entschuldigt er sich mit der anomalen Beschaffenheit des Pulses, der so unergründlich sei wie das Meer.

Es gibt eigene Abhandlungen über den Puls und die Art ihn zu fühlen: man soll ihn an beiden Händen befühlen, dabei niederknien u. s. w., und die persisch-arabische Medicin besitzt eine sehr detaillirte Terminologie für die verschiedenen Gangarten des Pulses, deren sie nicht weniger als 64 unterscheidet. Früher war es in Persien und in der Türkei dem Arzte, wenn er zu einer kranken Frau gerufen wurde, nur gestattet, ihren Puls zu fühlen, doch ist die Civilisation jetzt auch dort so weit vorgeschritten, daß er bei ernster Erkrankung eine allgemeine physikalische Untersuchung vornehmen darf. Nur einmal verlangte ein Prinz von mir, ich solle den Zustand seiner kranken Frau beurtheilen, während sie, hinter einem Vorhang stehend, durch einen kleinen Ausschnitt in demselben ihre Hand hervorstreckte: eine Zumuthung, die ich entschieden zurückwies.

In außerordentlich übertriebenem Maße kommen Blutentleerungen zur Anwendung. Nicht nur, daß bei jedem Leiden mit katarrhalischem oder entzündlichem Charakter ein oder mehrere Aderlässe (fæsd) verordnet werden, auch ohne alle Nöthigung pflegen die meisten Leute wenigstens jährlich zweimal, viele alle zwei bis drei Monate, ja jeden Monat einmal zur Ader zu lassen. Sehr wenige Perser — und zu ihnen gehört der jetzt regierende Schah — haben die Gewohnheit des öftern Blutlassens nicht angenommen, noch wenigere

entsagen ihr im vorrückenden Alter. „Chun darem?“ („Habe ich Blut?“ d. h. „Soll ich zur Ader lassen?“ ist die stehende Frage an den Arzt. Auch in den letzten Monaten der Schwangerschaft lassen die Frauen häufig zur Ader, während sie es in den ersten Monaten, besonders gegen Ende des dritten für schädlich halten.

Das Zur-Aderlassen ist Sache der Chirurgen oder Bader; der persische Arzt hält diese Operation unter seiner Würde, und vom europäischen behaupten die Perser, daß er sie nicht verstehe. Die Ader wird mittels einer sehr feinen pfriemenartigen Lanzette (nischter) geöffnet, nachdem vorher der Oberarm mit einem dünnen Lederbändchen fest geschnürt und dem zu Operirenden, damit er die Finger bewege, eine Kugel in die Hand gegeben worden. Man hat besondere Anzeichen für die Vena Basilica (bäsilik), Cephalica (keifäl), Salvatella, Saphena (säfen) und Ranina. An Tagen, an welchen es nach Berechnung der Astrologen besonders gut ist, zur Ader zu lassen, fließt in der Rinne vor den Barbierstuben das Blut buchstäblich in Strömen. In sogenannten feuchten Krankheiten, z. B. bei Apoplexie, wo das Gehirn von Feuchtigkeit ergriffen sein soll, ist der Aderlaß verpönt, ebenso beim eigentlichen Typhus (muhrege); beim typhoiden Fieber (mutbegeh) dagegen vorgeschrieben. Von seiner nachtheiligen Wirkung beim Wechselfieber, auch dem perniciösen, habe ich mich vielfach überzeugt; ein unzeitiger Aderlaß genügt oft, das einfache Fieber in ein perniciöses ausarten zu machen. Unstreitig entsteht aus übel angebrachten wie aus zu häufigen Aderlässen Blutleere, die sich zu zeitweiliger Hautwassersucht steigern kann, und es bedarf dann langer Zeit, ehe sich die normale Blutmenge wieder einstellt. Dazu kommt noch der besondere Uebelstand, daß die Bader das Reinigen der fortwährend im Gebrauch befindlichen Lanzette vernachlässigen, und dadurch umschriebene oder ausgedehnte Venenentzün-

dungen erzeugt werden; ein Aneurisma kam mir jedoch nicht vor.

Nicht minder wie die Anwendung der Aderlässe wird die der Blutegel (zālu) übertrieben. Hat der Perser Langeweile, so sucht er irgendeinen schmerzenden Punkt an seinem Leibe auf, sei es auch an der Nasenspitze oder am Ohrläppchen, um sich dort Egel anzusetzen. Die Thiere finden sich in großer Menge in den Süßwassersümpfen am Kaspischen Meer, von wo vor einigen Jahren viele nach Frankreich verschickt wurden, und in der Nähe von Schiraz, fehlen aber ganz im östlichen Theile des Reichs. Ihr Preis ist äußerst gering; in den Straßen Teherans ziehen immer Leute aus Masanderan umher mit dem Rufe „ai zālu!" Wird ein solcher Verkäufer gerufen, so setzt er gleich die gewünschte Anzahl selber an, wobei es ihm auf fünf bis zehn Stück mehr nicht ankommt. Als Mittel gegen die so häufig vorkommenden Augenleiden setzt man Blutegel an die Schläfe.

Es läßt sich denken, daß auch die dritte Blutentziehungsmethode, durch Schröpfköpfe (hedschāmeh), mit Eifer benutzt wird. Zwischen den Schulterblättern ist der Körper fast jeden Persers ganz von Striemen durchfurcht. Anfangs glaubte ich, dieselben rührten von Ruthenstreichen her, bis ich sah, daß Streiche ausschließlich nur auf die Fußsohlen ertheilt wurden, und nun Schröpfnarben in den Striemen erkannte. Das Verfahren ist im ganzen Orient noch dasselbe wie zu den ältesten Zeiten der Aegypter. Man macht die Schnitte mit einem Rasirmesser und stülpt ein Horn darüber, wodurch das Blut herausgezogen wird. Mit Bezug auf dieses Verfahren lautet daher die Ordination des Arztes „ein bis drei Horn Blut". Besonders häufig wird das Schröpfen bei Kindern angewandt als beliebtes Mittel gegen Wasserkopf und Congestionen. Außer zwischen den Schultern schröpft man auch an andern Theilen des Körpers, am Kreuz, um die Gelenke,

in der Milzgegend u. s. w., und ich muß sagen, daß ich nur in zwei Fällen nachtheilige Folgen wahrgenommen habe. In beiden verwandelten sich die Schnittwunden in syphilitische Geschwüre. Man beschuldigte den Dalak, daß er sich unreiner Messer bedient habe. In der That waren an andern Körperstellen keine Symptome von Syphilis zu bemerken. Da jedoch beide Fälle Frauen betrafen und mir nicht gestattet wurde, die geheimen Theile zu untersuchen, konnte ich den wirklichen Sachverhalt nicht authentisch ermitteln.

Hautreize und Ableitungen sind zwar hauptsächlich in der Thierheilkunde von Bedeutung, denn Glüheisen und Haarseil bilden fast die einzigen Mittel gegen alle Krankheiten der Pferde und Maulthiere; doch gehören sie auch, wenn schon nicht in so ausschließlicher und so energischer Weise angewendet, zu den gebräuchlichen Curen am menschlichen Körper. Sie werden ausgeübt durch den unblutigen Schröpfkopf, durch Tätowiren und Kneten der Haut, durch Haarseil und Fontanelle.

Der unblutige Schröpfkopf (hadschâmeh bâdi), auch der Krug (kuze) genannt, besteht in folgendem Verfahren: Man drückt einen Teig platt auf die betreffende Körperstelle, legt ein angezündetes Kerzchen oder Stück Baumwolle darauf, und läßt dieses unter einem darüber gestürzten Krug von 3 — 4 Zoll Mündungsweite verbrennen. Infolge der hierdurch erzeugten Luftverdünnung ziehen sich mit Blut unterlaufene Flecke in der Haut zusammen, sodaß ungefähr dieselbe Wirkung erzielt wird wie mit der Junod'schen Ventouse oder mit unserm Senfpflaster. Der Kuze wird bei Congestionen gegen den Kopf am Rücken, bei Kreuzschmerzen in der Lendengegend, bei Amenorrhöe am Kreuz und an den Schenkeln applicirt. Auf dem Lande ersetzt man ihn durch Auflegen eines Breis von frisch zermalmter Ranunkel, der aber leicht schmerzhafte Blasen zieht.

Das Tätowiren (chāl) ist ein Lieblingsmittel der untern Volksklassen bei Geschwülsten aller Art. Man durchsticht die Haut ähnlich wie beim Baunscheitismus mit Nadeln und reibt Pulver in die feinen Oeffnungen. Heilerfolge habe ich davon nicht wahrgenommen.

Ueber das Kneten (dalk) des Körpers wurde bereits im elften Kapitel des ersten Theils das Nöthige gesagt.

Weit mehr als gegenwärtig von den europäischen Aerzten wird von den persischen die Fontanelle (dāgh) als Heilmittel geschätzt. Man brennt mit dem glühend gemachten Knopf eines Ladestocks eine hinlänglich tiefe Wunde und legt, um sie offen zu erhalten, die ersten Tage ein Wachskügelchen, später ein bis zwei Küchererbsen hinein. Am gebräuchlichsten ist das Legen der Fontanelle an einem Oberarm oder an beiden zugleich; doch legt man sie, zur Bekämpfung örtlicher Leiden, auch an verschiedenen andern Körpertheilen: an den Schläfen, der Stirn und dem Hinterkopf gegen Augen- und Kopfleiden, unter dem Schlüsselbein gegen Brustbeschwerden, am Wadenbein gegen Hüftgicht, in der Magengrube, der Milz- und Lebergegend gegen Leiden dieser Organe. Nach so vielen glänzenden Beispielen von vorzüglicher Wirkung der Fontanelle, wie ich sie in Persien gesehen, kann ich nicht anders als ihr einen sehr hohen medicinischen Werth zuerkennen. Merkwürdig bleibt mir namentlich ein Fall aus der dortigen Praxis. Mahmud Chan, eine Zeit lang Gesandter in St.-Petersburg, litt an außerordentlich heftiger Migräne, die ihn mehrere Tage der Woche zu jeder geistigen Arbeit unfähig machte. Nachdem alle Mittel sich erfolglos gezeigt hatten, ward er durch eine Fontanelle am Arm fast ganz von dem Leiden befreit. So oft aber der Versuch gemacht wurde, die Wunde zu schließen, stellte sich das Uebel mit der alten Heftigkeit wieder ein. Völlig irrationell mag die Fontanelle am Wadenbein gegen Hüftgicht erscheinen, und

doch lassen sich auch hier die zahlreichen guten Erfolge nicht wegleugnen.

Seltener bringt man bei Menschen statt der Fontanelle das Haarseil zur Anwendung. Es wird fast immer im Nacken getragen und leistet bei schweren Augenübeln vortreffliche Dienste. Ich habe mich in meiner Praxis mit Vorliebe desselben bedient, weil ich seine gute Wirkung, und zwar nicht blos in der Augenklinik, sondern auch bei verschiedenen andern Leiden, z. B. bei einseitiger Lähmung, durchaus bestätigt fand.

VIII.

Narkotika, Gifte und Gegengifte.

Haſchiſch. Opium. Tabak. Stechapfel. Bilſenkraut. Alraunwurzel. Taſtwurzel. Brechnuß. Eiſenhut. Bittermandelöl. Thee. Kaffee. Wein. Branntwein. Bier. Kumiß. Arſenik. Erden. Mumiaï. Bezoar.

„Raum und Zeit ſind es, in denen ſich der Menſch bewegt, in dieſen liegen ſeine Freuden und ſeine Leiden; er ſucht das Beſſere, er ahnt das Unendliche, er wird jedoch durch zeitliche und räumliche Verhältniſſe an die Wirklichkeit gemahnt, er ſtrebt daher nach Mitteln, welche ſie ihn vergeſſen machen, dieſe findet er in den Narkoticis. So begeht er einen momentanen Selbſtmord mit dem angenehmen Gefühle des Schlafens, Träumens und — Erwachens.“ — Mit dieſen Worten erklärt Profeſſor Unger in ſeinen „Botaniſchen Streifzügen“ ſehr wahr und treffend den Hang ſo vieler Menſchen, ja ganzer Völkerſchaften zum Genuß betäubender Stoffe. Namentlich die orientaliſchen Völker haben von jeher dieſem Hange gefröhnt, und emſig forſchten ſie ſtets nach narkotiſchen Kräften in den ihnen erreichbaren Naturproducten. Es erregte daher durchaus kein Aufſehen bei den Perſern, als ich im Jahre 1852 zuerſt mit Aether und Chloroform daſelbſt debutirte.

Nachstehend theile ich die Erfahrungen und Beobachtungen mit, welche ich über die in Persien gebräuchlichsten Narkotika gesammelt habe.

Haschisch,

d. h. das Kraut, ist der allgemeine Name für die Blätter der Canabis indica (pers. shâhdânen, Königskorn, arab. cânâb). Speciell heißen die Blätter im Naturzustande beng, als Präparat, zu Pillen und Kugeln geknetet, tschers. In Bezug auf seine Wirkungen gibt man dem Haschisch verschiedene Beinamen, als: Fröhlichkeitserreger, Geschlechtserwecker, Trost der Betrübten, Mysterium u. s. w.

Die Pflanze, unserm Hanf sehr ähnlich, nur kräftiger entwickelt, wird aus Samen gezogen. Sie gedeiht fast in allen Gegenden Asiens, in Hindostan, Kaschmir, Bengalen, Fars, Irak, Damaskus, doch genießt das Haschisch von einzelnen Provinzen und Orten, z. B. das von Afghanistan und Kaschmir, den Vorzug, weil die Bewohner mehr Sorgfalt auf den Anbau verwenden und sich besser auf die Präparation des Tschers verstehen. Um Teheran bauen Derwische einige Felder mit Canabis indica. Das beste Beng kommt von Herat; es wird nicht öffentlich feilgeboten, sondern durch Afghanen und Derwische in großen blaßgrünen, etwa 2 — 3 Unzen schweren Kugeln unter der Hand verkauft, während das Tschers, von schwarzbrauner Farbe und gewöhnlich in Päckchen zu ½ Drachme, in den Bazars zu haben ist. Mischt man geriebene Tschersblätter unter frische Milch und buttert diese, so erhält man das Bengöl (rugan-e-beng), ein sehr starkes Haschischpräparat. Tschers berauscht am schnellsten, wenn es, auf das Kohlenbecken des Nargileh gelegt, in Dampfform eingeathmet wird. Es kann länger als Beng aufbewahrt werden, ohne durch Verdünstung seine Kraft einzubüßen.

Die ersten Versuche im Genuß des Haschisch bringen,

wie die ersten Studien im Tabackrauchen, peinliche Körperzustände hervor, sodaß Europäer, welche die Wirkung des Haschisch an sich selber kennen lernen, gewöhnlich nicht eben angenehme Empfindungen davon verspüren. Fortgesetzte Uebung befähigt aber den Organismus zur Aufnahme des Giftes, ohne daß bei mäßigem Gebrauch Abnahme der Verstandeskräfte und des Zeugungsvermögens oder directe Lebensverkürzung nothwendige Folgen sind. Im Gegentheil gilt es als ausgemacht, daß gewohnheitsmäßiges Tschersrauchen, wenn die gehörigen Schranken eingehalten werden, lebhafte Gesichtsfarbe, gesunden Appetit und vermehrte Potenz erzeuge, daß es die Phantasie anrege, zu Heiterkeit und Frohsinn stimme und dem Geist eine gewisse Schwungkraft verleihe. Fast alle Afghanen rauchen täglich Tschers, und sie sind in der Mehrzahl aufgeweckte, muntere, tapfere und entschlossene Leute. Der beste lebende Dichter Persiens, Hekim Kani, inspirirte sich jeden Tag durch Wein und Haschisch.

Ebenso gewiß aber wirkt der übertriebene Genuß deprimirend auf den Körper wie auf den Geist. Das Gesicht wird fahl, das Auge matt und stier, das Blut verdirbt, Appetit und Potenz nehmen ab, „die Gehirnmasse trocknet aus" („sein Gehirn ist feucht" heißt: er ist bei Laune, aufgelegt, heitern Sinnes; „sein Gehirn ist trocken" will sagen: er ist dumpfen, blöden Geistes); Niedergeschlagenheit, Unlust, Zaghaftigkeit (dschebun), Mangel an Energie und Willenskraft kennzeichnen den Bengesser (benghi), er endet in Melancholie und Blödsinn.

Das Maximum einer einmaligen Dosis, das der Körper, ohne unmittelbar vergiftet zu werden, ertragen kann, dürfte wol sein: von Tschers 8 Gran, von Beng ½ Drachme in einer Schale Milch, von Bengöl höchstens 4 Gran.

Eine eigenthümliche Wirkung des Haschisch sind die Visionen und Sinnestäuschungen. Das Auge des Berauschten

sieht, sein Ohr hört anders. Ein kleiner Stein im Wege erscheint ihm als gewaltiger Felsblock, den er mit hocherhobenem Bein zu überschreiten sucht, ein schmales Rinnsal als breiter Strom, er begehrt ein Schiff, das ihn ans andere Ufer trage; die menschliche Stimme schallt ihm wie Donnergeroll ins Ohr. Er glaubt, Flügel zu haben und sich über die Erde erheben zu können. Von solchem durch Bengrausch erzeugten Wahne befangen, stürzte ein Unglücklicher in den Stadtgraben; mir war es beschieden, seinen Flügel, nämlich das gebrochene Bein wieder zusammenzuheilen.

Zu allen Zeiten haben religiöse und politische Sektirer im Orient diesen Zustand einerseits der Ekstase, andererseits der Täuschung und Willenlosigkeit benutzt, sowol um ihre eigene Phantasie bis zu Visionen zu steigern, als auch um neue Anhänger und Neophyten zu gewinnen, und man kann behaupten, daß an den Revolutionen, welche die muselmanische Welt von Hindostan bis Marokko und Timbuktu erschütterten, das Haschisch einen wesentlichen Antheil hatte. Nachweisbar ist ein solcher Einfluß bei der Sekte der Ismaeliten, welche im Jahrhundert der Kreuzzüge unter Führung des Hassan Sabah von Alamud, des sogenannten Alten vom Berge, ihr Wesen trieben, und bei der in neuester Zeit aufgetretenen Communistensekte der Babis.

Alle Derwische ohne Ausnahme sind dem Tschersrauchen ergeben, woraus sich vieles in ihrem absonderlichen Gebaren erklärt, ihr Cynismus, ihre Exaltationen, die blinde Folgsamkeit und Verehrung der Jünger (Murid) gegen ihre Obern (Murschid), deren Speichel sie sogar als geheiligte Reliquie bewahren. Sonst gilt häufiger Genuß des Haschisch in der öffentlichen Meinung für ein Laster, und nur wenige Männer, noch weniger Frauen wagen es, demselben zu fröhnen, stets aber im geheimen und in nächtlicher Verborgenheit. Leider hat durch die vielen Afghanen, welche infolge der Be-

ziehungen zu Herat nach Teheran gekommen sind, der Gebrauch des Tschers in jüngster Zeit daselbst an Ausbreitung zugenommen.

In der Medicin wird das Beng von den persischen Aerzten fast nur beim Tripper angewandt. Sie geben in den ersten drei Tagen, ehe sie zu Cubeben und Terebinthina sakkes übergehen, je ½ Drachme in Milch, um die Aufregung und Entzündung zu mäßigen. Die Aerzte Hindostans hingegen schreiben dem Beng-Electuarium sogar eine lebensverlängernde Wirkung zu.

Ueber die anästhetische (in Fühllosigkeit versetzende) Eigenschaft des Bengöls machte ich eine seltsame Beobachtung. Im Herbst 1852 kam ein gemeiner Derwisch, der an Unterlippenkrebs litt, in meine Klinik. Ich bestellte ihn auf den folgenden Tag und schlug ihm vor, sich anästhetisiren zu lassen. Er erwiderte, daß er kommen wolle, allein eines daru bihuschi (Anästhetikums) bedürfe er nicht. Wirklich kam er des andern Morgens. Sein Auge war stier, sein Gesicht bleich, kühl und verfallen, mit dem Ausdruck völliger Apathie. Ich schritt zur Operation. Wegen ausgebreiteter Entartung war ich gezwungen, die Schnitte bis zum Zungenbein fortzusetzen und die Haut abzupräpariren. Er äußerte keinen Schmerzenslaut. Als ich aber, beinahe fertig, nur das Degenerirte abtragen und die Nähte anlegen wollte, erhob er sich auf einmal mit dem Ausruf: „Welches Recht habt Ihr auf meinen Hals?" (was maßet Ihr Euch an?) und verließ plötzlich den Saal. Ich sah ihn nie wieder. Meine Schüler lachten und sagten: „Es war ein Benghi."

Den Chinesen scheint der Gebrauch der Canabis indica, von ihnen Ma-jao genannt, als Anästhetikum schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen zu sein, doch mischten sie zu dem Zweck andere narkotische Mittel bei, als Murisca cochin-

chinensis, mehrere Arumarten, Datura stramonium, Hyoscyamus und Aconitum ferox.*)

Opium (Teriak).

Die Opiumpflanze (chäsch-chäsch oder cācnār) gedeiht in Persien nicht südlicher als bis Rages (Ray, 35°) und ebenso wenig in den nördlichen Hochebenen. Man unterscheidet nach den Orten des Anbaues folgende Sorten: 1) Teriak-e-Arabistani aus der Umgegend von Schuschter und von Disful (dem biblischen Schuschan), die stärkste Sorte; 2) T. Mähan, bei Kirman gebaut, sehr kräftig; 3) T. Heftdest, um Ispahan; 4) T. Yezd; 5) T. Ispahan aus unmittelbarer Nähe der Stadt; 6) die schlechten Qualitäten aus Schahabdulazim, Kaschan, Kum, welche in hellbraunen Stängelchen in den Bazaren verkauft werden und sehr mit Pflanzenresten und Amylum verfälscht sind; 7) eine sehr starke Sorte von dunkelbrauner Farbe aus der Gegend von Sari und Balafrusch in Masanderan am Kaspischen Meere.

Der Gebrauch des Opiums ist allgemein, er ist nicht verboten, nicht entehrend, wie der des Haschisch, sondern öffentlich gebilligt. Fast jeder Perser, der die Ausgabe erschwingen kann, nimmt wenigstens einmal des Tags eine Opiumpille. Besonders viel Opium wird in den Marschländern des Kaspischen Meeres consumirt, weil man glaubt, daß seine austrocknende Eigenschaft dem schädlichen Einfluß der dort herrschenden Feuchtigkeit entgegenwirke. Schah Abbas II. wollte das Verbot des Weins streng aufrecht erhalten; infolge dessen griff aber der Genuß des Opiums (cācnār und Syrupus diacodii) in der Armee dermaßen um sich, daß er sich genöthigt sah (1621), das Verbot wieder zu mildern, wogegen er nun Verkäufer wie Käufer von Cacnar mit dem Tode bestra-

*) Arbeiten der kaiserlich-russischen Gesandtschaft zu Peking (Berlin 1858), II, 467.

fen ließ (Della Valle, II, 108). Doch scheint diese Verordnung nicht von langer Dauer gewesen zu sein.

Opium wird in verschiedenen Gestalten und Mischungen genossen: entweder rein; oder, mit Mastix, Rheum, Asa foetida versetzt, in Form von Pillen (hab-e-nischād, Frohsinnspille), oder als Latwerge, Barsch genannt, wenn mit Hyoscyamus, weißem und schwarzem Pfeffer, Pyrethrum, Safran vermischt; als Electuarium Mithridatis, welches jedoch nicht mehr ganz nach dem alten Recept hergestellt werden kann, da mehrere der dazu gehörigen Ingredienzen jetzt unbekannt sind, am gesuchtesten ist die unter Feth-Ali Schah für den Hof erfundene Mischung; als Electuarium Andromachi (teriak e-fāregh); als Electuarium Fulunia (Philonia); oder als Syrupus diacodii (scherbet-e-chāschchāsch), aus dem durch Einschnitte gewonnenen Saft unreifer Mohnköpfe bereitet; als Caenar, gekochte und mit Sirup eingesottene Mohnköpfe.*) Alle die verschiedenen Präparate werden mit großer Sorgfalt im Hause bereitet. Einst wurde ich, vor der Wohnung eines hohen Beamten in Teheran vorbeireitend, hineingerufen, um die Besichtigung einer Leiche vorzunehmen. Der Todte war ein Diener, der von den zur Bereitung des Barsch hingestellten Säften und Droguen so viel genascht hatte, daß er kurz darauf verschied.

Zu medicinischen Zwecken dient das Opium bei Diarrhöen, Zahnschmerzen, Ohrenflüssen, Bronchialkatarrhen, rheumatischen Leiden, chronischen Augenentzündungen, Koliken, Blasenkatarrh u. s. w. Säuglingen wird es sehr häufig in Form von Scherbet Chasch-chasch gereicht. Am zuträglichsten für

*) Papaver Rhoeas findet sich häufig in Gärten und wird auch seiner schönen Blumen halber unter dem Namen lāleh (Tulpe) und schekāik cultivirt, doch nicht medicinisch verwendet, ebenso wenig wie die vielen andern Papaverarten.

die Gesundheit, besonders nach zurückgelegtem 40. Lebensjahre, gilt es, regelmäßig früh und nachmittags eine kleine Pille zu nehmen und eine Tasse Thee oder heißes Zuckerwasser (kând-dâg) darauf zu trinken. Auf diese Weise soll das Opium sowol vor übermäßiger Fettleibigkeit als vor Magerkeit bewahren, überhaupt eine gewisse Aufgeweckтheit und Frische des Geistes und Körpers erzeugen. Man beruft sich dabei auf das Beispiel der edeln arabischen Pferde, welche, wenn noch so sehr ermattet, durch eine Gabe Opium zur Fortsetzung des Marsches vermocht werden. Die arabischen Pferde sind allerdings so sehr an das Opium gewöhnt, daß sie zur bestimmten Zeit unruhig werden, mit den Füßen stampfen und scheu um sich schauen, bis ihrer Gewohnheit genügt wird. Auch die Menschen fühlen sich um die gewohnte Opiumzeit durch Beklemmung, Unruhe und Ermattung an die Pille gemahnt. Daher führt der Perser von Stand ein kleines silbernes Döschen mit vergoldeten oder versilberten Opiumpillen bei sich, zum eigenen Gebrauch und um andern davon anbieten zu können. Selbst in schweren und acuten Krankheiten wird dem bewußtlos daliegenden Patienten zur Opiumzeit die gewohnte Pille in den Mund gestopft, weil man von Unterbrechung der Gewohnheit zu große Nachtheile befürchtet; auch pflegt der Kranke um diese Zeit eine ungewöhnliche Aufregung kundzugeben, welche sich durch das Opium beschwichtigt. Die mit Mastix, Rheum und Asa foetida gemischten Pillen sind sehr beliebt, da sie weniger Hartleibigkeit verursachen. Am Barsch hingegen fürchtet man seine erhitzenden und heftig narkotischen Eigenschaften. Das Electuarium Mithridatis gilt nebst dem Bezoarstein und dem persischen Erdpech (mumiâi) als das beste Antidotum gegen Gifte aller Art, vorzüglich Schlangen- und Skorpiongift, und nur deshalb nicht für unfehlbar, weil man es nicht mehr in voller Echtheit herzustellen wisse. Der Sirup Chasch-chasch dient

als vorzügliches Mittel gegen Erkältungskrankheiten, Katarrhe und Halsentzündungen. Opium in ungewogenen Stücken nach beiläufigem Augenmaß zu nehmen, wird für gemeine Schlemmerei angesehen. Im Fastenmonat Ramazan ist der Opiumgenuß während des Tages untersagt: eine besonders schwere Entbehrung; es wird aber nach Sonnenuntergang und vor Tagesanbruch eine Pille genommen.

Mag der Perser auch 40, 50 Jahre lang Opium genießen, er steigt doch selten in der Quantität, die im Durchschnitt 1 — 2 Gran täglich beträgt, sodaß eine Person im Monat 1 — 1½ Müskel (60 — 100 Gran) verbraucht. In den feuchten Niederungen am Kaspischen Meer pflegt die tägliche Dosis doppelt so stark, 3 — 4 Gran, zu sein. Mit solcher Regelmäßigkeit genossen, auch selbst bei einer langsamen Erhöhung der Dosis, äußert das Opium keine verderbliche Wirkung auf den Organismus; es erzeugt keine Störung der geistigen und körperlichen Functionen, ausgenommen etwa öftere Verstopfung, seltener Erschlaffung des Unterleibs, trägt weder zur Stärkung noch zur Schwächung der geschlechtlichen Potenz bei und verhält sich ebenso indifferent Zustand des Schlafens oder Wachens. Vom 40., am Kaspischen Meer vom 35. Lebensjahre an soll der Genuß noch weniger nachtheilig sein als in früherm Alter, ja die Perser behaupten, vom 50. Jahre an müsse man Opium nehmen, um seine Kraft und Frische zu bewahren und ein hohes Alter zu erreichen. Ich kannte in der That Greise von 60 — 90 Jahren, welche bereits seit einem halben Jahrhundert ihre tägliche Portion Opium zu sich genommen hatten.

Neben der Kleinheit der Dosis und ihrer Gleichheit oder doch nur ganz allmählichen Steigerung ist es vor allem das strenge Einhalten derselben Tagesstunde, was die Unschädlichkeit des regelmäßigen Opiumgenusses erklärt. Den Persern kommt dabei ihr eigenthümliches orientalisches Phlegma

zu ſtatten, während der Europäer, weil er mit ſeinem lebhaftern, unruhigern Temperament ſich nicht Jahr aus Jahr ein an die feſtgezogene nothwendige Schranke zu binden vermag, bald die Doſis vermehrt, bald gar zum Morphium greift, namentlich aber der Verſuchung nicht widerſteht, zu andern als den beſtimmten Stunden des Tages oder der Nacht das Narkotikum zu nehmen, durch fortgeſetzten Opiumgenuß Geſundheit und Leben aufs Spiel ſetzt. Ebenſo verfallen die Derwiſche und Fakire, welche ein umherſchweifendes müßiges Leben führen, faſt alle der Unmäßigkeit; ſie werden Teriakhi, d. i. Opiumeſſer und Opiumraucher von Profeſſion, und befinden ſich in fortwährender, Körper und Geiſt zerſtörender Narkoſe. In meiner Gegenwart verſpeiſte ein Derwiſch nicht weniger als 6 Stangen, nahe an 7 Drachmen Opium auf einmal.

Die Entwöhnung von Opium nach jahrelangem Gebrauch kann ebenfalls ohne nachtheilige Folgen geſchehen; nur muß der Uebergang ein ſehr langſamer und allmählicher ſein. Manchen allerdings iſt der Genuß dermaßen zum Bedürfniß geworden, daß der ganze Organismus krankt, bis ſie wieder zur alten Gewohnheit zurückkehren.

Perſonen, deren Körperconſtitution das Opium ganz widerſtrebte, die beim mäßigſten Gebrauch deſſelben abmagerten und an hartnäckiger Leibesverſtopfung oder Schlafloſigkeit litten, fand ich ſehr wenige. Dagegen gibt es Individuen, die es ohne Beeinträchtigung ihrer Geſundheit auf 20 — 30 Gran per Tag bringen und eine Reihe von Jahren dabei aushalten. So erzählt Sir John Malcolm, der gründlichſte Kenner iraniſcher Zuſtände, in ſeinen „Skizzen aus Perſien" folgenden Fall: „Ich hatte an dieſem Tage das Vergnügen, mit meinem alten Freunde Mohamed Riza Chan Byat zuſammenzutreffen, der aus Schiraz zugereiſt kam. Er galopirte keck wie ein Jüngling auf mich zu und rief ſchon

aus der Ferne ein Willkommen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich ihn jünger aussehend und flinker als vor zehn Jahren vor mir sah; denn er consumirte schon damals eine Quantität Opium, welche nach Aussage meines Arztes hinreichend war, um 30 des Opiums ungewohnte Personen zu tödten. Ueberzeugt, daß der alte Häuptling, den ich sehr hoch achtete, durch so maßlosen Opiumgenuß sich in kurzer Zeit den Tod zuziehen müsse, hatte ich meinen Arzt veranlaßt, ihm dringend davon abzurathen. Nach der ersten Begrüßung fragte er mich sogleich, ob ich den Doctor bei mir habe. Auf meine Antwort, daß derselbe gegenwärtig in Hindostan beschäftigt sei, erwiderte er lächelnd: «Das thut mir leid, ich hätte ihm gern gezeigt, daß die christlichen Aerzte, obwol sie durch Curen an Blinden und Lahmen Mirakel wirken, doch keine wahren Propheten sind; er prophezeite mir vor zehn Jahren, wenn ich nicht vom Opium ließe, müßte ich sterben. Nun, ich habe, seitdem er mir mein nahes Ende voraussagte, die tägliche Dosis nicht nur nicht verringert, sondern auf das Vierfache erhöht, bin aber dabei achtzig Jahre alt geworden und fühle mich so frisch und kräftig, wie man es in solchem Alter irgend sein kann.» Bei diesen Worten zog er eine Büchse hervor und steckte eine ungezählte Handvoll Pillen in den Mund, spöttisch ausrufend: «O wäre doch mein Freund der Doctor zugegen!»"

Einen andern Fall kenne ich aus eigener Anschauung. Der Muschtehid Hadschi Mulla Zadik, ein Freund und Gönner von mir, erreichte das seltene Alter von 115 Mond-, ungefähr 111 Sonnenjahren. Während eines großen Theils seines Lebens hatte er täglich gegen 4 Gran Opium geschluckt und in der letzten Zeit so wenig Nahrung zu sich genommen, daß er dem Opium allein seine Erhaltung zuschrieb. Noch ein Jahr vor seinem Tode sah ich ihn voll Würde und mit ungebeugtem Rücken einer Madschles (Versammlung) präsidiren;

er besaß noch Geisteskraft genug, um mir in einer lebhaften Discussion die Vorzüge des Islam auseinanderzusetzen.

Nach alledem könnte man wol vom Opium, das consequente Festhalten an der gewohnten mäßigen Dosis vorausgesetzt, ebenso wie vom Kaffee sagen: wenn es ein Gift ist, so muß es doch ein sehr langsam wirkendes sein.

Unbedingt von schlimmen Folgen ist das Opiumrauchen, um so mehr, da der Dampf nicht durch das Nargileh, welches einen großen Theil der Alkaloide im Wasser zurückhält, sondern durch die kurze türkische Pfeife eingesogen wird. Es ist in Persien bei weitem weniger verbreitet als in der Türkei; durch die öffentliche Moral verdammt, wird es nur ausnahmsweise und in tiefster Verborgenheit geübt. Nach kurzer Zeit zeigen sich an dem Opiumraucher die bekannten Symptome der chronischen Narkose: eingefallenes Gesicht, stierer Blick, strohgelbe Gesichtsfarbe, schlotternder Gang, Schlaf- und Appetitlosigkeit, geistige Erschlaffung, confuses Denken, zuletzt wirklicher Irrsinn.

Als acutes Gift wird Opium namentlich von Selbstmördern gebraucht. Wie bei allen an ein unabänderliches Fatum glaubenden Völkern ist bei den Persern der Selbstmord zwar nicht eben häufig, aber er kommt doch dann und wann vor. Auffallend dazu geneigt sind Neger und Negerinnen. Das Rettungsverfahren bei acuter Opiumvergiftung besteht im Darreichen von Brechmitteln und starkem schwarzen Kaffee unter beständigem Rütteln des Körpers und Bespritzen desselben mit kaltem Wasser. Damit die noch unverdaut im Magen liegenden Opiumstücke mit fortgehen, thut man gut, vor dem Brechmittel etwas Wein zu geben. Ich behandelte das zehnmonatliche Kind des königlichen Secretärs Mirza Abbas Munschi, dem eine Negerin aus Rache gegen die Mutter 9 Opiumpillen in den Mund gestopft hatte. Als ich gerufen wurde, lag es bereits, blau und mit verengter Pu-

pille, im Zustande der Betäubung, fuhr aber trotzdem von Zeit zu Zeit mit den Händchen an die Nase; denn heftiges Jucken der Nase gehört zu den nie fehlenden Symptomen der Vergiftung. Zum Glück untersuchte ich die Mundhöhle und konnte noch 4 ganze Pillen daraus hervorziehen. Sofort gab ich starke Dosen Tartarus emeticus, aber es wollte sich kein Erbrechen einstellen. Da flößte ich dem Kinde zwei Löffel Wein in den Mund und schaukelte es zwischen meinen Füßen. Es erbrach sich reichlich, der Magen stieß die unverdauten Stücke aus, Klystiere und kalte Bespritzungen thaten das übrige, und in drei Tagen war alle Gefahr beseitigt.

Gute Dienste leistet anhaltender Gebrauch von Opium bei Schleimflüssen und Katarrhen der Schleimhäute; sogar Kinder läßt man es gegen diese Uebel monatelang nehmen. Vor der Cholera schützt es nicht; während der Krankheit selbst kann man zwar durch sehr starke Gaben das Erbrechen hemmen, selten ist aber damit etwas gewonnen, ja man muß fürchten, daß den sonstigen Choleraſymptomen die der Opiumvergiftung hinzutreten. Bei Intermittensanfällen vermag es wol die Gewalt des Paroxysmus abzuschwächen, doch pflegt dann der nächste Anfall desto heftiger zu sein. Gegen Diarrhöen und Dysenterien findet Opium keine Anwendung, nur in einigen Gegenden am Kaspischen Meer soll es in Verbindung mit Kalomel gegeben werden.

Yezd und Ispahan treiben nicht unbedeutenden Ausfuhrhandel mit Opium nach Hindostan und der Türkei.

Taback.

Die Tombakipflanze ist eine unserm Taback sehr ähnliche, rosa blühende Nikotiana. Nach dem Dafürhalten der Perser wäre sie ein einheimisches Gewächs; allein dem widerspricht der Umstand, daß in keinem ältern phormokologischen Buche und in keiner Dichtung aus älterer Zeit ihrer Erwähnung

geschieht, und auch der Name deutet auf fremdländische Abkunft hin. Sie scheint einen etwas salzigen Boden zu lieben; wenigstens sah ich in der Nähe von Tombakipflanzungen immer viele Salsolen wuchern. Nördlicher als 34° gedeiht sie nicht im Tafellande Iraks, ebenso wenig kommt sie in den feuchten Marschländern am Kaspischen Meere fort. Der höchste Punkt, wo ich sie fand, ist Asepas, auf einer Hochebene zwischen Schiraz und Ispahan gelegen. Es war am 26. Juli, als ich den Ort passirte; das Thermometer zeigte als Maximum der Tagestemperatur 24°, Wasser kochte bei 93°. Indeß zweifle ich, daß die Pflanze dort zur Reife gelangt, denn die Blütenknospen waren noch nicht einmal angedeutet.

In der Provinz Laar, südlich von Schiraz, wächst die beste Sorte, der Tambäkü Schirazi. Er hat viel Aroma und gewinnt durch das Alter an Güte; 1 Man (5 1/3 Pfund) kostet in Teheran 2/5 Dukaten. Der größte Theil wird im Lande consumirt, das übrige geht nach Konstantinopel, auch nach Petersburg und dem Kaukasus. Als zweite Sorte gilt das Gewächs von Ispahan, das weniger aromatisch ist, Kratzen im Halse verursacht und sich nicht lange aufbewahren läßt. Andere Sorten, wie die von Kaschan, Yezd u. s. w., werden nur von den ärmern Klassen geraucht oder nach Bagdad und Konstantinopel verkauft. Die Ausfuhr ist beträchtlich und hat namentlich seit dem Krimkriege zugenommen, weil seitdem der persische Taback auch in Europa beliebt wurde; sie erreicht einen jährlichen Werth von 2 — 300000 holl. Dukaten.

Anfangs Mai legt man zu Ispahan den Samen ziemlich dicht in die Erde. Nach Verlauf eines Monats werden die etwa 3 Zoll hohen Pflänzchen ausgehoben und weitläufiger in Beete, ähnlich unsern Kartoffelbeeten, versetzt, die zu beiden Seiten von tiefen Furchen zum Zweck der Bewässerung eingefaßt sind. Allzu viel Nässe scheint die Pflanze nicht zu

vertragen. Gegen Ende Juni sah ich bereits Stauden von 1½ Fuß Höhe. Man läßt nur sieben bis neun Blätter an einer Staude stehen, entfernt das übrige Kraut und kappt Mitte Juli auch die Blüten, ausgenommen natürlich an den zu Samen bestimmten Pflanzen. Im Herbst werden die Blätter abgenommen, getrocknet und zu Kuchen gepreßt. Die mittlern Blätter, zwischen den Wurzel- und den Blütenblättern, geben die beste Qualität.

Aus einer gewöhnlichen Pfeife kann der Tombäkü seines starken Nicotingehalts und des unangenehmen scharfen Geschmacks wegen nicht geraucht werden; man bedient sich des unter dem Namen Nargileh — von nārdschil, die Kokosnuß, weil eine solche oder ein Kürbis häufig als Wassergefäß dazu benutzt wird — bekannten Apparats, wofür übrigens in Persien der Name Kaelian, der das eigenthümlich brodelnde Geräusch bezeichnet, gebräuchlicher ist. Die Tombäkükuchen werden klein gestampft und die Blättchen dann gesiebt, um sie von den Stengeln und Rippen zu befreien, da diese Theile besonders scharf und narkotisch sind und beim Verbrennen einen penetranten brenzlichen Geruch entwickeln, daher nur die ärmsten Klassen sich an ihnen delectiren. Etwa 2 Drachmen des durchgesiebten, mit Wasser angefeuchteten und tüchtig durchgekneteten Tabacks legt man auf den mit Gips gefütterten Schlot (ser-e-ḳæliān) des Nargileh und bedeckt die Masse mit gut ausgeglühten oxydfreien Kohlen, sodaß sie ganz langsam und nur unvollkommen verbrennt. Von dem Schlot geht ein Rohr bis auf den Boden eines zur Hälfte mit Eiswasser gefüllten flaschenförmigen Gefäßes herab; ein anderes, schief aufsteigendes, welches als Mundstück dient, mündet im freien Raum oberhalb der Wasserfläche. Indem auf diese Weise der Dampf das Wasser durchzieht, kühlt er sich ab und verliert einen Theil seiner narkotischen Kraft. Das Wasser in dem Gefäß muß natürlich oft erneuert werden, denn es

sättigt sich schnell mit scharfen Atomen, die es dann dem durchgehenden Rauch wieder mittheilt. Beim Volk gilt dieses mit Nicotin geschwängerte Wasser als das beste Brechmittel, namentlich in asthmatischen Leiden. Der Apparat ist gewöhnlich reich verziert und mit großem Luxus ausgestattet, und in vermögenden Häusern werden eigene Diener gehalten, welche sich ausschließlich mit Reinigung und Putzen desselben, mit Zurechtmachen, Darreichen und Anrauchen des Nargileh zu beschäftigen haben.

Fast so unentbehrlich wie Speise und Trank dünkt dem Perser das Nargileh. Sei er allein, oder sei es beim Abschluß eines Geschäfts, bei der Discussion, beim Empfang und Abschied von Besuchen, bei öffentlichen Ceremonien, nie darf das Nargileh fehlen. Jedem Gaste wird es gereicht; es einem Fremden nicht anbieten, heißt ihn beschimpfen. Nur dürfen die Familienglieder in Gegenwart des Chefs der Familie nicht rauchen, ohne speciell von ihm, was sehr selten geschieht, dazu aufgefordert zu sein. Läßt man dem Gast zum dritten mal das Nargileh reichen, so ist dies ein Wink, daß er sich entfernen möge. Hochgestellte Personen pflegen das dritte Nargileh selbst zu verlangen, damit die Diener sich zum Aufbruch rüsten. Sonst sieht man es als große Anmaßung und Ueberhebung an, wenn jemand in einem fremden Hause das Nargileh bei der Dienerschaft bestellt. Auch auf Reisen läßt sich der Perser den Rauchapparat von einem berittenen Diener nachführen, der die Kohlen glühend erhalten und stets bereit sein muß, seinem Herrn das flexible Rohr herüberzureichen. Begegnet man unterwegs einem Bekannten, so wird halt gemacht und nach gegenseitiger Begrüßung ein Nargileh mit ihm geraucht. Ich traf einst einen mir befreundeten Artillerieoffizier, welcher mit seiner Batterie aus dem königlichen Lager zurückkehrte; als er mich sah, commandirte er seiner Truppe Halt, und erst nachdem wir ein Nargileh miteinander geraucht,

ließ er sie den Marsch fortsetzen. Selbst während der Exercirübungen verlieren sich einzelne Soldaten hinter die Front, um ein paar Züge aus dem Nargileh zu thun.

Für den kundigen Raucher, der den eingeathmeten Dampf eine Weile in der Lunge zurückhält und dann langsam durch Mund und Nase herausgehen läßt, reichen fünf bis sechs Züge hin, um ihn in keif zu versetzen. Keif nennt man den Zustand der beginnenden Narkose, solange der Berauschte noch mit Bewußtsein in seinem Rausche schwelgt, das summum bonum der Orientalen. Der höhere Grad hingegen, die wirkliche Trunkenheit, heißt gasch. Ein in letzterm Zustande befindlicher Mensch bietet den widerlichsten Anblick dar: wie von Epilepsie befallen, verdreht er die Augen, sodaß nur das Weiße sichtbar bleibt, Speichel quillt ihm aus dem Munde, Hände und Füße arbeiten in unwillkürlichen krampfhaften Bewegungen, bis er endlich in lethargischen todtähnlichen Schlaf versinkt. Selten sah ich Männer das Maß des Keif überschreiten; es sind meist Frauen im Harem und beschäftigungslose Diener, welche aus Langeweile länger und öfter das Nargileh „ziehen" — das ist der persische Ausdruck für rauchen — und dadurch das Stadium des Gasch herbeiführen.

Aus unmäßigem Nargilehrauchen entstehen chronische Bronchialkatarrhe und Emphyseme, welche Uebel jedoch in dem trockenen warmen Klima Persiens und bei der Gewohnheit der Perser, im Frühjahr eine Eselsmilchcur durchzumachen, im Durchschnitt hier einen minder gefährlichen Charakter annehmen als in Europa. Allerdings kommen auch schwere Fälle derart vor, und zwar tritt gewöhnlich nicht in den Wintermonaten, sondern im Spätherbst eine Verschlimmerung ein. Auffallend häufig und intensiv fand ich diese Krankheiten in den Fabrikstädten Kaschan und Ispahan. Mein Tagebuch weist während meines kurzen Aufenthalts da-

selbst mehr als zehnmal so viel Fälle von Emphysemen und chronischem Katarrh mit daraus folgender Herzerweiterung, Asthma und Cyanose auf, als ich durch neun Jahre in Teheran und Umgegend beobachtet habe. Vergebens suchte ich nach einer Erklärung dieses Phänomens. Bei einmal entwickeltem chronischen Katarrh muß das Nargileh ganz gemieden werden, weil fortgesetztes Rauchen leicht Erstickungsanfälle verursacht; höchstens dürfen die Leidenden des Morgens ein paar Züge thun, um sich zum Husten zu reizen und den Schleimauswurf zu befördern.

Den regelmäßigen Athemübungen, dem Bespülen der feinsten Lungenzellen mit Dampf und der Ableitung durch Emphyseme, dem Nargilehrauchen also möchte ich es zuschreiben, daß Lungenschwindsucht in Persien so äußerst selten vorkommt, und ich glaube daher, der Gebrauch des Nargileh könnte bei Anlage zu dem genannten Uebel von großem Nutzen sein. Ebenso scheint mir derselbe empfehlenswerth als Mittel, dem Körper gewisse Medicamente zuzuführen, indem durch Einathmen der Dämpfe und deren unmittelbares Berühren der Schleimhäute eine raschere Wirkung auf den Organismus erzielt wird als durch jede andere Art der Einverleibung. So sah ich namentlich, wie Rauchen des Mercur der syphilitischen Verheerung schnellen Einhalt that. Ferner ließ ich mit Erfolg in Dampfform nehmen: Gummi ammon. oder Gummi galbanum, Asa foetida, Terebinthaceenharz oder Mastix, in einem Falle auch Pix liquida; und noch für viele andere Stoffe, wie Thus stirax, Kampher, Chinin, Salicin, selbst Digitalis, Borax, Salmiak u. s. w. würde sich das Einziehen derselben mittels des Nargileh empfehlen, wobei nach Umständen statt des Wassers, durch welches die Dämpfe gehen, andere, sich neutral verhaltende Flüssigkeiten und statt des Tabacks ebenfalls indifferente Blätter substituirt werden könnten. Die Intensität der Wirkung des Nargileh-

rauchens verhält sich zu der des Rauchens aus einer gewöhnlichen Pfeife wie etwa die Inhalation des Chloroforms zu dessen Gebrauch durch den Darmkanal.

Den Gebern ist das Tabackrauchen verboten, weil die Religion des Zoroaster eine Entweihung des Feuers darin erblickt; ebenso den Unterthanen des Chan von Buchara. Auch die Communistensekte der Babis hat das Verbot angenommen, dagegen ihren Bekennern den Genuß des Haschisch erlaubt.

In den nördlichen meist von türkisch-tatarischen Stämmen bewohnten Provinzen wird nicht das Nargileh, sondern die türkische Pfeife geraucht. Den Pfeifentaback (tutun) baut man hauptsächlich um Urumieh. Die Blätter werden ganz fein, fast zu Pulver gerieben; die Farbe des Tutun ist goldgelb, er hat sehr geringen Nicotingehalt, aber ein feines Aroma. Etwas stärker ist der kurdisch-bagdader Tutun.

Schnupftaback (ænfieh) bereiten die Armener in Ispahan aus den pulverisirten Blättern des Tombäkü, welche mit einem Aufguß von chinesischem Thee in Gärung versetzt werden. Er geht aber größtentheils ins Ausland, namentlich in den Kaukasus, denn in Persien selbst ist das Schnupfen wenig in Gebrauch, fast nur als Ableitungsmittel bei Augen- oder Kopfleiden.

Stechapfel (Datura stramonium),

persisch tätureh, dschäws-e-muthil, im Düngerboden und auf Schutthaufen der Städte und Dörfer wachsend, steht bei den persischen Aerzten in hohem Ansehen. Sie geben den Samen gegen Wechselfieber, besonders Quartana, gegen chronische Kopfschmerzen, Veitstanz, überhaupt Convulsionen aller Art, das daraus gepreßte Oel gegen Krankheiten des Mastdarms und Hämorrhoidalknoten, die bekanntlich bei einem Reitervolk so häufig und schmerzhaft sind, und machen aus dem Kraut stärkende Umschläge auf erschlaffte Theile. Ein zwölfjähriger Knabe, der an lähmendem Zungenkrampf litt,

wurde mir von ſeinem Vater zugeführt, weil das Uebel ihn hinderte, die arabiſchen Gebete, zu denen der Perſer vom dreizehnten Jahre an verpflichtet iſt, deutlich auszuſprechen. Durch innerlichen Gebrauch friſch pulveriſirten Daturaſamens, begleitet von kalten Umſchlägen auf den Kopf, gelang es mir, ihn binnen zwei Monaten zur Verrichtung der vorgeſchriebenen Gebete zu befähigen.

Schwarzes Bilſenkraut (Hyoscyamus),

perſiſch bezer ul bendsch oder benk, kommt in allen ſeinen verſchiedenen Arten vor. Dr. Buhze (vergl. deſſen „Geſammelte Pflanzen in Transkaukaſien und Perſien", 1860) beobachtete und beſchreibt den H. niger, persicus, Camerarii, Seneccionis, bipennatisectus, pusillus. Mit den Samen werden berauſchende Latwerge verſetzt, vornehmlich das Opiumbarſch. Das Kraut wirkt, äußerlich angewendet, ſchmerzſtillend.

Alraunwurzel (Mandragora),

perſiſch merdum giāh (Mannskraut), mehr-e-giāh (Liebeskraut), jabrudsch-es sannam, biche-læfāh, sek-kun, findet ſich nur im ſüdlichen Theil des Landes, am häufigſten um Schiraz. Man ſchreibt der Wurzel, wie ehemals in Europa, übernatürliche Kräfte zu und trägt ſie als Amulet zur Verhütung von Epilepſie, Unfruchtbarkeit, Abortus, Untreue des Mannes oder der Frau, Ungnade des Königs, ſowie zum Schutz gegen Bezauberung und dämoniſche Einflüſſe.

Taftwurzel (Scopolia mutica),

perſiſch bich-e-Taft, risch-e-Taft, schukerān, durs, wächſt im Bezirk Taft unweit Yezd und bildet einen Beſtandtheil der meiſten narkotiſchen Latwerge. Auch miſcht man zuweilen kleine Quantitäten dem Zuckerbrot bei, um ſich an den unwillkürlichen raſtloſen und laſciven Bewegungen derer, die

davon genossen haben, zu ergötzen. Ich übermittelte die Wurzel Herrn Regierungsrath Schroff, der eine Reihe sehr interessanter Versuche mit derselben angestellt hat und sich in der „Zeitschrift für praktische Heilkunde" unter anderm folgendermaßen darüber äußert: „Vergleicht man die Taftwurzel mit der Wurzel unsers einheimischen Bilsenkrauts und auch wol mit den übrigen Theilen dieser Pflanze, so ergibt sich ein sehr erheblicher Unterschied bezüglich des Grades der Wirksamkeit; denn einmal enthält die Taftwurzel bei weitem mehr an wirksamen, durch Alkohol ausziehbaren Bestandtheilen als die zweijährige Bilsenwurzel, indem sich dort das Verhältniß der Wurzel zum alkoholischen Extract wie 5 : 1, hier aber wie 24 : 1 gestaltet; dann aber, wie aus den oben angeführten Versuchen hervorgeht, ist das alkoholische Extract der Taftwurzel ungleich wirksamer, ja die Wirkung jenes Extracts überbietet an Stärke das alkoholische Extract der Belladonna; Ein Gran des letztern würde keine so heftige und so lange andauernde Intoxication hervorgerufen haben, als dies eine geringere Quantität des alkoholischen Taftwurzelextracts bei Pschick (Name des Vergifteten) that. Die ungemeine Steigerung der Pulsfrequenz, 130 in der Minute, die große Aufregung in der psychischen Sphäre, der ungewöhnlich gesteigerte Bewegungstrieb, passen ohnedies noch mehr auf eine Vergiftung mit Daturin und Atropin als mit Hyoscyamin. Sowie die Botaniker in dem Genus Scopolia ein Uebergangsglied von Hyoscyamus zur Atropa sehen, so dürfte auch in pharmakodynamischer und toxikologischer Beziehung Scopolia mutica den Uebergang vermitteln. Die Frage: ob und zu welchem Zweck die Taftwurzel eine ärztliche Verwendung finden könne, beantwortet die mit ihr geführte Untersuchung von selbst. Die Taftwurzel wird in allen Fällen sich hülfreich erweisen, in welchen die Aerzte von der Anwendung des Hyoscyamin, Atropin und Daturin und der

mit diesen Alkaloiden versehenen Pflanzen aus der Gattung Hyoscyamus, Scopolia, Atropa und Datura heilsame Wirkungen beobachtet haben; nur muß bei ihrer etwaigen Benutzung in Krankheiten der Umstand nochmals insbesondere hervorgehoben werden, daß sie alle ihr verwandten, bisher untersuchten Pflanzen an Wirksamkeit bei weitem übertrifft, worauf bei der Bestimmung der Gaben Rücksicht genommen werden müßte. Wollte man die Wurzel in Substanz verwenden, so würde $^1/_{12}$ Gran die kleinere, $^1/_6$ die mittlere, 1 Gran die große Gabe repräsentiren; das alkoholische Extract, fünfmal stärker als die Wurzel in Substanz, dictirt sich selbstverständlich die fünffach geringere Gabe."

Brechnuß (Nux vomica),

persisch kutschule, azuraghi, auch fälschlich tatule genannt, welche Namensverwechselung mit Stramonium schon häufig großes Unglück angerichtet hat, wird von manchen als Mittel zur Reizung des Geschlechtstriebs und, mit Chinin vermischt, gegen Impotenz anhaltend gebraucht. Bevor die Nuß zerstoßen und den Latwergen beigesetzt wird, weicht man sie eine Zeit lang in Milch, wodurch sie etwas von ihrer giftigen Wirkung verliert; allein es bleiben doch Fälle von Starrkrampf und sogar tödlicher Vergiftung nicht aus.

Eisenhut (Aconitum ferox),

persisch bîsch, gilt im Orient für das stärkste Pflanzengift und für stärker als das Gift der Schlangen. Man sagt, die Wurzel finde sich nur auf dem Berge Hilhil in China. Eine andere Art der Bischwurzel, sengur genannt, von außen mit schwarzen Punkten gleich dem Horn der Gazelle bedeckt, kommt aus Indien; mehrere Ellen in ihrem Umkreis soll kein anderer Pflanzenkeim sich entwickeln können. In der Medicin findet das Bisch sehr beschränkte Anwendung; es wird aber

häufig mit Ginseng (Kraftwurzel) verwechselt. Derwische pflegen eine Bischwurzel bei sich zu tragen: zu welchem Zweck, konnte ich nicht ermitteln.

Bittermandelöl,

persisch rugan bādām kuhi, aus wilden Mandeln gepreßt, deren das südliche Persien drei verschiedene Species erzeugt, wird als Einreibung bei Kolik, Rheumatismus und Neuralgien verordnet.

Thee,

persisch tschaï, wurde schon vor 200 Jahren aus China eingeführt, ist aber erst seit ungefähr einem Menschenalter allgemein im Gebrauch. Olearius erzählt zwar bereits von Theekneipen in Ispahan. „In diesen trinken sie ein warmes Wasser, welches von einem Kraute, so sie Tzai nennen, rührt. Sie halten es für gesund, soll sonderlich das Geblüt reinigen." In den spätern Bürgerkriegen und als der Verkehr mit Indien abnahm, scheint aber der Thee gänzlich außer Gebrauch gekommen zu sein, die Perser wenigstens datiren seine Einführung von Anfang des jetzigen Jahrhunderts, wo Abbas Mirza einige Päckchen Thee und Zucker zum Geschenk erhielt. Wie dem auch sei, gegenwärtig ist der Theegenuß in den Städten so allgemein, daß es kaum eine wohlhabende Familie gibt, in der nicht ein russischer Samowar zu finden wäre; jeder anständige Gast, z. B. auch der Arzt bei seiner Visite, wird damit regalirt. Der Perser nimmt gewöhnlich zwei mittlere Tassen des Morgens, zwei des Abends mit der Opiumpille. Auf Reisen in der Wüste, überhaupt in Gegenden, wo es an gutem Trinkwasser mangelt, leistet ihm der Thee wegen seiner durststillenden Eigenschaft unschätzbare Dienste, denn er erspart ihm unterwegs das Trinken der fauligen Brakwässer, die Hauptursache gefährlicher Wechselfieber.

So rechnet man jetzt in persischen Städten den Thee zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen, ja manche genießen ihn mit Leidenschaft. Ich habe in Teheran Leute gekannt, die bis 18 Tassen des Tags zu sich nahmen. Natürlich wirkt ein so übermäßiger Genuß, zumal der Trank sehr stark bereitet wird, höchst nachtheilig auf die Gesundheit ein. Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Mangel an Appetit sind die unausbleiblichen Folgen davon. Bei der raschen Respiration in der verdünnten Luft der Hochebenen ist aber das Herzklopfen, das bekanntlich des Nachts am stärksten auftritt, hier ein doppelt belästigendes, den Schlaf störendes Uebel. Auch das im Lande auffallend häufig vorkommende nervöse Zittern der Hände (raasche) möchte ich dem vielen Theetrinken zuschreiben. Endlich behauptet man, wol nicht ohne Grund, daß es die Potenz herabsetze.

Die Perser versüßen den Thee mit sehr viel Zucker, während die Afghanen und Tataren statt des Zuckers Kochsalz hineinthun. Gewöhnlich wird auch Saft von frischen Citronen oder sauern Orangen dazu gereicht, wovon man ein paar Tropfen in die Tasse zu gießen pflegt.

Zufällig war es ein Deutscher, der zuerst größere Quantitäten zum Verkauf ins Land brachte; deshalb heißt guter Thee noch heutigentags tschaï nemse (deutscher Thee), und es knüpft sich daran der ziemlich verbreitete Irrthum, daß die Pflanze in Deutschland cultivirt werde. Aller Thee, und zwar ausschließlich die schwarze Sorte, kommt aber aus China über Indien und den Persischen Meerbusen nach Iran. Von Buschir geht er dann weiter ins Innere. Aus Rußland wird kein Thee bezogen, weil er dort zu theuer ist; im Gegentheil schmuggeln die Perser nicht unbedeutende Quantitäten in den Kaukasus ein.

Kaffee,

persisch kahweh, bun, genießen die Perser nicht in so reichem

Maße wie die Türken; im übrigen wird er ganz auf dieselbe Art bereitet und servirt. Man bekommt ihn selten frisch gekocht, sondern fast immer aufgewärmt, weshalb er außerordentlich bitter schmeckt. Kaffee mit Zucker oder mit Milch zu trinken, erscheint den Orientalen absurd; hingegen versetzen ihn manche mit etwas Cardamom (hil), welche Mischung wieder dem Europäer nicht mundet.

Feinen arabischen Kaffee, mäßig geröstet, dann zu feinem Pulver gestoßen und in Büchsen hermetisch verschlossen, genießen manche lieber in trockenem Zustande. In den Harems wurde ich oft gefragt, ob ich den Kaffee trocken oder gekocht zu haben wünschte, und ich muß gestehen, daß man, einmal daran gewöhnt, ein Löffelchen des Kaffeepulvers vortrefflich findet.

Daß häufiger Genuß starken Kaffees die Nerven angreift, ist bekannt. Im Orient gibt man ihm auch allgemein Schwächung der Potenz schuld. Olearius sagt in seinem Reisebericht: „Das schwarze Wasser hat einen brandigen und unanmuthigen Geschmack, es soll sehr kälten und die Natur unfruchtbar machen. Wenn aber solches Cahwawasser zu viel gebraucht wird, soll es die fleischlichen Begierden ganz auslöschen.“ Er erzählt hierauf eine bezügliche Anekdote von Sultan Mahmud Gasneiin, die jedoch erfunden sein muß, da im 10. Jahrhundert der Gebrauch des Kaffees dort jedenfalls noch unbekannt war, und schließt mit dem persischen Denkspruch:

Ai siā ruh ke nām est ḳahweh
Ḳātl-e-nawm ḳātehi-i schahweh.

(Bohne schwarzen Angesichts, Kaffee ist dein Name,
Daß der Schlaf dich fliehe und die Lust erlahme.)

Der meiste Kaffee kommt aus Indien, vornehmlich Java, über Buschir; nur kleine Quantitäten werden auf Karavanenwege aus Arabien eingeführt.

Wein (persisch schæräb, næbid).

Und fände der Verstand im Rausche
Nicht manchmal festen Ankergrund,
Wie lenkte er das lecke Schifflein
Heil durch des Schicksals tück'schen Schlund?
Hafis.

Fast jedes lyrische Gedicht der persischen Poeten besingt Liebe, Wein und Blumen, und doch ist Liebe im Sinne der Dichter äußerst selten, der Wein durch das Religionsgesetz verpönt, und ein Blumenflor, mit Ausnahme der Rosen zur Zeit des Frühlings, kaum in Persien zu finden! Allein wie streng auch der Islam den Genuß des Weins und überhaupt aller gegorenen Getränke verbietet, so ist doch deren Verbrauch nicht unbedeutend, besonders unter den Beamten, Chanen, Gouverneuren, Soldaten, selbst unter den Priestern. Die Landbewohner allerdings kennen den Wein kaum dem Namen nach, und die meisten haben nie in ihrem Leben ein gegorenes Getränk gekostet. Mit wie wenig Gewissensscrupeln aber auch mancher Islambekenner sich über das Verbot des Weintrinkens hinwegsetzen mag, so wird er doch ängstlich besorgt sein, daß kein Tropfen auf sein Kleid oder seinen Teppich falle; denn die Gegenstände werden dadurch gesetzlich unrein (nädschis) und dürfen, bevor sie gewaschen sind, nicht wieder in Gebrauch genommen werden.

Von den inländischen Weinen werden der braunrothe von Schiraz (chäller), ferner der von Hamadan und Ispahan (nedschefäbäd) vielfach im Lande genossen, auch nach Bagdad und Indien verführt; die an andern Orten, wie in Kirman, Kaswin, Tabris, Urumieh u. s. w. erzeugten dienen nur zum Localbedarf. Mit der Bereitung dürfen nur Juden und Armener sich beschäftigen; der Verkauf wird von der Polizei unter der Hand gestattet, doch von Zeit zu Zeit verboten: es werden dann schwere Geldstrafen aufgelegt, die Gefäße zertrümmert, die Verkäufer ihrer Häuser und ihres

Eigenthums beraubt und aus der Nähe des Burgviertels vertrieben.

Weinpressen gibt es nicht; die Trauben werden mit den Füßen zerstampft, hierauf wird der Saft sammt dem größten Theil der Hülsen, Kerne und Stiele in große irdene Krüge (chumre-dschär) geschüttet und an einem temperirten Ort der Gärung überlassen. Erst im Monat April ist das Getränk soweit geklärt, daß es, ohne zu brechen und sauer zu werden, den Transport verträgt. Dieser mangelhaften Bereitung muß man es zuschreiben, daß trotz der vortrefflichen, zuckerhaltigen Trauben die Weine im Durchschnitt nur eine mittelmäßige Qualität erreichen; sie sind sehr alkoholhaltig, als ob sie mit Branntwein gemischt wären, sehr stark und schwer, sodaß sie leicht zu Kopfe steigen; nur nach wiederholter, vollkommener Klärung lassen sie sich aufbewahren.

Als der Vezier beim Schah darüber Klage führte, daß die Einfuhr von Weinen wieder zunehme und somit ein hübsches Stück Geld aus dem Lande gehe, sagte dieser scherzend: „Schickt meinen Onkel Ardeschir (ein Erzschlemmer) an die Grenze; er wird sicher keinen Tropfen passiren lassen!" In der That jedoch ist der Import fremder Weine, unter denen die mit Sprit versetzten und die moussirenden am beliebtesten sind, nicht von großem Belang. Man findet sie hier meist nicht berauschend genug. Der Orientale trinkt nämlich niemals des Wohlgeschmacks wegen Wein, sondern lediglich um sich zu berauschen. Er mischt ihn mit Branntwein und stürzt hastig Glas auf Glas herunter, bis er bewußtlos zu Boden sinkt. Daher trinkt er ihn im geheimen, in seinem Harem, wohin er sich höchstens einige vertraute Genossen einladet. Bei Festen und Gastmählern, auch bei solchen, die zu Ehren von Europäern stattfinden, werden die Gesundheiten mit Scherbet getrunken, während früher, vor etwa 200 Jahren, wie in Reisebeschreibungen aus jener Zeit zu lesen, bei der-

gleichen Anlässen öffentlich Wein verabreicht wurde. Tags über, am Freitag und im Fastenmonat Ramazan wagt man selbst im geheimen nicht, dem Wein zuzusprechen; man fürchtet, sich durch die Exhalation zu verrathen, und ich ward oft um ein Mittel, den Weindunst zu unterdrücken, angegangen. Der Perser läßt sich in der Trunkenheit leicht zu Händeln und Gewaltthätigkeiten, selbst zum Gebrauch des Dolchmessers hinreißen. Allein für die Strafbarkeit der That gilt es nicht als gesetzlicher Milderungsgrund, daß ein Todtschlag im Rausche verübt worden; im Gegentheil tritt noch das Verbrechen der Uebertretung des religiösen Verbots hinzu.

Nach Intermittens, Dysenterie und andern durch Blutmangel bedingten Krankheiten pflegen die Aerzte den Reconvalescenten Wein als Stärkungsmittel zu verordnen. Der Kranke erhält dann Dispens (fætwa); ja es ist Pflicht, wie in allen Punkten so auch in diesem, den ärztlichen Anordnungen nachzukommen, sogar der Imam Dschameh (hohe Priester) soll sich ihnen nicht entziehen. Allerdings kommt es auch vor, daß Gesunde den Arzt durch Bestechung veranlassen, ihnen eine Weincur zu verordnen, um dann sagen zu können, daß sie der Nothwendigkeit weichen. Namentlich sind die Frauen in den Harems begierig danach, die Langeweile ihres einförmigen Lebens durch die Aufregung eines Weinrausches zu unterbrechen, und aus Mitleid gönnte ich diesen unglücklichen Wesen zuweilen eine Stunde der Vergessenheit.

Ein mäßiger Weingenuß ist Reisenden in Wechselfiebergegenden sehr zu empfehlen; selbst während der Paroxysmen erweist sich Wein mit Wasser verdünnt als zuträgliches und angenehmes Getränk. Nicht selten sah ich in schweren Fällen bessern Erfolg von Wein als von Chinin: eine Wahrnehmung, die auch der erfahrenste Reisende, Barth, bestätigt. Aus meiner Praxis sei folgendes hierher gehörige Beispiel erwähnt.

Der Minister des Aeußern Mirza Seid Chan, ein äußerst frommer Mann, welcher beim Anblick eines Europäers sich die Augen wäscht, um sie vor Verunreinigung zu schützen, ward ein ganzes Jahr lang so heftig vom Intermittens mitgenommen, daß seine Farbe strohgelb wurde und er nicht mehr die Kraft hatte, sich zu bewegen. Auf mein wiederholtes Andringen bequemte er sich endlich, guten schirazer Wein zu trinken, und es erfolgte vollständige Genesung. Seitdem widmet er dem Wein eine solche Dankbarkeit, daß er unbeschadet seiner Frömmigkeit fast nie mehr nüchtern zu finden ist.

Ebenso erfolgreich fand ich die Anwendung von Weinklystieren bei Cholera, chronischen Dysenterien, Blutmangel, Schwächezuständen und Erschlaffung der Gedärme. Es stellen sich, wenn die Einspritzung länger zurückgehalten wird, besonders bei jüngern Personen, rasch die Zeichen der Rauschnarkose ein.

Trotz des nicht unbedeutenden Verbrauchs von Wein und andern weingeistigen Getränken sind mir bei den Eingeborenen nur sehr wenige Fälle von Fettdegeneration der Leber und von Kupferfinnen vorgekommen, von Delirium tremens ein einziger. Er betraf einen Mann, der 15 Jahre in England gelebt hatte. In seinen Hallucinationen sah derselbe stets rothgekleidete Scharfrichter, oder er kroch auf dem Teppich umher, wo er Spinnen, Solpugen (ruteila) und Skorpione zu erblicken glaubte, fing die eingebildeten Thiere und verbarg sie ängstlich in einen Sack. Am vierten Tage, nachdem ich zu ihm gerufen worden, starb er. Das seltene Vorkommen jener Krankheiten erklärt sich theils durch die Pausen im Weingenuß, zu welchen die Heimlichkeit des Trinkens und die gebotene Fastenzeit den Perser nöthigen, theils durch die fatalistische Lebensansicht, die aufregende Leidenschaften und heftige Gemüthsbewegungen ausschließt.

Branntwein,

persisch aräk, äb-e-häjät, i. e. aqua vitae, wird aus Rosinen oder aus Datteln destillirt, letzterer (aräk-e-churmä) von vortrefflicher Qualität. Man trinkt ihn entweder rein, so die Soldaten und Diener, oder mit Wein gemischt. Auch die Aerzte verordnen ihn zur Cur.

Bier,

persisch äb-e-dschau, d. h. Gerstenwasser, kommt wol hier und da über Hindostan herein, ist aber zu theuer für allgemeinen Consum. Manche Gesetzkundige halten den Genuß des Biers für erlaubt, weil es nur eine Abkochung von Gerste sei, sonach nicht in die Reihe der gegorenen Getränke gehöre. In Aegypten wird deshalb Bier (buze) öffentlich getrunken.

Kumiß,

gegorene Stutenmilch, ist ein bei den Usbeken beliebtes Getränk; die Perser verschmähen es. Desgleichen enthalten sie sich des Betelkauens.

Arsenik,

arabisch sam ul fär (Mäusegift), persisch merg-e-musch, findet sich in Kurdistan und in der Umgegend von Kaswin in mächtigen Lagern als Auripigment. Schon von jeher war, wie aus den alten pharmakologischen Schriften erhellt, die medicinische Anwendung des Arseniks gegen bösartige Geschwüre, Krebs, Quartanfieber und Kurzathmigkeit, dessen specifische Wirkung gegen schuppige Hautleiden und seine Eigenschaft, die Haut glatt und geschmeidig zu machen, den Persern bekannt. Die heutigen Aerzte machen jedoch sehr eingeschränkten Gebrauch davon, fast nur bei inveterirter Syphilis, wo sie Arsenikdämpfe durch das Nargileh einathmen

lassen. Hingegen wurde mir berichtet, daß Arsenik in täglichen Dosen genommen werde von Schlangenbeschwörern, welche dadurch den Biß giftiger Schlangen unschädlich zu machen vermeinen, sowie von Alchemisten, weil sie glauben, es gebe dem Urin eine goldbildende Kraft, und daß der gewohnheitsmäßige Gebrauch von Arsenik Wohlbeleibtheit und Eßlust erzeuge. Ferner sollen Derwische ganze Stücke Sublimat verzehren. Was an diesen Erzählungen Wahres sei, vermochte ich nicht durch eigene Beobachtung zu ermitteln, und ich bemerke ausdrücklich, daß ich keinerlei Bürgschaft dafür übernehme.

Arsenige Säure wird durch Sublimation gewonnen. Das Sublimat (dāreschkene) besteht nach der persischen Pharmakopöe aus 12 Theilen Quecksilber und 1 Theil Arsenik; das in den Bazars vorräthige ist aber europäisches Präparat.

An die Narkotika reihen sich in gewisser Beziehung an die theils zu diätetischen Zwecken, theils zum Zeitvertreib dienenden

Erden,

welche besonders von den persischen Frauen, und zwar vorzugsweise gern in den letzten zwei Monaten der Schwangerschaft in den Mund genommen und langsam verzehrt werden. Zu den beliebtesten gehören: zwei indische Arten täbäschir (Magnesiakalk), nämlich täbäschir-e-ḳälämi, d. i. ausgeglühte Bambusknoten, und täbäschir sädäfi, d. i. ausgeglühte Muschel; gil-e-armeni (armenischer Bolus), gil-e-dägh-istani (kaukasischer Bolus) und mehrere andere Bolusarten; pädzeher-e-ḳaswini oder pädzeher maadeni (Talkerde von Kaswin); Halloisit oder Orawizit von Mahalat, ein Thonsilicat; einige thierische Concremente, namentlich Bezoar- und Harnstein. Durch Uebung erlangen die Perserinnen einen feinen Geschmack für Erden; sie unterscheiden sofort die verschiedenen Arten und machen sich gegenseitig leckere Bissen, welche sie

muatter (wohlriechend) nennen, zum Präsent. Von Männern meiner Bekanntschaft war es nur der Finanzminister Muajir el memalek, der die Gewohnheit hatte, Erden zu sich zu nehmen; er consumirte täglich einige Loth Bolus.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die Leidenschaft mancher Kinder, sowol Mädchen wie Knaben, Erde jeder Art, und sei es Lehm oder Mörtel, den sie von den Mauern abkratzen, mit Gier zu verschlingen. Sie sind durch kein Mittel von der verderblichen Gewohnheit abzubringen, sondern siechen dahin und sterben im jugendlichen Alter. Wol an zwanzig solcher Unglücklichen wurden mir vorgestellt, meist aus Kaschan, Kum und Ispahan, alles Gegenden mit salzigem Boden. Sie kennzeichneten sich durch grünlich weiße Gesichtsfarbe, matten Blick, geschwollene Augenlider, farblose Lippen, gedunsene Haut, aufgetriebenen Leib, kleinen Puls, Milzvergrößerung und Herzschlag mit auffallendem Geräusch. Dr. Häntzsche, der mehrere Fälle in Resht beobachtet hat, constatirte ebenfalls, daß die mit der Sucht des Erdeessens behafteten Kinder unrettbar verloren sind.

Zum Schluß dieses Abschnitts seien noch zwei im Orient vielgenannte officinelle Producte erwähnt.

Mumiai (Erdpech).

Die persische Pharmakopöe sagt darüber: „Mumiai (das Wort stammt aus dem Griechischen und bedeutet: Erhalter des thierischen Körpers) ist sowol Ausfluß einer Quelle in der Provinz Farsistan, als Ausschwitzung (Bergschweiß) einiger Hügel in Gilan und Laristan. Das an der Meeresküste von Arabien zu Tage tretende ist nicht so gut als das persische und iranische. Das echte muß schwarz, glänzend und wohlriechend sein. Es wirkt herzstärkend, lusterregend, zertheilt kalte Geschwülste, kräftigt die Glieder, belebt die äußern und innern Organe, mindert die Feuchtigkeit und erhält die Lebens-

geister. Rasch absorbirt, dient es gegen Schluchzen, Lähmungen, Zittern, Magenschmerz, Hysterie, Blutspeien, Aufschürfungen der Blase, beginnende Lepra und Elephantiasis, gegen den Biß von Skorpionen und andere Vergiftungen. Mumiaïsalbe heilt Beinbrüche, Verrenkungen, Quetschungen und zerrissene Sehnen und Muskeln. Kein Medicament kommt ihm in dieser Beziehung gleich, u. s. w. u. s. w."

Der wohlhabende Perser pflegt stets ein paar Mumiaïpillen bei sich zu führen, um nach gehabtem heftigen Schreck, bei Ohnmacht oder Blutverlust eine Pille zu schlucken, vornehmlich aber um bei äußern Verletzungen, einem Arm- oder Beinbruch, die betreffenden Theile damit einzureiben; denn man mißt dem Mumiaï die Kraft sehr rascher Knorpelbildung bei und behauptet z. B., es könne damit das gebrochene Bein eines Huhns in Einem Tage vollständig curirt werden.

Echtes Mumiaï kommt gar nicht in den Handel, denn die Ausschwitzung beträgt im ganzen Jahr nur einige Lothe, welche der Gouverneur von Schiraz in kleine silberne Döschen verpackt an den König und den Hof nach Teheran schickt. Eigene Aufseher haben darüber zu wachen, daß keine Fälschung versucht werde. Früher war das Erträgniß noch geringer, bis durch die Gewalt eines Erdbebens ein Felsen zerspalten wurde, der nun eine größere exsudirende Fläche darbietet.

Im südlichen Persien sind Beybahan, Darab und Hormuz als Fundorte von Mumiaï bekannt. In ihrer Nähe befinden sich auch mehrere Naphthaquellen.

Bezoar,

(eigentlich pādzehr, Schutz vor Gift, wie pād'schāh, der König Beschützer) ist im Orient als Gegengift besonders gegen alle animalische Gifte außerordentlich hochgeschätzt. In der persischen Pharmakopöe heißt es darüber: „Das Padzehr ist

ein im Magen der Bergziege sich bildender meist eiförmiger, an der Oberfläche abgeglätteter, im Innern zwiebelartig häutiger Stein, dessen Kern ein Stengelchen, bei den kugelförmigen die Frucht vom Kraute Muchalesseh bildet. (Muchalesseh ist, wie ich glaube, ein fabelhaftes Kraut; denn auf mein Befragen wurde mir immer wieder eine andere Pflanze, über ein Dutzend ganz verschiedene Gewächse, als Muchalesseh bezeichnet.) Mit Essig gerieben, nimmt der Stein eine röthliche Farbe an; in seinem Innern finden sich oft wollige Fasern. Der Bezoar von Hindustan ist schwärzlich und von schwächerer Wirkung als der von Schiraz. Der echte Bezoarstein ist ein Gegengift gegen sämmtliche Gifte, stärkt den Magen, zertheilt kalte Geschwülste und schützt vor der Pest. Aeußerlich bewährt er sich gegen Stiche von Insekten, besonders der Bienen."

IX.

Pflanzenexsudate.

Fundorte. Gummi-Resinapflanzen (Dorema ammoniacum, Ferula galbanum, F. asa dulcis, F. asa foetida, F. sagapenum, F. kurdica, Terebinthaceen, Sarkokolla). Manna (gez-engebin, ter-engebin, schir-chischt, bid-chischt, Tragantgummi). Verpflanzung der persischen Umbelliferen nach Europa.

In den trockenen Tafelländern Persiens und auf den sie umgebenden Höhen finden sich viele Pflanzenarten, welche theils spontan, theils wenn durch Insektenstiche oder von Menschenhand geöffnet, eigenthümliche, als Nahrungsmittel, Medicamente oder in der Industrie verwendbare Ausschwitzungen liefern. Wenn über diese Gewächse, obwol manche Arten massenhaft vorkommen und ganze Gebietsstrecken einnehmen, in Europa noch viel Dunkel herrscht, so mag dies hauptsächlich darin seinen Grund haben, daß unsere Botaniker entweder in solchen Zeiten jene Gegenden durchstreiften, wo die Blätter noch nicht entwickelt waren und nur einzelne dürre Stauden vom vergangenen Jahr sich vorfanden; oder umgekehrt in der Periode des Jahres, wo die Blätter bereits vertrocknet oder von Schafen abgeweidet waren, während der Stock, noch saftig und frisch, kaum im Blütenstadium sich befand. Waren die Reisenden auch so glücklich, reifen Samen

zu sammeln — und die dazu geeignete Jahreszeit ist eine sehr kurze —, so keimt derselbe, weil er wegen des reichen Oelgehalts leicht verdirbt, nur selten in Europa. Von den vielen ganz reifen Samen, welche ich durch Schütteln und Abstreifen sorgfältig gesammelt und an den botanischen Garten in Wien geliefert hatte, keimten erst nach drei Jahren wenige Arten; ob in andern botanischen Gärten, die von dem Samen erhielten, günstigere Resultate erzielt wurden, ist mir nicht bekannt. Gelang aber auch die Keimung und brachte man es selbst zu Blüte und Samen, so dürften doch schwerlich Ausschwitzungen erfolgt sein, was wieder Zweifel an der Echtheit der Pflanzen erregt haben mag.

Allein auch in Persien exsudiren diese Pflanzen nicht überall. Das Alhagi maurorum z. B. wächst fast in allen Theilen des Landes sowie in den turkestaner Chanaten, es bildet das Hauptfutter der Kamele, gibt aber nur in Charassan und Buchara (nur ausnahmsweise in manchen Jahren noch in einigen andern Gegenden, so bei Yezdechast) das beliebte Manna Terengebin. Ebenso verbreitet ist der Astragalus, er wächst auch auf den Hügeln in der Nähe Teherans; dort aber sah ich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts ein einziges mal eine Staude den Tragantgummi ausschwitzen, den er in andern Gegenden regelmäßig exsudirt. Aehnlich verhält es sich mit der Manna-Tamariske.

Da die meisten Exsudatpflanzen auf der Strecke zwischen Ispahan und Schiraz vorkommen, so entwerfen wir hier ein kleines Itinerar, mit dessen Hülfe künftige Reisende leicht die verschiedenen Arten zur Seite des Karavanenwegs aufsuchen können. Der Weg, welcher in zehn Tagereisen von Ispahan nach Schiraz führt, durchschneidet etwa drei deutsche Meilen weit die mit Salsolen üppig bewachsene Ebene von Ispahan, steigt dann durch einen kurzen Engpaß im Trachytfelsen, von wo man über hohes Hügelland in die Ebene und nach vier

Stunden in den stattlichen Flecken Mahiar mit schönem Karavanserai gelangt. Ein Ritt von $5\frac{1}{2}$ deutschen Meilen gegen Süden führt in die schöngelegene, mit prächtigen Gärten geschmückte Stadt Kamischeh, und von weitern $2\frac{1}{2}$ Meilen in den einst blühenden, aber durch die Afghanen im vorigen Jahrhundert verwüsteten Flecken Maksud-beg, mit zerstörten weitläufigen Wasserleitungen und schönem Taubenthurm zur Düngergewinnung. Zwei Stunden westlich davon liegt der reich mit Vegetation bekleidete Siah-kuh (Schwarzberg). Von Maksudbeg reitet man in drei Stunden nach Aminabad (5500 Fuß über der Meeresfläche). Auch hier noch schöne Garten- und Feldcultur; es ist die äußerste Höhengrenze, in welcher ich Baumwolle gedeihen sah. Von Aminabad bis Yezdechast dehnt sich eine weite Hochebene aus, die ganz mit Dorema-, Ammoniakpflanzen und Salsolen bedeckt ist. Heerden von wilden Eseln suchen beim Nahen der Karavane das Weite. Yezdechast ist ein eigenthümlich terrassenförmig gebautes Städtchen mit Zugbrücke und wird durch einen kleinen von Westen aus Luristan kommenden Bach bewässert, welcher auch das eigentliche Irak von Farsistan trennt. Bei Yezdechast oder eigentlich schon eine Meile vor demselben scheidet sich der Sommer- von dem Winterwege. Letzterer führt durch wärmeres Land südöstlich gegen Abadeh, Murgab, Persepolis und Zergan nach Schiraz, eine große Strecke gegen Osten abweichend, um später gegen Westen wieder einzulenken. Ersterer geht über das hohe Tafelland und ist nur während der vier Sommermonate passirbar; er führt in fast gerader Linie von Yezdechast in das Bergdorf Dehgirdu, von da durch die quellenreichen Hochwiesen Chuschkezer, Assepas und Udschan in das blühende oasenförmige Kesselthal Imamzadeh Ismail, zuletzt durch einen schmalen mit stämmigen Terebinthaceen, wilden Mandelbäumen (in drei Species), Agnus castus und kleinblätterigen Ahorn bewachsenen Paß nach

Majin, Fethabad, Zergan und Schiraz. Diese Thäler, welche noch kein Botaniker von Fach besucht hat (Dr. Kotschi befand sich zwar in der Nähe, doch nicht im Kesselthale Imamzadeh Ismail), bieten kommenden Forschern eine reiche Ausbeute. Dort fand ich auch zum ersten mal in Persien die Schmarotzermistel. Den höchsten Punkt erreicht dieser Weg auf dem mit Feuerstein durchzogenen Kreidegebirge von Imamzadeh Ismail, wo auch die Wasserscheide gegen Schiraz sich befindet.

Die exsudirenden Pflanzen bilden zwei Gruppen: 1) die Gummi-Resinaarten, 2) die Gummi und Manna ausschwitzenden Arten.

Zur ersten Gruppe, meist Pflanzen aus der Familie der Doldengewächse, gehören:

Dorema ammoniacum Don.

Das Gummiharz heißt persisch uschek. Die Pflanze wächst im kalten Nomadenklima (Yeylak) in den ausgedehnten Hochebenen zwischen Mahiar und Yezdechast, vorzüglich zwischen letzterm Orte und Aminabad, wo sie fast die ganze Ebene als Umbelliferenwald bedeckt. Doch findet man sie auch südöstlich von Ispahan in dem Bezirk Ardistan. Nach Versicherung der Einwohner treibt sie nach dem Nauruz (Ende März) Blätter und Sprossen; die Blätter entwickeln sich rasch, welken jedoch ebenso bald und werden zudem als zuträgliches und beliebtes Futter sofort von den Schafen abgeweidet. Als ich am 25. Juni 1859 diese Ebene passirte, sah ich nur lose welke Blätter, ähnlich denen der Selerie, vom Winde umhertreiben. Die Blütenzeit war eben vorüber, die klebrigen Samen noch jung, saftig und rund (nicht abgeplattet wie nach der Reife); überall saßen an der Pflanze und an der Dolde Thränen von Gummi-Ammoniakharz. Die einzelnen Blütenstöcke von etwa $1\frac{1}{2}$—2 Zoll Durchmesser waren so voll

Harz, daß, wenn ich sie quer durchschnitt, ein dicker Rahm herausquoll, der dann an der Luft consistent und gelblich braun wurde. Indessen gibt es auch magere Stöcke, welche weder exsudiren noch Früchte tragen. Diese nennt das Volk männliche (ner), während es die ersten weibliche (mäddeh) nennt. Das Maximum der Temperatur war an diesem Tage in Kamischah 25° C. Das salzige Brunnenwasser kochte bei 94½° C. Auf der Rückreise fand ich am 1. August am selben Orte den größten Theil des Samens bereits vom Winde zerstreut; doch gelang es mir, noch mehrere Pfunde abzuschütteln. Ich brachte ihn nach Europa, wo er aber trotz vollkommener Reife nicht zum Keimen gelangte. Das Harz wird hier eingesammelt und nach Ispahan verkauft. Es findet vielfache Verwendung als inneres und äußeres Medicament sowie, da es sehr billig ist, zum Schmieren der Spinnräder. Den größten Nutzen gewährt die Pflanze übrigens als Schaffutter.

Ferula galbanum.

Das Harz heißt persisch bärzed oder bäredscheh, türkisch käsni*), welcher Name auch in persischen Orten gebräuchlich ist. Diese Pflanze liebt eine noch größere Meereshöhe als das Ammoniacum. Ich fand sie in Höhe von 7 — 8000 Fuß auf dem das Laarthal umgebenden Gebirge bei Demawend, oberhalb der Königsquelle am Lagerplatz, und sammelte daselbst einige Unzen des besten Galbanums. Außerdem findet sie sich häufig auf den Bergen um Dehgirdu, in Höhe von über 6000 Fuß. Die Blätter ähneln in ihrer Bildung denen aller Umbelliferen. Als ich am 27. Juni 1859 das Dorf passirte, waren die Wurzelblätter bereits welk und fahl, dennoch die Blütchen, von heller Orangefarbe, noch nicht voll entwickelt. An allen Theilen der Pflanze, besonders an den Dolden, hingen Harz-

*) Wohl zu unterscheiden von kasni (Cichorie).

thränen. Obwol die Blütenzeit nicht günstig dazu ist, grub ich eine Wurzel aus, in Größe und Form eines schwarzen Rettichs mit zwei tiefen Ausläufern, und legte sie in eine Schachtel. Als ich diese nach fast einem Jahre, im April 1860, wieder öffnete, merkte ich zu meinem Staunen, daß die Wurzel im Frühling neue Keime trieb, die jedoch bei der Ankunft in Europa verdorrt waren. Die Wurzel befindet sich derzeit im botanischen Garten zu Wien. Die Temperatur war an diesem Tage in Dehgirdu vor Sonnenaufgang 7° C., um 12 Uhr 21° C.; das Wasser kochte bei 92½° C.

Der Gebrauch des Galbanums zu Pflastern und innerlich bei Menstrualanomalien ist im Lande vielfältig, auch wird es unter dem Namen kāsni nach Konstantinopel ausgeführt.

Ferula asa dulcis,

persisch andschedān, arabisch heltit el taïb. In persischen und arabischen Pharmakopöen wird genau zwischen Asa foetida und Asa bonna sive non foetens unterschieden; letztere ist von schwachem Asageruch, dunkler Bernsteinfarbe und brüchig, riecht aber noch etwas stärker und ist dunkler gefärbt als Gummi sagapenum. Am Fundorte selbst sah ich die Pflanze nicht; sie wurde mir durch Leute, die ich von Dehgirdu ausschickte, frisch gebracht. Dieselben hatten nach ihrer Angabe zwei Stunden in die Berge hineingehen müssen, um sie zu holen. Sehr häufig soll sie am Siah-kuh sein, wo das Harz eingesammelt wird. Bei der Rückreise am 2. August übergab mir der Katchuda (Ortsrichter) von Maksudbeg reifen Samen, den er funfzehn Tage vorher in meinem Auftrage für mich gesammelt hatte. Anfangs August sollen die Samen bereits zerstreut sein.

Ferula asa foetida L.,

persisch anguzeh (woraus durch Abkürzung asa entstanden sein mag), arabisch heltit el mumtin, fand sich in früherer

Zeit häufig auf dem Trachytgebirge zwischen Ispahan und Mahiar. Dorthin kamen jährlich im Frühling die Anguzeh-Ausbeuter aus Chorassan; sie umgaben die Pflanze mit einem Wall von Steinen, schnitten den Stock ab und sammelten dann das Harz. Da sie aber keine Stöcke zum Samenausstreuen übrigließen, finden sich jetzt nur noch vereinzelte Exemplare dort. Hingegen soll sie zwischen Abadeh und Murgab noch häufig sein, wo auch wie in Laar (südliche Provinz) die Asa gesammelt wird. Um Abadeh nähren sich im Frühling die Schafe von den Blättern der Pflanze; Milch und Butter soll davon, wie mich glaubwürdige Männer versicherten, so stinkend sein, daß sie nur Eingeborene genießen mögen. Auch aus Herat brachte mir ein englischer Arzt mehrere Sprossen, welche mit Harzthränen ganz bedeckt waren. Aus dem Vorkommen im heißen Laar und andern Gegenden ist ersichtlich, daß die Pflanze ein wärmeres Klima und eine geringere Meereshöhe verlangt.

Das meiste Harz der F. asa foetida wird nach Indien exportirt, wo es zu culinarischen Zwecken dient; es bildet ein häufiges Ingredienz der Saucen zum Pillaw. Seine medicinische Anwendung in Persien ist sehr ausgedehnt, besonders gegen Krampfleiden; es gibt Leute, die sich so daran gewöhnen, daß es ihnen, wie den Opiumessern das Opium, zum Lebensbedürfniß wird. Es übt in der That bei längerm Gebrauch eine ausgezeichnete krampfstillende Wirkung, [illegible] auch in Europa mehr beachtet werden sollte.

Von den Turkomanen werden die jungen Sprossen [illegible] Pflanze, in Essig eingelegt, gern gegessen. In [illegible] Gegenden umhegt man, wie ich hörte, die Felder zum [illegible] vor Insektenfraß mit der Anguzehpflanze.

Ferula sagapenum,

persisch sagbinedsch, wovon abgeleitet sag[illegible]

den Standort dieser Pflanze konnte ich von den Attars in Ispahan nichts weiter erfahren, als daß sie in den Gebirgen von Luristan häufig zu finden sei, wo das Harz gesammelt werde. Die Beschaffenheit des Harzes, seine Aehnlichkeit mit der Asa dulcis und die beigemischten Samen bürgen dafür, daß die Pflanze ebenfalls zur Familie der Ferulaceen gehöre.

Ferula kurdica,

persisch und kurdisch biwazeh. Diese nur wenig Harz ausschwitzende prächtige Ferula findet sich häufig im kurdischen Bezirk Saudsch-belagh, auch sonst im Elwendgebirge um Hamadan. Das Harz und die bohnengroßen Samen riechen stark nach Peruvianbalsam. Auch diese Samen zeigten in Europa keine Keimfähigkeit. Die Sprossen der jungen Pflanzen dienen, in Essig conservirt, als vorzügliches Gemüse.

Sakkisharz

ist das Exsudat von einigen Terebinthaceen, besonders von Pistacea mutica (derækht-e-ben). In Talisch, sowie zwischen Ispahan und Schiraz, namentlich bei der Station Imamzadeh Ismail, gibt es viele Benbäume; das meiste kommt jedoch aus Kurdistan unter dem Namen Sakkis e kurdi in den Handel, und zwar in Bernstein ähnlichen Stücken von honiggelber oder von milchiger Farbe. Bei einer Temperatur von unter 15° R. ist es spröde und brüchig, bei 32° wird es knetbar wie Wachs und bei noch höherer Temperatur dünnflüssig. Das Sakkis findet seine hauptsächlichste Anwendung bei der Kattunfabrikation, indem man die Druckfarben damit deckt, um deren Ineinanderfließen zu verhindern. Von den Frauen wird es gekaut wie in der Türkei das Mastix, mit dem es auch verwandt ist; es soll den Athem wohlriechend machen, dient aber im Grunde nur zur Beschäftigung der

Kauwerkzeuge.*) Ich gab es bei Schleimflüssen und andern Krankheiten an Stelle unsers Terpentins, vor welchem es den Vorzug hat, daß es die Verdauung durchaus nicht beschwert, und daß man wegen seiner leichten Knetbarkeit leicht andere Medicamente, wie Eisen, Cubeben u. s. w., in Pillenform damit verbinden kann.

Sarkokolla,

persisch enzerut, gundschideh, ekruhe, auch chäle farsi, ein früher auch in Europa viel gebrauchtes Harz, ist das Exsudat einer Penäacee. In der persischen Medicin wird es noch häufig angewendet, besonders bei Augenkrankheiten. Es kommt nach den Erkundigungen, die ich in Schiraz eingezogen, von einem Bäumchen in der Provinz Laar, Kazeran und Arabistan. Daß es ein persisches Product sei, läßt sich schon aus dem Namen und aus den billigen Verkaufspreisen abnehmen.

Zur zweiten Gruppe stellen Pflanzen aus verschiedenen Familien ihr Contingent. Man unterscheidet vier Hauptarten Manna, von denen eine zur Bereitung von Süßigkeiten, die andern als Medicamente verwendet werden.

1) Gez-engebin (Tamariskenhonig) ist das Exsudat von drei verschiedenen Pflanzen. Die beste Qualität (geze chunsäri) gibt ein Astragaluspflänzchen in den Bezirken Gulpajigan und Chunsar in der Nähe von Ispahan; es wird von den Stengeln abgekratzt, ist daher von grüner Farbe und viel mit Blätter- und andern Pflanzentheilchen vermengt, von denen man es durch Auflösen im Wasser und Abdampfen befreit.

*) Ein ähnlicher beliebter Kaustoff ist das Genderum, welches die luriſchen Nomadenweiber in Ispahan aus dem eingedickten Milchsaft der Scorzoneren (schink) bereiten. Es bildet eine schwarze, zähe, kautschukartige, unlösliche, aber im Kauen sich erweichende und formbar werdende Masse.

Die zweite Qualität stammt von der Tamariske (gez, daher der Name) und wird östlich von Jspahan in der Gegend, wo sich der Zajenderud in die Wüste verliert, sowie in der Provinz Kirman gewonnen. Auch im Libanon soll die Tamariske Manna exsudiren. In andern Gegenden konnte ich trotz des häufigen Vorkommens dieser Sträucher keine Exsudation wahrnehmen. Die dritte und häufigste Sorte fließt aus der Quercus balotta (derachte belud) in Kurdistan. Man rühmt von dieser Eiche, daß sie siebenerlei verwerthbare Producte liefert, nämlich: Eicheln, von den Luren zu Brot verbacken oder geröstet wie unsere Kastanien genossen; Bast (dschaft) für Gerber; Galläpfel (māzu); drei andere zur Lederbereitung dienende Knoppernvarietäten, welche wahrscheinlich von drei verschiedenen Insekten herrühren, da jede ihre eigenthümliche Form besitzt, sie heißen Gulgaw, Charnek und Bärar-mazu; endlich Manna. Zahlreiche Conditoreien in Jspahan beschäftigen sich mit der Fabrikation von Süßigkeiten aus Gez-engebin. Der Brei wird mit Eiweis geschlagen, mit Mandeln, Pistazien, Cardamom u. s. w. versetzt, in Fladen geformt und bei gelindem Feuer gebacken. Die Fladen, mit Mehl bestreut und zwischen Kätzchen von Salix zygostoma gelegt, um ihnen Aroma zu geben, werden in Kistchen verpackt und gehen von Jspahan aus als sehr gesuchter Artikel durchs ganze Land.

2) Ter-engebin oder Ter-endschebin (Feuchthonig, weil es leicht Feuchtigkeit anzieht) exsudirt aus dem Alhagi maurorum. Es kommt in kleinkörniger, mit den feinen Schötchen vermischter Masse fast ausschließlich von Chorassan in den Handel, daher auch T. Chorassani genannt, und vertritt als Medicament die Stelle des arabischen Mannas, das in Persien nur den Aerzten dem Namen nach bekannt ist.

3) Schir-chischt (Exsudationsmasse), das Exsudat von Atraphaxis spinosa und einem andern Strauche, wird zum

Theil unweit Teheran in einer Schlucht beim Dorfe Kent (auf dem Wege zur Imamzadeh Dawud) gewonnen, wo mehrere Gebüsche dieser Bäumchen stehen. Diejenigen Zweige, welche in einem Jahre exsudiren, sollen im nächsten abtrocknen. Den Hauptbedarf aber liefert Herat, von wo es in glatten, spiralförmig gerollten Stengelchen verschickt wird.

4) Bid-chischt (Weidenexsudat) wird im Spätsommer von den Blättern der Salix fragilis ausschwitzt. Diese Weide ist um die genannte Jahreszeit ein Lieblingsaufenthalt der Bienen und findet sich häufig unweit Teheran in den Dörfern am Fuße des Elburz. Das Manna wird jedoch in geringer Menge gewonnen und wenig benutzt.

Ketira (Gummi tragacantha),

ist das Product des kleinen, etwa 2 Fuß hohen Astragalusbäumchens, Namens Gevenn, wird nur in einigen Strichen, zumeist zwischen Karud und Su auf dem Natansgebirge, überhaupt zwischen Kaschan und Ispahan gewonnen. Man kappt im Hochsommer den Stamm dicht über der Wurzel und bedeckt den Stumpf mit einem Topfe; nach einigen Tagen hat sich etwa ein Loth Gummi darunter gesammelt. Manche Bäumchen exsudiren auch spontan. Ein Pfund Tragantgummi kostet in Kaschan ungefähr 10 Kreuzer. Außer zu medicinischen Zwecken dient die Ketira hauptsächlich zur Appretur von Seidenstoffen, wogegen Baumwollstoffe mit Stärke appretirt werden. Mit Bezug darauf sagt ein persisches Sprichwort: „Kaschan lebt von Ketira, Ispahan von Stärke."

Außer den hier genannten Pflanzen gibt es noch andere, welche theils spontan, theils durch Insektenstiche als Gallen Exsudate liefern, die jedoch von geringer ökonomischer Bedeutung sind. Etwas Harz schwitzen mit wenigen Ausnahmen alle wildwachsende Doldenpflanzen aus.

Die meisten der aufgeführten für den Botaniker höchst wichtigen Pflanzen können um Ispahan und auf der kurzen Strecke von dort bis Dehgirdu gesammelt werden. Um das ganze Wachsthum dieser Umbelliferen zu beobachten, müßte man von Anfang April bis Ende Juli dort verweilen. Zur Einsammlung der reifen Samen ist die Zeit vom 15. — 30. Juli die geeignetste. Der günstigste Punkt, wo sich ein Botaniker festsetzen könnte, um von da aus seine Excursionen zu machen, wäre die schöne Stadt Kamischeh. Sie ist im Centrum, hoch und gesund gelegen und hat leichte Communication mit Ispahan und Schiraz. Die persönliche Sicherheit ist, seitdem die Luren und Bachtiaren durch Gefangennahme ihres Chefs und Zerstörung der Raubschlösser gezüchtigt wurden, durchaus ungefährdet, die Verpflegung billig und gut. Ein Empfehlungsschreiben vom Ilchani aus Schiraz könnte dem Fremden unter Umständen sehr nützlich sein, ist jedoch nicht absolut unentbehrlich.

Die Verpflanzung der exsudirenden Umbelliferen in europäische Gärten läßt sich durch im August ausgegrabene Wurzeln ermöglichen; denn dieselben besitzen so ausdauernde Lebensfähigkeit, daß sie den Transport gut überstehen. Für Staaten, welche in Persien Repräsentanten haben, wäre die Erlangung keimfähiger Wurzeln, ohne daß sie eigens deshalb Fachmänner hinzusenden brauchten, um so leichter, als jede Woche ein Kurier gerade diese Gegenden durchreitet, außerdem England einen sehr intelligenten Agenten in Ispahan besitzt. Ginge nun durch dessen Vermittelung an einen Katchuda, etwa den von Maksudbeg, der mit genauer Instruction versehene Auftrag, gegen ein kleines Entgelt die Wurzeln zu sammeln und für den Kurier in Bereitschaft zu halten, so könnten sie in Zeit von längstens zwei Monaten in London, Paris oder St.-Petersburg eintreffen.

Auf dieselbe Weise ließen sich auch noch andere schöne

und nützliche, theils eßbare Früchte, theils Futterkräuter liefernde Umbelliferen nach Europa verpflanzen, so die Ferula kumā (persisch kumā) im Elburzgebirge bei Teheran und die Diplotaenia cachrydifolia Boiss.*) (persisch dschāwschir) aus der Gegend von Laura-Scheristanek; desgleichen das wohlschmeckende Gemüse von Rheum riwas. Von letzterm brachte ich wohlconservirten Samen nach Europa mit, der auch dort Keime trieb, ohne daß jedoch die Pflanze zu weiterer Entwickelung gelangte.**)

*) Hiernach wolle man den im ersten Theil, S. 119, mit Dyploteria angegebenen Namen berichtigen.

**) Im Sommer 1865 wurde mir die angenehme Ueberraschung zutheil, daß die Diplotaenia aus dem im Jahre 1859 von mir eingeschickten Samen im wiener botanischen Garten sich üppig entwickelte und zahlreiche reife Samen trug, sodaß ihre Acclimatisation als gesichert zu betrachten sein dürfte. (Verhandlungen der k. k. zoologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1865.)

X.

Krankheiten und Epidemien.

Epidemien. Allgemeiner Krankheitscharakter. Rötheln. Rothlauf. Blattern. Masern. Scharlach. Nesselsucht. Furunkel und Karbunkel. Pemphigus. Krätze. Acne. Aleppoknoten. Aussatz. Syphilis. Diarrhöe. Kolik. Ruhr. Cholera ablactatorum. Hämorrhoiden. Eingeweidewürmer. Leberleiden. Stein. Harnruhr. Blutharnen. Kindbettfieber. Potenz. Keuchhusten. Chronischer Lungenkatarrh. Lungentuberkulose. Herzklopfen. Krampfadern. Geisteskranke. Skrofel. Krebs. Wechselfieber. Typhus. Cholera. Augenkrankheiten. Schagugulus. Wunden.

Eine allgemeine Darstellung der in Persien herrschenden Krankheiten durfte in diesem Buche, das ein Gesammtbild des Landes und seiner Bewohner zu entwerfen bestimmt ist, nicht ganz übergangen werden. Wenn ich mich veranlaßt sah, einige Krankheiten, wie Wechselfieber und Ruhr, sogar ausführlicher abzuhandeln, so geschah es, weil darauf die Gesetze der Acclimatisation beruhen, auf die ich ein besonderes Gewicht lege. Aerzte mögen die Oberflächlichkeit, Nichtärzte die Weitläufigkeit meiner Darstellung entschuldigen.

Die in Europa gemachte Beobachtung, daß Epidemien einen sehr unerheblichen Einfluß auf Verminderung der Population ausüben, indem der etwaige Ausfall sich rasch wieder ersetzt, hat keine Gültigkeit für den Orient, wo durch Epi-

demien die Sterblichkeit in einem Grade steigt, daß z. B. Gegenden, in denen vor 33 Jahren die Pest wüthete, sich heutigen Tags von dem Menschenverlust noch nicht erholt haben, und Lücken, die Cholera-, Blattern-, Masern- und Keuchhusten-Epidemien gerissen, sich äußerst langsam wieder ausfüllen. Nur infolge des mangelnden Verkehrs und Dank den bedeutenden Elevationen des Landes erlöschen Epidemien und Viehseuchen zuletzt in sich selbst; der Mensch, vom Glauben an das Fatum beherrscht, ergreift keine Maßregeln dagegen, höchstens verlassen einige Reiche den inficirten Ort, um in Zelten zu wohnen, und der Nomade treibt sein Vieh in eine andere Gegend; die große Masse der Unbemitteltern jedoch, die nicht im Stande sind, den Ort zu wechseln, fällt wehrlos der verheerenden Seuche zum Opfer. Daß aber ein verhältnißmäßiger Ersatz des Menschenverlustes nicht stattfinden kann, liegt in den gesammten Einrichtungen des ehelichen Lebens begründet, wie sie im sechsten Abschnitt des ersten Theils geschildert worden sind.

Das Register der Krankheitsarten ist weniger reichhaltig als in Europa; dagegen treten die einzelnen bei weitem massenhafter auf: wie etwa die Vegetation mancher obwol üppig bewachsenen Gegend doch dem Botaniker geringe Ausbeute gewährt. Im ganzen gehören Entzündungen, besonders der Brustorgane, zu den Ausnahmen; vorherrschend aber sind Krankheiten des Unterleibes, der Leber, der Milz, der Gedärme, vor allen Fieber und Ruhr. Ja am Kaspischen Meer verdrängen die letztern beiden fast alle andern Krankheiten oder prägen ihnen wenigstens ihren Charakter auf. Manche Krankheiten sind Persien eigenthümlich: die Knoten- und Gliederlepra, der Aleppoknoten, der Medinawurm, die Vitiligo, die endemische Gangräne, ein typhoides Fieber. Andere fehlen oder sind so selten, daß sie in der Aufzählung kaum mit genannt werden können, so die Tuberkulose, die Skrofulose

und die Rhachitis unter der weißen Raſſe; ferner Krebs, Scharlach, Lupus, Krupp und Kondylosmen.

Hautkrankheiten ſind zwar, weil der Perſer große Sorgfalt auf die Pflege der Haut verwendet, nicht ganz ſo häufig wie in andern heißen Ländern, aber immerhin, beſonders in einigen Städten, zahlreich genug, und der Arzt hat um ſo mehr Gelegenheit Studien darüber zu machen, je ängſtlicher der geringſte Hautausſchlag beachtet und ärztlicher Rath dagegen eingeholt wird. Man ſieht in jedem Hautleiden den Ausdruck einer allgemeinen Krankheit, daher man ſich auch ſelten mit blos örtlichen Mitteln begnügt.

Hautausſchläge und Hautentzündungen.

Rötheln und Erythrema erſcheinen im Frühling nicht ſelten, ſind jedoch gewöhnlich von kurzer Dauer und von keiner beſondern Bedeutung.

Rothlauf (bâde-surch oder bâde mebarek) kommt häufig ſporadiſch vor, wird aber auch zu Zeiten epidemiſch. Mehrere Epidemien dieſer Art, die ich beobachtet habe, verliefen gutartig, nur wenige Fälle endeten, wegen Entzündung der Hirnhaut, tödlich. Infolge übertriebener Anwendung von Blutegeln, Abführmitteln und Einreibungen mit armeniſchem Bolus ſeitens der einheimiſchen Aerzte litten viele Reconvaleſcenten an langdauernder Blutleere. Auch einige Fälle von wandernder Roſe (Eryſipel) ſah ich glücklich verlaufen.

Die Blattern (âbeleh, dschudderi) tragen eine Hauptſchuld an der großen Sterblichkeit der Kinder, mithin an der Abnahme der Bevölkerung. Ferner werden neu angenommene Regimenter, ſowie die Neger- und Beludſchenſklaven hart davon mitgenommen. Wer je, wie ich einmal, Zeuge war, daß von 20 während einer Blatternepidemie in Teh-

demien die Sterblichkeit in einem Grade steigt, daß z. B. Gegenden, in denen vor 33 Jahren die Pest wüthete, sich heutigen Tags von dem Menschenverlust noch nicht erholt haben, und Lücken, die Cholera-, Blattern-, Masern- und Keuchhusten-Epidemien gerissen, sich äußerst langsam wieder ausfüllen. Nur infolge des mangelnden Verkehrs und Dank den bedeutenden Elevationen des Landes erlöschen Epidemien und Viehseuchen zuletzt in sich selbst; der Mensch, vom Glauben an das Fatum beherrscht, ergreift keine Maßregeln dagegen, höchstens verlassen einige Reiche den inficirten Ort, um in Zelten zu wohnen, und der Nomade treibt sein Vieh in eine andere Gegend; die große Masse der Unbemitteltern jedoch, die nicht im Stande sind, den Ort zu wechseln, fällt wehrlos der verheerenden Seuche zum Opfer. Daß aber ein verhältnißmäßiger Ersatz des Menschenverlustes nicht stattfinden kann, liegt in den gesammten Einrichtungen des ehelichen Lebens begründet, wie sie im sechsten Abschnitt des ersten Theils geschildert worden sind.

Das Register der Krankheitsarten ist weniger reichhaltig als in Europa; dagegen treten die einzelnen bei weitem massenhafter auf: wie etwa die Vegetation mancher obwol üppig bewachsenen Gegend doch dem Botaniker geringe Ausbeute gewährt. Im ganzen gehören Entzündungen, besonders der Brustorgane, zu den Ausnahmen; vorherrschend aber sind Krankheiten des Unterleibes, der Leber, der Milz, der Gedärme, vor allen Fieber und Ruhr. Ja am Kaspischen Meer verdrängen die letztern beiden fast alle andern Krankheiten oder prägen ihnen wenigstens ihren Charakter auf. Manche Krankheiten sind Persien eigenthümlich: die Knoten- und Gliederlepra, der Aleppoknoten, der Medinawurm, die Vitiligo, die endemische Gangräne, ein typhoides Fieber. Andere fehlen oder sind so selten, daß sie in der Aufzählung kaum mit genannt werden können, so die Tuberkulose, die Skrofulose

Gefolge der Masern — seltener bei Blattern — das Noma (ākeleh) auf; es kamen mir oft in einer Woche zwei bis drei Fälle zu Gesicht: ob es eine Frucht der Behandlung oder des Klimas, wage ich nicht zu entscheiden.

Der Scharlach ist im Lande unbekannt; es gibt auch keine Benennung dafür. Aus freilich nicht zuverlässiger Quelle erfuhr ich jedoch, daß er unter dem Namen machmalek (rother Sammt) in der Stadt Kirman vorkomme. Ebenso wenig konnte ich die Miliaria beobachten, obwol mir drei Fälle von häufigen Schweißbläschen auffielen, welche jedoch infolge des Wechselfiebers eintraten, also als selbständiger Friesel nicht gelten können.

Die Nesselsucht (ir, naebāt elleil) entsteht oft im Herbst, namentlich in Verbindung mit schweren Wechselfiebern, weicht jedoch dem Gebrauch des Chinins. Symptomatisch zeigt sie sich bei nicht Acclimatisirten infolge von Mückenstichen oft am ganzen Leibe.

Von ausgebreiteten phlegmonösen Hautentzündungen sah ich einige mit tödlichem Ausgang, zweimal das Skleroma Neugeborener. Doch über die maßen häufig ist der Ausbruch der Furunkel (dummal). Oberflächliche sowol wie tiefe Furunkel in erstaunlicher Menge treten als Acclimatisationskrankheit auf; ich selbst hatte deren über hundert. Die Ungeduld des Europäers, die Schwäre vor ihrer Reife zu öffnen, trägt wol nicht wenig zu ihrer Verbreitung bei, da in der Regel dann auf der entgegengesetzten Körperhälfte an dem entsprechenden Theile ein neuer Schwär ausbricht. Geduld, vegetabilische Diät und einige Abführmittel befreien am sichersten von diesem lästigen Leiden. — Ziemlich häufig ist auch das Vorkommen des Anthrax (Karbunkel) und jener Abart, welche man Wespennest nennt, doch sah ich letztere nur ein einziges mal bei einem Knaben von zwölf Jahren, während sonst nur bejahrte Leute daran leiden. Der Anthrax

scheint weniger bösartig als in Europa; doch können weite und tiefe Ausbreitungen desselben auch den Tod herbeiführen. Die bösartige Blatter (Pustula maligna) kommt nicht vor, weil man abgestandenes Vieh als unrein betrachtet und, ohne daß es abgehäutet wird, vergräbt.

Blasenausschlag (Pemphigus) ist ziemlich häufig bei Kindern; er wird für ansteckend gehalten, und in der That werden meist mehrere Kinder in einem Hause zugleich davon befallen. Nach mehrern Nachschüben pflegt die Krankheit, die übrigens weder mit Dyscrasie, noch weniger mit Syphilis etwas gemein hat, in etwa zwei Monaten sich zu erschöpfen. Indeß starben auch Säuglinge, welche mit specifischem Pemphigus behaftet waren, an dessen Folgen.

Hydroa bleibt selten im Verlauf einer Fieberkrankheit aus. Sein Eintritt gilt als ein gutes Zeichen für die Wendung der Krankheit, obgleich andere Kliniker dies in Abrede stellen.

Unter einigen Fällen von Zoster, die ich gesehen, war mir der eine deshalb merkwürdig, weil der Ausschlag einige Tage nach dem Fieber infolge einer Steinoperation zum Vorschein kam.

Das Eczem (dschærabe ræth, feuchte Krätze), besonders das chronische, gehört zu den Seltenheiten, denn die beständig trockene Luft sowol wie die Sitte des Persers, nach jeder Secretion die Theile zu waschen, und der vorgeschriebene häufige Gebrauch der Bäder wirken ihm entgegen. Desto häufiger fand ich die Psoriasis (trockene Krätze), namentlich in Ispahan, wo überhaupt Hautausschläge aller Art heimisch sind, was sich durch die stete Beschäftigung der Fabrikarbeiter im Flußwasser und das Hantieren mit Alaun, Sakkes (Therebinthinaharz), Farben, Alkalien- und Säuren hinlänglich erklärt. Dasselbe gilt von der Impetigo. Auch in Persien hegt man ein Vorurtheil gegen schnelles

Abtrocknen des impetiginösen Eczema bei Kindern; wirklich sah ich ein Kind nach rascher Abtrocknung des Ausschlags an Pneumonie enden, wobei jedoch andere Zufälle mitgewirkt haben mochten.

Die Haut des Persers ist durchschnittlich von fester Textur, die Follikel sind unscheinbar, weshalb er nie von ausgebreiteter Acne und von sogenannten Mitessern geplagt wird. Ebenso wenig erinnere ich mich, trotz der großen Zahl notorischer Schlemmer je eine Gutta rosacea (Kupferfinnen) beobachtet zu haben. Nur zwei Fälle von Seburrhoe der Nase kamen mir vor.

Der eigentliche Lupus fehlt oder erscheint doch nur hier und da in der verdächtigen serpiginösen Form; sehr verbreitet dagegen sind die beiden Knotenexantheme: der Knoten von Aleppo und die Lepra.

Der Aleppo-Knoten, persisch sälek (das Jährchen), türkisch-tatarisch köpöj (Hund), türkisch churmatschibani (Dattelgeschwür), jiltschibani (Jahresgeschwür), russisch godownik, erstreckt sich in geographischer Beziehung nach Prof. Riegler (Die Türkei, II, 68), von Suädin angefangen und dem Flußgebiete des Orontes folgend, bis Aleppo, Kilis, Orfa, Diabekir, Maraß, Mossul und Bagdad, auch über den ganzen Sind, und einzelne Fälle finden sich ebenso wol auf der Insel Cypern wie auf ägyptischem Boden, z. B. in Karium, Kairo und selbst in Suez. In Persien sah ich ihn nicht selten in Teheran, am häufigsten aber in den Städten Kum, Kaschan und Ispahan. Man pflegt in Bezug darauf zu sagen: „Die Mädchen von Ispahan dürfen nur im Profil angesehen werden." Von da an südlich, z. B. in Kamischeh und Schiraz verliert er sich mehr und mehr; in Medien (Tabris) und am Kaspischen Meere verschwindet er ganz. Auf dem flachen Lande, selbst in den Dörfern, welche den zumeist befallenen Städten am nächsten liegen, tritt er spärlich

auf. In Rußland fand ich ihn nur vereinzelt in Transkaukasien in der Stadt Gendschè (Elisabethpol), doch soll er auch in Baku vorkommen.

Das Geschwür fixirt sich vornehmlich um den Jochbogen, am äußern Augenwinkel, am untern Augenlid, an der Wange, an der Backe, an der Nasenspitze, seltener an der Nasenwurzel, der Stirn, dem obern Augenlid, der Ohrmuschel und den Lippen, niemals am Bart und dem behaarten Kopftheil. An den Extremitäten erscheint es bei Eingeborenen selten, häufig dagegen bei Fremden und Zugewanderten, und zwar, wie ich übereinstimmend mit Prof. Riegler beobachtete, mehr an den untern als obern Extremitäten. Die Schleimhäute werden nicht davon afficirt; so bleiben bei Boutons am Augenlid, im innern Augenwinkel und selbst wo wegen Anschwellung des Lides das Auge mehrere Wochen geschlossen war, die Thränendrüsen unverletzt. Ich sah den Knoten zweimal am Halse, ausnahmsweise am Bauche, einmal an der Kniescheibe, mehrmals auf dem Handrücken und Fußblatte, kein einziges mal aber im Handteller, auf der Fußsohle, zwischen den Fingern oder Zehen, am Rücken und an den Genitalien.

Zumeist werden Kinder vom ersten bis zum siebenten Lebensjahre davon ergriffen, einheimische Erwachsene selten, weil diese entweder nicht dazu disponirt sind oder die Krankheit schon in der Jugend durchgemacht haben. Da letzteres bei Fremden nicht der Fall ist, sind sie in jedem Alter dem Uebel unterworfen, ebenso in den verschiedensten Fristen nach ihrer Einwanderung. Der österreichische Hauptmann Gumoens wurde im zweiten Jahre seines Aufenthalts im Lande am Wadenbein, ich selbst im siebenten an der innern Kniefläche, der Franzose Richard im funfzehnten, der Engländer Thomson im achtzehnten, von einer Reise nach Bagdad zurückkehrend, der Pole Sokolowski erst im zwanzigsten von der Krankheit

heimgesucht. Doch scheinen im ganzen die Europäer weniger dafür empfänglich zu sein als die Eingeborenen, zumal wenn sie nicht viel mit diesen in Berührung kommen.

Hinsichts des Geschlechts dürfte das weibliche überwiegende Disposition zu dem Uebel besitzen.

Ohne Unterschied der Abstammung trifft es Kaukasier und Mogulen, Perser, Türken, Juden und Armener; nur die schwarze Rasse bleibt fast ganz davon verschont.

Wer einmal den Aleppoknoten gehabt und überstanden hat, ist für seine übrige Lebenszeit davor gesichert. Ich konnte trotz aller Nachfrage keinen Fall von Recidive ermitteln; spricht der Arzt bei einem zweifelhaften Hautfleck die Vermuthung aus, daß es der Aleppoknoten werden könne, so erhält er oft von dem Patienten zur Antwort: „Nein, den habe ich schon durchgemacht."

In der Regel zeigt sich in Persien nur 1 Knoten; doch kommen auch 2 bis 6 Stück meist auf einer Gesichtshälfte, ausnahmsweise auf beiden vor, ja bei einer Frau in Ispahan sah ich deren 40, welche auf Gesicht, Bauch und Extremitäten vertheilt waren. Von einem Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Knoten, die man in Bagdad aufstellt, weiß man in Persien nichts. Auch mir scheint die Benennung eine ganz willkürliche, denn was mir von Fremden als angeblich männliche und weibliche Knoten gezeigt wurde, unterschied sich nur durch Größe und Ausdehnung voneinander.

Das Geschwür tritt unter vier verschiedenen Formen auf, von denen die ersten zwei relativ acut, die beiden letzten chronisch verlaufen.

1) Der einfache Knoten. An einer der obengenannten Stellen entsteht ein röthlicher Fleck, auf dem sich nach längerm Bestande ein linsen- bis bohnengroßer, erst hell-, dann dunkelrother Knoten erhebt. Mit der Bildung desselben

ist weder Fieber noch Schmerz verbunden, höchstens ein leichtes Brennen und Jucken, wie bei der Urticariaquaddel; infolge vielen Kratzens erhält er eine dünne trockene Schuppenkruste. Nach einigen Monaten umgibt er sich mit einem rothen Hof, der ebenfalls anschwillt. Nun nimmt das Jucken zu, und die Eiterung beginnt. Zuerst kommt aus der Mitte des Knotens eine dünne, ätzende, übelriechende Flüssigkeit; sodann schreitet der Schmelzproceß weiter von der Mitte gegen die Peripherie, oder es entstehen an benachbarten Stellen neue Ulcerationscentra. Aus dem Grunde des Geschwürs steigen trockene, harte, knorpelartige, blutarme Fleischwärzchen herauf, die gleichfalls in Eiterung übergehen und wieder neuen Granulationen Platz machen. Die Geschwürsränder sind dick, infiltrirt, unregelmäßig ausgebuchtet. Läßt man den Eiter eintrocknen, so bilden sich dicke, braune, an den Rändern fest anklebende und nur mit Blutverlust zu entfernende Borken. Nachdem die ursprünglichen Knoten vom Eiter verzehrt sind, bessert sich die Granulation, die Wunde fängt an sich zu füllen, die Narbenbildung tritt ein. Der ganze Proceß dauert durchschnittlich nahe ein Jahr, daher der Name sälek (Jährchen). Die zurückbleibende Narbe ist gelbbraun, zwar etwas vertieft, doch im ganzen glatt. Daß durch Ulceration ein Theil des untern Augenlides oder des Nasenflügels zerstört wird, gehört zu den seltenen Fällen, ebenso daß, nachdem das Geschwür bereits geheilt ist, an seinem Rande neue Knoten sich erheben, die wieder alle Stadien durchlaufen und nach und nach die ganze eine Gesichtshälfte bedecken. Wo aber das Uebel in so complicirter Form auftritt, verzögert sich der Heilungsproceß oft viele Jahre; ein Kranker gab mir die Dauer seines Leidens auf 18 Jahre an. Es hinterläßt dann ein straffes, von kleinen netzartigen Gefäßzweigen durchsetztes Narbengewebe, Verzerrung des Mund- und Nasenwinkels und besonders Ectropium in so hohem Grade, daß die Bindehaut

des untern Lides, kaum noch mit einigen spärlichen Wimpern versehen, wie ein dreieckiger rother Lappen bis unter das Jochbein herabhängt. Es gelang mir mehrmals, durch Plastik eine bedeutende Besserung des Ectropiums zu bewirken, obgleich das straffe Narbengewebe der Operation große Schwierigkeiten entgegensetzte.

2) Der infiltrirte Knoten unterscheidet sich von dem einfachen dadurch, daß die Infiltration gleichzeitig auf allen Punkten der Fläche erscheint, wodurch die Haut verdickt und schmuzigroth gefärbt und die ganze Nase oder die eine Wange auf einmal davon eingenommen wird. Bei mir selbst brach das Geschwür, wie erwähnt, an der innern Fläche des rechten Kniegelenks aus. Der Verlauf war folgender: Im Frühling 1858 bemerkte ich an der genannten Stelle einen thalergroßen rothen Fleck, der ein leichtes Jucken verursachte und sich bald mit einer dünnen Kruste bedeckte; ich hielt es für eine durch Satteldruck beim Reiten entstandene Abschürfung. Nach und nach verdickte sich der Fleck und wurde massig infiltrirt. Im Juli erweichten mehrere Punkte, sie gingen auf und secernirten eine copiöse übelriechende Jauche. Die Eiterherde flossen zusammen; aus ihrem Boden erhoben sich gelbliche, spitze, trockene, blutarme Granulationen, welche nach dem Abspülen mit Wasser wie Warzen einer groben Feile anzusehen waren. Unter dem einfachen Verbande trocknete die Secretion zu dicken Krusten an, deren Ränder zwar inhärirten, die aber gegen die Mitte von Jauche unterminirt waren. Ich befand mich damals mit dem Schah im Sommerquartier in den Bergen und mußte ihn, obwol mir das Reiten äußerst beschwerlich fiel, auf seinen täglichen Ausflügen zu Pferde begleiten. Die bewährte Heilmethode führte glücklicherweise in Kürze zum Ziel. Trotz der steten Reibung durchs Reiten erinnere ich mich keiner Fiebererscheinung oder einer Anschwellung der entsprechenden Leisten-

drüsen. Die bis auf den heutigen Tag verbliebene Narbe hat die Größe und Form einer Niere; sie ist tief braun und mit einzelnen weißen Punkten marmorirt, weil ich dem Eiterungsproceß nicht freien Lauf ließ und dadurch eine intensivere Narbenbildung verhinderte. Dieses ist auch der Grund, warum der Haarwuchs an jener Stelle nicht gänzlich aufgehoben ist, was bei natürlichen Narben immer stattfindet.

3) Der ringförmige Knoten besteht aus linsengroßen flachen, wenig infiltrirten, im Ring gestellten Knötchen; ich beobachtete diese Form nur an der Wange bei Kindern und Frauen, vielleicht nur zufällig nie bei Männern. Die Knötchen gehen nach einiger Zeit in Verjauchung über und bedecken sich mit Krusten, jedoch greift die Ulceration weder in die Breite noch in die Tiefe um sich, und es tritt relativ schnelle Heilung ein unter Bildung einer blassen, wenig vertieften, glänzenden Narbe. Meist erscheint indeß ein neuer Kreis von Knötchen; der Proceß beginnt wieder von vorn und wiederholt sich, bis nach einem Cyklus von mehrern Jahren der Krankheitsstoff endlich erschöpft ist.

4) Der fressende Knoten ist die häßlichste, vorzugsweise köpöj (Hund) genannte Form. Er wird in Teheran selten, in Kaschan aber und vorzüglich in Ispahan häufig beobachtet. Im Aussehen unserm skrofulösen Lupus gleichend, hat er doch nicht den Charakter von Skrofeln, insofern er sich nach kürzerer oder längerer Zeit von selbst begrenzt und zwar torpid, doch gutartig verläuft. Soweit meine eigenen Beobachtungen reichen, ist der Sitz dieser Form ausschließlich die Nase. Dieselbe bedeckt sich zuerst mit warzigen Knoten, welche nach und nach schmelzen und von ähnlichen warzigen Granulationen gefolgt sind. Die Eiterung geht sehr in die Tiefe; sie zerstört zuletzt die Nasenflügel und Scheidewand, selbst einen Theil der Oberlippe. Der natürliche Entwicke-

lungs- und Heilungsproceß zieht sich wie bei der vorigen Form durch eine Reihe von Jahren hin.

Auf die Frage, in welche der allgemeinen Krankheitsgruppen der Aleppoknoten einzureihen sei, kann man etwa Folgendes erwidern. Käme einem europäischen Arzte, der sich auf Hautkrankheiten versteht, von den klimatischen Verhältnissen Persiens aber keine Kenntniß hat, das Geschwür zu Gesicht, so würde er es unbedingt für Lupus erklären; im Gegentheil würde ein persischer Arzt, der den Lupus in Europa sähe, darin einen alten Bekannten seines Landes zu finden glauben. In der That, die Bildung des Knotens, der fieberfreie Verlauf, die Ulceration, die angeführten Formen, die Gestaltung der Narbe und ihre dunkle Färbung, alles spricht dafür, daß die Krankheit dem Lupus nahe stehe und nicht dem Furunkel. Doch muß der Knoten, weil ihm die Eigenschaft spontaner Heilung nach kürzerer oder längerer Frist zukommt, den gutartigen Gebilden beigezählt werden. Auch geht die Eiterung von der Oberfläche gegen die Tiefe, nicht umgekehrt, sodaß sie, wenn die Wunde frühzeitig geätzt wird, eine ziemlich flache Narbe mit nur theilweiser Aufhebung des Haarwuchses hinterläßt, was nicht stattfinden könnte, wenn der subcutane Zellstoff zuerst ergriffen würde.

Die Forschung nach den Entstehungsursachen des Leidens führt fast nur zu negativen Resultaten. Wollte man sie in dem Klima der Hochebenen suchen, so steht dem entgegen, daß es auch in den Niederungen von Bagdad heimisch ist, andererseits in dem noch höher gelegenen Azerbeidschan (Tabris) und in den Marschländern des Kaspischen Meeres fehlt. Ebenso wenig gibt die Nahrungsweise einen Anhalt; wenn man sein häufiges Vorkommen in Bagdad dem Dattelgenuß (daher der vulgäre Name churmatschibäni, Dattelgeschwulst) zuschreiben möchte, so findet es sich doch auch in

vielen Städten Persiens, wo wenig Datteln verzehrt werden, dagegen selten in Aegypten, wo der Dattelgenuß ein ausgebreiteter ist. Daß Kinder und Frauen in größerer Zahl davon heimgesucht werden als Männer, erklärt sich durch deren feinere und bartlose Haut, welche mehr Contactpunkte darbietet. Wenn es bei Fremden häufiger als bei Einheimischen die Extremitäten ergreift, so mag dies in den Abschürfungen infolge des Reitens und dadurch begünstigter Infiltration seinen Grund haben. Geographisch beschränktes Auftreten aber und Gebundensein an gewisse Bezirke theilt die Krankheit mit andern endemischen Leiden, mit der Lepra, Lithiasis, dem Medinawurm und Trachom. Als feststehend dürfte nur soviel anzunehmen sein, daß sie kein constitutionelles, sondern ein rein locales Uebel ist, daß sie insbesondere mit Skrofulose sowie mit lymphatischen Affectionen keine Verwandtschaft hat, überhaupt durch irgendwelche allgemeine Körperanlage weder fern gehalten noch begünstigt wird.

Für ihre Contagiosität bei vorhandener Disposition scheinen folgende Umstände zu sprechen. Sie befällt den Menschen, wie erwähnt, nur einmal im Leben: bekanntlich eine Eigenschaft mancher contagiösen Krankheiten. An den Stellen, welche vom ausfließenden Eiter macerirt werden, bilden sich leicht neue Knoten; ja es kommt vor, daß infolge häufigen Berührens der Wunde mit der Hand das Geschwür sich auf einen Finger überträgt. In den Harems der Reichen, wo die Kinder wenig mit andern Kindern zusammenkommen, zeigt sie sich selten, ebenso in europäischen Familien; im königlichen Harem sah ich sie nie. Dagegen leiden in Häusern der Armen oft fast sämmtliche Familienglieder zugleich daran. Ich wurde von einer armen Familie consultirt, in der die Frau mehrere einfache Knoten, die älteste Tochter einen am Jochbogen, der zweite Sohn an der Oberlippe, und die dritte Tochter Annularknoten auf der Wange hatte.

Bei einem sechzehnjährigen Mädchen entwickelte sich das Geschwür infolge eines Wespenstichs in die Nasescheidewand an dieser Stelle, und bei einem Knaben, dem Sohn des armenischen Priesters in Ispahan, infolge einer leichten Abschürfung, die er sich durch einen Fall auf die Nase zugezogen. Letztere zwei Fälle scheinen die Möglichkeit der Einimpfung an wunden Stellen zu indiciren. Die Angabe, daß die Krankheit längere Zeit nach der Rückkehr in eine sonst davon befreite Gegend zum Ausbruch kommen könne, beruht, glaube ich, auf Täuschung; der Fleck, anfangs nicht belästigend, kann lange unbeachtet bleiben und erst später, beim Eintritt der Erweichung, sich bemerkbar machen.

Bisher hielt man das Uebel für eine wohlthätige Ableitung von Krankheitsstoffen und wendete demgemäß nur indifferente Mittel dagegen an, welche mehr zum Bedecken der Wunde als zur Heilung dienten. Nachdem ich mich jedoch überzeugt, daß die ausgestoßene Knotenmasse weder der Resorption noch der Organisation fähig sei, suchte ich sie durch Aetzen mit concentrirter Salpetersäure schneller, als es auf natürlichem Wege geschieht, zum Schmelzen zu bringen, und ich erzielte damit bei jeder Form und in jedem Stadium der Krankheit die überraschendsten Erfolge. War die Eiterung noch nicht eingetreten, so wurde sie durch die Cauterisation beschleunigt und zugleich auf ein so geringes Maß beschränkt, daß eine möglichst flache und farblose Narbe zurückblieb. Andernfalls zerstörte energisches Aetzen die kranken Granulationen sowie die noch nicht geschmolzenen Anschwellungen, und führte einen gesunden und raschen Verlauf des Processes herbei. Wo die Infiltration bereits sehr tief gedrungen war, wiederholte ich die Aetzung nach zehn Tagen; mehr als zweimaliger Aetzung bedurfte es nie. Es gelang mir auf diese Weise, den einfachen Knoten stets in Zeit von drei bis vier Wochen zu heilen. Auch bei dem infiltrirten

Knoten waren die Erfolge augenscheinlich, besonders in Bezug auf geringern Umfang und minder häßliches Aussehen der hinterbleibenden Narbe. Die Ringform verlangte keine intensive Aetzung, aber Wiederholung derselben, sobald neue Knötchen sich zu bilden begannen. Selbst bei der schlimmsten Form, dem fressenden Knoten, ward durch Cauterisiren der Nase von außen und von innen dem Umsichgreifen des Geschwürs Einhalt gethan. Bald hatte ich die Genugthuung, daß mein Verfahren allgemeine Annahme fand, somit das Vorurtheil, der Proceß müsse mindestens ein Jahr dauern, durch mich beseitigt wurde. Da die persischen Aerzte anfangs die Cauterisation ungeschickt ausführten, indem sie die Säure auch auf gesunde Stellen wirken ließen, wodurch breite entstellende Narben entstanden, schrieb ich eine Anleitung in persischer Sprache und vertheilte dieselbe in lithographirten Abdrücken.

Die griechische Lepra (Aussatz), arabisch dschezām, türkisch-persisch pis, hat ihren Sitz in der Provinz Chamseh zwischen Tabris und Kaswin, mit dem Centralpunkte Sendschān, und in den beiden Bezirken Chālchal und Karadagh; höchst selten kommt ein sporadischer Fall in andern Gegenden vor. Diese Bezirke, auf der Hochebene gelegen, gehören sonst zu den gesundesten im Lande, sie sind die Kornkammer Persiens und zeichnen sich durch relativ größern Wohlstand sowie bessere Ernährung des Volks vor den übrigen Provinzen aus. Obwol der Aussatz nicht für ansteckend, sondern für erblich gehalten wird, gelten doch die damit Behafteten als unrein und müssen, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, in elenden, weit von Städten und Dörfern entfernten Lehmhütten ihr trauriges Dasein beschließen. (Vgl. Th. I, S. 311.) Oft habe ich beim Schah Fürsprache für diese Unglücklichen eingelegt, aber es geschah nichts zur Milderung ihres jammervollen Loses.

Die Krankheit entwickelt sich nicht in der Kindheit, sondern erst bei Eintritt der Pubertät, oder auch erst im reifern Alter. Es entstehen einige unscheinbare Knötchen zwischen den Augenbrauen; letztere fallen allmählich aus und die kahlen Stellen erscheinen infiltrirt. Manchmal rasch, oft im Verlauf mehrerer Jahre verbreitet sich das Geschwür über die äußere Nase und ergreift dann die Schleimhäute der Nase, des Rachens, des Kehlkopfs und die Bindehaut des Auges. Das untere Lid kehrt sich um, das ganze Gesicht unterläuft kupferfarben, die Eiterung beginnt; sie frißt das Nasenbein an und bedeckt den Rachen mit einem fest anklebenden, gelblichen, trockenen crupösen Exsudat, wodurch die Stimme einen eigenthümlich heisern und dumpfen Klang erhält, „als ob sie aus dem Grabe käme". An einzelnen Stellen empfindet der Leidende heftige reißende Schmerzen, während andere gefühllos werden. Unter den qualvollsten Leiden erfolgen Contracturen der Finger, die Nägel werden dick oder schwinden, oft ulceriren einzelne Fingerglieder bis sie gänzlich abfallen; doch merkwürdigerweise tritt häufig Vernarbung und Heilung in einem Finger ein, während der Proceß an einem andern anfängt. Mitunter, obwol selten, bleiben nach jahrelangem Ergriffensein der äußern Haut die Schleimhäute vollkommen intact. Die sogenannte Gliederlepra beschränkt sich auf die Finger und Zehen, welche unter den quälendsten Schmerzen gliedweise abschwären; doch heilt und vernarbt bisweilen ein Finger, indeß die andern verloren gehen. Ich sah in Kaswin einen Mann von sonst guter Constitution und scheinbar vortrefflicher Gesundheit, rüstig und gut genährt, welcher durch die Gliederlepra im Laufe von elf Jahren alle Finger mit Ausnahme des linken Daumens eingebüßt hatte; fast an allen Punkten waren die Ulcerationsstellen in der Vernarbung begriffen. Bei einem andern konnte ich die gestielten Knoten beobachten, welche der Haut das Ansehen

gaben, als wäre sie, nach dem Ausdruck der Dermatologen, mit Mollusken besetzt. Die leidenden Partien zeigten eine solche Reizbarkeit, daß sie in immerwährender zuckender Bewegung waren, ähnlich wie die Haut eines von Fliegen gepeinigten Thiers. Wie mir Perser versicherten, soll die Lepra in wenn auch langsamem Abnehmen sein.

Von der Elephantiasis oder der sogenannten Lepra arabum (da-el fil, Elefantenleiden) sah ich nur drei geringe Hypetrophien an der Eichel und am Penis und eine Ichthyosis leichten Grades.

In die Kategorie der Aussatzkrankheiten stellt man in Persien auch die Leuke Vitiligo (bäräz), weiße blutleere und empfindungslose Flecken der Haut; jedoch mit Unrecht, denn es sind keine Symptome der Lepra damit verbunden. Der leichtere Bäräz, bei dem die Haut nicht empfindungslos wird, sondern durch Reibung sich röthet, ist ziemlich häufig in allen Theilen Persiens, den nördlichen sowol wie den südlichen. Da die schneeweißen Flecke von einem dunkel gefärbten Hof umgeben sind und im Lauf der Jahre immer größere Dimensionen annehmen, entstellen sie den Körper sehr. Sie kommen meist auf dem Rücken und der Brust, doch auch zuweilen auf den Extremitäten und dem Gesichte vor. Ueber spontane Rückbildung oder Heilung stehen mir keine Erfahrungen zu Gebote.

Wohl zu unterscheiden hiervon ist ein ähnlich aussehendes ebenso häufiges Hautübel, der Herpes tonsurans. Er bekundet sich durch inselförmige weißliche Stellen am behaarten Kopftheil oder im Barte; die Haare werden dünn und weiß, doch sind die Flecke nie von jener blendenden Weiße wie bei der Leuke. Nach mehrmonatlichem Bestande tritt spontane Heilung und wieder normaler Haarwuchs ein.

Viel seltener sind Leberflecke (behak) und Sommersprossen, und auffallend selten Muttermale (chäl), sowol in

der Form von Telangiektasie als auch die Naevi; ausgebreitete Telangiektasien gewahrte ich nie.

Von den durch Parasiten erzeugten Hautkrankheiten finden sich alle in Europa bekannten Formen. Unter dem Militär ist die Krätze (dscharäb) sehr verbreitet; sie wird mit einer Salbe von Schwefel, Kupfervitriol und sauerer Milch behandelt.

Weil der Kopf stets bedeckt gehalten wird, entsteht bei Kindern außerordentlich häufig der Grind (ketscheli) und nimmt oft den ganzen Kopf, selbst die Augenbrauen ein. Man wendet allgemein die Pechkappe dagegen an, die von außen mit Gipsmehl bestreut wird. Hingegen fand ich die eigentliche Sykosis sehr selten, in zwei Fällen, wenn ich nicht in der Diagnose irrte, auch am rasirten Kopftheil.

Syphilis*) gilt in Persien wie im ganzen Orient nicht für ansteckend, sondern für eine unverschuldete Krankheit, über die man daher in der besten Gesellschaft, selbst in Gegenwart von Frauen und Kindern sich nicht zu sprechen scheut. Da dieser Auffassung gemäß auch keinerlei Sanitätsmaßregeln dagegen getroffen werden, ist sie sehr allgemein verbreitet. Doch nimmt sie in dem trockenen warmen Klima infolge des häufigen Gebrauchs der Bäder meist einen milden Verlauf, sodaß sie mehr exensiv als intensiv auftritt.

Der Tripper (suzanek, worunter indeß auch jeder andere Schleimfluß, selbst der von Stein herrührende verstanden wird) heilt bei angemessenem Regime von selbst, während er durch falsche Diät und Mangel an Enthaltsamkeit allerdings auch langwierig und chronisch werden kann. Stricturen hinterläßt er nur ausnahmsweise und weit seltener als in Europa.

---

*) Dr. Polak, Ueber die Syphilis in Persien. (Zeitschrift der Gesellschaft der Aerzte in Wien, Jahrg. 1857.)

Primäre syphilitische Affectionen scheinen sehr gutartig zu verlaufen, soweit sich aus den wenigen Fällen, die mir zur ärztlichen Behandlung kamen, schließen läßt. Der Bubo gehört zu den seltenen Erscheinungen, das wuchernde Condylom scheint ganz unbekannt; desto häufiger zeigen sich sechs bis acht Wochen nach der ersten Infection Spuren der secundären Syphilis (kuft, äteschek). In Teheran und dessen Umgebung äußert sich dieselbe fast immer auf den Schleimhäuten, selten auf der äußern Haut; es entstehen Schleimtuberkel auf den Lippen, der innern Wangenfläche, an den Rändern der Zunge, Geschwüre im weichen Gaumen, an der hintern Rachenwand und besonders häufig am Kehlkopf, weshalb jede einige Tage andauernde Heiserkeit als Syphilis indicirt und behandelt wird. Das auffallend häufige Vorkommen von Schleimtuberkeln auf den Lippen brachte mich auf den Gedanken, ob nicht durch den Gebrauch, in Gesellschaften das Mundstück des Nargileh im Kreise umhergehen zu lassen, der Infectionsstoff übertragen werden möchte. In Ispahan dagegen, überhaupt im Süden des Reichs, herrschen syphilitische Hautausschläge vor: Flecken, Tuberkel, Geschwüre, selbst Wucherungen auf der äußern Haut. Verhältnißmäßig sehr oft ergreift die Syphilis das Auge und verursacht bösartige, äußerst schmerzhafte Irisentzündungen, die mit Verengerung oder gänzlicher Verschließung der Pupille zu endigen pflegen. Andererseits sind Substanzverluste, mit Ausnahme des Gaumens, und die sogenannten tertiären Erscheinungen ziemlich selten.

Die Cur besteht in Einathmung von Zinnoberdämpfen und nachherigem innern Gebrauch des Decocts von China nodosa. Mercur bewirkt im dortigen Klima vollkommene, gründliche Heilung, ohne die schlimmen Folgen, deren er in Europa beschuldigt wird, zu hinterlassen.

Krankheiten der Verdauungsorgane.

Bei Kindern sah ich, obwol nicht gerade oft, Schwämmchen im Munde (barfek, Schnee) und den Soor. Noma (Wasserkrebs) und Schleimtuberkel finden sich, wie erwähnt, häufig. Die Zähne werden selten von Caries (kirm, Wurm) angefressen und würden sich demnach bis ins späteste Alter gesund erhalten, wenn nicht, namentlich bei Städtern, chronische Periostitis (Entzündung der Beinhaut), der auch Pruner in seinem Werke „Krankheiten des Orients" gedenkt, sich einstellte, welche den Zahn allmählich hebt, bis er von selbst ausfällt oder ohne Schmerz und Blutung mit den Fingern herausgenommen werden kann. Der ausgefallene Zahn ist scheinbar unversehrt, nur die Wurzel hat ein rauhes und atrophisches Ansehen. Ich kannte Damen von 30 bis 35 Jahren, die infolge dieses Uebels bereits fast alle Zähne verloren hatten. Die Perser glauben irrthümlicherweise, das Zahnfleisch weiche zurück; täglich klagte man mir: „Guschte dendæn raft" („Mein Zahnfleisch ist geschwunden"), und verlangte Mittel, es wieder wachsen zu machen.

Halsentzündungen treten zu Anfang des Winters bisweilen epidemisch auf, nehmen jedoch selten einen gefährlichen Charakter an. Die diphtheritische Form beobachtete ich nur einmal, und zwar mit glücklichem Ausgang an einem europäischen Mädchen. Wegen Hypertrophie der Mandel mußte ich mehrmals einen Theil abtragen. Auch die Froschgeschwulst erheischte ein operatives Verfahren.

Im allgemeinen ist die Verdauung des Persers träge, besonders zur Sommerzeit. Er nimmt nur zweimal des Tages Nahrung zu sich, und oft ist der Appetit mit einer einzigen Mahlzeit befriedigt. In den Bergen, bei einer Elevation von etwa 6000 Fuß, erhöht sich das Nahrungsbedürfniß. Der Perser, welcher sich gern an greifbare Ur-

sachen hält, schreibt die Steigerung des Appetits dem guten Gebirgswasser zu und sagt daher, wenn er die Vorzüge eines Landaufenthalts hervorheben will: „Das Wasser ist dort gut und verdauungsbefördernd, man kann drei- bis viermal des Tages speisen.“ Genuß von vielem Fleisch erzeugt im Sommer beängstigende, den Nachtschlaf raubende Hitze, wogegen die überwiegend vegetabilische Nahrung, Gemüse, Früchte u. s. w., begleitet vom Genuß in Eis abgekühlter Getränke, leicht Magenschwäche, Blähsucht und übermäßige Säureentwickelung zur Folge hat. Dessenungeachtet sind gefährliche Verdauungskrankheiten, wie acute Entzündung und Krebs, außerordentlich selten. Blutbrechen sah ich nur bei Individuen, die dem Genuß von Branntwein oder andern geistigen Getränken ergeben waren. Hartnäckige Leibesverstopfung, welche mit Aloë und dergleichen drastischen Mitteln bekämpft wird, entsteht durch misbräuchliche Anwendung von Purganzen und Klystieren sowie durch den Opiumgenuß, der auch Ursache der Kolik (kulintsch) ist. Europäische Ankömmlinge haben sehr von Verdauungsbeschwerden zu leiden, von Blähsucht, monatelang andauernder Diarrhöe und Unregelmäßigkeit der Entleerungen, und zwar sind diese Zustände meist Vorläufer vom schleichenden Wechselfieber oder Dysenterie.

Die Ruhr (eshāl dam) herrscht in den Städten sporadisch das ganze Jahr hindurch, epidemisch und gefährlich verlaufend jedoch nur von Mitte August bis Mitte November. Sie steht mit dem Wechselfieber sowol in ihren Combinationen wie in den Bedingungen des Auftretens und des Verschwindens zur selben Jahreszeit, bei derselben Elevation und Veränderung des Klimas in so unzertrennlichem Zusammenhang, daß wir beim Besprechen des Wechselfiebers öfter auf dieselbe zurückkommen werden. Die Krankheit tritt unter den bekannten drei Formen auf: 1) die acut gutartige, von welcher der Patient gewöhnlich in 6 bis 8 Tagen vollkommen genest,

2) die acut bösartige, meist in Begleitung von entkräftendem Fieber, bei der in 8 bis 14 Tagen der Tod erfolgt; sie grassirt zumeist unter den neu angekommenen Regimentern, in Kasernen und bei den ärmsten Volksklassen, deren Hauptnahrung in Früchten, vorzüglich Melonen besteht und die genöthigt sind, ihren Durst mit dem fauligen und brackigen Wasser der Stadtleitungen zu stillen, ferner in den Karavanen der Mekkehpilger und auf Märschen oder bei Campirungen der Truppen; 3) die chronische, welche Monate, selbst Jahre dauern und unter ungünstigen Umständen durch Abzehrung zum Tode führen kann. Dem Ausbruch der Ruhr geht entweder langwieriges Wechselfieber vorher, oder sie erscheint im Gefolge von Unregelmäßigkeiten der Stuhlentleerung, von Durchfällen und Verstopfungen.

Als Schutz vor der Dysenterie ist zunächst zu empfehlen: vorsichtiges und rationelles Verhalten im Wechselfieber bis zu dessen gründlicher Heilung; sodann Hüten vor Erkältung, besonders während der Sommernächte; das Vermeiden viel besuchter Aborte, und in den gefährlichen Monaten, von Mitte August bis Mitte November, Zurückziehen aus der Stadt in ein höher gelegenes Bergdorf. Wer die Krankheit schon einmal gehabt, braucht sich weniger streng an diese Vorsichtsmaßregeln zu halten, da fast nie jemand wiederholt davon befallen wird. Was die Behandlung selbst betrifft, so erweisen sich Opiate in dem dortigen Klima unwirksam, wenn nicht gar schädlich. Man richte seine Lebensweise nach der Sitte des Landes ein, beobachte eine strenge Diät, genieße etwas Fleischbrühe und kleine Portionen von in Wasser gesottenem Reis (tschillaw), auch wenn der Appetit nach mehr verlangen sollte, trinke nur abgeschrecktes Wasser oder Buttermilch, und hüte das Bett, wie kräftig und wohl man sich auch im allgemeinen fühlen mag. Mit Hülfe dieses einfachen Regime gelingt es meist, in einigen Tagen den

Anfall zu überwinden und nach und nach auch die etwa zurückbleibenden leichten Kolikschmerzen und das Kollern im Unterleibe zu beseitigen. Tritt aber die Krankheit besonders heftig auf, so nehme man einmal des Abends eine Dosis von etwa 3 Gran Kalomel, am andern Morgen etwa eine halbe Unze Ricinusöl und von letzterm an mehrern darauf folgenden Morgen eine Dosis von zwei Drachmen, bis feste Kothmassen abgehen und endlich die natürliche Entleerung sich wieder einstellt. Ich habe diese Behandlung fast in allen acuten Fällen mit Erfolg angewendet. Bei chronischer Dysenterie reichen jedoch die genannten Mittel nicht aus. Oft leisten hier der Genuß von gutem rothen Wein und Weinklystiere noch gute Dienste. Lassen aber auch sie im Stich, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit ein trauriges Ende voraus zu sehen, und es bleibt dann nichts übrig, als daß der Patient sich entweder in eine Elevation von über 6000 Fuß begibt, in welcher Höhe oft ohne alle Arznei rasche Heilung der verzweifeltsten Fälle eintritt, oder daß derselbe, wenn es ein Europäer ist, so schnell als möglich das Land verläßt und ein heimatliches nordisches Klima zu erreichen sucht. Man glaube nicht, daß selbst ein hoher Schwächegrad und beginnende Anschwellung der Füße die Abreise verbieten; im Gegentheil, sie machen dieselbe um so unerlaßlicher. Es gibt nur zwei Alternativen, entweder die Gefahren der Reise zu wagen, oder mit fatalistischer Ergebung den Tod zu erwarten. Ich selbst war im Sommer 1853 von vorausgegangenem Wechselfieber und darauf folgender chronischen Dysenterie dermaßen angegriffen, daß ich kaum mehr die Kraft zum Gehen hatte; auch die Füße fingen mir bereits an zu schwellen. In diesem Zustande erhielt ich vom König den Befehl, ins Hoflager nach Laar zu kommen, weil die Cholera in der Teheraner Ebene wüthete und er mich wegen möglicher Zufälle in seiner Nähe haben wollte. Ich

durfte mich dem Befehl nicht entziehen und ritt in das königliche Lager. Der Ort, auf dem das mir angewiesene Zelt stand, war etwa 7500 Fuß über der Meeresfläche. Schon zwei Tage nach meiner Ankunft stellte sich, seit sechs Monaten zum ersten mal, ein normaler Appetit und normale Entleerung ein, und bald war ich vollkommen genesen. Sir Charles Murray litt, aus Bagdad nach Teheran zurückgekehrt, an chronischer Dysenterie. Das Uebel hatte einen solchen Grad erreicht, daß die Aerzte sämmtlich an seinem Aufkommen zweifelten; der Puls war klein und intermittirend, die Haut erschlafft, rauh und alles organischen Ansehens entbehrend, die Füße mäßig geschwollen. Er ließ sich trotz dieser hoffnungslosen Lage nach Europa transportiren und ward dort vollständig hergestellt. — Die Nomaden behandeln die Dysenterie mit Buttermilch oder emulsionirter sauerer Milch, und die Erfolge sollen außerordentlich günstig sein. Der schwedische Arzt Fagergreen, der die Expedition gegen Bender-Abbas mitmachte, schrieb mir darüber: „Die Dysenterie richtete unter unsern Truppen fürchterliche Verheerungen an; nachdem ich vergebens meine ganze Feldapotheke geleert hatte, griff ich zu dem Mittel der Nomaden, und ich kann nicht umhin, es über alle andern zu stellen.“ Auch von einem Franzosen, Mr. Romain, der in einem isolirten persischen Dorfe an der Ruhr gefährlich darnieder lag, weiß ich, daß er durch dieses Volksmittel gerettet wurde.

Die Cholera ablactatorum rafft die Mehrzahl der Kinder in den persischen Städten im zweiten und zu Anfang des dritten Lebensjahres dahin. Meist zur Zeit des Entwöhnens von der Mutterbrust, manchmal auch später, und vorzugsweise im Herbst bekommen ganz gut genährte blühende Kinder plötzlich Erbrechen und Durchfall zuerst von gallig gefärbten, dann von Reiswasser ähnlichen Substanzen; das Gesicht entfärbt sich, der Puls wird klein, fast unfühlbar.

Dieser erste Anfall geht gewöhnlich vorüber, nur die Diarrhöe hält an, abwechselnd mit Stuhlzwang und ruhrartigen Entleerungen. Nach mehrern Wochen kehren aber die Anfälle mit größerer oder geringerer Heftigkeit wieder und repetiren in immer kürzern Zwischenräumen, bis die kleinen Opfer vor Erschöpfung unterliegen. Sehr wenige der von der Krankheit Ergriffenen kommen davon. Sie befällt Knaben häufiger als Mädchen. Auch Kinder von Europäern sind ihr unterworfen. Als Entstehungsursachen möchte ich bezeichnen: die zu späte Entwöhnung von der Muttermilch; die Ansteckung durch wechselfieber- und ruhrkranke Ammen; den Genuß von Melonen während der Säuglingsperiode; die übermäßige Anwendung von Klystieren; endlich den epidemischen Charakter der Ruhr. Von den inländischen Aerzten wird die Krankheit mit Ricinusöl und mucilaginösen Tränken verbunden mit Application von Klystieren behandelt.

Hämorrhoiden (bawāsir) und in deren Gefolge Mastdarmfistel und lästige Schrunden zählen zu den eingebürgerten Leiden. Eine Quacksalberfamilie in Tabris macht durch Räucherungen (wahrscheinlich mit Arsenik) die Knoten brandig, um sie wegzubringen; doch sind mir allein drei Fälle bekannt, wo diese Cur den Tod der Patienten veranlaßte.

Eingeweidewürmer (didān, kirm) finden sich in dem trockenen Irak nicht besonders häufig: mitunter der Spulwurm, in größerer Zahl der Oxyurus vermicularis (kirmek), der bei Mädchen auch in die Vagina wandert und dort eine reichliche Schleimsecretion bewirkt. Am Bandwurm leiden viele von den eingeführten Schwarzen, die Perser aber fast gar nicht, weil sie wenig Fische, kein Schweinefleisch und alles zur Speise dienende Fleisch völlig gar gekocht essen. Hingegen soll, nach Angabe des Dr. Häntzsche, im Gilan'schen am Kaspischen Meer fast kein Einwohner von Eingeweidewürmern, namentlich von Tænia lata (hab el ḳar, kadudāneh,

Kürbiskörner) frei sein, weshalb dieser Arzt seinen Arzneien immer etwas Santonine (Wurmsamen) beimischte. Die Filaria medinensis (pujuk, erke maadeni) ist am Persischen Golf zu Hause, besonders in der Provinz Laar und in der Gegend von Bender Abbas. Truppen, welche aus dem Norden dorthin in Garnison kommen, werden sehr davon geplagt. Der Wurm hat seinen Sitz im Zellgewebe unter der Haut und zwischen den Muskeln der untern Extremitäten. Dr. Fagergreen, der ebenfalls an der Filaria litt, konnte sich nur durch eine schmerzliche Operation davon befreien. Man sagt, der Wurm komme mit dem Brackwasser der Cysternen in den Körper, und durch Filtriren des Wassers könne man sich davor schützen. Allerdings zeigt er sich bei den Offizieren, welche diese Vorsicht beobachten, weit seltener als bei der übrigen Mannschaft. Schmerz, dann umschriebene Geschwulst mit Knotenbildung, zuletzt Aufbruch derselben und Hervortreten eines Theils des Wurms sind die Stadien des durch ihn verursachten Krankheitsprocesses. Das sichtbar werdende Ende des Wurms wird in ein gespaltenes Rohr eingeklemmt, und nun wickelt man täglich ein weiteres Stück auf, bis das andere Ende zum Vorschein kommt. Es muß dabei sehr behutsam zu Werke gegangen werden, denn durch Abreißen sollen die heftigsten Zufälle, Krämpfe und sich weit ausbreitende Geschwüre, entstehen. Da in andern Gegenden des Reichs die Filaria unbekannt ist, kamen mir nur die Reste derselben und die in Vernarbung begriffenen Geschwüre zu Gesicht.

Die Krankheiten der Leber. Obwol am Kaspischen Meere heimisch, sind doch Leberleiden auch im Tafellande nicht selten, indem sich dem continuirlich remittirenden Fieber Anschwellung und Entzündung der Leber, Milzanschoppung und Gelbsucht (jeragān) zugesellt. An Europäern beobachtete ich in Persien zwei Fälle von Leberentzündung. Beide

Kranke waren Franzosen; der eine, dessen Name mir entfallen, genas, nachdem bereits alle Zeichen des hektischen Fiebers eingetreten waren, dadurch, daß der Eiter nach Durchbohrung der Zwischenwände durch die Lunge und Luftröhre einen Ausweg fand; der andere, Dr. Labat, öffnete sich selbst den Abscess, starb jedoch drei Monate später auf der Rückreise nach Europa. In Schiraz sah ich bei Fieberkranken Fieberzelte von außerordentlicher Größe; die Milz reichte bis zum Darmbein, und man konnte deutlich die Einkerbungen am Rande derselben durch die dünnen Bauchdecken durchfühlen. Leberleidende müssen sich streng des Genusses von Spirituosen enthalten.

Die Steinkrankheit ist sehr allgemein in den Provinzen, welche man früher unter den Namen Medien und Hyrkanien zusammenfaßte, also in Azerbeidschân (Tabris), Hamadan, Kaswin, Teheran, Kum, Demawend; ferner am Kaspischen Meere in Tälisch, Gilan (Resht), Masanderan, Schahrud-Bustam. Südlich von Kum dagegen, in Kaschan, Ispahan, Kamischeh, Schiraz, scheint sie äußerst selten zu sein; so befand sich unter mehr als tausend Kranken, die ich in Ispahan ärztlich behandelte, nur ein einziger an Stein Leidender. Wie das Verhältniß in den östlichen und südöstlichen Provinzen sich stellen mag, konnte ich nicht genau ermitteln; doch dürfte sie dort ebenfalls nur ganz vereinzelt vorkommen, wenigstens fand ein in Meschhed prakticirender Schüler von mir nur Einen Steinpatienten daselbst, den er mir nach Teheran zur Operation schickte. Auch aus Bagdad, Herat, Kändähar und Sekuhe in Sistan kamen Personen zu mir, um sich den Stein operiren zu lassen, und ich erfuhr von ihnen, daß in ihrer Heimat das Uebel ziemlich häufig sei.

In der Regel hält man in Persien das Steinleiden für Tripper; fast alle Steinleidende, die meine Hülfe in Anspruch

nahmen, sagten: „Suzanek darem" („Ich habe den Tripper"). Außer durch Talismane und Gebete glaubt man, mit auflösenden Mitteln sich vom Stein befreien zu können. Die arabische Medicin besitzt eine ganze Reihe steinauflösender Mittel, und erst, nachdem diese sich fruchtlos erwiesen, unterwarfen sich die Kranken der Operation. Als der Schah meinen gelehrten Collegen Hekim Mirza Buzurk Kaswini fragte, ob er auch wie der fränkische Arzt einen Stein aus dem Bauche schneiden könne, erwiderte dieser: „Wir brauchen so gefährliche Mittel nicht; wir besitzen Medicamente, welche die Steine zu Wasser machen." Mein Vorgänger Dr. Ernest Cloquet führte dreizehnmal im Verlaufe von zehn Jahren die Operation aus. Mir stellte sich im ersten Jahre meines Wirkens kein Steinkranker vor; nachdem aber im zweiten Jahre einige glücklich abgelaufene Curen bekannt geworden waren, erhielt ich so viel Zuspruch, daß ich in den folgenden acht Jahren nicht weniger als 158 Steinkranke zu operiren hatte. Jetzt wird die Operation auch von meinen Schülern geübt; andere einheimische Aerzte wagen sie meines Wissens nur dann, wenn der Stein sich so weit vordrängt, daß er mittels eines Schnitts durch das Rectum leicht entfernt werden kann.

Da sich die Krankheit von Aegypten bis Indien ausbreitet und wieder in Gegenden, deren Bewohner unter denselben klimatischen Verhältnissen leben und dieselbe Nahrung genießen, gänzlich fehlt, wie im südlichen Persien, lassen sich über ihre Ursachen kaum Momente von allgemeiner Gültigkeit ausfindig machen. Mitwirkend ist nach meiner Ansicht der häufige Genuß von Milchproducten, besonders saurer Milch in flüssigem wie in trockenem und festem Zustande, ferner von sauern unreifen Früchten, säuerlichen Scherbets, in Essig und Limonensaft eingelegten Früchten und Gemüsen, sowie der Sprossen einer an Oxalsäure sehr reichen Rheumart (Rheum rhaponticum riwās). Für die Annahme, daß

auch der Genuß von vielen Reisspeisen zur Steinbildung beitrage, scheint das häufige Vorkommen der Krankheit am Kaspischen Meer zu sprechen; denn dort ist Brot fast unbekannt, Reis und gesalzene Fische bilden beinahe die ausschließliche Nahrung. Allein in Ispahan und Schiraz, wo ebenfalls die Hauptnahrung aus Reis besteht, findet sie sich äußerst spärlich, um so häufiger wieder in Tabris, wo die Einwohner vorzugsweise von Brot leben. Aehnlich verhält es sich mit dem Trinkwasser. Kein Unterschied zwischen dem Marschlande, wo das Wasser brackig ist, Demawend, Laridschan und Mahalat, wo es starke Kalksedimente ablagert, Hamadan und Kaswin, wo es vulkanischem Boden entspringt, und Kum mit dem Salzwasser der Wüste. Auch von Fleischspeisen und spirituösen Getränken kann das Uebel nicht herrühren, da der Perser wenig Fleisch genießt und Wein nur in den höhern Ständen getrunken wird. Mit der Gicht steht es in keinem Zusammenhange, denn diese kommt überhaupt in Persien selten vor, außerdem aber zeigt sich der Stein meist schon im Kindesalter, wo von Gicht noch keine Rede sein kann. Wenn die Nahrung einen Einfluß dabei ausübt, so muß es, wie gesagt, der übermäßige Genuß vegetabilischer, viel Oxalsäure enthaltender Substanzen sein: welche Vermuthung auch der Umstand bestätigen dürfte, daß man bei den Argalis (Bergschafen) ziemlich oft Steinbildung in den Nieren und der Blase findet. Die größere oder geringere Bodenerhebung ist nicht als ursächliches Moment anzunehmen; in Teheran, 3000 Fuß, und in Tabris, 4000 Fuß über der Meeresfläche, ist die Krankheit nicht minder heimisch wie in Rescht am Kaspischen Meer, das bekanntlich unter dem Meeresspiegel liegt.

Was das Geschlecht anlangt, so wird aus anatomischen Gründen das männliche allerdings mehr heimgesucht als das weibliche; doch zeigen neun Operationen, die ich an Frauen

ausführte, daß auch bei letzterm der Stein nicht so gar selten vorkommt. In Betreff der Rasse scheinen Juden und Armener weniger disponirt zu sein; unter den von mir behandelten Steinkranken gehörten nur vier jenen Nationen an, kein einziger aber der Neger- und keiner der rein moguliſchen Raſſe, drei Kinder jedoch waren von gemiſchter moguliſch-kaukaſiſcher Abſtammung.

In Bezug auf das Alter kommen von den 158 durch mich Operirten 126 aufs Knaben- und nur 32 auf das Mannes- und Greiſenalter. Demnach entwickelt ſich die Krankheit am häufigſten ſchon in den Kindesjahren, ja ſogar in der Säuglingsperiode. Der Abgang von Steinchen bei Kindern im zweiten und dritten Lebensjahre iſt eine tägliche Erſcheinung. Vorher gehen in der Regel heftige halbſeitige Kolikſchmerzen, gefolgt von Blutharnen und andern Harnbeſchwerden. Wird das Nierenſteinchen nicht ausgeſtoßen, ſo bleibt es entweder in der engen Harnröhre ſtecken und führt durch Verhinderung des Urinirens den Tod herbei, oder der Kern ſetzt ſecundäre Schichten an und bildet ſich zum Blaſenſtein aus. So kann oft genau ermittelt werden, an welchem Tage der Harnſtein entſtanden iſt. Selten erfolgt die mit Kolik verbundene Ausſtoßung eines Steinchens im ſpätern Alter; mir ſind nur drei Fälle der Art bekannt, wovon der eine einen ſiebzigjährigen Greis betraf.

Aus der überwiegenden Zahl von Kindern, die ich am Stein operirte, gegenüber den wenigen Erwachſenen über 21 Jahre zog ich den Schluß, daß ſteinkranke Kinder bei guter Ernährung wol eine Reihe von Jahren dem Uebel widerſtehen können, ſelten jedoch, wenn ſie nicht davon befreit werden, das Mannesalter erreichen, was mir auch ſowol eigene Erfahrungen als anderweite Ermittelungen zur Genüge beſtätigten. Ich darf alſo das Verdienſt für mich in Anſpruch nehmen, dadurch, daß ich die Steinoperation in

Persien allgemein bekannt machte und meinen Schülern durch Beispiel und Lehre die nöthige Anleitung gab, nicht nur selbst eine ziemliche Zahl Menschen von frühem Tode gerettet, sondern eine Quelle der großen Sterblichkeit unter den persischen Kindern verstopft zu haben.

Wie schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt, vollzog ich die Operation immer unter freiem Himmel und ließ die Patienten während der ganzen Cur unter einer Veranda liegen, selbst bei 2 Grad Kälte nur in wärmende Decken gehüllt. Diesem Verfahren und der erstaunlichen Schnelligkeit, mit welcher Wunden in dem dortigen Klima heilen, glaube ich es verdanken zu müssen, daß fast in allen Fällen die Cur einen glücklichen Verlauf nahm. Von 126 Operirten unter 21 Jahren starb mir nur einer und zwar infolge eines Fehlers von meiner Seite, von den 32 über 21 Jahre alten sechs. Bei einigen unter diesen war die Krankheit bereits so weit vorgerückt, daß ich nur auf inständiges Bitten der Kranken selbst und gegen einen Revers, der mich von jeder Verantwortlichkeit freisprach, die Operation unternahm. Ich gebe hier die wortgetreue Uebersetzung eines solchen Reverses: „Nachdem der Unterthänige viele Jahre lang am «Tripper» schwer gelitten und nun gehört hat, daß dieses Uebel in Teheran durch Operation geheilt werde, begab er sich daselbst zu dem hochgestellten, zum Chakan (Schah), freien Zutritt habenden Leibarzt des Königs der Könige, des Weltgeistes, dem wir als Opfer fallen mögen, zum Hekim Pulak, dem Deutschen, dem Plato des Scharfsinns, dem Aristoteles der Ergründung, dem Galenus der Erfahrung, mit der Bitte, daß er mich in Behandlung nehme. Ich bescheinige hiermit, daß ich die Operation verlangte und mich dem Fatum unterwerfe, dem niemand sich zu entziehen vermag, daß daher alles Blut auf meinem Halse haften bleibt. Es soll also weder von Erb- und Blutrache noch von Blutlösegeld die Rede

sein, sondern mir allein die Verantwortlichkeit für alle Folgen zufallen." (Folgt das Siegel Abbas Ali's und das seiner Enkel und zweier Priester.) — Was mir die Operation zuweilen erschwerte, war der Mangel an kundigen Assistenten; ich hatte oft nur Diener zur Seite, die beim Anblick von Blut in Ohnmacht fielen. Bei der Operation eines Knaben konnte ich keinen andern Assistenten finden als einen Scharfrichter; doch auch er wurde im Verlauf der Operation ohnmächtig. Als ich ihm nachher seinen Kleinmuth vorwarf, erwiderte er: „Ich kann nur Blut sehen, wenn ich es selbst vergieße, nicht aber wenn die That von andern vollbracht wird." Andererseits hat die mit einiger Geschicklichkeit ausgeführte Steinoperation in Persien nicht viel mehr auf sich als in Europa die Oeffnung eines Abscesses, denn man kann fast mit mathematischer Sicherheit die vollständige Genesung auf den vierzehnten oder funfzehnten Tag vorausbestimmen. Das Wundfieber ist gering; bereits am zweiten oder dritten Tage stellt sich guter Appetit ein, und die Nachbehandlung reducirt sich auf Null. Oft spielen die Kinder mit noch offener Wunde auf dem flachen Dache, ohne daß die Heilung dadurch wesentlich beeinträchtigt oder verzögert würde.

Harnruhr beobachtete ich nur dreimal, an zwei Männern und einer Frau; in dem einen Falle trat infolge reichlichen Genusses von Granatäpfelsaft und sauerer Milch erst Stillstand, dann Besserung ein.

Blutharnen findet man, außer in Begleitung von Harnsteinen, bei vielen von Kerbelah bei Bagdad zurückkehrenden Wallfahrern. Es dauert oft mit Unterbrechungen mehrere Monate, selbst ein bis zwei Jahre, ohne jedoch große Beschwerden zu verursachen, und hört dann von selber auf: eine räthselhafte Erscheinung, welche Larrey auch bei französischen Soldaten während der Expedition nach Aegypten beobachtet hat.

So häufig die aus Syphilis entspringenden Leiden der Geschlechtstheile, so selten und milde sind sonstige Krankheiten dieser Organe. Beim weiblichen Geschlecht gehören Hindernisse der Empfängniß, Leukorrhöe, Unregelmäßigkeiten der Menstruation und Hysterie zu den ausnahmsweisen, nur bei Frauen, die von ihren Männern vernachlässigt werden, vorkommenden Erscheinungen. Das Kindbettfieber, nicht häufig, aber doch hier und da unter seinen verschiedenen Formen auftretend, zuweilen mit Lungenleiden combinirt, endet selten lethal, nimmt auch wol einen intermittirenden Charakter an, weicht dann aber immer der Behandlung mit Chinin. Die Form der Phlegmasia alba dolens soll, nach Angabe des Dr. Häntzsche, am Kaspischen Meer viele Wöchnerinnen heimsuchen; auch in Teheran bin ich ihr wiederholt begegnet. In der absteigenden Lebensperiode, welche, wie erwähnt, gewöhnlich zwischen dem 35. bis 38. Jahr beginnt, entwickeln sich häufig Hämorrhoiden, womit überhaupt die persischen Frauen mehr als in Europa das weibliche Geschlecht behaftet sind. Gebärmutterfibroide, sogar von bedeutender Größe, scheinen nicht selten; dagegen sah ich ausgesprochenen Krebs der Gebärmutter nur einmal, bei einer 55 Jahre alten Armenerin; Krebs der Brustdrüsen bei Frauen im vorgeschrittenen Alter fünfmal während meiner neunjährigen Praxis.

Das männliche Geschlecht betreffend, zeigten sich nur einige Fälle von Hypospadiasis und von Krebs des Hodens, zahlreichere von Hodensackwassergeschwulst, oft erstaunlichen Umfangs, die aber fast alle durch Satteldruck oder andere mechanische Verletzungen entstanden waren; ich behandelte sie meist mit Anlegung des Haarseils. Der Umstand, daß die Orientalen eine große Menge vermeintlich stimulirender Mittel der verschiedensten Art gebrauchen, hat die irrige Behauptung veranlaßt, ihre Potenz erschöpfe sich früher als die der Euro-

päer. Es ist dies jedoch keineswegs der Fall. Im Gegentheil, die Zeugungskraft des Orientalen hat eine entschieden längere Dauer, denn sie währt durchschnittlich, wo nicht grobe Ausschweifungen sie vor der Zeit schwächen, vom 16. bis zum 70. Lebensjahre des Mannes. Nur eine relative Impotenz macht sich insofern bemerkbar, als häufig Männer mit mehrern Frauen in unfruchtbarer Ehe leben, dann aber mit der vierten oder fünften Frau mehrere Kinder erzeugen. Nicht selten geben daher Männer wegen Kinderlosigkeit ihren Ehefrauen den Scheidebrief, um eine Witwe oder eine geschiedene Frau zu heirathen, die in ihrer frühern Ehe Kinder geboren hatte.

Katarrhe entstehen nach der in Persien herrschenden Ansicht durch Herabstürzen der Feuchtigkeit aus dem Gehirn, daher für selbe die Bezeichnung näsleh (Sturz) üblich ist. Schnupfen (zekäm) und Lungenkatarrhe, meist von Erkältung des Kopfes herrührend, grassiren zu Anfang und Ende des Winters auch epidemisch, doch fast immer mit gutartigem Verlauf.

Die eigentliche häutige Bräune (churusek, Hähnchen) kommt nur sporadisch vor und endet in den meisten Fällen tödlich. Luftröhrenverengerung tritt zuweilen infolge von Syphilis ein; von Luftröhrenschwindsucht kam kein Fall zu meiner Kenntniß. Der Keuchhusten (siäh sulfeh) tritt sowol selbständig als infolge von Masern epidemisch auf und richtet durch seine Bösartigkeit und seine weite Verbreitung oft große Verheerung unter den Kindern an.

Brustfellentzündung (sineh-pahlu) und Lungenentzündung (zät errieh) grassiren jeden Winter in Teheran und in Tabris, während am Kaspischen Meere genuine Entzündung der Brustorgane äußerst selten sein soll. Ihren so oft tödlichen Ausgang gebe ich mehr dem Aderlassen, welches

die persischen Aerzte zur Unzeit anwenden, als dem natürlichen Charakter der Krankheit schuld. Pleuritische Exsudate und Aufgeblasenheit der Brust scheinen wenig vorzukommen. Ein sehr allgemeines Leiden ist der chronische Lungenkatarrh mit Emphysem, sicher durch das viele Nargilerauchen befördert, wozu in den Fabrikstädten Kaschan und Ispahan noch das Einathmen des Staubes und die Beschäftigung im Wasser als directe Ursachen hinzutreten.

Lungentuberkulose (sil) kann bei den eingeborenen Persern kaum unter den stehenden Krankheiten mitzählen. Die zehn Fälle, welche mir während meiner neunjährigen Praxis bei der weißen Rasse vorkamen, betrafen fast alle Frauen, bei denen sich das Uebel einige Wochen nach der Entbindung entwickelte und auffallend rasch den Tod herbeiführte. Etwas häufiger soll die Krankheit im nördlichen Persien, z. B. im Azerbeidschan sein, am Kaspischen Meer aber ebenfalls nur ausnahmsweise vorkommen. Ausgesprochenen schwindsüchtigen Habitus sah ich bei keinem Perser. Dagegen starben fast alle ins Land kommende Neger und Habessinier vor dem 30. Lebensjahre an Tuberkulose und Skrofeln, namentlich ihre Weiber bald nach der Niederkunft. Ueberhaupt scheint das Klima auf Fremde mit tuberkuloser Anlage nachtheilig einzuwirken. Von zwei Europäerinnen meiner Bekanntschaft erkrankte die eine, eine Holländerin, nach mehrjährigem Aufenthalt in Persien, sie verließ das Land, starb aber bald darauf in Tiflis; die andere, eine Französin, erlag kurz nach ihrer Ankunft der acuten Miliartuberkulose.

Organische Herz- und Klappenfehler fand ich, trotz des seltenen Vorkommens von acutem Gelenkrheumatismus, auffallend viele. Nicht zu verwechseln damit ist das sehr verbreitete Herzklopfen, welches vielmehr, außer von andern mir unbekannt gebliebenen Ursachen, von der hohen

Lage des Landes und dem übermäßigen Genuß von Thee und Kaffee herrühren mag. Es raubt oft monatelang den Schlaf, erreicht einen solchen Grad, daß der Kranke mittels Fortpflanzung des Tons durch die Unterlage hindurch die Schläge seines Herzens vernimmt, und verschwindet dann wieder für längere Zeit ohne erkennbaren Grund.

Krampfadern an den untern Extremitäten, daher auch chronische Fußgeschwüre, finden sich in sehr geringem Maße; selbst während der Schwangerschaft werden sie kaum schmerzhaft oder im Gehen hinderlich. Ich hatte mich früher gerade mit dieser Krankheitsform viel beschäftigt und eine Abhandlung darüber geschrieben; meine Erwartung, daß sich mir in Persien neues Material dazu bieten würde, blieb unerfüllt.

Krankheiten des Nervensystems spielen keine große Rolle im Verzeichniß der herrschenden körperlichen Leiden, denn der Perser ist durchaus nicht nervöser Constitution. Seine Erziehung, sein leidenschaftsloses Temperament, die Gleichgültigkeit, womit er der Zukunft entgegensieht und nur der Gegenwart lebt, kurz seine ganze Denk- und Anschauungsweise bewahrten ihn vor Aufregungen, wie sie das Leben in unsern europäischen Verhältnissen mit sich bringt. Das rastlose Streben des Europäers erscheint ihm unbegreiflich; er nennt ihn wegen seines lebhaften Temperaments und Geberdenausdrucks diwäneh oder sefih, was sich etwa mit: „er hat einen Sporn zu viel" übersetzen läßt.

Kaum in irgendeinem andern Lande ist die Zahl der Geisteskranken eine so beschränkte, in Teheran z. B. betrug sie nicht mehr als 8—10. Es macht sich daher auch nicht das Bedürfniß von Irrenhäusern fühlbar. Blödsinn entsteht fast nur durch äußere Verletzungen, einen Stoß, Schlag, Fall auf den Kopf, bei Derwischen allerdings auch von starkem Haschischgenuß. Manie und Tobsucht sind ebenso

selten wie Melancholie. Einen leichten Grad von Nymphomanie habe ich einmal beobachtet. Soviel Glaubenseifer auch an den Tag gelegt wird, sah ich doch keinen Fall von religiösem Wahnsinn. Selbstmord ist etwas Unerhörtes.

Schlagflüsse (sekteh), einseitiges Kopfweh und bei Kindern der Wasserkopf (um essabiān), letzterer jedoch höchst selten als chronisches Leiden, kommen mitunter vor. Epilepsie (saree) ist ziemlich häufig; bei Kindern sah ich auch Fälle von Veitstanz. Lähmungen (fāledsch), sowol ganze als theilweise, sind stark vertreten, besonders in den Städten Kaschan und Ispahan, bei Kindern Gliederlähmungen, oft mit Abmagerung der untern Gliedmaßen und Klumpfußbildung verbunden. An Zittern in den Händen (raasche) und Zucken der Gesichtsmuskeln (ichtelātsch) leiden viele Personen. Von Starrkrampf (kuzās) sah ich drei Fälle bei tödlich Verletzten; einen, der nach dreißigtägiger Dauer starken Gaben von Asa foetida wich, und einem bei einen Säugling, in welchem Falle Opium gute Dienste that.

Hüftgicht (erķe nisā) und intermittirend auftretender nervöser Gesichtsschmerz, der ganz ähnlich wie das Wechselfieber zu behandeln ist, zählen zu den eingebürgerten Uebeln. Krankhafte Reizbarkeit der Haut (Hyperästhesie) beobachtet man nur bei Aussätzigen; umgekehrt kamen täglich Patienten zu mir, welche über Gefühllosigkeit einer Hautstelle, am häufigsten auf der vordern Fläche des Oberschenkels, klagten und diesen Zustand gewöhnlich mit den Worten bezeichneten: „Pust tschun nemet est!" („Meine Haut ist wie ein Filz!")

Vor acutem Gelenkrheumatismus schützt das trockene, warme Klima Persiens; rheumatische Beschwerden in einzelnen Gliedern aber (Rheumatismus monoarticularis) sind ziemlich verbreitet, und in Ispahan sah ich auch mehrere Fälle von Rheumatismus deformans. Am Kaspischen Meere, wo die Luft beständig feucht ist, soll chronischer Rheumatismus, nament-

lich in Verbindung mit langandauernden Wechselfiebern, besonders häufig sein. Daß Europäer in Persien an Rheumatismus gelitten hätten, hörte ich nie, obgleich man infolge der mangelhaften Construction von Fenstern und Thüren fortwährend der Zugluft ausgesetzt ist. Gicht (naekres) findet sich mitunter bei Männern in den vermögenden Klassen. Eingewurzelt ist sie in der regierenden Familie der Kadscharen; der vorige König Mehmed Schah ist an der Gicht gestorben.

Skrofel finden in Persien, wo die Kinder den größten Theil des Tages im Freien, auf dem Dache, im Hofe oder auf der Gasse sich bewegen und auch die fensterlosen Zimmer nicht von der äußern Luft abgesperrt sind, keinen fruchtbaren Boden. In der That beschränkt sich die Skrofulose (chänäsir) auf einzelne Halsdrüsen. Bei den eingeführten Negern dagegen trifft man sie unter den scheußlichsten Formen; die wenigen, welche der Tuberkulose entrinnen, gehen an Skrofelsucht zu Grunde.

Die englische Krankheit (Rhachitis) ist so selten, daß die persische Sprache keinen Namen dafür hat. Nur eine Familie in Teheran war damit behaftet, und aus Unkenntniß hielt man sie deshalb für ein geborenes Zwergengeschlecht.

Auch für den Kropf besitzt die Sprache kein Wort; doch sah ich acht bis zehn Fälle von schwach ausgebildeten Cystenkröpfen. Von Cretinismus findet sich im ganzen Lande keine Spur, er scheint ein Erbtheil der celtischen Rasse zu sein.

Der Skorbut ist in den höher gelegenen Theilen Persiens unbekannt, wenigstens begegnete mir kein einziger Fall der eigentlichen Morbus maculosus Werlhofii, wie überhaupt deren Bewohner der Anlage zu Blutflüssen, mit Ausnahme der Hämorrhoiden, ermangeln. Am Kaspischen Meer aber

wuchert der Skorbut, durch die Nahrung von Reis und Fischen erzeugt, in ausgedehntem Maße.

Bei den vielen sonstigen abnormen Gewebebildungen erscheint die Seltenheit des Skirrhus (Knotenverhärtung) und des Krebses bemerkenswerth; am häufigsten findet sich noch der Epithelialkrebs an der Lippe, und einmal sah ich auch den Areolarkrebs an der Stirn. Nur in zwei Fällen bildete sich das Krebsgeschwür nach der Operation von neuem. An der Brustdrüse behandelte ich den Skirrhus und den Krebs neunmal, wovon vier Fälle auf Ispahan kommen, den Lenticularkrebs nur einmal. Den Cancer melanodes am Augapfel operirte ich viermal mit gutem und nachhaltigem Erfolge; alle vier Patienten waren aus Veramin in der Gegend des alten Rhages. Der Markschwamm, meist an den Extremitäten, wurde von mir zehnmal durch Exstirpation oder Amputation beseitigt. Eine Exstirpation des Augapfels wegen Medullarkrebs, an einer Frau aus Masanderan vollzogen, schien ebenfalls geglückt zu sein, das Uebel kehrte aber bald wieder und die Kranke war nicht zu retten. Von Cystosarkom am Hodensack behandelte ich zwei Fälle: in dem einen kam die Geschwulst ein Jahr nach der Operation am Strang wieder zum Vorschein; im andern starb der Patient vor der Operation. Alle von mir behandelte Krebsleidende hatten das Alter von 40 Jahren überschritten, mit Ausnahme eines vierzehnjährigen Knaben, der an Medullarkrebs in der Kniekehle litt. Das Krebsleiden heißt persisch seratān.

Polypen kommen zahlreich vor, doch nur in der Nase; auch Knochenfleischgeschwülste der Kieferhöhle und der Kinnlade sah ich nicht selten, manche von erstaunlicher Größe, besonders viele an Bewohnern von Masanderan.

Cysten (saleh) bilden sich häufig fast an allen Theilen des Körpers; gleichfalls sehr umfängliche Fettgeschwülste, bei denen, nachdem ich sie ausgeschält, immer rasche, durch keine

Zwischenfälle unterbrochene Heilung erfolgte. Einem Kaufmann aus Reicht, der an der äußern Fläche des rechten Zeigefingers ein Narom von der Größe eines Hanfkernes hatte und unsagliche Schmerzen litt, heilte ich durch glücklich vollführte Abnahme des ergriffenen Fingergliedes.

Das Wechselfieber (febris intermittens, peri. tæbe kerz), in vielen Gegenden nur endemisch, in andern zu gewissen Zeiten auch epidemisch auftretend, ist die in Persien am häufigsten vorkommende Krankheit und sowol für sich allein wie in seinen Folgen und seinen Complicationen mit andern Uebeln Hauptfactor der gesammten Sterblichkeit unter den Eingeborenen. Auch fast alle ins Land kommende Europäer erkranken daran, gewöhnlich bald nach ihrer Ankunft, manchmal auch erst nach mehrjährigem Aufenthalt. In ihm liegt die größte Schwierigkeit der Akklimatisation, und jeder, der Persien bereist, hat sich daher mit den Symptomen, dem Verlauf und der Behandlung dieser Krankheit vertraut zu machen, will er nicht muthwillig sein Leben in Gefahr geben. Sehr wenige Naturen zeigen keine Disposition dafür, doch auch von ihnen die Mehrzahl nur scheinbar; sie erkranken später und dann um so gefährlicher. Meine nachstehend mitgetheilten Erfahrungen über die Krankheit habe ich zwar nur in Persien gesammelt, ich glaube aber mit Grund annehmen zu dürfen, daß sie auch für andere Fieberländer maßgebend sind.

Mit wie verschiedenen Symptomen auch das Wechselfieber sich äußern mag, der bestimmte Charakter der Krankheit bleibt unter allen Verhältnissen derselbe; Beweis ist, daß die Formen in einander übergehen oder sich folgen, und daß sie alle zur selben Jahreszeit auftreten und wieder verschwinden. Man unterscheidet jedoch drei Cardinalformen: 1). das einfache, 2) das continuirlich remittirende, 3) das perniciöse Fieber (Fibris maligna).

Das einfache zerfällt wieder in das tägliche, dreitägige und viertägige Fieber, mit den Varietäten des F. anti- oder postponens, duplex und duplicata, und den bekannten drei Stadien nebst darauf folgender Intermission.

Das continuirlich remittirende Fieber im Flachlande des Kaspischen Meeres in der Provinz Laar und in Bender Abbas endemisch, während der Herbstmonate aber auch in der Hochebene erscheinend, verläuft unter zwei Formen: die eine mit sogenannten typhösen Symptomen und deshalb von Nichtkundigen gewöhnlich für Typhus gehalten und als solcher behandelt, mit fast ununterbrochenem Fieber, begleitet von großer Schwäche, Eingenommenheit des Kopfes, oft sogar von Delirien; die andere mit beinahe unmerklichem, nur durch öfteres Frösteln sich kundgebendem Fieber, abwechselnder Kälte und Hitze in den Unterschenkeln und Knien, allgemeiner Apathie, Gedächtnißschwäche, völliger Appetitlosigkeit, ja Ekel vor Speise und Trank, wobei die Haut des Kranken trocken wird, allen Glanz verliert und eine Bleifarbe annimmt. Beide Formen gehen nach längerer Dauer entweder in das einfache Wechselfieber mit regelmäßigen Intermissionen über, oder endigen bei unangemessener Behandlung mit dem Tode.

Das perniciöse Fieber charakterisirt sich selten, wenigstens in Teheran, gleich von vornherein als solches, sondern bildet sich meist aus einem oft ganz leichten Tertianfieber erst dazu aus. Die Formen, unter denen es auftritt, und zwar immer nur in der Zeit von August bis Ende October, sind Schlafsucht, Scheintod, selten Schlagfluß, und Cholera. Es erfolgt nie spontane Heilung; zuweilen schon der zweite, sicher der dritte Anfall ist tödlich. Nur bei Anwendung der richtigen Mittel gelingt es, die Krankheit wieder in ein einfaches Tertianfieber zurückzuleiten.

In der Meereshöhe von 6000 Fuß verliert sich das Wechselfieber oder nimmt einen gefahrlosen Verlauf; die Höhe

von 7000 Fuß übersteigt es nie, ebenso wenig thun dies Cholera und Ruhr. Deshalb ziehen die Nomaden im Spätsommer aus den Niederungen auf die Berge, wo sie von Fiebern und den damit verbundenen Krankheiten genesen.

Langandauernde Wechselfieber, zumal wenn sie von unregelmäßiger Stuhlentleerung, von abwechselnder Leibesverstopfung und Diarrhöe begleitet sind, haben fast immer, besonders im Herbst, Dysenterie im Gefolge. Choleraepidemien suchen sich vorzugsweise unter den Wechselfieber- und Dysenteriekranken ihre Opfer.

Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß diejenigen, welche aus einer Malariagegend in eine relativ gesunde kommen, vom Fieber ergriffen zu werden pflegen; so erkranken in Teheran viele Ankömmlinge aus Gilan, Masanderan und Talisch. Europäer, welche letztere als fiebergefährlich bekannte Gegenden ungestraft bereist hatten, erkrankten bei der Zurückkunft am Sumpffieber. Selbst nach Europa Heimkehrende bekamen das Wechselfieber erst in Gegenden, wo es sonst fast nur ganz ausnahmsweise vorkommt, in Canada, Schottland, Sachsen u. s. w.

Bei Frauen, welche längere Zeit an Wechselfieber leiden, wird die Menstruation unregelmäßig oder bleibt ganz aus; Schwangere abortiren leicht oder gebären schwache, lebensunfähige Kinder und bekommen intermittirendes Kindbettfieber; Ammen verlieren die Milch, und die von ihnen gesäugten Kinder erkranken an Cholera ablactatorum; Männer werden zeitweise impotent.

Unter den Negern beobachtete ich nie einen schweren Wechselfieberfall. Was bei ihnen für intermittirendes Fieber gehalten wird, stellt sich im weitern Verlauf immer als ein hektisches heraus. Sonach scheint es, als ob Wechselfieber und Tuberkulose sich einander ausschließen.

Kinder in der Säuglingsperiode scheinen sehr wenig für die Krankheit empfänglich. Ueberhaupt äußert sich bei jugendlichen Fieberkranken das Kältestadium schwach und unvollkommen, meist nur durch Erkältung der Extremitäten und bläuliche Färbung der Nägel; desto stärker, gewöhnlich mit Congestionen nach dem Kopfe, tritt die ihm folgende Hitze auf; der Schweiß pflegt nur ein partieller und localer zu sein.

Das Quartanfieber ist vergleichsweise in Teheran und am Litorale des Kaspischen Meeres seltener als in Ispahan und Schiraz. Einerseits äußerst hartnäckig und immer wiederkehrend, schwächt es doch andererseits den Körper in geringerm Maße. Es folgt gewöhnlich auf ein vorübergegangenes tägliches oder dreitägiges Fieber und dauert dann den ganzen Winter hindurch. Sein Zurückgang in die Tertiana oder Quotidiana wird für ein gutes Zeichen angesehen.

Das sehr häufige eintägige Fieber kann füglich als der erste Anfall eines Wechselfiebers gelten; denn wird die Schweißperiode nicht gehörig abgewartet, ein Diätfehler begangen, oder treten andere endemische und epidemische Einflüsse hinzu, so entwickelt es sich sofort zum wirklichen Intermittens. Dies wissend, hält sich der Perser beim leichtesten Fieberanfall streng diät und hütet mehrere Tage das Zimmer.

Von den verschiedenen Uebeln, die in Begleitung oder im Gefolge der Wechselfieber sich einstellen, sind folgende zu nennen. Der rothe Hautausschlag (Hydroa) wird als günstig für den Verlauf der Krankheit angesehen. Nesselsucht kommt und verschwindet mit den schweren Herbstfiebern. Furunkel, oft zu Hunderten, sind eine lästige Hinterlassenschaft derselben. Milzgeschwülste, und zwar unabhängig von der Dauer oder Intensität der Fieber; ein kurzwährendes leichtes Fieber kann starke und sehr große, ein zehn Jahre lang repetirendes

geringe oder gar keine Milztumoren zurücklaſſen. Bei dem einen vergehen ſie raſch, bei andern bleiben ſie 10 — 20 Jahre hindurch ſtationär. Manche damit Behaftete empfinden außer etwa ſchlechter Verdauung keine Beſchwerden; jede Erkältung zieht aber ſofort wieder einen Fieberanfall zu. Am Kaſpiſchen Meer reagiren die Wechſelfieber mehr auf die Leber als auf die Milz, daher ſie dort häufig Leberanſchwellungen zurücklaſſen. Gelbſucht, wenn ſie im Beginn des Herbſtfiebers auftritt, weicht ſchnell der Behandlung mit Chinin und ausleerenden Mitteln; ſehr bedenklich aber iſt ihr Erſcheinen in einer vorgeſchrittenen Krankheitsperiode, denn ſie weiſt dann auf Degeneration der Leber hin. Dysenterie, Cholera während einer herrſchenden Epidemie, am Kaſpiſchen Meer Skorbut, verbinden ſich gern mit den Wechſelfiebern. Unter die möglichen Folgen gehören ferner Schwäche des Sehvermögens, Hemeralopie, Waſſerſucht, und bei jungen Leuten das Gelüſt nach dem Verſchlucken ſchädlicher, auffallende Blaſegeräuſche im Herzen und den großen Gefäßen erzeugender Erden. Das Heimweh äußert ſich in Perſien gewöhnlich als continuirlich remittirendes Fieber. Gleichzeitig mit den Wechſelfieberepidemien im Herbſt graſſiren auch die Cholera ablactatorum und die Keratitiden. Niemals aber herrſchen gleichzeitig mit dem Fieber Typhus oder andere entzündliche Krankheiten; erſt wenn im Beginn des Winters der epidemiſche Charakter des Wechſelfiebers aufhört, fangen Typhus und entzündliche Krankheiten überhaupt zu graſſiren an, und ebenſo umgekehrt.

Was die Urſachen der endemiſchen wie der epidemiſchen Wechſelfieber betrifft, ſo führen ſie ſich alle direct oder indirect auf die klimatiſchen Verhältniſſe des Landes zurück. Häufiger Regen im Frühjahr begünſtigt die Verbreitung der meiſt einfachen Frühlingsfieber, während im Gegentheil ein rechtzeitiger Regen im Herbſt mit einem Schlage die Epi-

demie aufhebt und unerwartete Heilungen bewirkt. Diätfehler und Erkältungen, welche in unsern Klimaten leichte gastrische oder rheumatische Affectionen verursachen, rufen in Persien zur Zeit einer Epidemie unfehlbar das Fieber hervor. Andererseits sind Magenleiden auch oft ein Symptom des noch nicht zum Ausbruch gekommenen Fiebers; weichen sie nicht der Behandlung mit Purganzen, so muß man stets an die Möglichkeit denken, daß ein verborgenes Fieber zu Grunde liege. Heftige Gemüthsbewegungen, Aerger, Zorn, ferner kalte Bäder, schlechtes Wasser, Erkältung veranlassen gefährliche Rückfälle. Unmäßiger Genuß von Früchten, besonders Wassermelonen, und von Limonaden zieht das Fieber herbei. Daher sind bei vorhandener Disposition und natürlich während der Krankheit selbst alle Pflanzensäuren streng zu meiden; unschädlich sind reife Trauben. Gutes Trinkwasser schwächt die Disposition zu Fiebern. Gegenden, wo das Süßwasser mit salzigem sich mischt, sind durch heftige Wechselfieber besonders berüchtigt. In Teheran, früher ein Herd mörderischer Epidemien, hat seit der Anlage von Wasserleitungen die Krankheit abgenommen, in Schiraz, Ispahan und Persepolis dagegen zufolge des Verfalls der Kanäle und Leitungen sich um so fester eingenistet. Baden im kalten Wasser legt oft den Grund zu Wechselfiebern der gefährlichsten Art, nicht minder ein kalter Trunk bei erhitzter Lunge. Endlich leistet alles, was den Körper schwächt, besonders Aderlässe der Erkrankung Vorschub.

In den ersten Stadien der Krankheit läßt sich das continuirlich remittirende Fieber sehr schwer vom Typhus unterscheiden. Solange der Arzt darüber in Zweifel ist, thut er jedoch immer gut, auf Fieber zu curiren; er wird dann möglicherweise nützen und keinesfalls schaden. Allgemeine Anhaltspunkte für die Diagnose gibt folgende Gegenüberstellung:

Typhus	Contin. remitt. Fieber
graſſirt meiſt im Winter,	graſſirt im Spätſommer und Herbſt,
in den Städten und unter den Ankömmlingen von der Hochebene,	in Sumpfgegenden und unter von da in die Hochebene kommenden Perſonen,
es zeigt ſich faſt immer eine Roſeola,	fehlt,
Urin ohne Sediment,	Urin mit ziegelrothem Sediment,
in den erſten Tagen kein Schweiß,	partielle Schweiße,
keine bemerkbare Remiſſion,	auffallende Remiſſion,
Chinin bleibt ohne weſentliche Wirkung.	Chinin hemmt die Gewalt der Krankheit.

Das perniciöſe Fieber zeigt keine typhöſen Symptome und unterſcheidet ſich eigentlich nur durch geſteigerte Heftigkeit und Gefährlichkeit von dem einfachen Fieber. Um es nicht mit Schlafſucht, Schlagfluß, Scheintod oder Cholera zu verwechſeln, muß man erſtens auf die Jahreszeit achten, da es ausſchließlich nur in der Zeit vom Monat Auguſt bis Ende October vorkommt; zweitens auf die Antecedentien: immer gehen ihm einige leichte Fieberanfälle vorher; drittens auf das plötzliche Schwinden aller beunruhigenden Symptome nach einem allgemeinen oder partiellen Schweiß. Die richtige Diagnoſe iſt hier von entſcheidender Wichtigkeit, denn da der zweite Anfall bereits den Tod bringen kann, ſind dem Arzt nur wenige Stunden für die Behandlung gegönnt.

Sehr viel Analogie hat das Wechſelfieber mit dem ſuppurativen und mit dem urämiſchen Fieber, und es ſteht zu erwarten, daß man mit der Zeit einen urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen dieſen Krankheiten oder irgendein gemeinſchaft-

liches Agens entdecken wird; es könnte dadurch neues Licht über seine Natur und Behandlung verbreitet werden.

Das nach Operationen, besonders an den Harnorganen, eintretende Wundfieber nimmt häufig den Charakter des Wechselfiebers an, was bei allen Bewohnern der kaspischen Niederung, die ich in Teheran operirte, der Fall war. Als Wechselfieber behandelt, verlief es gefahrlos, verzögerte aber die Heilung. Auch das Kindbettfieber tritt gern in Gestalt von Intermittens auf, oder vielmehr letzteres befällt oft Wöchnerinnen; hier bewährt in der Regel Chinin seine Heilkraft. Da nicht selten ermattende Schweiße und daraus folgende Abmagerung verbunden mit Luftröhrenkatarrh die einzigen Symptome des im geheimen noch fortdauernden Intermittens sind, so liegt die Gefahr nahe, es für Lungenschwindsucht zu halten. In solchem Falle leiten die Percussion und die Wirkung des Chinins am sichersten zur richtigen Diagnose. Zweimal, wo ich durch die orientalische Sitte verhindert wurde, bei Frauen die Percussion anzuwenden, passirte es mir wirklich, daß ich die beiden Krankheiten verwechselte. Bei Kindern beobachtete ich mehrere Fälle von Wasserkopf, welche in ihrem Verlauf mit Gähnen, Ziehen, Niesen zur bestimmten Tagesstunde, ja zur selben Minute, mit Kälte der Extremitäten, kurz mit allen Erscheinungen des Intermittens auftraten, und ich vermochte nicht zu bestimmen, ob dieses aus jenem sich entwickelt hatte, oder umgekehrt. Chinin blieb in diesen Fällen wirkungslos.

Die Präservativmaßregeln gegen Fieber bestehen in richtigem diätischen Verhalten, überhaupt einer dem Klima angepaßten Lebensweise. Man hüte sich sorgfältig vor Erkältung, kleide sich daher besonders des Abends warm und decke sich nachts gut zu, auch wenn die Bettwärme zuweilen unbequem wird. Zur Schlafstätte wähle man womöglich das erste Stockwerk des Hauses, denn zu ebener Erde ist die Luft

fast immer durch die Ausdünstungen des im Hofe befindlichen stagnirenden Wasserbeckens verdorben. Auch ahme der Europäer nicht die Landessitte nach, der Abkühlung wegen sich im Kellerraum aufzuhalten. Für die Reise versehe man sich gehörig mit warmen Kleidern, und sorge stets für genügenden Vorrath von Thee, damit man sowol unterwegs wie auf der Station nicht nöthig hat, den Durst mit Wasser zu stillen, sowie man auch nicht versäumen darf, Chinin, Brechmittel und Purganzen, am besten Bittersalz, auf die Reise mitzunehmen. Opium, beim ersten Anfall in starker Dosis genommen, vermindert nur die Kälte; Hitze und Schweiß treten um so intensiver auf, und beim nächsten Anfall bleibt es ganz wirkungslos. Man setze sich nicht zu starker Sonnenhitze aus, weder im Gehen noch im Reiten, und vermeide den jähen Uebergang von rascher Bewegung zur Ruhe und umgekehrt, ebenso zu große Anstrengung und Uebermüdung. Das Lager schlage man nicht in der verlockenden Nähe eines Baches, sondern auf einem erhöhten Punkte der Gegend auf. Im Herbst, obwol scheinbar die angenehmste Zeit zum Reisen, begebe man sich nie in eine von Fiebern heimgesuchte Gegend. Auch suche es der Europäer so einzurichten, daß seine Ankunft in Persien nicht in diese Jahreszeit fällt; kann er dies aber nicht umgehen, so beziehe er gleich nach der Ankunft eine Wohnung oder ein Zelt im Gebirge. Aus einer Malariagegend kehre er nicht unmittelbar ins Plateau zurück, sondern verweile erst einige Zeit im Hochgebirge an einem Orte, bis wohin das Wechselfieber nicht emporsteigt.

Reconvalescenten müssen natürlich, um Rückfällen vorzubeugen, noch lange die geeignete Diät beobachten. Sie dürfen keine Pflanzensäuren und nur wenig Früchte genießen. Zuträglich ist ihnen, täglich etwas guten Wein zu trinken und die Speisen mit Pfeffer zu würzen. Auf warme Bekleidung, die Gewöhnung an eine regelmäßige Schlafzeit und das

Vermeiden heftiger Gemüthsbewegungen ist aufs sorgsamste zu achten. Das Sicherste aber bleibt immer, einige Zeit an einem hoch gelegenen Orte zu verweilen.

Sollen Truppen von der Hochebene in Fiebergegenden verlegt werden, so muß man sie allmählich durch Garnisonirung in zwischenliegenden Stationen an das Klima gewöhnen. Am Bestimmungsorte selbst müssen zum voraus Fieber- und Ruhrspitäler in günstiger, wenn auch etwas entfernter Lage hergerichtet werden, soll nicht sofort übergroße Sterblichkeit unter den Leuten einreißen. Als fungirende Aerzte sind nur solche anzustellen, die schon jahrelang dort gelebt, sich gegen das Klima abgehärtet und mit dem Wesen des Wechselfiebers, seinen Launen und Tücken vollkommen vertraut gemacht haben. Die Leute müssen jeden Tag von ihnen ärztlich untersucht werden, denn der Soldat vernachlässigt leichte Anfälle oder verhehlt sie, bis ihn die Krankheit dienstunfähig macht und ein perniciöses oder continuirliches Fieber sich unheilbar ausgebildet hat.

Ein vorausgegangener mehrjähriger Aufenthalt in heißen Fieberländern, wie Indien, Aegypten, Algier, schützt zwar durchschnittlich vor neuer Erkrankung in Persien, doch gibt es auch zahlreiche Ausnahmen. Lord Karr, Sir Murray Henry, Dr. Brugsch, Minutoli, Dr. Barthélémy, Beguer u. a. hatten früher längere Zeit in Aegypten, Indien, Mexico u. s. w. gelebt und wurden gleichwol am Kaspischen Meer von schweren Wechselfiebern ergriffen.

Das einfache Fieber von normalem Charakter weicht rasch einer rationellen Behandlung, es hört selbst spontan nach drei bis sieben Anfällen auf. Sowie sich jedoch Unregelmäßigkeiten, sei es im Charakter, sei es im Verlauf der Krankheit, zeigen, so wird die Behandlung schwierig und es erfordert dann die ganze Aufmerksamkeit von seiten des Patienten sowol wie von seiten des Arztes, damit nicht ein langes Siechthum sich daraus

entwickelt. Namentlich wenn das Stadium der Schweiße nicht normalmäßig verläuft, geht das Fieber fast immer in Dysenterie über, welche den Eingeborenen gefährlicher ist als Fremden.

Anzeichen dafür, daß die Krankheit noch im Körper stecke und bei der geringsten Veranlassung das Fieber wiederkehren könne, sind: Trockenheit und ungesunde Farbe der Haut, anhaltend schlechte Verdauung, Frösteln oder Kältegefühl, öfteres Gähnen, Ziehen und Schwere in den Gliedern, periodische Schweiße, Begier nach kaltem Wasser in den Morgenstunden, Schlafsucht, üble Laune nach der Mahlzeit, vor allem aber ein ziegelrothes Sediment des Urins.

Während des Fiebers deuten intermittirender Puls sowie ein bis auf 10 — 12 Stunden verlängertes Kältestadium bei verhältnißmäßig kurzer Hitzedauer auf dringende Gefahr. In ersterm Falle ist nur noch vom Klimawechsel Rettung zu hoffen; im letztern Fall, der schon das Vorhandensein bedeutender Degenerationen oder Abscesse der Milz und Leber verräth, muß man die baldige Auflösung erwarten.

Wassersucht infolge des Wechselfiebers ist bei Kindern in der Regel durch Chinin und Eisen heilbar. Auch bei Erwachsenen bewirken dieselben Mittel zwar eine rasche Resorption; doch tritt oft trotzdem, wo das Uebel schon sehr vorgeschritten war, plötzlich und ganz unerwartet eine heftige Dysenterie ein.

Von entscheidender Wichtigkeit für die schnelle Beseitigung des Fiebers ist es, daß der Arzt über die Stunde des nächsten Anfalls sich Gewißheit zu verschaffen suche. Bei der einfachen und selbst bei der anti- und postponirenden Form läßt sich dieselbe leicht bestimmen, äußerst schwer dagegen bei der Continuo remittens und bei schleichenden verschleppten Fiebern. Als die zuverlässigsten unter den Vorboten können noch häufiges Gähnen oder Niesen und Ziehen in den Gliedern angesehen werden. War die Eintrittszeit des nächsten Anfalls genau ermittelt, dann gab ich etwa eine halbe Stunde vorher

eine Dosis Brechweinstein, sodaß Erbrechen gerade mit dem Beginn des Fiebers zusammentraf. In schweren Fällen reichte ich aber noch unmittelbar vor dem Anfall eine Dosis Chinin von 3 — 4 Gran und ließ als Nachcur zwei oder drei Tage dieselbe Dosis, die folgenden 14 — 21 Tage etwa 2 — 3 Gran täglich Chinin nehmen. Statt des Brechmittels verordnete ich da, wo mir dessen Anwendung nicht rathsam erschien, einige Stunden vor dem Anfall eine starke Dosis Bittersalz. Andre als salinische Purganzen erweisen sich weniger wirksam, sogar oft schädlich. Im continuirlich remittirenden und im perniciösen Fieber muß man jedoch, da Gefahr im Verzuge ist, sogleich zum Chinin greifen und wo möglich soviel davon nehmen lassen, bis sich Symptome der Chininnarkose äußern. Es wird dadurch in der Regel erreicht, daß schon der nächste Anfall den Charakter eines einfachen Fiebers bekundet. Erst dann darf man zur Vervollständigung der Heilung die ausleerende Methode mittels Bittersalz folgen lassen. Bei Schwangern dürfen natürlich weder Brech- noch Purgirmittel angewendet werden; die Wirkung des Chinin ist deshalb eine geringere, und das Fieber zieht sich oft zum Schaden der Mutter und des Kindes sehr in die Länge. Besonders zu empfehlen ist das gemischte Verfahren mit Brechweinstein und Chinin gegen typischen Nervenschmerz.

Tritt das Fieber jedoch so maskirt auf, daß es dem Arzte durchaus nicht gelingt die Eintrittszeit des nächsten Anfalls zu bestimmen, so bleibt nichts übrig als entweder einige Dosen Chinin zu geben, um dadurch die Krankheit zur Annahme eines ausgesprochenen Typus zu nöthigen, oder vor dem muthmaßlichen Beginn ein Brechmittel zu verordnen, dessen Erfolg allerdings unsicher ist, da es nicht perturbirend, sondern nur ausleerend wirken kann.

Es kommt wol vor, daß nach einer großen Gabe Chinin

das Fieber sich mit gesteigerter Heftigkeit äußert; dann kann man aber ziemlich sicher darauf rechnen, daß ein neuer Anfall entweder ganz ausbleiben oder doch sehr milde verlaufen und einigen kleinen Dosen Chinin weichen werde. Finden sich infolge des Chiningebrauchs die eine Zeit lang ausgebliebenen Schweiße wieder regelmäßig ein, so ist Hoffnung auf baldige Genesung vorhanden.

Wo das Chinin seine Wirkung versagte oder vom Kranken nicht vertragen wurde, gab ich zuweilen mit Nutzen arsenige Säure. Mitunter leistet auch Vinum corticis vortreffliche Dienste, besonders gegen Magenschmerzen infolge von Intermittens.

Guter Wein beseitigte schneller als andere Mittel die Fieberkachexie bei Patienten, die an dessen Genuß nicht gewöhnt waren.

Weinklystiere erwiesen sich sehr nützlich in starken Fieberanfällen mit verlängertem Kältestadium.

Hingegen sind Aderlässe bei jeder Form des Fiebers unbedingt zu verwerfen. Sie fördern die Kachexie und tragen oft die alleinige Schuld, daß ein einfaches Fieber sich zum perniciösen gestaltet. Gleichfalls nur schädlich wirken Purganzen während der Kachexie, indem sie neue Fieberanfälle hervorrufen, auch leicht Dysenterie erzeugen.

Gegen noch nicht allzu verhärtete Milz- und Lebertumoren sah ich außer von Chinin, Decoctum corticis und Wein vorzügliche Erfolge vom längern Gebrauch des Eisens, das auch gegen andere Complicationen und Rückstände der Fieber sich hier außerordentlich heilsam erweist. Zur Resorption von Milz- und Drüsenverhärtungen tragen lange fortgesetzte Leibesübungen, wie Turnen und scharfes Trabreiten, sehr viel bei.

Um auch ein Wort über die sogenannten sympathetischen Mittel zu sagen, so können höchstens die Ekel erregenden, z. B. das Verschlucken von Insekten, bei leichten einfachen

Fiebern einigen Nutzen gewähren. Daß Wallfahrten gegen Wechselfieber helfen sollen, erklärt sich aus dem dadurch herbeigeführten Klimawechsel.

Will das Fieber bei Europäern, die in Persien leben, nicht weichen, oder stellen sich nach mehrjährigem Ausbleiben neue Anfälle ein, so muß dies als untrügliches Zeichen betrachtet werden, daß die mitgebrachte Widerstandskraft des Körpers gegen den Einfluß der vergiftenden Malaria erschöpft ist. Dann setze man keine Hoffnung mehr auf Medicamente, sondern suche das einzige Heil in der Uebersiedelung nach einem wenigstens 6000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Orte, noch besser aber in der Rückkehr nach Europa.

Der Typhus tritt in den Wintermonaten häufig epidemisch auf. Je nach dem gelindern oder bösartigern Charakter nennt man ihn mutbeke (feb. mucosa) und muhreke (feb. septica). Die Krankheit äußert sich in Persien niemals als Unterleibstyphus, daher nur mäßige Bauchanschwellung, kein Schmerz beim Druck in der Gegend des Blinddarms, keine Diarrhöe, im Gegentheil vorherrschend Verstopfung sie begleiten. Sie ist im höchsten Grade ansteckend; als ich im Jahre 1854 in dem von mir dirigirten Hospital einige Typhuskranke in einem Saal unterbrachte, in dem bereits andere Patienten, Augenkranke und Verwundete, lagen, wurden nicht nur die letztern sämmtlich, sondern auch ich selbst und von meinen 16 Schülern 12 — die andern 4 hatten den Typhus schon früher durchgemacht — davon ergriffen. Sie verschont ebenso wenig die schwarze wie die weiße Rasse und befällt vorzugsweise Personen im angehenden Mannesalter, aber nie zweimal dasselbe Individuum. Unter Truppen, welche aus Gebirgsgegenden in die Städte verlegt werden, fordert sie die zahlreichsten Opfer.

Bei jedem Typhuskranken zeigt sich ein Hautausschlag, meist die Roseola und zwar oft in solcher Ausbreitung, daß

man sie für Masern halten könnte, seltener und nur in schweren Fällen die Purpura typhosa.

Der Verlauf der gutartigern, Mutbeke genannten Form des Typhus ist folgender: Nach den bekannten Vorläufern, Abspannung, Müdigkeit, Appetitlosigkeit, durch wüste Träume gestörten Schlaf, stellt sich wiederholtes Frösteln ein, die Abspannung wird fühlbarer, bald gesellt sich Kopfschmerz, Schwindel, Trockenheit im Munde und Rachen hinzu. Die Zunge ist dick belegt. Nun kommt der Hautausschlag zum Vorschein; es folgen Delirien und Schwerhörigkeit. Der Puls ist voll, übersteigt jedoch selten die Zahl von 110 Schlägen in der Minute. Am zehnten Tage verschlimmern sich alle Symptome zu einer Krisis, worauf am elften Tage unter reichlichem, zwei bis dreimal sich wiederholendem Schweiß die Gewalt der Krankheit abnimmt. Mit dem funfzehnten Tage beginnt die Reconvaleſcenz.

Bei weitem gefährlicher ist die Muhreke, welche mit allen Symptomen von Blutzersetzung anhebt, mit häufigen Blutungen aus der Nase und selbst aus den Eingeweiden, sodaß Zähne, Lippen und Zunge sich mit blutigen Krusten bedecken. Der Puls wird sehr frequent, klein und zitternd; der Kranke versinkt in völlige Apathie. Ebenfalls am zehnten Tage tritt die Krisis ein, welcher oft ein partieller Schweiß auf der Brust folgt, ohne jedoch Erleichterung zu bringen. Nach andauernden unwillkürlichen Entleerungen erfolgt meist vor dem vierzehnten, oft schon am elften Tage der Tod.

Von den persischen Aerzten wird die Mutbeke mit Aderlässen, leichten Abführmitteln und Klystieren behandelt. Bei der Muhreke dagegen halten sie Aderlässe für schädlich, ja den Tod beschleunigend; sie verordnen nur Lavements und zum innern Gebrauch Valeriana jutamensis.

Europäer wurden meines Wissens in Persien, solange ich dort verweilte, drei vom Typhus ergriffen: Dr. Casolani,

der am zwölften Tage der Krankheit erlag, ein Franzose, Namens Machin, einige Tage nach seiner Ankunft, und ich selbst im dritten Jahre meines Aufenthalts im Lande; bei uns beiden begann die Reconvalescenz am funfzehnten Tage, doch dauerte es einen Monat, ehe wir die normale Kraft wiedererlangten.

Cholera. Sporadische Cholerafälle (hayze) kommen im Herbst ziemlich häufig in Teheran vor; doch hörte ich bei Erwachsenen nie von einem Fall mit tödlichem Ausgang. Die Behandlung der einheimischen Aerzte beschränkt sich auf Darreichung einiger Dosen Ricinusöl. Die epidemische Cholera wüthete während meines neunjährigen Aufenthalts dreimal in Teheran. Im Monat Mai bis Mitte oder Ende Juli zeigten sich nur vereinzelte Fälle, von da ab aber stieg die Zahl der täglichen Erkrankungen und, da äußerst wenige genasen, der Todesfälle rasch zu fürchterlicher Höhe. Wer es irgendmöglich machen konnte, floh in die Berge. Der Schah schlug sein Zelt im Laarthal auf am Fuße des Demawend, 7500 Fuß über der Meeresfläche. Bis hierher ist die Cholera noch niemals vorgedrungen, obwol die Nahrungsmittel aus der nur acht Stunden entfernten Hauptstadt geholt werden und daher eine stete Communication mit derselben stattfindet. Langen inficirte Regimenter aus der Ebene hier an, so sterben wol in den ersten Tagen noch einige Leute, dann aber erlischt die Krankheit ganz. In der Hauptstadt hält sich die Epidemie etwa vier Wochen auf ihrer Höhe, worauf sie allmählich wieder nachläßt und verschwindet.

Europäer, die so unvorsichtig sind, in der Stadt zu bleiben, besonders neu angekommene, werden meist ein Opfer der Cholera; diejenigen, welche früher schon an Wechselfieber oder an Dysenterie gelitten, entgehen ihr nie. Ich kannte nur einen einzigen, übrigens schon zehn Jahre im Lande lebenden Europäer, der von der Cholera genas.

Die Pest (täun) nimmt nie auf persischem Boden ihren Ursprung. In den Jahren 1829 und 1830 wurde sie von der Türkei her eingeschleppt und griff dermaßen um sich, daß sie manche Gegenden am Kaspischen Meer fast ganz entvölkerte.

Augenkrankheiten. In manchen Provinzen, wie in Arabistan, Laar, und in einzelnen Städten, wie Kum, Kaschan, Ispahan, ist die Zahl der Augenkranken auffallend groß; in Teheran war sie geringer. Erblindete, die infolge der Blattern das Augenlicht verloren, gibt es überall viele. Als am häufigsten vorkommende Augenübel führe ich an: Trichiasis und Distichiasis, beide oft mit Blindheit endigend, in mehrern hundert Fällen nach der bekannten Jäger'schen Methode glücklich von mir operirt; Trachoma (guscht ziädeh, Granulationen), das Hornhautflecken und Pannus (sebbel) veranlaßt; Iritis, sowol als Folge von Syphilis, wie spontan in Verbindung mit rheumatischer Augenentzündung, im Herbst sogar epidemisch auftretend und eine Unzahl von Synechien und Staphylomen hinterlassend; grauer Staar (nuzule ab) besonders bei Frauen. Den grünen und den schwarzen Staar fand ich verhältnißmäßig selten; den Blutschwamm am Auge viermal, den Markschwamm einmal.

Bei Trachoma reiben die persischen Augenärzte die Granulationen mit einem Stück Zucker ab, bei Pannus entfernen sie ein dünnes kreisförmiges Stück der Bindehaut um die Cornea herum. Iritis und rheumatische Ophthalmie müssen energisch mit Ableitung und Mercurialien behandelt werden.

Schagagulus nennen die Perser eine Art Gliederbrand, ähnlich der Gangraena senilis, die fast in allen Gegenden des Landes, auf den Hochebenen wie in den Niederungen am Kaspischen Meer, vorkommt. Auffallend häufig fand ich sie

in den Städten Kaswin und Hamadan. Nach mehrmonatlichen, gewöhnlich des Nachts besonders heftigen rheumatischen Schmerzen entsteht in einem Fingergliede Gefühllosigkeit und bald darauf der trockene Brand, welcher langsam fortschreitet, bis das Glied von selbst abfällt. Damit scheint die Krankheit erschöpft. Nach einiger Zeit aber kommt der Brand in einen andern Finger oder in eine Zehe und verzehrt wieder ein Glied. In mehrern Fällen, wo er sich auf die Fußplatte oder die Handfläche ausdehnte, nahm ich die Amputation vor. Es floß beim Durchschneiden der großen Arterien kein Blut, sondern sie enthielten eine geronnene Masse, die sich in Stängelchen herausziehen ließ. Die Wunde heilte zwar zögernd, doch vollständig. Trotzdem ergriff in einigen Fällen nach Monaten oder Jahren der Brand eine andere Extremität, und es ward wieder die Amputation nothwendig. So amputirte ich einem Individuum im Laufe von sieben Jahren beide Unterschenkel und die eine Hand, und löste ihm an der andern mehrere Fingerglieder ab. Sein allgemeines Befinden, wie auch das der übrigen, die ich am Schagagulus operirte, bot nichts Auffallendes dar, das mich auf eine sichere Spur, woher die Krankheit entsteht, hätte leiten können; am wahrscheinlichsten dünkt mich die Vermuthung, daß sie von verdorbenem Reis herrühre, denn ihr Verlauf hat einige Aehnlichkeit mit den durch den Genuß von Mutterkorn erzeugten Krankheitserscheinungen (Ergotismus).

Wunden. Bemerkenswerth ist es, wie rasch und gut Wunden aller Art in Persien zuheilen. Nie wurde bei den zahlreichen von mir ausgeführten plastischen Operationen ein Hautlappen brandig, und wo irgendmöglich erfolgte die Heilung per primam reunionem, selbst beim Steinschnitt. Schnitte in die Harnröhre, die ich behufs Entfernung eingekeilter Steinchen unternehmen mußte, heilten in kürzester

Zeit. Höchſt ſelten trat ſecundäre Blutung oder der Brand ein, niemals Erysipelas. Und zwar findet dieſer gutartige Verlauf nicht blos in der trockenen Luft der Hochebene, ſondern auch in den feuchten Marſchländern am Kaſpiſchen Meere ſtatt, ebenſo bei einer Tageshitze von 28° R. wie bei der Temperatur von 4° R. im Winter. Statt der Charpie, die ich dort nicht haben konnte, verwandte ich ſtets rohe Baumwolle, und ich fand, daß ſie die Charpie in jeder Beziehung vollkommen erſetze, auch durchaus nicht, wie man bei uns allgemein annimmt, Erhitzung der Wunden hervorrufe oder befördere. Die Narkotiſirung mittels Aether oder Chloroform wurde meiſt gut vertragen und hatte, ſo oft ich ſie angewandt, niemals üble Folgen.

XI.

Acclimatisation.

Sterblichkeit der Europäer in Persien. Acclimatisation der Landesbewohner und der Neger. Vorsichtsmaßregeln für Reisende. Verhalten bei Krankheiten und Epidemien. Kleidung. Diät. Behandlung der Diener. Verkehr mit den Großen. Bekämpfung des Mismuths.

Mit wenigen Ausnahmen haben alle nach Persien kommende Europäer schwere Krankheiten durchzumachen, bevor sie sich an das Klima gewöhnen, und die Zahl derer, welche dem Acclimatisationsproceß erliegen, ist eine verhältnißmäßig sehr große. In einem Zeitraum von neun Jahren, 1851 — 60, starben in Persien von 39 Deutschen 8, von 48 Franzosen 15, von 24 Italienern 9, von 30 Engländern 5, also im ganzen reichlich 25 Procent der Eingewanderten: ein um so ungünstigeres Verhältniß, wenn man in Betracht zieht, daß es meist gesunde und im kräftigsten Mannesalter stehende Personen sind, welche die weite und beschwerliche Reise dorthin unternehmen. Noch ungünstiger sogar ist das Sterblichkeitsverhältniß unter den Russen, die sich in Handelsangelegenheiten und zum Betrieb der Fischerei zeitweilig an den Zuflüssen des Kaspischen Meers aufhalten.

Von den 37 oben angeführten Sterbefällen kam bei weitem die Mehrzahl auf Rechnung der Continuo remittens, in

zweiter Reihe auf Ruhr und Cholera; je einer erfolgte an Typhus, Schwindſucht und perniciöſem Fieber; drei wurden durch äußere Zufälle veranlaßt. Ueber acht Zehntel ſtarben im Spätſommer und Frühherbſt. Die meiſten erlagen entweder ſchon auf der Reiſe, oder kurz nach der Ankunft, oder im erſten und zweiten Jahre ihres Aufenthalts, ſechs auf der kurzen Reiſe von Teheran nach Tabris theils an remittirendem Fieber, theils an Cholera; mehrere holten ſich auf der Durchreiſe durch Mianeh (ſ. Thl. I, S. 86 fg.) in dem dortigen den Fremden gefährlichen Klima den Tod.

Verhältnißmäßig viel weniger erkranken und ſterben von dem Geſandtſchafts- und Conſulatsperſonal, das übrigens mehr als ein Drittheil ſämmtlicher Europäer in Perſien ausmacht. Sie ſind meiſt ſchon an Reiſeſtrapazen und häufigen Wechſel des Aufenthalts gewöhnt; es fehlt ihnen nicht an ausreichenden Mitteln, um ſich unterwegs paſſende Unterkunft und gute Nahrung zu verſchaffen, und bei ihrer Ankunft am Orte der Beſtimmung finden ſie ſogleich Landsleute vor, mit denen ſie verkehren und ſich ausſprechen können. Der gewöhnliche Reiſende hingegen, der Sprache und Landesſitte unkundig, hat mit allen Schwierigkeiten und Entbehrungen der Reiſe zu kämpfen und trägt in der Regel ſchon bei der Ankunft den Keim des Fiebers in ſich. In der erſten Zeit ganz iſolirt, befällt ihn Schwermuth und Heimweh, das mit dem ſchleichenden Fieber ſehr nahe verwandt iſt und zu allen Krankheiten prädisponirt.

Perſonen, welche aus dem Orient zugereiſt kamen, aus Konſtantinopel, Smyrna u. ſ. w., ferner ſolche, die vorher längere Zeit in Algier zubrachten, ſind in geringerm Maße den Acclimatiſationskrankheiten unterworfen, weil faſt alle ſchon dort die Dyſenterie durchgemacht haben und ſelbſt für das Wechſelfieber, weil in jenen Gegenden bereits an die Malarialuft gewöhnt, weniger Empfänglichkeit mitbringen.

Manche Europäer, die während des Aufenthalts im Tafellande von den Acclimatisationskrankheiten verschont geblieben waren, erkrankten sehr gefährlich auf einer Reise durch die Marschländer am Kaspisee (Lord Karr, Lieutenant Aubry, Secretär Begher, u. s. w.); andere, welche dieselben im Flachlande schon einmal überstanden hatten, wurden bei der Rückkehr von einem Ausfluge nach Masanderan von neuem durch schwere Remittensfieber heimgesucht (Major Krirz nebst Familie, Barbara und seine Frau, Kaufmann Arnaud und dessen Diener, u. s. w.).

Den Eingeborenen selbst, wenn sie aus einem Theile des Reichs in einen andern klimatisch verschiedenen reisen oder übersiedeln, bleiben Acclimatisationskrankheiten nicht erspart. Ganze Stämme, welche wegen Empörung oder aus sonstigen Gründen von den Machthabern gezwungen werden, ihren Heimatssitz mit einer entlegenen Gegend zu vertauschen, gehen daran zu Grunde. So starb der Stamm Abul Mäluk, nachdem er unter Feth Ali Schah nach Masanderan versetzt worden war, in weniger als siebzig Jahren fast gänzlich aus, und von den Armenern, die aus dem Bergland Karagan in die Dörfer um Teheran übersiedeln mußten, haben sich nur wenige Familien erhalten. Von nordischen, aus Azerbeidschan und Hamadan nach Schiraz und Arabistan in Garnison gelegten Regimentern kommt kaum die Hälfte der Mannschaften in ihre Heimat zurück. Unter den zur Grenzwacht in Enzeli am Kaspischen Meere stationirten Tufenktschis (Musketiere) aus Talisch rafft das Fieber die Mehrzahl hinweg; ja sogar das Regiment Laridschan, aus den Bergbewohnern des nur etwa vier Meilen von der Hauptstadt entfernten Demawend bestehend, wird bei der Versetzung nach Teheran in kurzer Zeit durch Fieber und Typhus mehr als decimirt. Aus der großen Menge von Wallfahrern nach Kerbelah, die alljährlich von Gilan aufbrechen, sieht nicht der dritte Theil die Heimat

wieder, daher es mit Recht heißt, der Tschausch (Vorreiter) singe ihnen das Todeslied. Völlig außer Stande, sich an das persische Klima zu gewöhnen, sind die eingeführten Neger. Sie sterben vor dem 30. Lebensjahre an der Schwindsucht, welche die Eingeborenen fast nie befällt, ihre Frauen unterliegen im Wochenbett und ihre im Lande erzeugten Kinder, schwach und dürftig, werden unfehlbar die Beute von Rhachitis und Skrofeln. — Daß auch viele Thiergattungen an gewisse Theile des Reichs gebunden sind, daß z. B. der Büffel von Masanderan sich nicht im Plateau, das Fettschwanzschaf (ovis tatarica), das Kamel, das Maulthier und der Esel nicht am Kaspisee, die Pferde des Flachlandes sich nicht in den Marschländern und umgekehrt acclimatisiren, wurde an einer andern Stelle erwähnt.

Die meisten Europäer bringen viel Widerstandskraft mit und vertragen die Sonnenhitze merkwürdigerweise im ersten Jahre leichter und unbelästigter als der Eingeborene, dessen Klagen über Schwächezustand sie zu verlachen pflegen. Allein nur zu bald erschöpft sich ihre Energie, zumal wenn sie darauf pochen und die schädlichen Einflüsse des Klimas herausfordern. Bei längerm Aufenthalt müssen sie zu ihrem Verdruß wahrnehmen, daß sowol Hitze wie Kälte sie weit empfindlicher berührt als die Bewohner des Landes. Fieber, Ruhr und Cholera jedoch sind die drei Hauptgefahren, welche den nicht Acclimatisirten bedrohen. Um sie zu vermeiden oder doch möglichst unschädlich zu machen, muß er unbedingt gewisse Vorsichtsmaßregeln beobachten, die ich zum Theil schon, als von diesen Krankheiten gehandelt wurde, aufgezählt habe, die aber hier noch einmal kurz zusammengefaßt werden sollen. Ich glaube um so mehr ein Recht zu haben, in dieser Sache mitzusprechen, da mir nicht nur vielfache, durch ärztliche Praxis gewonnene Erfahrungen zu Gebote stehen, sondern ich auch selbst fast alle Acclimatisationskrankheiten, namentlich

Continuo remittens, Dysenterie, Typhus und Aleppoknoten, durchmachte und mir dieselben, gewiß wenigstens das Fieber, durch anfängliche Unkenntniß oder durch Verabsäumung der nothwendigen Verhaltungsregeln zuzog.

Vor allen Dingen muß der Fremde sich mit den Symptomen, dem Verlauf und der zweckmäßigen Behandlung jener drei Krankheiten vertraut machen, um nicht unvorbereitet von ihnen überrascht zu werden. Denn die Fieber treten im Orient unter andern Symptomen auf als im Norden; so ist z. B. Appetitlosigkeit oder ein allgemeines Gefühl der Schwäche oft nichts anderes als ein schleichendes Wechselfieber. Auf meiner Hinreise im Herbst 1851 erkrankte ich daran, ohne an mir selbst die richtige Diagnose stellen zu können und die geeigneten Mittel anzuwenden, während ich meine Begleiter durch regelrechte Behandlung curirte. Zum großen Schaden meiner Constitution erkannte ich erst nach geraumer Zeit die Natur des Uebels, an dem ich litt; die lange Dauer des Fiebers legte den Grund zur spätern Dysenterie. Im Herbst 1858 wurde ein gelehrter belgischer Professor bei seiner Ankunft in Teheran vom perniciösen Fieber befallen. Ohne Kenntniß von der Krankheit zu haben, behandelte er sich selbst homöopathisch; nach sechs Tagen war er eine Leiche.

Auf der Reise führe man stets Brechmittel, Bittersalz und Chinin, in vorschriftsmäßige Dosen abgetheilt, mit sich, damit man unterwegs, wo weder Apotheken noch Aerzte zu finden sind, vorkommendenfalls sich und seiner Begleitung ungesäumt Hülfe leisten kann.

Wiewol die angenehmste Jahreszeit zum Reisen nach und in Persien die Herbstmonate sind, so suche man sie doch, wie es auch die Inländer thun, wenn irgendmöglich zu vermeiden; denn es sind die gefährlichsten in Bezug auf die Gesundheit. Man richte vielmehr seine Reise so ein, daß man während des Winters ins Land komme; die Strapazen des

Weges durch Armenien sind zwar größer, aber man gewinnt Zeit, vor Eintritt der ungesunden Herbstmonate sich schon einigermaßen an das Klima zu gewöhnen. Auch für die Rückreise wählt man am besten die winterliche Jahreszeit; und zwar ist die empfehlenswertheste, weil schnellste Art des Reisens in Persien der Kurierritt (s. Thl. I, S. 177). Trotz der damit verbundenen Anstrengung sah ich nie einen Reisenden erkranken, der sich dieser Gelegenheit des Fortkommens bediente.

Im Sommer verlasse man nach Sitte der begüterten Eingeborenen die Stadt und nehme seinen Aufenthalt im Gebirge oder in einem Dorf an dessen Fuße, um erst Anfang October zurückzukehren. Unter keinen Umständen aber bleibe man in einer Stadt, wo die Cholera ausgebrochen. Hier muß die Pflicht der Selbsterhaltung jeder andern Rücksicht vorgehen, denn die Wahrscheinlichkeit, von der Krankheit ergriffen zu werden, ist für nicht Acclimatisirte die allergrößte, zumal für diejenigen, welche an Diarrhöe, Ruhr oder Fieber leiden. Von Feigheit kann dabei nicht die Rede sein; sagt doch auch Saadi: „Obwol das Fatum waltet, soll man sich doch nicht selbst in die Zähne des Drachen stürzen!" Eine Höhe über der Meeresfläche, wie die, in der das Thal Laar bei Teheran liegt, gewährt absolute Sicherheit gegen Wechselfieber, Ruhr und Cholera; Ruhr- und Fieberkranke, die sich dahin zurückziehen, genesen ohne Anwendung von Medicamenten. In der Jahreszeit, wo das Verbleiben in der Stadt die meiste Gefahr bringt, läßt es sich recht gut auf solchen Höhen leben; im Spätherbst aber kann man an Orten mit etwas geringerer Elevation seinen Aufenthalt nehmen, deren Lage in der Regel auch noch ausreichenden Schutz gegen jene Krankheiten gewährt.

Immer sei man eingedenk, daß die mitgebrachte Resistenzkraft sich mit der Zeit erschöpft, daß eine scheinbar leichte

Vernachlässigung sich oft nach Jahren rächt, indem sie den Keim des Fiebers in den Körper legt, der dann unbemerkt darin ruht, bis er plötzlich einmal zur Entwickelung gelangt. Man achte daher sorgsam auf sein Befinden. Bei dem geringsten Unwohlsein lege man sich frühzeitig zu Bett, eher als es die Müdigkeit erheischt, suche in Schweiß zu kommen und vermeide, sobald er sich eingestellt, durch Entblößung des Körpers ihn zu unterbrechen. Diarrhöe oder ein schwacher Grad von Dysenterie verlangt Beobachtung angemessener Diät und Hüten des Bettes, damit sie nicht zur chronischen ausarte. Man begnüge sich nicht mit etwas Opium oder mit Dower'schem Pulver; diese Medicamente maskiren höchstens das Uebel auf einige Tage, reichen aber weder aus, es zu unterdrücken, noch ist ihr Genuß überhaupt ersprießlich.

Besonderes Augenmerk richte man auf die Schlafstätte. Man schlage sie wenn möglich in einiger Erhöhung vom Fußboden auf und decke sich gehörig zu, denn bei dem jähen Wechsel der Temperatur nach Mitternacht erwacht man sonst mit einem Gefühl von Kälte und Frösteln, ein Zeichen, daß das Fieber bereits im Anzuge ist. Nichts stärkt den Reisenden so sehr als ein paar Stunden ungestörten Schlafs. Zum Zudecken dient am besten der dichte persische Flanell, Patu; aufgestreutes echtes Insektenpulver schützt vor Ungeziefer. Außerdem führe man ein zerlegbares Mückennetz, das nur wenige Pfunde wiegt, bei sich und stopfe es von allen Seiten in das Lager ein, denn durch die kleinste Oeffnung dringen die Mücken und rauben mit ihren Stichen den Schlaf. Man versehe sich ferner mit einem kleinen dichten persischen Fußteppich, wie sie an der Grenze um etwa 2 Dukaten zu kaufen sind, um ihn, da der Boden nirgends gedielt ist, als Unterlage zu benutzen. Sehr gute Dienste leistet das kleine persische Zelt (aftâb-gerdun); freilich kostet ein solches 8 — 10 Dukaten; es bildet eine halbe Maulthierladung und das Auf-

schlagen verlangt einen eigenen Diener. Der Aufenthalt in den Karavanserais ist jedermann gestattet, allein der Schmutz und das Ungeziefer darin sind oft unerträglich. Unterkunft in einem Bauernhause findet der einzelne Reisende nur ausnahmsweise. Unerlaßlich ist daher das Mitnehmen einiger kupferner oder blecherner Kochgeschirre, in denen man sich Reis und Fleisch kochen kann, auch eines Trinkgeschirrs, weil der Ungläubige dieses unter keiner Bedingung geliehen bekommt. Einen Dolmetscher mitzunehmen ist zwar zweckdienlich, doch nicht unerlaßlich, in den meisten Fällen wird man mit einem Vocabularium der nothwendigsten Worte auskommen.

Einen sehr wichtigen Punkt der Diätetik bildet auch die den klimatischen Verhältnissen angemessene Bekleidung. Der europäische Reisende glaubt gewöhnlich, weil er sich im 30. Breitengrad befindet unfern einer Gegend, in der Südfrüchte, ja Datteln gedeihen, und weil er sich bei Tage durch die Hitze belästigt fühlt, er brauche nur ein leichtes Sommergewand anzuthun, und so läßt er die schwerern Kleidungsstücke unter der von den Maulthieren nachgeführten Bagage. Allein auf eine Tageshitze von 26° R. im Schatten folgt oft gegen Morgen eine Temperatur von 5—2°, und dieser Wechsel tritt so plötzlich ein, daß er unfehlbar Krankheiten erzeugt, wenn man nicht dagegen gerüstet ist. Man halte also, der Landessitte gemäß, stets warme Kleider am Sattel angeschnallt in Bereitschaft, und hülle sich darein bei einbrechender Nacht. Die Folgen einer Erkältung — das sei stets bedacht — sind im dortigen Klima nicht etwa ein Schnupfen oder Rheumatismus, sondern Fieber und Ruhr.

Als zweckmäßigste Kopfbedeckung dient der englische Korkhut, auch ein mehrfach mit Musselin umwundener Filzhut. Wollene Kleider gewähren zu jeder Jahreszeit den besten Schutz; baumwollene Hemden sind den leinenen vorzuziehen. Ob Flanellhemden, die im Orient viel getragen werden, be-

sondere Empfehlung verdienen, scheint mir zweifelhaft; jedenfalls aber muß, wer sich daran gewöhnt hat, beim Ablegen derselben die größte Vorsicht beobachten. Ein vortrefflicher Mantel und den Kautschukstoffen weit vorzuziehen ist der dichte arabische Abāji; er hält den Regen ab, ohne die Transspiration zu hemmen. Feste Schuhe bilden die passendste Fußbekleidung, doch führe man auch Sandalen mit, um im Fall einer Anschwellung der Füße an der Weiterreise nicht gehindert zu sein. Kein vernünftiger Reisender wird Gummischuhe anziehen.

In kaltem Wasser zu baden, bleibt unter allen Umständen gefährlich und besser ganz zu meiden. Dagegen kann ein türkisches Bad, mit der nöthigen Vorsicht gebraucht, bei dem Gefühl großer Ermüdung erfrischend und belebend wirken.

Mäßigkeit im Essen und Trinken ist selbstverständlich dringend anzurathen. Man genieße mehr Reis und Gemüse als Fleisch und Fett, achte auf jede Magenüberladung und suche sie sofort durch strenge Diät zu corrigiren, damit sie nicht zum Ausgangspunkt des Fiebers werde. Das Trinkwasser in den Städten ist meist durch die offenen Leitungen verdorben, das Eis aber, welches zur Abkühlung hineingeworfen wird, mit animalischen und vegetabilischen Substanzen verunreinigt, und selbst reines Bergeis schadet dem nicht daran Gewöhnten. Auch das Cysternenwasser der Stationen enthält viel unreine Bestandtheile; das salzhaltige stillt sehr unvollkommen den Durst und disponirt bei häufigem Genuß zum Fieber. Man trinke daher überhaupt wenig Wasser, sondern gewöhne sich an Thee, der sowol den Durst stillt, als auch das Bedürfniß zu trinken verringert. Guter unverfälschter Wein, mäßig genossen, erweist sich sehr zuträglich als Präservativ wie als Heilmittel des Fiebers. Leider lassen sich jedoch viele Reisende, besonders deutsche Handwerker, durch die Qualen der Langeweile und des Isolirtseins

zu rückhaltlosem Genuß spirituöser Getränke verleiten; so gehen tüchtige Arbeitskräfte, wie ich nur zu oft zu beobachten Gelegenheit hatte, kurze Zeit nach der Ankunft in Persien zu Grunde.

Bei starker Hitze bleibe man nach Landessitte ruhig im Schatten des Hauses, unternehme namentlich keinen Ritt. Wird man unterwegs vom Durst genöthigt, aus einer Quelle zu trinken, so setze man rasch den Weg fort und suche sich im Schweiß zu erhalten. Diese Regel gilt für den Reiter wie für sein Pferd. An der Station angelangt, gehe man nicht sogleich zur Ruhe über, sondern mache mit seinem Pferde immer langsamer werdende Gänge, bis der Schweiß gehörig abgetrocknet ist. Für eine längere Reise bereite man sich einige Tage durch kleine Ausflüge vor, damit der Körper die Bewegung ertragen lerne, ohne sogleich in Schweiß auszubrechen. Auch die Gefahren des Uebergangs aus einem Klima in ein wesentlich verschiedenes schwäche man, wenn es irgend angeht, durch Verweilen an den Grenzorten ab. Reisende, welche Dysenterie und Wechselfieber früher einmal glücklich überstanden haben, können sich in dieser Beziehung schon etwas mehr zutrauen.

Allzu viel Reisegepäck belästigt, doch nehme man auch nicht zu wenig mit, da unterwegs das Fehlende nicht ergänzt werden kann. Es ist gut, wenn der europäische Reisende einige medicinische Kenntnisse besitzt, sodaß er sich selbst im Nothfall zu helfen und andern Hülfe zu leisten im Stande ist. Jeder Europäer wird a priori für einen Arzt gehalten. Ebenso sind einige Begriffe von der Kochkunst von großem Nutzen.

In Anbetracht, daß der ungebildete Mann sich viel schwerer acclimatisirt, den nachtheiligen Einwirkungen der Fremde auf Temperament und Charakter nicht zu widerstehen vermag und gewöhnlich bald dem Heimweh unterliegt, bringe

man keinen Bedienten aus Europa mit, sondern behelfe sich mit den Landeskindern. Die richtige Behandlung der persischen Diener erfordert allerdings ein eigenes Studium. In der Pflege und Wartung der Reit- und Lastthiere muß man sie persönlich controliren, denn es liegt oft in ihrem Interesse, unter allerhand Vorgeben die Reise zu verzögern. Man gebe ihnen nicht Spirituosen zu trinken; haben sie einmal davon gekostet, so wächst ihre Gier unbezähmbar. Wegen eines kleinen Diebstahls strafe man sie nicht zu hart, sondern bedenke, daß sie über das Mein und Dein patriarchalisch-communistische Anschauungen haben.

Im Verkehr mit den Großen und den einflußreichen Beamten des Landes baue man nicht zu viel auf eine Person, denn die Verhältnisse wechseln überraschend schnell, und wer heute Schutz anbot, ist vielleicht morgen selber dessen bedürftig. Reichliche und kostbare Geschenke reizen die Habgier nur noch mehr; durch Kargheit der Gabe wird Unzufriedenheit erregt und der Zweck des Geschenks verfehlt. Genaue Erforschung der Individualität des Empfängers kann hier allein im einzelnen Fall die rechte Mitte finden lassen.

Entbehrung des gewohnten Comforts und des Umgangs mit Frauen stimmt den Europäer, auch den gebildetsten, im Anfang launisch, eigensinnig und grämlich. Diese unmuthige Stimmung muß man zu bemeistern suchen und ihr auch bei den Gefährten Rechnung tragen. Man geräth sonst mit ihnen in Zwiespalt, legt den Personen zur Last, was die Verhältnisse mit sich bringen, verbittert einander das Leben und beraubt sich selbst der einzigen, so nothwendigen Ansprache im fremden Lande. Um die Heiterkeit des Gemüths wiederzuerlangen, zerstreue man sich durch Beobachtung der Natur, der Pflanzen- und Thierwelt, der Formation des Bodens; man studire die Sprache, die Sitten und Hantierungen der Bewohner, und pflege soviel als immer möglich Umgang mit

den Eingeborenen. Nur ſo wird man das Heimweh überwinden und ſich eine erträgliche Exiſtenz bereiten. Wer aber alles Fremde mit Voreingenommenheit betrachtet, wer kein Intereſſe an den Gegenſtänden nimmt, wer nicht durch Studien den Geiſt zu beſchäftigen verſteht, der bleibe lieber zu Hauſe oder kehre bald in die Heimat zurück, damit er in Frieden lange lebe!

XII.

Geographische Nomenclatur.

Die Kenntniß der Bedeutung geographischer Namen ist für den Reisenden in Iranien, überhaupt für jeden, welcher sich mit der Geographie und Ethnographie Asiens beschäftigt, von großer Wichtigkeit. Unerlaßlich ist sie überdies zur Erforschung der Länder, aus denen das iranische Element herstammt, oder in welchen es sich später festgesetzt hat. Die Namen der Orte leiten auf ihre Geschichte, sodaß wer die Bedeutung der Namen versteht, von vornherein aus ihnen schließen kann, was er dort zu suchen hat und zu finden erwarten darf; er wird ferner dadurch in den Stand gesetzt, die abweichenden Benennungen solcher Reisenden zu berichtigen, welche, der Landessprache unkundig, Namen nur nach dem Hören niederschreiben.

Als Regel ist anzunehmen, daß Namen oder Endsilben derselben, welche sich in verschiedenen Gegenden wiederholen, eine gewisse Bedeutung oder eine Beziehung zueinander haben. Der Name der Nuris z. B. kommt im nördlichen wie im südlichen Persien vor, und in der That steht es fest, daß ein Theil des nördlichen Stammes vor nicht gar langer Zeit in den Süden einwanderte. Zwar wurden bei dem Eindringen

türkisch-tatarischer und arabischer Stämme manche Namen aus deren Sprachen entlehnt; jedoch verdrängten sie die iranischen nirgends vollkommen, sondern combinirten sich hier und da mit iranischen Worten; so ist in talchsu (Bitterwasser) talch persisch, su tatarisch; oder iranische Namen erhielten eine türkische Endsilbe, z. B. in chudabendelu (Stamm der Gottesbündler). In Azerbeidschan sind türkische, in der Provinz Arabistan und am Persischen Golf arabische Namen vorwiegend; armenische und chaldäische finden sich selten, meist zwischen dem Urumieh- und Wansee.

Eine Schwierigkeit, die Identität der Namen kleinerer Ortschaften festzustellen, liegt in dem Umstande, daß häufig der neue Besitzer eines Dorfs ihm einen neuen Namen gibt, indem er dem Worte ābād (Ansiedelung) seinen Personennamen anhängt, und nun der früher verzeichnete Name mit der Zeit in Vergessenheit geräth. Außerdem sind ehemalige Ansiedelungen durch Versiegen der Kanäle bis auf den Namen verschwunden.

Um die Namen richtig abzuleiten, muß man die gebräuchlichen Kürzungen berücksichtigen, z. B. sistan statt segistan (Stand der Seken), Kandahar statt Iskandahar (Alexandrien), pur statt puter, hauptsächlich aber die Umwandlungen, welche Consonanten und Vocale nicht nur in der alten, sondern noch in der neuesten Zeit erfuhren. Zu den häufigsten Uebergängen der Consonanten gehören:

w in g und b; so lauten z. B. die deutschen Worte: warm, Weide, Wittwe, im Persischen: germ, bid, biweh. Merwāb wurde in Murgāb umgewandelt;

g in dsche: Sengān in Sendschān, Burugird in Burudschird;

r in l: Hirmend in Hilman, Ilan in Irān;

p in f: Pars in Fars, Ispahan in Isfahan, Dispul in Disful;

z (mit der frühern Aussprache dz) in d: Gumbez in Gumbed, Azerbeidschan in Aderbeidschan, Zireh oder Zireng (See) in Drangiana.

Daß auch die Vocale mit der Zeit etwas wechselten, ist um so erklärlicher, als noch jetzt in verschiedenen Gegenden das ā (langes a) sich mehr dem arabischen a oder dem o, das kurze u sich dem o nähert.

Die Bedeutung der Namen gibt sich kund: a) insofern sie an Gegenstände oder Eigenschaften erinnern, zu denen die Orte irgendwie in Beziehung stehen; b) durch die etymologische Verbindung mit gewissen Vor- oder Nachsilben. Von beiden Kategorien möge hier beispielsweise eine Anzahl folgen.

A. Ortsbenennungen nach bezüglichen Gegenständen.

Nach Gewässern:

āb (Wasser): Pendschāb (Fünfwasser), Duāb (Zweiwasser); Abe germ heißen alle Orte mit heißen Mineralquellen, entsprechend dem slawischen Teplice;

rud (Bach): Rudbār, Keretschrud;

tschāi (türkisch; Bach): Karatschāi (Schwarzwasser);

tscheschmeh (Quelle; ayn, arabisch): Tscheschmeh Ali;

kariz (Leitung): Karizek;

hauz (Cisterne): Hauze-sultan;

dschu (Rinne): Miān dschu;

tschā (Brunnen): Se tschā (Dreibrunnen);

tschāl (Vertiefung): Tschālmeidan (Tiefplatz);

barf (Schnee): Barfek;

jach (Eis): Jachrud (Eisfluß);

dariā (Meer, auch großer Fluß; türkisch dengis): Dariā chaz'r (das Chazaren, Kaspische Meer), Amu Dariā Oxus. Schnellfließende Wasser werden mit dem Beisatz tir (Pfeil), madschnun und türkisch delli (toll) bezeichnet;

stehende mit iständeh oder murdeh (mortuae), so Murdāb bei Enzeli.

Nach Wasserbauten:

pul (Brücke): Disful, Puledalak;

bend (Damm, von besten, binden): Bende-amir, Bendekaisar, Bendgir (Asphaltdamm);

bender (Hafen): Bender-Abbas, Bender-Buschir;

lenger (Ankerplatz, von lenk, hinken, anhalten): Lengerud.

Nach Höhen und Bergen:

kuh (Berg, türkisch dagh): Fulādkuh (Stahlberg), Firuzkuh, Agridagh (Ararat);

gerdeneh (Hals, Einkerbung nahe dem Gipfel): Gerdeneh bālā;

kotel (Pik): Kotel-dāchter, Kotel-pirezen;

tappeh (kleiner Hügel, natürlicher oder künstlicher): Gümischtappeh (Silberhügel), Dauschān-tappeh.

Nach Bergeinschnitten:

tengi (Engpaß): Tengi tschehār rud, Tengi dālān;

deheneh (Thalmündung);

derreh (Thal): Hezārderreh, Diwderreh, Churrumderreh. Eine Abkürzung von derreh findet sich häufig in dem Ortsnamen Derbend (Thalschluß).

Nach Baulichkeiten und Ansiedelungen:

schehr (Stadt): Schehre nau (Neustadt), Schehre sabs (Grünstadt;

deh, kent und choi (türkisch; Dorf): Dehgirdu (Nußdorf), Dehbid (Weidendorf), Akkent (Weißdorf), Samerkant, Chokent oder Chodschekent, Dschaurchoi (Geberndorf).

burtsch (Burg): Elburdsch, auch Elburz;

ḳaleh (Festung): Sefidḳaleh, Suchumḳaleh;

diz (altpersisch; Festung): Dispul (Brückenfestung), Rewendiz, Disdeh, Sāldūz;

hissār (Fort): Surehhissār (rothes Fort);
senger (Bollwerk): Sengerābād;
kelat (Feſtung erſten Ranges): mehrere Feſten dieſes Namens;
ḳasr (Caſtell): Ḳasr Ḳadschār, Ḳasr schirin;
tāg (Wölbung): Tāge bustam;
minār (Minaret): Kelleh minār (Schädelthurm);
gumbed oder gumbez (Dom): Kebud gumbez (Blaudom);
tālār (Saal): Tālār puscht;
eywān (Halle): Eywān kirk, Eywān tāg (gewölbte Halle);
bāzār (Markt): Pire-bāzār;
karawanserai und rabat (arabiſch): Rabatkerim; die Zuſammenſetzung mit rabat findet ſich bei Ortsnamen ſchon in der Bibel, und noch jetzt in allen muſelmaniſchen Ländern;
imāmzādeh (Heiligengrab): Imāmzādeh Ismāil;
kuschk, kuschkek (Kiosk, kleiner Kiosk): mehrere Orte dieſes Namens;
kelissa (armeniſch; Kirche): Utsch kelissa (Dreikirch).

Nach Flächen:

sahrā (unbebautes Feld);
biabān (Wüſte ohne Waſſer);
kewir und schurzār (Salzwüſte): Kewire-kum;
descht (Keſſelthal, auch Tiefland am Meer): Merdescht bei Perſepolis (ſtatt Merwdescht), Deschtistān;
tschemen (Hochwieſe): Tschemen Udschān, Tschemen Sultanieh;
serāb (Ebene mit Luftſpiegelung);
mazréèh (Anbauland);
dschulgeh (abſchüſſiges Land);
neyzār (Schilfland;
ledschen (Sumpfland);
merz (Markland);

bum (Binnenland);
sāhil (Uferland);
chiabān (Allee, Kunſtſtraße).

Nach der Vegetation:

serw (Cypreſſe): Sewistan;
kunār (Jujuba): mehrere Orte im ſüdlichen Perſien;
kahur (Accacia gummifera): Kahuristān;
girdu (Nuß): Dehgirdu;
bid: Dehbid;
bāgh (Garten): Bāghe Schāh;
bagistan (Gartenland): abgekürzt Bustam;
bischeh (Gebüſch): Pischawer (Buſchtragend);
dschengel (Wald): Dschengel Masanderan;
ney (Rohr): Neyschāpur.

Nach der Temperatur:

germesir, ketschlāk türkiſch (Wärmeland);
serhed, serdesir, jeylok türkiſch (Kaltland);
germ (warm): Germerud, Abe germ;
serd (kalt): Serderud (Kaltbach);
tab (ſieden): Tabris, Tiflis, Tabarieh = Teplice.

Nach der Farbe:

sefid, ak türkiſch (weiß): Sefidkuh (Weißberg), Sefidrud, Sefidkaleh, Akkaleh;
siāh (ſchwarz, ſchaurig), kara türkiſch: Siāhderreh (Schwarzthal), Karadengis (das Schwarze Meer):
surch (roth), gizil türkiſch: Surchhissar, Gizil-uzun;
zerd (gelb): Rudezerd;
kabud (blau): Kabudkāleh;
firuz (himmelblau): Firuzabad, Firuzkuh.

Nach dem Geſchmack:

schur (ſalzig): Schurāb;
schureh (ſalpetrig);
schirin (ſüß): Kas'r-schirin;

schiker (zuckerig): Schikerābād;
talch (bitter), Beiname vieler Wäſſer.

Nach Zahlen:

du (zwei): Duāb;
seh (drei): Sehkuhe in Siſtan;
tschehār (vier): Tschehārleng, Deheneh tschehārrud;
pentsch (fünf): Pentschāb (Fünfwaſſer);
heft (ſechs): Heftleng (ſechsſtämmiger Tribus);
hescht (acht): Heschterud;
tschehil (vierzig, allgemeiner Ausdruck für Mehrheit): Tschehil-minār (Perſepolis), Tschehil-sutun (vierzigſäulig);
hezār (tauſend, unzählig): Hezār dscherib, Hezār derreh.

Nach Thieren:

schir (Löwe): Schirgāh in Maſanderan (Löwenort);
peleng, kaflan türkiſch (Panther): Pelenkkāh in Turkiſtan, Kaflankuh;
asp (Pferd): Hezārasp bei Chiwa;
ghur (wilder Eſel): Ghurián bei Herat;
gurk (Wolf): Gurkāb.

Nach Gottheiten, Feen und Geſtirnen:

chudā (Gott): Chudabend'lu;
bāg (Gott, entſprechend dem ſlawiſchen): Bagdad;
meh'r (Sonne): Mehrāb;
sitāreh (Stern): Astara, Asterabad;
kur (Sonne): mehrere Flüſſe dieſes Namens, Chorassan, Churwesch;
māh (Mond): Māhiweschan (Kurdenſtamm);
diw (Teufel): Diwderreh, Diwāsiā (Teufelsmühle);
peri (Fee): Perizād, Perikand (Feendorf).

Nach Metallen:

zer, altūn türkiſch (Gold): Zerkendeh, Zergæus = Zagros (noch jetzt dort Goldwäſchereien), Zergān, Rud zerbar

(Goldſandfluß bei Hamdan), Altunsu bei Sulimanieh in Kurdiſtan, Zerafschān (goldſtreuend) bei Chodſchend;

sim, gumisch (Silber): Gumischchāneh;

fulād (Eiſen, Stahl): Fulādkuh;

gir (Erdpech): Bendegir, Rud girgur (wo Alexander Naphthaquellen vorfand).

Nach Königen und Fürſten:

schāh: Unzählige Zuſammenſetzungen mit dieſem Wort, welches oft schir lautet, Schāhrud, Kumischeh, Kirmanschah, Nischapur, Schāpur, Schirwān, Nurmanschir, Schehmirān, Ardeschir;

Dārāb (Darius): Darabgird;

ḳosru: Kosrowa (chaldäiſches Dorf).

Nach der Richtung:

bālā (oben): Balarud;

zir (unten): Zir tacht kanar;

puscht (hinter): Puschtekuh (Hinterland);

pas (nach): Passetir (Nebenfluß des Tigris), Paskaleh;

miāneh (Mitte): Stadt gleiches Namens, Miāntschu;

su (Richtung): Tschehār su (Vierweg);

kenār (neben): Kenaragird.

Nach der Größe:

buzurg (groß) und kutschik (klein): Lāre buzurg, Lāre kutschik (Groß- und Klein-Laar). Das Diminutiv wird auch häufig durch Anhängung von ek ausgedrückt: Käschānek, Isfahanek, Ruschanek, Scheristanek (Klein-Kaſchan u. ſ. w.).

B. Zuſammenſetzungen mit Vor- und Nachſilben.

abād (Colonie, Anſiedelung, entſprechend dem deutſchen Boden, engliſch abode, lateiniſch habitare): die meiſten Dorfnamen, wie Jussufabad, Schādschehān-ābād;

das griechische apatana und das noch gebräuchliche indische patan sind von ābād abzuleiten, so: Masabādan (Eichenort), Sabadan, Ekbatana, die Stationen Alexanders auf dem Marsche nach Hamadan; Siringapatam;

stān, istān (Stand, von istāden stehen): Turkistan, Sistan, Kabulistan oder Zabulistan, Hidustān, Kaferistan, Kuhistan;

gird, auch dschird, entsprechend dem slawischen gorod, Hrad, Gratz (Rundung, Umwallung): Fassagird, Melanogird, Borudschird, Tigranokarta, Sadrakarta (jetzt Sari);

ān, hān, gān, schān. Mit dieser Silbe endigen unzählige Städte und Länder, es scheint eine Abkürzung von stan zu sein: Iran, Turan, Teheran, Gilan, Kaschan, Schuschan, Gulpajegan, Ispahan;

bār, wār, awer, ver (von burden, tragen, bürden; daher bār, die Bürde): Rudbār (vom Fluß gebracht, aufgeschwemmtes Land), Rud zerbār (goldtragender Fluß), Sabsāwer (grasbringend), Pischāwer, Kengāwer, Abāver, Niāverān (schilftragend), Māverān, Schewerān;

bend, wend (Verbindung): viele Stämme benennen sich mit dieser Endsilbe, so Kakāwend, Nahāwend, Schahsewend, Hassanawend; wend entspricht dem türkischen lu und ar: Osmanlu, Karagoslu, Afschar, Kadschar, und dem arabischen beni (Söhne): Beni-Hassan; im Persischen aber auch dem Begriff Höhe, Gebirgswand, Gebirgsstock: Demāwend, Elwend, Sahend, Serahend (Gebirgsstock in der Hezareh);

vān, bān (Hüter): Bāgbān (Gartenhüter), Marzebān (Grenzhüter), Schirwān (Königshüter), Nachtschiwan (Jagdhüter), Eriwān (Irans Grenzfestung), Ardebān auch Ardewān, Schāhderbān (Königsthürhüter);

pur, puter: Nischāpur, Schāpur und viele indische Städte;

ard (arta, erz, groß, mächtig): Ardeschir, Ardistan,
elan, Ardebil, Ardeban, Arwend (Elwend), A
ser (Kopf, Ursprung): Serpul (Brückenkopf), Serab,
tscheschmeh, Serneschin, Serabend.

Von den alten Provinznamen ist noch erkennbar:
kanien, jetzt Gurgan (Wolfsland), wo in der That
noch viele Wölfe hausen, mit dem Flusse Gurgab. Von
alten Tribusnamen erhielten sich: die Tapyren in den
baristanern um Balafrusch, welche ihren Namen von
(Axt), weil sie Holzfäller sind, ableiten; die Geli und M
in den Gilemerds (Morastbewohner), wie sich heute no
Gilaner nennen; die Marden, südlich um Pasagird woh
was durch die häufige Theilung eines Stammes zu erk
ist; die Saken in Segistan: wie überhaupt bei genauer
forschung sich Spuren der meisten im Alterthum beka
Stämme finden dürften.

R
.31
P76
186'S
LANE
HIST